Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 08176104 5

Digitized by Google

Digitized by Google

Grenzboten
*DF
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Viertes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1897

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
324097A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1927 L

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1897. Viertes Vierteljahr

Politik, Volkswirtschaft, Unterrichtswesen

Der Reichskanzler und das preußische Ministerium. S. 153. 209.
Ein Gesetz zur staatlichen Selbsterhaltung. Von L. Baudler. S. 201.
Gedanken eines Freisinnigen über die freisinnige Partei. S. 249.
Politische Unreife und politische Unarten. S. 345.
Das Flottengesetz. Von G. Wislicenus. S. 444.
Mittelstädts politische Briefe. Von Emil Kühn. S. 454.

Auswärtige Politik. S. 57.
Unsre südwestafrikanische Kolonie. Von Kurt von François. S. 67.
Nochmals der deutsch-russische Vertrag von 1887. S. 90.
Japanische Staatspolitik und deutsche Parteipolitik. S. 105.
Die Besiedlung des brasilischen Alto-Uruguaygebiets. Von E. Kapff. S. 162.
Handelsverträge und die Flottenfrage. S. 263.
Oesterreich und die deutsche Wirtschaftspolitik. S. 297.
England und Deutschland. S. 393.
Die deutschen Kolonisten an der Wolga. S. 403. 509.
Finis Austriae? S. 441.
Kiao-tschau. S. 497.

Kornpreise und Industrie. Von E. von der Brüggen. S. 1.
Die landwirtschaftlichen Betriebe im deutschen Reiche 1882 und 1895. S. 45.
Abermals zum Heimatschutz. S. 111.
Personalreformen bei der Post. S. 303.
Die Organisation des Handwerks. S. 354.
Koalitionsrecht und Koalitionspraxis. S. 366.
Fünfundzwanzig Jahre deutscher Reichsstatistik. S. 504.
Buchenbergers Agrarpolitik. S. 553.
Die Briefstatistik der deutschen Reichspost. S. 609.

Zur Lage der Lehrer an den höhern Schulen Preußens. S. 13.
Die höhere Mädchenschule. Von Paula Schlodtmann. S. 313.
Schulmißhandlungen. Von Theodor Brix. S. 327.
Lehrkunst und Lehrhandwerk. S. 614.

Litteratur

Zwei philosophische Systeme. S. 18. 72.
Aus Maximilian Klingers Leben. S. 29.
Otto Gildemeisters Essays. S. 84.
John Brinckman. Von Ernst Brandes. S. 117. 278.
Eine Lebensbeschreibung Kaiser Wilhelms I. S. 169.
Wilhelm Jensen als Lyriker. S. 321.
Meyers Konversationslexikon. Von Adolf Rosenberg. S. 426.
Neue Romane. S. 483. 582.
Paulsens Geschichte des gelehrten Unterrichts. S. 587.

Kunst

Die großen Kunstausstellungen des Jahres 1897. Von Adolf Rosenberg. 2. Dresden. S. 218. — 3. München. S. 572.
Neueste Kunst und Kunstlitteratur. S. 533.
Volksbühne auf dem Lande. S. 631.
Karl Pfannschmidt. S. 636.

Verschiednes

Das schwarze Zeitalter. S. 36.
Altbaierische Wanderungen. S. 134. 180. 229.
Mein Haus. Von Theodor Duimchen. S. 272.
Anthropologische Fragen. S. 372. 413. 470.
Aus der napoleonischen Zeit. Von G. Egelhaaf. S. 381.
Endlich den Beruf gefunden. S. 523. 562. 620.
Zur Weihnachtszeit. Von Sophus Bauditz. S. 592. 639.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Mittelstand in Köln und Erfurt. S. 52. — Von den Kaisermanövern. S. 54. — Die Genossen in Hamburg. S. 93. — Warum ist Christus verurteilt worden? S. 95. — Modernstes in Dichtung und Stil. S. 96. — Hurrah! S. 97. — Sonntagsheiligung. S. 144. — Manövernachklänge. S. 147. — Anarchistenschutz. S. 150. — Das Bismarckdenkmal für Berlin. S. 151. — Der Südwesten Europas. S. 190. — Die Frauenarbeit in Deutschland. S. 192. — Einquartierung. S. 195. — Agrarische Mißerfolge. S. 237. — Zwei Antrittsreden

Digitized by Google

akademischer Volkswirte in Preußen. S. 240. — Der Index in Vergangenheit und Gegenwart. S. 245. — Der Beruf der Rekruten. S. 290. — Zur Agrar- und Handelspolitik der Vereinigten Staaten. S. 292. — Bäcker- und Kellnerschutz. S. 333. — Aus dem Berliner Rathause. S. 339. — Diebstahl und Körperverletzung. S. 341. — Kartenbriefe. S. 343. — Familiennachrichten. S. 343. — Die Politik der Vorsicht in England. S. 386. — Ulixes redivivus. S. 432. — Nochmals Brinckman. S. 434. — Der Personalkredit des ländlichen kleinen Grundbesitzes. S. 492. — Berliner Kaufleute und Seemacht. S. 600. — Für das Flottengesetz. S. 646. — Eisenbahnunfälle und Alkoholmißbrauch. S. 647.

Besprochne Bücher

Ed. von Hartmann, Kategorienlehre. S. 18.
W. Wundt, System der Philosophie. S. 81.
M. Rieger, Klinger in seiner Reife. S. 29.
Belvederegalerie. S. 56.
O. Gildemeister, Essays. S. 84.
O. Jurnitschek, Entstehung der Kapitalien. S. 98.
E. Stumpfe, Der kleine Grundbesitz. S. 100.
E. v. Halle, Baumwollenproduktion. S. 101.
E. Kämpfer, Lasset die Kindlein zu mir kommen. S. 103.
A. Hahn, Demeter und Baubo. S. 104.
E. Marcks, Kaiser Wilhelm I. S. 169.
A. Peez, Zur neusten Handelspolitik. S. 197.
F. Voigt und M. Koch, Geschichte der deutschen Litteratur. S. 198.
E. Elster, Prinzipien der Litteraturwissenschaft. S. 295.
W. Jensen, Vom Morgen zum Abend. S. 321.
O. Ammon, Die natürliche Auslese beim Menschen. S. 375.
E. Lavisse, Histoire générale. S. 381.
A. Scholkmann, Grundlinien einer Philosophie des Christentums. S. 389.
K. Laßwitz, Gustav Theodor Fechner. S. 389.
R. W. Emerson, Drei Essays. S. 390.
W. Weitling, Evangelium eines armen Sünders. S. 390.
P. Barth, Philosophie der Geschichte. S. 391.
J. Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. S. 435.
H. Kohl, Bismarckjahrbuch. S. 436.
D. v. Malachowski, Erinnerungen. S. 437
H. zu Dohna, An der Schwelle des Orients. S. 437.
A. Philippi, Die Kunst der Renaissance. S. 438.
H. Pfeiffer, Riddagshausen. S. 439.
J. Wichner, Stundenrufe der deutschen Nachtwächter. S. 439.
C. Vogel, Woraus sie tranken. S. 440.
Aus Wald und Grund. S. 440.
O. Mittelstädt, Vor der Flut. S. 454.
L. Ganghofer, Der laufende Berg. S. 483.
J. H. Löffler, Martin Bötzinger. S. 484.
H. Steinhausen, Entsagen und Finden. S. 487.
C. Viebig, Kinder der Eifel. S. 488.
L. Glaß, Tönendes Erz. S. 489.
B. Schulze-Smidt, Kein Gitter hindert Kupido. S. 491.
S. Junghans, Lore Fay. S. 491.
H. Arnold, Neue Novellen. S. 492.
F. Zilcken, Phantastische Geschichten. S. 495.
G. v. Buchwald, Die Meermaid von Amrum. S. 495.
Pan. S. 533.
Zeitschrift für dekorative Kunst. S. 538.
Klassischer Skulpturenschatz. S. 543.
Meisterwerke der Holzschneidekunst. S. 544.
Weihnachtsbücher. S. 545.
A. Buchenberger, Grundzüge der deutschen Agrarpolitik. S. 553.
M. Janitschek, Gelandet. S. 582.
W. Raabe, Das Odfeld. S. 583.
W. H. Riehl, Ein ganzer Mann. S. 584.
F. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts. S. 587.
R. Stolzmann, Die soziale Kategorie. S. 603.
M. Kronenberg, Kant. S. 604.
K. Marsden, Eine Reise nach Sibirien. S. 604.
Calderon, übersetzt von Pasch. S. 606.
E. von Hesse-Wartegg, China und Japan. S. 651.
M. von Brandt, Drei Jahre ostasiatischer Politik. S. 651.
R. Keyserling, Vom Japanischen Meer bis zum Ural. S. 652.

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 40

Ausgegeben am 7. Oktober 1897

Inhalt:

	Seite
Kornpreise und Industrie. Von E. von der Brüggen	1
Zur Lage der Lehrer an den höhern Schulen Preußens	13
Zwei philosophische Systeme	18
Aus Maximilian Klingers Leben	29
Das schwarze Zeitalter	36
Die landwirtschaftlichen Betriebe im deutschen Reiche 1882 und 1895	45
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Der Mittelstand in Köln und Erfurt — Von den Kaisermanövern	52
Litteratur	56

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Citatenschatz

Geflügelte Worte und andere denkwürdige Aussprüche aus Geschichte und Litteratur

Von

Hans Nehry

Zweite Auflage. Gebunden 6 Mark

Dieser Citatenschatz stellt sich als keine gewöhnliche Sentenzensammlung heraus, wie er auch die vorhandnen Sentenzensammlungen, z. B. die trefflichen „Geflügelten Worte“ von Georg Büchmann, nicht etwa überflüssig machen will. Er steckt sich die Grenzen weiter: er nimmt sich die deutschen und ausländischen Klassiker vor, die die Grundlage aller litterarischen Bildung ausmachen, und will aus diesen die Fülle von Ansprüchen bleibenden Wertes zusammentragen, die, einmal gelesen, sich mit ihrem Gedankeninhalte dem Gedächtnisse einprägen, ohne doch im Augenblicke mit ihrem ursprünglichen Wortlaute sofort wieder erzeugt werden zu können. . . . Es soll also eine wahre Quelle des Wissens sein, dieser Citatenschatz, eines großen geistigen Besitzes, den man hat, und der zur steten freien Verwendung immer offen gehalten werden muß. Während andre Sentenzensammlungen Einzelheiten ohne Einheit bringen, erhält der Grunowsche Citatenschatz durch diesen Gesichtspunkt die Eigenschaft von etwas Ganzem, Großem, Einheitlichem. Infolgedessen vertieft man sich auch mit einem ganz andern Genuß in diesen neuen Citatenschatz; suchte man in den frühern Sentenzensammlungen nach Einzelnem, um das Buch dann nach befriedigtem Interesse wieder fortzulegen, so führt hier das Einzelne zu immer weiterm Einzelnen, weil man einen Faden herausfühlt, der alles mit einander verbindet.

(Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung)

Wie der Deutsche spricht

Phraseologie der volkstümlichen Sprache

von

S. Hetzel

Fein gebunden 3 Mark

Von vielen Seiten und mit verschiedenen Waffen ist in den letzten Jahren gekämpft worden gegen das saft- und kraftlose Tintendeutsch, das sich mit Wendungen und Satzformen ziert und spreizt, die der gesprochnen Rede ganz fremd sind. Nach meiner Ueberzeugung ist auch das eine Frucht von Rudolf Hildebrands unablässigen Bemühungen, den Blick auf die lebendige Rede zu lenken. Schroeders „Großer Papierner“, Wustmanns „Sprachdummheiten“ mit all ihren Ablegern — sie „hauen alle in dieselbe Kerbe“. Jeder neue Bundesgenosse gegen die Papiersprache ist willkommen; denn „keine Eiche fällt auf einen Streich“. Welchen Wert kann solch eine Sammlung volkstümlicher Wendungen und Redeweisen haben? Erstens hat man seine helle Freude an der urkräftigen Ausdrucksfülle, die in ihnen beschlossen liegt, und zweitens kommt das Studium dieses echten, bodenwüchsigen Deutsch schließlich auch dem eignen Stil zu gute. Natürlich wird man hier und dort bei Hetzel eine Wendung vermissen. Solch ein Buch kann nicht auf den ersten Wurf erschöpfend sein. Aber im Ganzen wird man dem Fleiße des Verfassers seine Anerkennung nicht versagen können. Mit vollem Rechte hat Hetzel auch das Derbe nicht verschmäht und bloß das wirklich Unflätige ausgeschlossen. Das Buch verdient eine freundliche Aufnahme. Hervorgehoben sei auch die gefällige Ausstattung und der saubere, klare Druck, wie man das an Grunows Verlagswerken gewöhnt ist. (Leipziger Zeitung)

Allerhand Sprachdummheiten

Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen

Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen

von

Gustav Wustmann

Zweite, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage

In Leinwand gebunden 2 Mark 50 Pfennige

Als das Büchlein vor sechs Jahren zum ersten Male erschien, erregte es ungewöhnliches Aufsehen: es fand auf der einen Seite lebhafte Zustimmung, auf der andern hitzigen Widerspruch. Es hat seitdem seinen Weg gemacht und man wird ihm nun, wo es in erneuerter Gestalt vor uns hintritt, das Zeugnis nicht versagen können, daß es viel Gutes gewirkt und sich für weite Kreise als nützlich und segensreich erwiesen hat. Es hat das sprachliche Gewissen aufgerüttelt und geschärft, hat Auge und Ohr für sprachliche Fehler empfindlicher gemacht, und die Achtung vor der Muttersprache gekräftigt . . . — kurzum, es hat eine nützliche, ja notwendige Mission erfüllt, so daß jeder, dem die Reinheit und Korrektheit unsers geliebten Deutsch am Herzen liegt, dem Verfasser zu aufrichtigen Danke verpflichtet ist. Die neue Ausgabe ist in mancher Weise ergänzt und bereichert worden und hat gegen die erste namentlich durch die bessere und übersichtlichere Stoffeinteilung erheblich gewonnen. . . . Wollen wir hoffen und wünschen, daß das lehrreiche Buch auch in dieser neuen Gestalt von allen denen beherzigt werden möge, die ihre Muttersprache lieben, und von denen insonderheit, denen ihre Hut und Pflege in der Schule empfohlen ist. (Magdeburg Zeitung)

Die Kunst der Rede

Eine deutsche Rhetorik

von

A. Philippi

Gebunden 2 Mark

Im Altertum nahm die öffentliche Rede eine viel wichtigere Stelle ein als in der Neuzeit, wenigstens vor Einführung der Parlamente. Die kunstgemäße Prosa bildete sich daher bei den Griechen an der mündlich gehaltenen Rede, bei uns Neueren dagegen im schriftlichen Gebrauche. Wie sich auf Grund der Theorie der Alten, der Rhetorik, die Prosa der europäischen Kulturvölker ausgebildet hat, schildert der Verfasser im ersten Teil seines Buches. Im zweiten Teil stellt er sodann aus jener Theorie alles das zusammen, was entweder noch praktisch brauchbar ist oder sonst von Interesse erscheint. Die Theorie hat sich hauptsächlich im Anschluß an die mündliche Rede weiter entwickelt, und darum tritt diese im zweiten Teil mehr hervor als die Schriftprosa. Hierbei wird auch vielerlei berührt, was in neueren Anleitungen zum Reden und in ähnlichen Büchern behandelt zu werden pflegt. Das Buch kann daher nicht nur denen empfohlen werden, die sich über Geschichte und Theorie der Redekunst in angenehm lesbarer Form unterrichten wollen, sondern es bietet auch an Beispielen älterer und neuerer Prosaisten und Redner praktische Winke zur Vervollkommnung im Reden und Vortragen, wie im schriftlichen Stil.

(Dtsch. Reichs- u. Preuß. Staats-Anzeiger)

Digitized by Google

Kornpreise und Industrie

Von E. von der Brüggen

Aus Rußland kommen Nachrichten über eine schlechte Ernte: die Kornkammern des Ostens und des Südens sind durch Nässe im vergangnen Herbst und durch Dürre im heurigen Sommer vor eine Ernte gestellt worden, die voraussehen läßt, daß von Rußland her vorläufig nur auf eine geringe Einfuhr von Brotfrucht in die westlichen Länder gerechnet werden darf. Die Donauländer melden gleichfalls eine schlechte Ernte. Ungarns Aussichten sind ähnlich. Auch Frankreich erwartet nur eine spärliche Ernte, besonders in Weizen. Die Weizenpreise steigen infolgedessen von Tag zu Tage, zunächst in Amerika, dem Lande, woher man auf Einfuhr rechnet, und in Frankreich, dem Lande, das vor andern der Einfuhr bedarf. Wir haben vielleicht eine Teuerung vor uns gerade in dem Augenblick, wo unsre deutsche Agrarpolitik so verfahren ist wie nie zuvor. Das ist eine Lage, die zu einer Umschau auf dem wirtschaftlichen Gebiet auffordert.

Wir sind seit 1870 mit schnellen Schritten vom Agrarstaat zum Industriestaat übergegangen. Die letzte Zählung hat ergeben, daß der ackerbauende Teil unsrer Bevölkerung unter die Hälfte der Volkszahl herabgesunken ist. Wir können ohne wachsenden industriellen Export nicht mehr leben, und ebenso wenig ohne wachsenden Brotimport. Wir brauchen eine jährliche Zufuhr an Brotfrucht für mindestens dreihundertfünfzig Millionen Mark. Dieses Bedürfnis wächst stetig, denn die Volkszahl wächst, und die Kornerzeugung wächst nicht in entsprechendem Maße. Der staatlich durch Prämien angestachelte Zuckerexport erweitert den Rübenacker und verengt den Kornacker. Sechs Jahre niedergehender Kornpreise haben den Körnerbau so heruntergebracht, daß er nur noch unter besonders günstigen Bedingungen lohnt und immer mehr

Digitized by Google

durch andre Nutzung des Ackers ersetzt wird. Der Landwirt rief nach Hilfe, aber die überwiegenden Interessen der Industrie widersetzten sich erfolgreich. Der Staat meinte, die Entwicklung der Industrie und des Außenhandels müsse vor allem gefördert werden, und sei es auch auf Kosten des Ackerbaus. „Baut Gemüse, erzeugt Fleisch, Milch u. dergl. — sagten die Industriellen oder doch deren berufne oder unberufne Vertreter —, wir brauchen euer Brotkorn nicht; das holen wir uns anderswo her und bezahlen es mit unsern Fabrikaten. Verbessert eure Wirtschaft — sagten sie weiter —, indem ihr von uns besseres Gerät und Maschinen kauft, steigert eure Erträge durch künstliche Düngemittel und rationellere Ausnutzung des Landes!“ Das that auch der Landwirt, aber die Steigerung der Roherträge brachte doch keine wesentliche Steigerung der Reinerträge, denn die Kornpreise fielen und fielen. Soweit der Bauer, von Schulden wenig belastet, sein Land mit eigner Hand oder mit Hilfe von Kindern und Enkeln bestellte, konnte er sich halten; wer aber verschuldet war, wer fremde Hände bezahlen mußte, versank weiter und weiter in Schulden. Der Wucher blühte üppig auf, und das Kapital der Banken fand seinen Gewinn dabei. „Ich will geringere Zinsen von euch nehmen,“ sagte das Kapital. „Das Brot lasse ich nicht künstlich verteuern,“ sagte die Industrie. „So muß ich den Körnerbau weiter einschränken,“ antwortete der Landwirt, und viele sagten: „So muß ich zu Grunde gehen.“

Es erhob sich ein Kampf zwischen Landmann und Geldmann, der unser Volksleben aufs äußerste verbitterte. Der Ackerbauer beschuldigte den Händler, daß er ihm auf unbillige Weise den Lohn seiner Arbeit schmälere, indem er die Kornpreise durch Bedrohung mit papiernen Getreidemengen niederhalte. Er setzte es durch, daß der Staat gewaltsam den papiernen Kornhandel zu zerstören versuchte. Aber dabei wurde das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, und dem Ackerbauer war nicht geholfen: man hatte den organisirten zentralen Kornmarkt von Berlin zerstört und keine ausreichende Neuordnung, wie sie der Landmann braucht, geschaffen. Der Kampf setzte sich fort, und man ist soweit gekommen, daß kürzlich der Landmann ein Verbot aller Korneinfuhr forderte, daß andrerseits Gegner verlangen, der große Grundbesitz solle gewaltsam zerschlagen werden. Von den Lehren der freien wirtschaftlichen Entwicklung haben sich beide Parteien längst und völlig losgesagt; beide rufen nach staatlicher Gewalt. Wohin soll das führen? Werden auf diesem Wege nicht die Grundlagen unsers Volkslebens gelockert, wird nicht das Eigentum hier, der Handel dort im Innersten bedroht und so unser wirtschaftliches Leben der festen Rechtsstützen beraubt, die es vor den unterwühlenden Fluten des sozialdemokratischen Schlammes bewahren? Leidenschaft, Haß, Einseitigkeit überall, und sie werden auf allen möglichen Gebieten, die weder mit Ackerbau noch mit Handel oder Industrie etwas zu schaffen haben, geschürt. Es ist Zeit, sich darauf zu besinnen, daß auch in dem Kampf der wirtschaftlichen Interessen

Digitized by Google

nur mit Selbstbeschränkung, mit Kompromissen ein dauernd heilsamer Ausgleich zu erlangen ist.

In jüngerer Zeit ist das „ostelbische" Junkertum zum Sündenbock für alles ausersehen worden, was der Landmann in diesen Kämpfen an unverständigem Eigennutz aufgewiesen hat. Die Notlage des Ackerbaus macht sich natürlich am stärksten fühlbar in den Landesteilen, die, von der Natur am meisten auf Körnerbau angewiesen, zugleich den geringsten Absatz in industriellen Städten haben. Im Osten kann der Gutsbesitzer seine großen Äcker nicht in Weinberge oder Tabakfelder verwandeln, der Bauer nur selten durch Viehwirtschaft den Kornbau ersetzen. So leidet der Osten besonders empfindlich unter Preisen, die bei seiner Hauptfrucht, dem Roggen, im Jahre 1896 bis auf 107 Mark für die Tonne, d. h. um 100 Prozent gegen frühere Jahre gefallen sind. Aber wenn der Ostelbier mit gutem Recht nach Hilfe rief, so fragt es sich doch, ob er sich auch stets an die rechte Stelle wandte, und ob seine Not nicht in mancher Beziehung durch eigne Schuld verstärkt wurde. Ist das letzte Mittel der Selbsthilfe erschöpft worden? Hat man versucht, sich mit geeinter Kraft von der Alleinherrschaft der Berliner Kornbörse zu befreien? Sind die Versuche, die man mit genossenschaftlichem Betriebe von Kornhandel und Molkerei, von Müllerei und Bäckerei unternommen hat, etwa so unbefriedigend ausgefallen, daß man schon auf Hilfe von solchen Organisationen verzichten müßte? Hat nicht vielmehr der Ende August in Dresden abgehaltne dreizehnte Vereinstag der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften das Gegenteil gezeigt? Sollte es unmöglich sein, daß aus der Vergesellschaftung der landwirtschaftlichen Gewerbe dem Ackerbau eine ähnliche Kraft erwüchse, wie sie sich Industrie und Kapital in ihren Aktiengesellschaften und Ringen längst geschafft haben? Ist der Staat nicht willig, auf diesem Boden der Landwirtschaft mit seinem Geld und seiner Macht Hilfe zu leisten?

Hat man ferner ernstlich gesucht, der Überschuldung entgegenzutreten in der Haushaltung, beim Güterkauf, durch das Bestreben, mit gemeinsamen Opfern gegen Wucher und Ausbeutung vorzugehen? Hat man angefangen einzusehen, daß die Heimat des Junkers die väterliche Scholle sein und bleiben sollte, nicht aber das Kavallerieregiment und die Garnisonstadt? Mag der Soldatenrock noch so viel Ehre bringen — er zehrt doch an der Lebenskraft des Landjunkers. Mag der Königsdienst des preußischen Junkers seit zwei Jahrhunderten noch so große Verdienste um Preußen und Deutschland gehabt haben: heute ist die Tradition, die jeden preußischen Landjunker in die Kaserne zwingt, eine Ursache ostelbischer Landnot, die nicht viel weniger verhängnisvoll ist als die schlechten Kornpreise. Wenn die Mehrzahl der Landjunker, die die besten Lebensjahre und ihrer Väter Geld im Dienste des Staates verthun, um endlich als Majore das väterliche Gut widerwillig und verschuldet zu übernehmen, statt dessen irgend einen Erwerb gesucht hätten, wie viele ostelbische Güter

Digitized by Google

durch andre Nutzung des Ackers ersetzt wird. Der Landwirt rief nach Hilfe, aber die überwiegenden Interessen der Industrie widersetzten sich erfolgreich. Der Staat meinte, die Entwicklung der Industrie und des Außenhandels müsse vor allem gefördert werden, und sei es auch auf Kosten des Ackerbaus. „Baut Gemüse, erzeugt Fleisch, Milch u. dergl. — sagten die Industriellen oder doch deren berufne oder unberufne Vertreter —, wir brauchen euer Brotkorn nicht; das holen wir uns anderswo her und bezahlen es mit unsern Fabrikaten. Verbessert eure Wirtschaft — sagten sie weiter —, indem ihr von uns besseres Gerät und Maschinen kauft, steigert eure Erträge durch künstliche Düngemittel und rationellere Ausnutzung des Landes!“ Das that auch der Landwirt, aber die Steigerung der Roherträge brachte doch keine wesentliche Steigerung der Reinerträge, denn die Kornpreise fielen und fielen. Soweit der Bauer, von Schulden wenig belastet, sein Land mit eigner Hand oder mit Hilfe von Kindern und Enkeln bestellte, konnte er sich halten; wer aber verschuldet war, wer fremde Hände bezahlen mußte, versank weiter und weiter in Schulden. Der Wucher blühte üppig auf, und das Kapital der Banken fand seinen Gewinn dabei. „Ich will geringere Zinsen von euch nehmen,“ sagte das Kapital. „Das Brot lasse ich nicht künstlich verteuern,“ sagte die Industrie. „So muß ich den Körnerbau weiter einschränken,“ antwortete der Landwirt, und viele sagten: „So muß ich zu Grunde gehen.“

Es erhob sich ein Kampf zwischen Landmann und Geldmann, der unser Volksleben aufs äußerste verbitterte. Der Ackerbauer beschuldigte den Händler, daß er ihm auf unbillige Weise den Lohn seiner Arbeit schmälere, indem er die Kornpreise durch Bedrohung mit papiernen Getreidemengen niederhalte. Er setzte es durch, daß der Staat gewaltsam den papiernen Kornhandel zu zerstören versuchte. Aber dabei wurde das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, und dem Ackerbauer war nicht geholfen: man hatte den organisirten zentralen Kornmarkt von Berlin zerstört und keine ausreichende Neuordnung, wie sie der Landmann braucht, geschaffen. Der Kampf setzte sich fort, und man ist soweit gekommen, daß kürzlich der Landmann ein Verbot aller Korneinfuhr forderte, daß andrerseits Gegner verlangen, der große Grundbesitz solle gewaltsam zerschlagen werden. Von den Lehren der freien wirtschaftlichen Entwicklung haben sich beide Parteien längst und völlig losgesagt; beide rufen nach staatlicher Gewalt. Wohin soll das führen? Werden auf diesem Wege nicht die Grundlagen unsers Volkslebens gelockert, wird nicht das Eigentum hier, der Handel dort im Innersten bedroht und so unser wirtschaftliches Leben der festen Rechtsstützen beraubt, die es vor den unterwühlenden Fluten des sozialdemokratischen Schlammes bewahren? Leidenschaft, Haß, Einseitigkeit überall, und sie werden auf allen möglichen Gebieten, die weder mit Ackerbau noch mit Handel oder Industrie etwas zu schaffen haben, geschürt. Es ist Zeit, sich darauf zu besinnen, daß auch in dem Kampf der wirtschaftlichen Interessen

Digitized by Google

nur mit Selbstbeschränkung, mit Kompromissen ein dauernd heilsamer Ausgleich zu erlangen ist.

In jüngerer Zeit ist das „ostelbische" Junkertum zum Sündenbock für alles ausersehen worden, was der Landmann in diesen Kämpfen an unverständigem Eigennutz aufgewiesen hat. Die Notlage des Ackerbaus macht sich natürlich am stärksten fühlbar in den Landesteilen, die, von der Natur am meisten auf Körnerbau angewiesen, zugleich den geringsten Absatz in industriellen Städten haben. Im Osten kann der Gutsbesitzer seine großen Äcker nicht in Weinberge oder Tabakfelder verwandeln, der Bauer nur selten durch Viehwirtschaft den Kornbau ersetzen. So leidet der Osten besonders empfindlich unter Preisen, die bei seiner Hauptfrucht, dem Roggen, im Jahre 1896 bis auf 107 Mark für die Tonne, d. h. um 100 Prozent gegen frühere Jahre gefallen sind. Aber wenn der Ostelbier mit gutem Recht nach Hilfe rief, so fragt es sich doch, ob er sich auch stets an die rechte Stelle wandte, und ob seine Not nicht in mancher Beziehung durch eigne Schuld verstärkt wurde. Ist das letzte Mittel der Selbsthilfe erschöpft worden? Hat man versucht, sich mit geeinter Kraft von der Alleinherrschaft der Berliner Kornbörse zu befreien? Sind die Versuche, die man mit genossenschaftlichem Betriebe von Kornhandel und Molkerei, von Müllerei und Bäckerei unternommen hat, etwa so unbefriedigend ausgefallen, daß man schon auf Hilfe von solchen Organisationen verzichten müßte? Hat nicht vielmehr der Ende August in Dresden abgehaltne dreizehnte Vereinstag der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften das Gegenteil gezeigt? Sollte es unmöglich sein, daß aus der Vergesellschaftung der landwirtschaftlichen Gewerbe dem Ackerbau eine ähnliche Kraft erwüchse, wie sie sich Industrie und Kapital in ihren Aktiengesellschaften und Ringen längst geschafft haben? Ist der Staat nicht willig, auf diesem Boden der Landwirtschaft mit seinem Geld und seiner Macht Hilfe zu leisten?

Hat man ferner ernstlich gesucht, der Überschuldung entgegenzutreten in der Haushaltung, beim Güterkauf, durch das Bestreben, mit gemeinsamen Opfern gegen Wucher und Ausbeutung vorzugehen? Hat man angefangen einzusehen, daß die Heimat des Junkers die väterliche Scholle sein und bleiben sollte, nicht aber das Kavallerieregiment und die Garnisonstadt? Mag der Soldatenrock noch so viel Ehre bringen — er zehrt doch an der Lebenskraft des Landjunkers. Mag der Königsdienst des preußischen Junkers seit zwei Jahrhunderten noch so große Verdienste um Preußen und Deutschland gehabt haben: heute ist die Tradition, die jeden preußischen Landjunker in die Kaserne zwingt, eine Ursache ostelbischer Landnot, die nicht viel weniger verhängnisvoll ist als die schlechten Kornpreise. Wenn die Mehrzahl der Landjunker, die die besten Lebensjahre und ihrer Väter Geld im Dienste des Staates verthun, um endlich als Majore das väterliche Gut widerwillig und verschuldet zu übernehmen, statt dessen irgend einen Erwerb gesucht hätten, wie viele ostelbische Güter

Digitized by Google

wären heute wenig oder gar nicht verschuldet, wie viel geringer wäre dort die Not! Aber das Gelderwerben wird den Bürgerlichen, den Städtern, den Juden überlassen, und man kommt mit Schulden heim, während die andern Vermögen erwarben. Wie kann es anders sein, als daß zuletzt der Major das väterliche Gut dem Juden verkaufen muß, dem Fabrikherrn, dem Handelsherrn, der zwischen dem zwanzigsten und vierzigsten Jahre zehn- und zwanzigfach so viel verdient hat, als der Junker verzehrte? Es könnte wohl sein, daß die Not dieser Zeit die ostelbischen Herren lehrte, was der Junker andrer Länder längst erkannt hat: daß ein Landadel zu Grunde geht, wenn auch mit Ehren, der im Staatsdienst seinen vornehmsten Beruf sieht; daß der Landmann schlecht beraten ist, der es heute versäumt, seine beste Kraft und Zeit vorzugsweise erwerbender Arbeit zu widmen. Die Zeit ist vorüber, wo der Gutsherr die Bebauung des Ackers daheim dem Bauer überlassen, sich selbst und seine Söhne für das Vaterland opfern konnte. Hier ist ein Stück Mittelalter, das abzustreifen in der That den ostelbischen Herren mit mehr Recht angeraten werden könnte als manches andre, was ihnen vorgeworfen wird. Wenn man erwidert, diese preußische Tradition verleihe dem deutschen Heere in seinem Offizierkorps die Kraft, in der seine Überlegenheit über andre Heere wurzele, nun wohl, so gestehe man sich auch ein, daß, indem der Stand der Großgrundbesitzer dem Heere diese Kraft giebt, er sich selbst aus freiem Willen dem Staat und dem Reiche opfert, und man trage dieses Opfer, ohne andre dafür verantwortlich zu machen. Der ostelbische Junker schaut zu unverwandt rückwärts, und seine Gegner schauen zu wenig vorwärts.

Die Industrie fordert billige Arbeiter, billiges Brot. Je weiter der Arbeiter die Löhne steigert, umso mehr wünscht der Arbeitgeber die Preise der Nahrung herabzusetzen. Der Pfennig, um den das Brot sinkt, ist zugleich der Pfennig, um den der Brotherr die Lohnerhöhung verringert: die Interessen von Ackerbauer und Industrieherr sind hier einander entgegengesetzt.

Je kleiner der Grundbesitz ist, umso geringer ist die Brotmenge, die von dem Morgen des Landes zum Verkauf an den industriellen Arbeiter gelangt. Der Großgrundbesitz hat gegenüber dem Kleinbesitz das stärkere Interesse an hohen Kornpreisen. Der Großbesitz ist der stärkere Erzeuger von Handelskorn, der Großbesitz vermag auf gegebner Ackerfläche der Industrie mehr Brot zu liefern als der Kleinbesitz. Die Ackerfläche ist aber in Deutschland eine gegebne, sie läßt sich nicht mehr beträchtlich ausdehnen. Je mehr der Großbesitz verschwinden wird, umso weniger einheimisches Getreide wird der Industrie zu Gebote stehen, umso mehr werden wir von fremder Einfuhr abhängen. Das kümmert die Industrie nicht, solange der Handel frei für Einfuhr sorgt, und andre Länder genügend Korn zum Kaufe bieten. Sobald der Ackerbau, um sein Korn besser zu verwerten, den freien Handel mit einem Einfuhrzoll beschränken will, heißt es in der Industrie, er wolle das Brot

Digitized by Google

verteuern. Nun wird dabei zunächst verschwiegen, daß die Kornpreise auf- und abgehen können, ohne daß sich die Brotpreise des Bäckers ändern; daß wir den Weizen in Berlin einmal mit 260 Mark und ein andermal mit 160 die Tonne notirt sahen, das Weizenbrot des Bäckers aber nur wenig im Preise schwankte, nur bei steigendem Weizenpreise einschrumpfte, ohne sich bei fallenden entsprechend zu dehnen. Das gilt freilich weniger für den Teil der Arbeitermasse, der sein Brot nach Gewicht kauft, aber doch für einen großen Teil der auf den Bäcker angewiesenen Konsumenten.

Das Geschrei über Brotverteuerung aber hat noch einen andern übeln Nebenton. Sobald der Ackerbau über zu geringen Preis seiner Brotfrucht klagt und nach Schutz gegen die fremde Konkurrenz verlangt, erhebt sich auf der andern Seite ein Geschrei über den Eigennutz des Junkers, der sich auf Kosten des armen Mannes bereichern wolle. Sein Verlangen wird als ein Attentat gegen das Recht, sogar gegen die Moral dargestellt: das Volk habe ein Recht auf möglichst billiges Brot, jede künstliche Verteuerung sei ein Raub, am armen Manne begangen, ein Verbrechen gegen die Volkswohlfahrt, ein unsittliches Beginnen. Nun, man denkt dabei wohl weniger an den armen Mann als an den Arbeiter, der bei verteuertem Brot geneigt sein könnte, höhern Lohn zu fordern. Es handelt sich im Grunde nicht so sehr um billiges Brot, als um billige Arbeit für die Industrieherren, um jenen Pfennig, der aus der Tasche des Industrieherrn durch die Hand des Arbeiters in die Tasche des Gutsherrn spazieren könnte. Es ist einfach Vorteil gegen Vorteil oder, wenn man will, Eigennutz gegen Eigennutz; und um seinen Eigennutz zu verdecken, schiebt man den armen Mann vor und redet von Humanität, Patriotismus u. dergl. Der Landarbeiter empfindet die Verteuerung des Brotes, soweit er Tagelöhner ist, auch, aber er streikt nicht; der Fabrikarbeiter streikt, wenn es die Umstände gebieten oder erlauben, und fordert den auf das Brot verlornen Pfennig von seinem Brotherrn zurück. Deshalb Fluch und Schande dem Gutsherrn, der durch Hilfe des Staats bessere Preise für seine Brotfrucht zu erlangen sucht!

Was ist nun dieses Verbrechen des Landmannes? Worin liegt das Unmoralische, Volksfeindliche seines Begehrens? Ist denn Brot nicht etwa eine Ware wie eine andre auch? Und der Landmann macht ja kein Brot, sondern der Bäcker. Warum hält sich denn der moderne Volksvormund nicht an den? Möge er doch die Brottaxe wieder fordern, die oft recht wohl angebracht wäre. Der Bäcker, der Müller kann weit eher als der Ackerbauer das Brot willkürlich und ohne alle staatliche Hilfe verteuern; möge man solcher Willkür Schranken ziehen, wenn es nötig wird. Die Willkür des Bäckers wird nicht für unsittlich gehalten, noch die des Müllers oder Händlers; nur wenn der Ackerbauer den Staat zu Hilfe ruft, dann ists schändlicher junkerlicher Eigennutz.

Digitized by Google

Brot und Brotkorn haben für das Volksleben ohne Zweifel eine andre Bedeutung als Streichhölzer, Uhren oder auch Eisenbahnen. Sie sind das erste, wichtigste Lebensbedürfnis des Volkes; der Staat hat dafür zu sorgen, daß sie dem Volke niemals fehlen, und daß sie jedermann zugänglich seien. Schon dieser Umstand deutet auf eine bevorzugte Stellung hin, die dem Erzeuger dieses notwendigsten Lebensmittels im Volksleben gebührt. Aber auch abgesehen davon ist der Ackerbau ein Gewerbe wie ein andres und hat Anspruch darauf, für seine Interessen gleichen Schutz wie die andern zu genießen. Nun spricht man immer von dem Streben nach Brotverteuerung durch den Ackerbauer, während es sich doch nur um bessere Verwertung, bessere Preise für das Korn handelt. Das Korn ist für den Ackerbauer ebenso Erzeugnis seiner Arbeit, gefertigte Ware, wie die Eisenstange für den Hüttenbesitzer, das Garn für den Spinner. Hat man jemals vom Hüttenbesitzer verlangt, daß er auf Erhöhung der Eisenpreise durch staatliche Maßnahmen aus Rücksicht auf den armen Mann verzichte, dessen Gabel, Spaten, Kochkessel dadurch verteuert werde? Hat man es je dem Spinner zum Attentat auf das Volkswohl und Volksrecht angerechnet, daß er den Preis seines Garns durch Schutzzölle zu erhöhen strebte? Und doch bedarf der arme und der reiche Mann fast gleich sehr des Rockes und des Kochkessels wie des Brotes. Hat der Landmann eine moralische Verpflichtung mehr als andre Gewerbtreibende, für das Wohl des Volkes zu sorgen? Ist der Charakter seiner Ware, im privaten Sinne, ein andrer als der andrer Gewerbtreibenden? Wenn Korn in der That für das Volksleben einen andern Charakter hat als Eisen und Baumwolle, so hat es ihn doch nur von dem Gesichtspunkte der Volkswirtschaft, des Staates, aber nicht von dem des Erzeugers, des Ackerbauers. Dieser denkt gar nicht daran, wie das Brot, in das sich sein Korn verwandeln soll, in den Mund des Essers gelangen wird, und soll nicht daran denken. Er sucht die Frucht seiner Arbeit so lohnend als möglich zu verwerten und soll darnach suchen. Man führt Eisenzölle und Textilzölle und Zölle zum Schutz von Erzeugnissen ein, die kaum entbehrlicher sind als Brot, ohne die der arme Mann nicht oder kaum menschlich leben kann, und verliert kein Wort über die Verteuerung: der Kornzoll aber ruft die ganze Pharisäerentrüstung gegen Junker und Großbesitzer hervor, die sich unerlaubter-, schändlicherweise auf fremde Kosten bereichern wollen. Wo ist da eine Gerechtigkeit? Auch wenn die Kornzölle das Brot verteuert hätten, was sie nicht gethan haben, auch wenn Maßregeln wirksamerer Art demnächst ergriffen würden, um die Kornpreise auf einer gewissen Höhe zu halten, man wende sich doch mit seinem Zorn an die rechte Adresse. Dem Landmann geschähe nur sein Recht, wenn man sein Gewerbe vor übermäßiger Konkurrenz schützte wie andre Gewerbe; ihm geschähe nur sein Recht, wenn man es weit stärker als andre Gewerbe stützte, eben weil es das wichtigste Gewerbe ist. Wird dadurch das Brot künstlich verteuert, nun so mag man es doch künst-

Digitized by Google

lich wieder verbilligen, indem man den Lohn des armen Mannes in der Industrie erhöht, oder auch indem man Müllerei und Bäckerei in den Stand setzt, billiger zu arbeiten als bisher, oder auch indem man zugleich Brottaxen und Mehltaxen einführt. Aber man sucht lieber dem Landmann den Hals zuzuschnüren, damit — der Fabrikarbeiter nicht schreie; dieses Schreien könnte dem Fabrikherrn den Pfennig Lohnerhöhung kosten, um den das Brot gestiegen ist.

Auf welcher Seite ist da der krasse Eigennutz, die verwerfliche Sucht, sich zu bereichern? Was ist da der „arme Mann" anders als der Tölpel, hinter dem man sich verstecken will? Der Tölpel läßt sich leicht genug gegen das „Junkertum" oder gelegentlich auch gegen die Regierung verwenden. Eben sehen wir das in Paris, wo die Brotpreise seit Mitte August plötzlich und schnell gestiegen sind. Sie waren seit Jahren niedrig, der industrielle Brotherr hatte sich darnach eingerichtet mit seinen Löhnen, und der Arbeiter auch. Aber der Landmann verdarb dabei, und die Regierung setzte deshalb hohe Kornzölle durch. Kaum sind sie eingeführt, so kommt ein Mißjahr, und die Kornpreise steigen im Auslande und dann auch im Inlande. Nun soll dem Landmann seine Entschädigung werden. Aber das ist nicht die Meinung derer, die voraussehen, daß nun mit den Brotpreisen auch die Arbeitslöhne steigen, und sie diese Erhöhung bezahlen müssen. „Fort mit den Kornzöllen!" heißt es vor allem, und gegen diese, gegen die Regierung wird der Tölpel gehetzt. Dabei übernimmt wieder der Handel, der durch die Kornzölle große Verluste erlitten hatte, die Führung; denn ihm winkt zu allererst der Gewinn von der Aufhebung der Kornzölle. Je weniger im Inlande erzeugt wird, um so größer die Einfuhr von außen, je billiger das fremde Korn, um so leichter die Einfuhr, die Konkurrenz mit dem inländischen Erzeuger. Der Handel mit fremdem Korn hat eben ein deutliches und unmittelbares Interesse daran, daß im Inlande möglichst wenig Getreide erzeugt werde, er ist der natürliche Feind des heimischen Kornbaues. Hinter ihm aber steht, zwar nicht notwendig oder bedingungslos, aber doch leicht durch die Not des Augenblicks bedrängt, die Industrie. Es ist so einfach: kommt der Tölpel daher und fordert höhern Lohn bei dem teuern Brot, dann sagt man ihm, an dem teuern Brot seien Gutsbesitzer und Regierung mit ihren Kornzöllen schuld, gegen die möge er vorgehen. Denn wie könne der Fabrikherr, die Aktiengesellschaft höhern Lohn zahlen bei den schlechten Preisen für die Fabrikate? Sie müßten zu Grunde gehen, wenn sie das thäten, und der Arbeiter werde dann mit ruinirt sein. Das leuchtet dem Tölpel ein, und er läßt sich vorwärts schieben, bis der Staat für gefährdet erklärt und der Kornzoll abgeschafft wird. Die Regierung einschüchtern, den Staat bedrohen, das bringt ja der Landmann mit seinen Ackerknechten nicht so leicht fertig.

Die Führung in diesem Kampfe um die Kornpreise hat bei uns und

Digitized by Google

auch anderwärts vorzugsweise der Handel übernommen, und zwar der Großhandel, der Einfuhrhandel. Ihn trifft der Kornzoll zunächst, indem er seine Korneinfuhr verteuert und also seinen Handelsgewinn herabsetzt. Erst in zweiter Linie wird die Industrie getroffen, soweit eine Verteuerung des eingeführten Korns auf dem Lokalmarkt die Folge ist. Dem Handel kommt es noch weniger als der Industrie auf volkswirtschaftliche Spekulation oder gar sittliche Erwägungen an: er wird bloß durch die kaufmännische Spekulation, durch den Gewinn bestimmt, durch reinen und berechtigten Eigennutz. Es fragt sich, ob der Staat dem Eigennutz des Händlers ein größeres Gewicht beilegen soll als dem des Ackerbauers. Und hier sollte es doch wohl noch klarer sein als bei der Industrie, auf welcher Seite das Volkswohl, der Staat das größere Interesse zu vertreten hat. Man kann unmöglich zweifeln, ob wir den Außenhandel mit Getreide oder den heimischen Getreidebau am Leben erhalten sollten, wenn einmal die Lebensfrage so gestellt werden müßte. Wenn wir in diesem Streit für die Erhaltung unsers Getreidebaues auf andre Gewerbegruppen Rücksicht zu nehmen haben, so sind es weit weniger unsre Handelskammern als unsre Industriekammern, mit denen wir uns auseinanderzusetzen haben.

Die Industrie hat ein Interesse an billigen Brotpreisen, der Staat hat nur daran ein Interesse, daß der Brotpreis in günstigem Verhältnis stehe zum Arbeitslohn. Für den Staat, für die Volkswirtschaft ist es, wenigstens bei uns, mindestens ebenso wünschenswert, daß die Kornpreise in einer den Erzeugungskosten angemessenen Höhe bleiben, als daß der industrielle Arbeitslohn in den den Erzeugungskosten angemessenen Grenzen bleibe. Denn es ist wünschenswert, daß uns ein großer und starker Stand von Ackerbauern erhalten bleibe, weit wünschenswerter, ja notwendiger, als daß wir Strümpfe nach Amerika oder Handschuhe nach England verkaufen.

Amerika scheint heuer eine gute Weizenernte zu haben. Dennoch stiegen die Weizenpreise gerade in Newyork im August mit großer Eile, offenbar weil man damals eben erfuhr, daß in Europa die Ernte im ganzen dürftig ausfallen werde. So werden die Ackerbaustaaten stets spekuliren, und je weniger wir selbst produziren, um so leichter wird Amerika seine Preise steigern können. Auf unsre Brotpreise haben unsre Kornzölle nie großen Einfluß gehabt; sie verlieren aber jede Bedeutung in solchen Lagen, wie die heurige ist. Amerika macht seine Preise, und wir müssen sie zahlen; auch der „arme Mann“ muß sie zahlen, wenn es nicht sein Brotherr für ihn thut. Aber es kann kommen, daß wir in Europa eine Mißernte unter weit schlimmern Bedingungen erleben, als sie gegenwärtig sind.

Unser Hauptlieferant von Korn ist Rußland. Von dort haben wir aber heuer nichts zu erwarten, ebenso wenig von Ungarn und den Donauländern. Wir rechnen also auf Amerika, Indien und Australien. Nun stelle man sich vor, daß Amerika oder England, oder gar beide, in einen Seekrieg verwickelt

Digitized by Google

würden. Besten Falles wären wir bloß von Amerika oder bloß von den englischen Kolonien abhängig, vielleicht mit einer Hilfe in Argentinien und Chile. Wie hoch würde man uns dann den Scheffel Weizen bezahlen lassen? Wie würde unsre Industrie reden, wenn die Tonne Weizen auf 300 Mark oder mehr ginge? Bräche gar ein englisch-amerikanischer Krieg aus, so wäre es noch schlimmer mit der Korneinfuhr bestellt.

Wir können aber auch selbst in einen Krieg mit England geraten. Dann wären wir in der Lage, von allem andern abgesehen, bei einer russischen Mißernte erschreckende Zustände zu erleben. Die russischen Mißernten sind nicht so gar selten: seit 1890 ist es jetzt die zweite. In solchen Jahren sind wir völlig von der Friedensliebe Englands oder jeder andern uns überlegnen Flottenmacht abhängig. Und wir werden mit jedem Schritt abhängiger, den wir mit Aufopferung unsers Körnerbaues zum normalen Industriestaat hin weiter thun. Wir hätten, statt auf ein Recht auf billiges Korn zu pochen, weit eher ein Recht, den Landmann künstlich zum vermehrten Körnerbau zu nötigen, etwa indem wir die Zuckerprämien beseitigten, selbst indem wir Tabakbau, Butterausfuhr vernachlässigten. Nur hätten wir dann auch die Pflicht, für lohnenden Absatz der Körner zu sorgen. Wir sind nicht in der Lage Englands, das rücksichtslos seinen Körnerbau zu Grunde gehen läßt im Vertrauen auf eine Flotte, die immer imstande ist, die Kornzufuhr aus der ganzen Welt offen zu halten. Eine Handbewegung Englands kann uns die überseeische Korneinfuhr verbieten; wir sind dann auf den Osten angewiesen. Oder wir können in einen Krieg mit Rußland geraten und auf die Gnade Englands angewiesen werden. Besäßen wir weite ackerbautreibende Gebiete im Osten, bestünde noch ein Königreich Polen oder Litauen oder Livland, das auf den Absatz seines Getreides an uns angewiesen wäre, so wäre die Gefahr nicht groß. Altpreußen, Pommern, Posen genügen nicht, die Korneinfuhr in Schranken zu halten, und werden selbst immer mehr industriell.

Die Kurzsichtigkeit unsrer Volkspolitiker von der Industrie ist erstaunlich, soweit sie sich gegen die Vermehrung unsrer Seemacht stemmen. Ein Krieg mit einer Seemacht selbst wie Spanien würde in einem Jahre wie 1891 oder 1897 unsre Korneinfuhr zur See gefährden und das Brot so verteuern, daß unsre Industrie dem Verhungern nahe wäre. Recht verstanden, hat nächst dem Handel die Industrie das stärkste Interesse an einer starken Flotte. Für deren Stärkung aber finden sich allenfalls konservative Junker und Polen bereit; das bürgerliche Gewerbe denkt nicht daran, rechtzeitig für den Schutz unsers überseeischen Handels zu sorgen. Es will nichts opfern für die Erhaltung der Kaufkraft unsers heimischen Landmannes; es will auch nicht genügende Opfer bringen für die Sicherung seines eignen Absatzes und seiner eignen Brotquellen jenseits des Wassers. Diese Kurzsichtigkeit wird von unsern Professoren unterstützt, die uns überwiegend den englischen Industriestaat als Ziel der Ent-

Digitized by Google

wicklung, als zu erstrebendes Muster vorhalten. Nach „fachmännischer Anschauung“ haben „die Getreidezölle die Entwicklung der deutschen Landwirtschaft aufgehalten, den bereits 1879 zeitgemäßen Übergang vom Körnerbau zu andern Betriebsweisen um ein Jahrzehnt verzögert“ (Lotz, i. J. 1892). Zeitgemäß also wäre es, wenn unsre Landwirtschaft aufhörte, Korn zu bauen, und uns statt dessen mit Gemüse, Fleisch, Tabak, kurz mit Dingen versorgte, die für wohlhabende Leute zwar eine Sache des Bedürfnisses sind, niemals aber die Ernährung des Volkes sichern können, ja auch niemals in ihrem Nährwert gleich billig wie das Brotkorn hergestellt werden können. Und wenn man sich vorstellt, daß diese Billigkeit durch die Konkurrenz erzwungen werden könnte, dann wäre unsre Landwirtschaft erst recht ruinirt. Wer würde denn allen Kohl essen, allen Branntwein trinken, allen Tabak rauchen, die der deutsche Ackerbau liefern müßte, wenn er sich nach diesem agraren Ideal umgewandelt hätte? Es ist wieder ein echtes Produkt unsrer alten Stubengelahrtheit, diese Verwandlung des Kornbaues in industriellen Ackerbau und Gartenbau zu predigen, die vielleicht die unheilvolle Folge der Not, nie aber ein erwünschtes Ziel der Volkswirtschaft sein kann.

Ich verkenne gewiß nicht, daß es unmöglich ist, die Tonne Weizen bei uns künstlich auf 250 Mark zu halten, während sich der Preis auf dem Weltmarkt dauernd Jahre und Jahrzehnte lang unter 200 Mark festsetzt. Aber man kann sich bemühen, daß sich der Ackerbau durch Schutz langsam an die niedern Preise gewöhne, und man kann dabei abwarten, ob sich denn wirklich die niedern Preise auch als dauernd erweisen werden. Es ist möglich, daß wir in einer vorübergehenden Periode des Kornüberflusses sind. In Indien beginnt das Volk Weizen statt Reis zu essen; Amerika bevölkert sich immer mehr; die Weizenflächen mit extensiver Steppenwirtschaft, die hauptsächlich die Mörder der intensiven und teuern Wirtschaft Europas sind, werden den Raubbau nicht in alle Ewigkeit ertragen. Wenn die Ebenen Rußlands, Ungarns, Amerikas nicht mehr ohne Dung Weizen werden wachsen lassen, wird seine Erzeugung dort so teuer werden, daß unsre Äcker wohl die Konkurrenz wieder werden aufnehmen können. Die Volksvermehrung in jenen Ländern vermindert allmählich die Ausfuhr der Körner. Kurz, es können auch einmal wieder dauernd höhere Preise auf den Weltmarkt gelangen, und wir haben auch von diesem Gesichtspunkt aus ein Interesse, die zahlreiche Klasse unsrer Kornbauer nicht einer vielleicht nur kurzen Konjunktur niedriger Preise zu opfern.

Vor allem aber sollte man sich bei uns darüber klar werden, wohin wir gehen. Wenn wir uns nun einmal weiter zum Industrievolk auswachsen sollen, so sollten wir es mit der weit voraussehenden Politik Englands thun, das sich seit Jahrhunderten überall in der Welt seine festen Burgen zum Schutz seiner Ausfuhr erbaut hat, die es durch eine gewaltige Flotte unterstützt. Wir thun heute, als ob wir ein Belgien wären, das klein genug ist,

Digitized by Google

seinen Absatz ohne Erweckung des Neides in aller Stille hinter den Kauffahrern aller Völker her zu finden. Wir können nicht groß werden auf dem Weltmarkt und dabei darauf rechnen, geduldet und unbeachtet zu bleiben wie Belgien oder die Niederlande. Wir müssen ein ebenbürtiger Konkurrent Englands werden, oder wir thun wohl, die Konkurrenz beizeiten aufzugeben, wenn wir nur darauf aus sind, unsre industriellen Pfahlbauten überall hin vorzuschieben, ohne uns um die Sicherung der stützenden Pfähle zu kümmern. Selbst auf die offnen Drohungen Englands, diese Pfähle gelegentlich umzuwerfen, geben wir kaum acht. Wir denken uns noch immer still durchzudrücken, wie wir es bis 1870 gethan haben.

Als im vorigen Herbst die Engländer durch den Glückwunsch des Kaisers an den Präsidenten von Transvaal in Aufregung gerieten, las man in englischen Blättern die Drohung, man werde bei einem Zusammenstoß mit Deutschland mit der deutschen Handelsflotte kurzen Prozeß machen. Das war keine leere Drohung, sondern entspricht den wirklichen Machtverhältnissen. Wenn es zwischen uns und den Engländern zu einem Kriege käme, so würde unsre Handelsflotte sehr wahrscheinlich in ein paar Wochen von allen Meeren weggefegt werden. Davor könnte uns die Hilfe keiner einzelnen Macht der Welt retten, und es bedürfte schon eines Kriegsbundes mit Rußland, Frankreich und den Vereinigten Staaten, um das englische Übergewicht zur See einigermaßen auszugleichen. Auch dürfen wir uns nicht der Täuschung hingeben, als ob die englische Friedensliebe stark genug wäre, einen Krieg mit uns zu vermeiden, solange wir selbst den Kampf nicht durch unser staatliches Verhalten herausfordern. Die Friedensliebe Englands reicht gerade so weit, als seine Handelsinteressen und seine kolonialen Interessen gesichert sind; sobald diese gefährdet würden durch eine Konkurrenz, die den englischen Handel wesentlich und dauernd herabzudrücken drohte, sobald etwa die englische Handelsstatistik nachwiese, daß der Handelsumsatz zehn oder zwanzig Prozent zu Gunsten des deutschen Handels verloren habe, wäre es mit der englischen Friedensliebe sicher vorbei, und man würde dort die erste gute Gelegenheit ergreifen, um jene Drohungen an unsrer Handelsflotte und unsern Handelsverbindungen wahr zu machen. Wir sind hierin einfach von dem guten Willen Englands abhängig, wofür die kurze Geschichte unsrer kolonialen Unternehmungen so manche Beweise giebt. Soviel man uns in London überlassen zu dürfen glaubte, ohne die eignen kolonialen Zukunftspläne zu gefährden, soviel und nicht mehr haben wir in Afrika, in Neuguinea, in der Südsee bekommen, soviel und nicht mehr werden wir davon behalten, wenn England einmal zu der Ansicht gelangen sollte, daß es uns zu viel eingeräumt habe und es ihm vorteilhaft wäre, unter günstigen Umständen uns das oder jenes wieder abzunehmen. Ebenso haben wir für unsern Handel über See nichts von England zu fürchten, solange man uns drüben nachrechnet, daß unsre überseeische Ausfuhr sechs oder

Digitized by Google

sieben Prozent der englischen im Werte ausmacht. Aber der seit etwa zwanzig Jahren bemerkbare Aufschwung unsrer Industrie und des Absatzes ihrer Erzeugnisse nach andern Weltteilen hat schon die Eifersucht unsrer Vettern so weit erregt, daß ihr Zorn bei passender und auch bei unpassender Gelegenheit durchzubrechen begonnen hat. Wenn wir wünschen und hoffen, auf dem eingeschlagnen Wege der industriellen und merkantilen Entwicklung weiter zu gehen, so müssen wir uns darauf gefaßt machen, diese Eifersucht sich parallel steigern zu sehen, und wir können ziemlich gewiß sein, bei einem Kriege mit einer europäischen Großmacht England nicht mehr grollend und unthätig wie 1870, sondern uns feindselig gegenüber zu sehen. So weit entfernt wir heute vielleicht von einem solchen Kriege sein mögen, so verhängnisvoll wäre es, wenn wir einmal unvorbereitet von ihm überrascht würden.

Schon die wachsende Mißstimmung Englands gegen uns treibt uns allmählich in die Arme Rußlands, wie es die Feindschaft Frankreichs gethan hat. Offner Bruch würde uns vollends zur Unterwerfung unter russischen Willen nötigen, und zwar umso mehr, je abhängiger wir von der russischen Korneinfuhr wären. Das mangelnde eigne Brot macht uns von Rußland, die mangelnde Flottenmacht von England abhängig. Wie beugen wir dieser doppelten Gefahr vor?

Nicht indem wir unsern Ackerbauern raten, Gemüse zu bauen, sondern indem wir die Erhaltung, die Mehrung des Kornbaues selbst mit großen Opfern fördern, emanzipiren wir uns von Rußland. Sonst müßten wir in unserm Osten politisch und wirtschaftlich abhängige Gebiete zu erwerben streben, das heißt wir müßten uns mit den Waffen in der Hand gegen Rußland Luft schaffen. Wollen wir das nicht, nun so sollten wir unsern heimischen Kornbau sorgfältigst pflegen und fördern. Ferner aber sollten wir beizeiten unsre überseeische Zufuhr und Ausfuhr zu schützen suchen durch Mehrung der Flotte.

So viele Differenzpunkte wir mit unsern festländischen Nachbarn, besonders in Ost und West, haben mögen, in einem Punkte decken sich unsre Interessen: in der gemeinsamen Bedrohung durch die englische Übermacht zur See. Hier das Gleichgewicht wenigstens einigermaßen wieder herzustellen, das längst als ausschlaggebend in der kontinentalen Politik zur Geltung gelangt wäre, wenn man sich nicht mit der Blindheit von Kampfhähnen in Fragen von weit geringerer Bedeutung verbissen hätte — wo gäbe es eine Aufgabe, eine Frage von größerer Tragweite für die Staaten unsers Kontinents? Selbst das Wachsen des slawischen Kolosses hat nicht die allgemeine Bedeutung für Westeuropa, denn im Notfall ist der Koloß für uns erreichbar. England ist unangreifbar, so scheint es fast, und allein zur See gebietend. Während wir uns um Kreta, um die türkische Zukunft, um die Herrschaft dieser oder jener Sprache in Böhmen, Ungarn, Polen, den Ostseeprovinzen, Serbien usw. balgen,

Digitized by Google

macht England das Weltmeer allmählich zu einem englischen See und wird Gebieter der Zugänge zu den andern Weltteilen. Der Versuch, das englische Kolonialreich wirtschaftlich eng zusammenzuschließen, ist zwar fürs erste mißlungen. Aber es war der erste Versuch, es werden ohne Zweifel andre folgen, und je stärker die fremde industrielle Konkurrenz sich entwickeln und auf England drücken wird, um so größere Opfer wird England der Durchführung dieses Planes bringen. England und seine Kolonien bilden ein Wirtschaftsgebiet, das sich selbst wohl genügen könnte. Einmal abgeschlossen, könnte es ohne einen Kanonenschuß den Handel Westeuropas lähmen. In Nordamerika wächst ebenfalls die Neigung, sich gegen Europa wirtschaftlich abzuschließen, sich wenigstens von seiner Industrie unabhängig zu machen. Wie können wir unter solchen Umständen ruhig daran gehen, unser gesamtes Volksleben völlig einer auf die Ausfuhr angewiesenen Industrie anzuvertrauen? Während alle die großen Absatzgebiete, auf die sich unsre Ausfuhr gründet, das Bestreben zeigen, unsre Ausfuhr zu beschränken, sogar zu bedrohen, soll unsre Volkswirtschaft gänzlich auf diese Ausfuhr angewiesen werden unter Darangabe selbst der Sicherheit für die Brotnahrung. Das wäre Leichtsinn zu nennen.

Zur Lage der Lehrer an den höhern Schulen Preußens

In diesem Frühjahr sind bei der allgemeinen Gehaltserhöhung in Preußen auch die Gehalte der Oberlehrer aufgebessert worden. Von dieser Aufbesserung hat aber nur eine glückliche Minderheit Vorteil gehabt, nämlich nur die Lehrer an den staatlichen Anstalten. Es sind das ungefähr 2200. Die an den nichtstaatlichen Anstalten unterrichtenden 3650 Oberlehrer sind in diese Gehaltsaufbesserung nicht mit einbegriffen. Zwar sind einzelne Städte von guter Finanzlage dem Beispiel des Staates gefolgt und haben auch ihren Oberlehrern vom 1. April dieses Jahres denselben Gehalt bewilligt, aber ihre Zahl ist doch so gering, daß sie hier nicht in Frage kommen können.

Es hat nun unter den Lehrern der städtischen höhern Schulen eine gewisse Unruhe Platz gegriffen, denn sie sehen die Kluft der Gehaltsverhältnisse zwischen den Lehrern an den staatlichen und denen an den städtischen Anstalten sich immer mehr erweitern. Haben sie doch schon bei den frühern Gehaltserhöhungen, bei der Frage des Wohnungsgeldzuschusses und der Hinterlassenenversorgung jahrelang hinter ihren königlichen Amtsgenossen zurückstehen müssen;

Digitized by Google

giebt es doch im preußischen Staate immer noch zehn höhere Lehranstalten, die noch den seit 1892 abgeschafften Stellenetat haben, und noch vier, die keine Versorgung für die Hinterlassenen durchgeführt haben! Namentlich der letzte Umstand ist um so bedauerlicher, da schon in der Thronrede vom 16. Januar 1894 ausdrücklich eine Vorlage verheißen wurde, die nicht bloß den Ruhegehalt der Lehrer, sondern auch „das Wittwen- und Waisengeld für ihre Hinterbliebnen an den öffentlichen, nichtstaatlichen Anstalten regeln sollte." Mit welchen Hoffnungen auf Gleichstellung mit den staatlichen Amtsgenossen unter solchen Umständen die Mehrzahl der städtischen Oberlehrer in die Zukunft sieht, kann man sich denken. Wie viel Jahre werden wir nun wieder warten müssen, bis die Reihe an uns kommt? so lautet die bange Frage!

Da ist nun jetzt ein Hoffnungsstrahl in aller Gemüter gefallen, da die Provinzialschulkollegien im Auftrage des Ministers an die Städte die Aufforderung gerichtet haben, bei den unter ihrem Patronat stehenden Anstalten gleiche Gehaltsverhältnisse einzuführen. Daß die meisten Städte mit einem: „Wir können nicht" antworten werden, ist ja vorauszusehen. Wie wird sich aber dann der Kultusminister dazu verhalten? Wird er dem Abgeordnetenhause das schon vom Minister von Zedlitz verheißene Gesetz zur Gleichstellung der Lehrer an den staatlichen und städtischen Anstalten bringen?

Möge diese Gehaltsangelegenheit geregelt werden, wie sie will, jedenfalls wird man auch in Betreff der sogenannten Funktionszulage neue Bestimmungen treffen müssen; denn von den Oberlehrern an den städtischen Anstalten wird diesem Punkte ein viel größeres Interesse zugewandt, als der Gehaltsaufbesserung überhaupt.

Das Gesetz über den Normaletat des Jahres 1892 bestimmte, daß der Hälfte der Oberlehrer an jeder Anstalt die sogenannte Funktionszulage von 900 Mark jährlich gewährt werden solle, an den „Nichtvollanstalten"*) einem Viertel der Oberlehrer. Die letztere Bestimmung rührt daher, daß die Unterrichtsverwaltung die Funktionszulage ursprünglich nur den Lehrern zugedacht hatte, die in den obern Klassen unterrichteten. Streng genommen, hätte aber dann kein Lehrer an „Nichtvollanstalten" die Funktionszulage erhalten dürfen, denn diese reichen ja nur bis zur Untersekunda, und die zählt noch zu den mittlern Klassen. Später ging man daher von dieser Bestimmung ab, und jetzt kann die Zulage jeder Oberlehrer erhalten, der seine Pflicht thut, und der die volle Lehrbefähigung für die obern Klassen hat oder, wenn er sie nicht hat, sich als Lehrer und Erzieher besonders auszeichnet.

Hätte man an der ursprünglichen Bestimmung festgehalten, so hätte man dadurch dieselben Übelstände wieder ins Leben gerufen, die man durch Beseitigung des Stellenetats soeben abgeschafft hatte. Denn da einzelne Kollegien

*) Vollanstalt und Nichtvollanstalt — herrliche Wörter! Wer hat die erfunden?

Digitized by Google

aus verhältnismäßig jungen Leuten, andre aus ältern bestehen, so hätte es kommen können, daß an einzelnen Schulen verhältnismäßig junge Leute in den Genuß der Funktionszulage traten, an andern dagegen viel ältere Leute leer ausgingen. Darum gewährt die Verwaltung jetzt diese Zulage durch den ganzen Staat den dienstältesten Oberlehrern, und zwar einer so großen Zahl von ihnen, wie sie sich ergiebt, wenn man die Hälfte der Oberlehrer an „Vollanstalten“ und das Viertel der Oberlehrer an „Nichtvollanstalten“ zusammenzählt. So pflegen augenblicklich die staatlichen Oberlehrer ungefähr nach dem vierzehnten Dienstjahre zu dem Genuß der 900-Markzulage zu gelangen, gleichviel, ob sie in obern oder nur in mittlern Klassen, an einer „Vollanstalt“ oder einer „Nichtvollanstalt“ unterrichten. Es ist das eine gerechte Lösung, die allgemeine Billigung gefunden hat, denn unter der Bestimmung: „nur einem Viertel der Oberlehrer an Nichtvollanstalten“ leiden nun alle Oberlehrer gleichmäßig.

Die großen Städte, die mehrere Anstalten haben, haben es nun dem Staate nachgemacht und gewähren ihren Oberlehrern die Funktionszulage in derselben Weise. Da hat z. B. die Stadt X an ihren drei „Vollanstalten“ sechsunddreißig Oberlehrer und an der „Nichtvollanstalt“ sechs Oberlehrer. Die Funktionszulage muß also gezahlt werden an $18 + 1 = 19$ Oberlehrer, und zwar erhalten sie die neunzehn dienstältesten der Stadt, gleichviel an welcher Anstalt sie unterrichten. So ist es denn gekommen, daß augenblicklich an der „Nichtvollanstalt“ vier die Funktionszulage beziehen, dagegen an der einen „Vollanstalt“, die jüngere Kräfte hat, nur drei.

So werden bei größern Gemeinden, die mehrere Schulen haben, die Oberlehrer ziemlich zu derselben Zeit zum Genuß der 900-Markzulage gelangen, wie die an den Staatsanstalten. Daß auch da zeitweise Verschiedenheiten eintreten können, zeigt das Beispiel Breslaus, wo augenblicklich die städtischen Oberlehrer vier Jahre später dazukommen als die königlichen Oberlehrer. Außer der Einbuße von jährlich 900 Mark sind übrigens die Breslauer Oberlehrer auch noch insofern benachteiligt, als mit dem Empfang der Funktionszulage eine Verminderung der wöchentlichen Pflichtstunden um zwei Stunden eintritt. Viel größer ist aber die Verschiedenheit bei den kleinern Städten, die nur eine Schule unterhalten. Dort hat ein Oberlehrer schon nach drei Dienstjahren, andre nach fünf, andre nach zehn oder gar erst nach zwanzig Jahren und noch später die Funktionszulage erhalten. Geradezu traurig aber sind die Verhältnisse an den „Nichtvollanstalten“ der kleinern Städte, wo nur einer von allen Kollegen die Funktionszulage erhält; denn der vierte Teil von sieben, sechs oder fünf giebt nach den Rechnungen der Gemeinden immer nur eins! Unter diesen Verhältnissen sind dort immer mehrere Lehrer, die niemals in ihrem Leben zum Genuß der Funktionszulage kommen werden, auch wenn sie durch Zeugnis und Lehrbefähigung dazu berechtigt sind. Durch diese Bestimmung der Unterrichtsverwaltung sind sie geradezu zu Lehrern zweiter

Digitized by Google

Ordnung gestempelt. Denn da nur einer von den Kollegen die Funktionszulage erhalten kann, so werden die andern dadurch so lange herabgedrückt, bis der Tod des Vordermanns einen von ihnen wieder zum „Oberlehrer" erhebt und ihm die Funktionszulage verschafft. Dabei kann es kommen — und solcher Fälle giebt es schon mehrere —, daß an der Anstalt zwei oder drei Professoren sind, aber nur einer davon die Funktionszulage genießt, denn der Minister verleiht diesen Titel dem dienstältesten Drittel aller Oberlehrer im Staate, die von den Provinzialschulkollegien dazu für geeignet gehalten werden.

Gerade den Oberlehrern an solchen Schulen müßte der Staat entgegenkommen; erstens leisten sie ihm genau dieselben Dienste wie die Lehrer an „Vollanstalten," und zweitens verlangt auch der Staat von ihnen genau dasselbe, gleichviel, ob sie an einer städtischen oder einer staatlichen Schule sind. Außerdem aber stehen sie ihren Amtsgenossen an „Vollanstalten" auch sonst in Bezug auf Einkommen sehr nach. Da sich der größte Teil der „Nichtvollanstalten" in kleinen Landstädtchen befindet, so muß der Lehrer seinen Sohn, wenn er studiren soll, nach auswärts auf die Schule bringen; ebenso muß die Tochter, da an solchen Orten gewöhnlich höhere Mädchenschulen und vollends Lehrerinnenseminare fehlen, zeitig das Elternhaus verlassen. Muß der Sohn des Königs Rock tragen, so hat ihn der Vater ebenfalls in eine andre Stadt zu schicken. Wie leicht hat es da der Oberlehrer in einer großen Stadt! Mit wie wenig Kosten kann er seine Kinder standesgemäß erziehen! Wie lange kann er sie im Hause behalten! Aber auch mit dem Nebenerwerb, auf den ja der Finanzminister die Oberlehrer verweist, ist es in einer kleinen Stadt schlechter bestellt als in einer großen, ja es ist ihm dort oft geradezu unmöglich, sich solchen zu verschaffen. In der großen Stadt giebt es: Einjährig-Freiwilligen- und Fähnrichspressen, Privatmädchenschulen, Handels- und Fortbildungsschulen u. a. m., wo sich ein Oberlehrer leicht ein dauerndes Einkommen sichern kann.

Traurig ist es für einen Oberlehrer ohne Funktionszulage auch insofern bestellt, als er vom neunzehnten Dienstjahre an, d. h. gerade da, wo sich die Ausgaben für die Kinder erst recht steigern, seinen Gehalt nur aller vier Jahre um 300 Mark steigen sieht, statt wie bisher aller drei Jahre! Diese Umstände müssen außerordentlich niederdrückend auf den Oberlehrer an der „Nichtvollanstalt" wirken. Es kann nicht zur Hebung seiner Berufsfreudigkeit beitragen, wenn er den gleichaltrigen Kollegen vom vierzehnten Dienstjahre an im Genuß von jährlich 900 Mark mehr sieht, nur deshalb, weil diesen der Zufall an eine „Vollanstalt" verschlagen hat. Macht der preußische Staat auch bei andern Beamten solche Unterschiede? Außer dem verschiednen Wohnungsgeldzuschuß kennen wir keinen! Der Amtsrichter, der als Einzelrichter oder in einem kleinen Kollegium seine Pflicht thut, bezieht genau dieselben Einkünfte wie

Digitized by Google

seine Amtsgenossen in einem größern Kollegium. Außerdem weiß der Richter, wenn er eine Zeit lang in dem kleinen Orte verbracht hat, und seine Kinder soweit herangewachsen sind, daß sie eine höhere Schule besuchen müssen, daß ein Wunsch wegen Versetzung sobald als möglich erfüllt wird. Wie steht es dagegen bei den städtischen Oberlehrern? Der ältere Oberlehrer meldet sich zuerst an solchen städtischen Schulen in größern Orten, wo Stellen erledigt worden sind. Dort wird er aber regelmäßig mit seiner Meldung abgewiesen werden. Die Städte stellen möglichst junge Leute an, denn erstens brauchen sie denen weniger Gehalt zu zahlen, und sie werden auch nicht so schnell arbeitsunfähig. Nachdem er nun mehreremal vergeblich sein Heil versucht hat, verläßt er den Weg der Selbsthilfe und kommt zum Provinzialschulrat mit der Bitte, ihn in den Staatsdienst zu übernehmen. Er denkt: Der Staat, dem du bisher in einer kleinen Stadt seine Kinder erzogen hast, wird ein Einsehen haben und wird dich irgendwo bei der Menge der Schulen, über die er verfügt, unterbringen können. Es scheint auch so etwas in der That öfter von wohlwollenden Schulräten geschehen zu sein, denn in der letzten Zeit sind vom Minister dagegen so strenge Bestimmungen erlassen worden, daß es jetzt geradezu unmöglich ist, in den Staatsdienst überzugehen. Man kann das schon daraus sehen, daß der Minister verfügt hat, daß ihm über jeden derartigen Fall Bericht eingeschickt werde, und daß er sich selbst die Entscheidung darüber vorbehalten wolle. Dem abschlägig beschiednen Bittsteller wird nun der menschenfreundliche Schulrat etwas Balsam auf die Wunde streichen. Er wird sagen: Der Staat muß in dieser Beziehung etwas thun, es kann mit den „Nichtvollanstalten“ nicht so bleiben, warte nur noch einige Zeit; nach ein paar Jahren wird Mangel eintreten, dann wird der Staat gern verdiente Lehrer in seinen Dienst übernehmen. Aber auch die zweite Bemühung endet ohne Erfolg.

Im Abgeordnetenhause ist von mehreren Seiten (Imwalle, Wetekamp, von Knapp und von Richthofen) auf diese Übelstände hingewiesen worden, der Abgeordnete Wetekamp nannte die Verleihung der Funktionszulagen nach der Zahl der Stellen geradezu eine Durchbrechung des Prinzips der Alterszulagen, das jetzt allgemein durchgeführt werden soll; aber leider lautet die Antwort des Kultusministers nicht so bindend, daß die Lehrer beruhigt in die Zukunft sehen könnten. Der Minister bedauert in seiner Erwiderung, daß für die nichtstaatlichen Schulen noch keine Besoldungsgemeinschaften eingerichtet worden sind. Das Gesetz vom Jahre 1892 faßte diese Einrichtung für die Städte, die höhere Schulen zu unterhalten haben, ins Auge, und im vergangnen Jahre wurde aus der Mitte der westfälischen Städte die Sache wieder angeregt; aber bisher ist noch gar nichts in dieser Beziehung geschehen. Gewiß würden Besoldungsgemeinschaften den Städten die Aufbringung der Lasten erleichtern und gleichmäßiger gestalten, aber nur dann, wenn sie den ganzen

Digitized by Google

Staat umfaßten, denn in einzelnen Provinzialverbänden würden bald zu große Verschiedenheiten zu Tage treten. So würden z. B. die Verbände in den Ostprovinzen nur wenige Städte umfassen, während Schlesien und Sachsen sehr starke Verbände bilden würden.

Dem Gerechtigkeitsgefühl würde es entsprechen, wenn der Provinzialschulrat alle zum Empfang der Funktionszulage in seinem Bezirke berechtigten Oberlehrer gleichzeitig in Vorschlag brächte, sodaß auch alle zu gleicher Zeit in den Genuß der Zulage eintreten könnten. Es erscheint das umso mehr als billig, als die städtischen Oberlehrer, sowohl an den „Vollanstalten" wie an den „Nichtvollanstalten," den staatlichen Kollegen in Lasten und Pflichten vollkommen gleich stehen.

Zwei philosophische Systeme*)

as erste, was der junge Mensch beim Erwachen seines Bewußtseins inne wird, sind die Dinge, die er betastet: die Mutterbrust, sein Bettchen, seine eignen Glieder. Was mit den Augen und Ohren wahrzunehmen ist, das tritt erst später in den Kreis seines Bewußtseins, denn man hält ihn ein paar Tage im Dunkeln und bannt jedes laute Geräusch aus der Wochenstube. Aber auch später, wenn schon die Welt der Gestalten und Farben, der Töne und Gerüche in sein Inneres eingezogen ist, bleibt ihm das durch den Tastsinn Wahrgenommne das Gewisseste. Denn er macht die Erfahrung, daß die übrigen Sinne zuweilen täuschen, daß es ihm hin und wieder in den Ohren klingt ohne Saiten- und Glockengetön, daß sich an der Wand bunte Gestalten bewegen können, die keine Körper sind, daß ihm seine Phantasie Gespenster vorspiegeln kann; rennt er dagegen mit seinem Kopfe an eine Mauer an, so ist kein Zweifel mehr möglich: ein Gegenstand außer ihm, ein Gegenstand, der nicht er selbst und auch kein Teil von ihm ist, hat sich ihm bemerkbar gemacht, in einer so wirksamen Weise bemerkbar gemacht, daß der Zusammenstoß augenblicklich alle Truggebilde, die ihm etwa die übrigen Sinne vorgaukelten, verscheucht. So bleibt ihm die fühlbare Körperlichkeit der Dinge, die ihn umgeben, bleibt ihm vor allem die feste Erde, auf der er steht, und die ihn unsanft aber sicher auf-

*) Kategorienlehre. Von Eduard von Hartmann. 10. Band der ausgewählten Werke. Leipzig, Hermann Haacke, früher Fr. Maucke, 1896. — System der Philosophie von Wilhelm Wundt. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1897.

Digitized by Google

nimmt, wenn er fällt, als die buchstäblich harte Wirklichkeit das allergewisseste. Und dennoch macht ihn die Erfahrung im Laufe der Zeit auch daran irre, wenn er zur Klasse der Denker oder Grübler gehört. Er bemerkt zunächst, daß diese harten und festen Dinge, die ihm auf den ersten Blick unveränderlich zu sein schienen, in beständiger Umwandlung begriffen sind. Von der geheimnisvollen Anziehungskraft eines Samenkorns beherrscht, verwandelt sich die braune Erde in weiche grüne Blätter und in hartes weißes Holz, der ekelhafte Kot in duftende Blüten und appetitliche Früchte, und unter Umständen verwandeln sich alle diese schönen Dinge wieder in Erde zurück. Metalle und Steine schmelzen im Feuer und verflüchtigen sich bei einem gewissen Hitzegrade sogar zu luftartigem Gas, und im Fortschritt unsrer Naturerkenntnis erfahren wir, daß unsre ganze Erde ursprünglich ein Gasball gewesen ist, in, auf und an dem wir nichts von dem, was uns als das Wesentlichste an der Wirklichkeit erscheint, wahrgenommen haben würden, wenn wir zugleich mit ihm hätten da sein können. Gleichzeitig mit der vermeintlichen Körperlichkeit hat sich aber auch der ganze Chor der Eigenschaften der Körper verflüchtigt. Gehört doch keine ungewöhnliche Verstandeskraft und kein sehr tiefes Nachdenken dazu, einzusehen, daß die Farben nicht Eigenschaften der Dinge, sondern nur Bestandteile unsers Bewußtseinsinhalts sind. Nicht schon dieses macht uns an der äußern Wirklichkeit der Farben irre, daß sich z. B. das schwarze Eisen unter der Einwirkung der Luft in eine rotbraune Erde verwandelt, oder daß die Seifenblase in allen Farben schillert, sondern die Erwägung, daß die Farbe etwas Gesehenes ist, daß es also keine Farbe geben kann, die niemand sieht, und daß die Worte rot und blau gar keinen Sinn haben ohne eine mit Augen ausgerüstete bewußte Seele; wären alle organischen Wesen augenlos, so gäbe es keine Farben in der Welt, ebenso wenig, wenn zwar Augen vorhanden wären, aber kein bewußter Geist, dem sie Farbenwahrnehmnungen vermittelten. Ganz dasselbe wie vom Blauen und vom Roten gilt nun auch vom wohlklingenden Ton, von den Melodien und Harmonien, vom Süßen und vom Sauern, vom Rosenduft und vom Gestank der Desinfektionsmittel, vom Warmen und vom Kalten, vom Harten und vom Weichen; alle diese Bestandteile des Bewußtseins können eben nur in einem Bewußtsein vorkommen und haben ohne ein solches weder Sinn noch Dasein.

So hat sich denn der denkende Geist von der Stufe des naiven Realismus auf die des Kritizismus hinaufgearbeitet und die Eigenschaften der Dinge als bloße Erscheinungen seines eignen Bewußtseins erkannt. Von den Dingen außer ihm weiß er nun nichts mehr; er weiß weder, was sie sind, noch ob sie überhaupt sind. Kühne Geister machen nun kurzen Prozeß; sie entscheiden: es giebt keine Dinge außer mir, es giebt keine Außenwelt; was ich so zu nennen pflege, das ist ein Erzeugnis meines Ich, meiner Seele, meines Geistes, oder wie ich das geheimnisvolle Wesen nennen mag, das ich mir als den Träger

Digitized by Google

meines Bewußtseins denken muß, von dem ich jedoch erst recht nicht weiß, was es ist. Nun begegnet es aber dem Vertreter des transcendenten Idealismus, d. h. der Lehre, wonach es jenseits des eignen Bewußtseins nichts Wirkliches geben soll, so gut wie andern Leuten, daß er mit der Nase auf einen Stein fällt, daß er einen Freund umarmt, daß er seine Frau küßt, daß er seinen Buben schaukelt, und in solchen Augenblicken sagt er sich — natürlich nur ganz heimlich —: Freundchen! du magst im übrigen ganz gescheit sein, aber in deinem Fach, als Philosoph, bist du ein Narr! Dieser sogenannte Idealismus, der das Dasein in einen Traum verwandelt, was übrigens die indische Weisheit schon vor ein paar tausend Jahren gethan hat, kommt gegen den gesunden Menschenverstand und gegen die unsanften Stöße der beständig an ihr Dasein erinnernden Außenwelt nicht auf. Daß die Eigenschaften der Dinge nicht in ihnen selbst, sondern in unserm Bewußtsein liegen, diese Erkenntnis läßt sich, einmal gewonnen, nicht mehr rückgängig machen; aber die Wirklichkeit der Außenwelt läßt sich auch nicht leugnen, und es bleibt also nichts übrig, als Dinge an sich anzunehmen, die in uns die Erscheinungen unsers Bewußtseins hervorrufen, von denen wir aber freilich nicht wissen, was und wie beschaffen sie eigentlich sind. Hartmann, der sich um die Ausbildung dieser Lehre verdient gemacht hat, hat sie im Gegensatz zum naiven Realismus und zum transcendentalen Idealismus den transcendentalen Realismus genannt. Und so ganz unzugänglich, wie Kant gemeint hat, ist uns die Natur der Dinge an sich, der körperlichen Außenwelt, denn doch nicht. Das Verdienst der von der Philosophie erleuchteten Physik ist es gewesen, die Natur der Körperwelt einigermaßen ergründet zu haben. Sie besteht aus Atomen, deren geordnete und sich immerwährend neu ordnende Gruppen durch Anstöße an die Atomgruppen, die wir unsre Sinnesorgane nennen, unsre Seele veranlassen, alle jene Erscheinnngen unsers Bewußtseins zu erzeugen. Das Atom aber darf nicht etwa körperlich gedacht werden, sonst würden sich alle die Schwierigkeiten wiederholen, die die Betrachtung der Körperwelt ergeben hat; die zergliedernde Thätigkeit des Verstandes kommt nicht eher zur Ruhe, als bis das letzte Restchen Körperlichkeit in Unkörperliches aufgelöst ist. Da dieses Unkörperliche aber wirkt, so muß es Kraft sein. Die Atome sind also mathematische Punkte, die einander anziehen oder abstoßen, und alle Veränderung der Welt beruht darauf, daß Anziehung und Abstoßung immerwährend die bestehenden Gruppen auflöst und neue bildet, wobei sowohl die Gruppen selbst wie ihre Veränderungen durch Reizung unsrer Sinnesorgane unsre Seele zur Bildung von Vorstellungen, Empfindungen, Lust- und Unlustgefühlen, Wünschen und Entschließungen, Denkthätigkeiten bald nötigen, bald nur veranlassen. So ist also gerade das, was dem naiven Menschen bis an sein Lebensende als das Allergewisseste, Sicherste und Zuverlässigste erscheint, die Stofflichkeit der Körperwelt, in einen täuschenden Schein aufgelöst. Wenn ich mit dem Kopfe an eine Mauer an-

Digitized by Google

renne, so geschieht weiter nichts als folgendes. Die Gruppe von Kraftpunkten, die ich meinen Kopf nenne, versucht in eine andre Gruppe von Kraftpunkten einzudringen, die das nicht gestattet; diese Thatsache wird meinem Bewußtsein durch den Schmerz gemeldet, den verschiedne Untergruppen der Gruppe Kopf bei Zusammenstößen mit Gruppen der Außenwelt im Bewußtsein erzeugen. Die Einrichtung eines solchen Meldedienstes war notwendig für die Erhaltung der organischen Wesen, weil sonst viele von ihnen bei vergeblichen Versuchen, sich durch feste Körper einen Weg zu bahnen, zerschellen würden. Daß diese Gefahr droht, wird uns durch eine starke Verschiebung der Bestandteile der Atomgruppe Kopf angezeigt, die wir je nach ihrer Gestalt Beule, Wunde oder Schramme nennen. Von der Körperlichkeit bleibt nichts übrig als die Anordnung der Atome im Raume, die unbedingte Undurchdringlichkeit der Atome, und die verhältnismäßige Undurchdringlichkeit der sogenannten festen Körper, die von einem sehr hohen Grade der Anziehung in manchen Atomgruppen herrührt. Daß gewisse Atome oder Atomgruppen Bewußtsein haben, eine innere Welt in sich erzeugen ebenso wie wir selbst und mit uns in bewußten Verkehr treten, das gehört nicht mehr zur Erklärung der Körperwelt.

Wohl aber hängt der Aufbau der innern Welt in unserm Bewußtsein davon ab, daß dabei mehrere, ja unzählige Menschenseelen zusammenwirken, und dieses Zusammenwirken, sowie die aus dem Bewußtsein hervorgehende gemeinsame äußere Thätigkeit der Menschen wäre nicht möglich, wenn nicht alle Menschenseelen auf gewisse Einwirkungen der Körperwelt mit denselben Gegenwirkungen antworteten, und wenn nicht alle gezwungen wären, ihre Vorstellungen in derselben Ordnung zu gruppiren, vom Verlauf der Erscheinungen dieselben Erwartungen zu hegen und sich bei gleichen Anlässen zu den gleichen Denkoperationen anregen zu lassen. Wenn wir nicht alle gezwungen und gewöhnt wären, unsern Gesichts- und Tastwahrnehmungen dieselbe räumliche Ordnung anzuweisen, so gäbe es kein Rechts und kein Links, kein Vorn und kein Hinten, und auf der Straße könnte keiner dem andern, keine Droschke und keine Radlerin einer andern ausweichen. Wenn von demselben beleuchteten Gegenstande der eine den Eindruck des Roten, der andre den des Grünen, der dritte den des Blauen empfinge, so wären weder die Signallaternen der Eisenbahn, noch Malerei, noch Dekoration, noch eine übereinstimmende Kleidermode möglich. Wenn sich nicht jedermann innerlich gezwungen fühlte, zu bekennen, daß zweimal zwei vier, und drei und vier sieben ist, so gäbe es keine Rechenkunst, und wenn man sich, nach empfangner Belehrung, zwei Gerade denken könnte, die auf einer dritten in einem und demselben Punkte senkrecht stünden, so könnten weder Flächen- noch Körperinhalte gemessen werden. Wenn uns nicht alle der Umstand, daß auf die Erscheinung A ausnahmslos die Erscheinung B folgt, dazu zwänge, die Begriffe des Gesetzes und der Ursache zu bilden, so hätten wir niemals eine Naturwissenschaft bekommen und wäre keinerlei praktische Wirksamkeit

Digitized by Google

möglich, und wenn ich eines schönen Tages anfange, in dem Gevatter Schulze nicht den Gevatter Schulze, sondern den Gevatter Müller oder den Gottseibeiuns zu sehen, so ist es Zeit zum Fort mit mir! aus der menschlichen Gesellschaft. An sich betrachtet ist die Welt ein System von Atomen, deren jedes auf jedes wirkt. Indem wir dieses allseitige Wirken auffassen, zu einem geordneten Bilde gestalten und zur Grundlage unsers Handelns machen, erscheint uns dieses Geflecht von Wirkungen als ein Netz von Beziehungen der Dinge auf einander und auf uns. Diese Beziehungen ordnen sich von selbst in verschiednen Klassen, indem es unter den Dingen selbst Beziehungen des Raumes, der Zeit, der Folge, dazu zwischen uns und den Dingen Beziehungen der Freundschaft und Feindschaft und noch viele andre Arten giebt. Diese verschiednen Klassen von Beziehungen werden in der Philosophie Kategorien genannt. Die Beziehung selbst ist die allgemeinste, die Ur- und Grundkategorie, die einfachste Kategorie aber und die uns am nächsten liegt, ist der Art- oder Gattungsbegriff, der dadurch entsteht, daß ich an einer Anzahl von Einzeldingen eine große Ähnlichkeit bemerke und ihre Vorstellungen zu einer Gesamtvorstellung verschmelze, die ich mit einem Namen, z. B. Pferd, bezeichne und von da ab auf jedes Einzelding anwende, das mir dieselbe oder eine ganz ähnliche Vorstellung hervorruft.

Wer alle Beziehungen aller Dinge aufeinander kennte, der würde das Universum kennen. Und da sich nun die Beziehungen in Kategorien ordnen, so erscheint es für den, der das Universum durchforschen will, als ein zweckmäßiges Verfahren, ihm mit den Kategorien zu Leibe zu rücken. Haben wir den Inhalt einer Kategorie durchforscht, so haben wir das Universum oder ein Stück Universum von einer bestimmten einzelnen Seite kennen gelernt, z. B. sofern seine Bestandteile zählbar sind, also arithmetisch-statistisch. Da nun aber die Beziehungen einerseits zwischen den äußern Dingen obwalten, andrerseits in unserm Bewußtsein abgebildet werden, wo vielleicht auch noch andre Beziehungen vorkommen, die gar nicht der körperlichen Außenwelt angehören, so ist von jeder Kategorie zu untersuchen, was sie in unserm Innern, und was sie in der Körperwelt bedeutet und enthält. Unter den Kategorien aber giebt es mehrere, die uns zwingen, über diese beiden Gebiete hinauszustreben und noch ein drittes, nur unsern Ahnungen und Vermutungen, nicht unsrer Erkenntnis zugängliches Gebiet anzunehmen. Wenn wir die Kategorie der ursächlichen Verkettung ins Auge fassen, so fühlen wir uns gedrängt, die Kette so weit zu verfolgen, bis wir auf eine erste Ursache stoßen, bei der wir Halt machen können; wenn wir die Reihe der Mittel und Zwecke verfolgen, so kann uns das unbehagliche Gefühl erfassen — nicht jedem begegnet es —, daß dieses ewige Setzen von Zwecken, deren Verwirklichung niemand voll befriedigt und sich schließlich nur als Mittel für andre Zwecke rechtfertigt, die aber ebenso wenig befriedigen, daß dieses ewige Zwecksetzen ein eitles, den Menschen narrendes Spiel

Digitized by Google

sei, bis uns der Gedanke tröstet, daß uns am letzten Ende der Reihe ein Ziel erwarten möge, bei dem unser Streben zur Ruhe kommt. Und wenn wir uns gezwungen fühlen, den Substanzbegriff zu bilden, d. h. jeder Erscheinung ein Erscheinendes zu Grunde zu legen, hinter dem Wechsel der Erscheinungen ein Beharrendes zu suchen, wenn aber jede der vermeintlichen Substanzen, die wir als Träger der Eigenschaften und der Veränderungen annehmen, sich bei näherm Zusehen selbst wieder in Erscheinungen und Veränderungen auflöst, so zwingt es uns weiter, in dem geheimnisvollen, tiefen, unzugänglichen Grunde, aus dem alle Erscheinungen hervorquellen, die eine Substanz des Universums zu vermuten. So führen die Kategorien zum Urquell der Wesen hinab, und es ist daher noch weiter zu untersuchen, ob sie schon in diesem dritten Gebiet — in dem für unsre Erkenntnis dritten, der Sache und der Zeitfolge nach ersten — vorkommen, und wie sie daraus hervorgehen konnten, um beim Weltbau als Ordnerinnen zu walten. Die vom Absoluten ausgehenden Antriebe, die die Seele nötigen, diese oder jene Kategorie zu bilden und nach Kategorien zu denken, nennt Hartmann Kategorialfunktionen, und zwar unbewußte, weil wir selbst ja von dem Vorgange, dessen Ergebnisse unsre logischen Operationen sind, keine Kenntnis und kein Bewußtsein haben.

Mit dieser kurzen Skizze glaube ich die Meinung Hartmanns einigermaßen getroffen zu haben. Er bezeichnet sein neuestes Buch als den Abschluß der langen Reihe philosophischer Werke und Schriften, die er veröffentlicht hat, will damit, da es die Erkenntnistheorie und die Metaphysik vereinigt, die Lücke schließen, die bisher zwischen seiner Schrift „Das Grundproblem der Erkenntnistheorie“ und der „Philosophie des Unbewußten“ bestanden habe, und gesteht darin manche seiner frühern Ansichten berichtigt zu haben. Der Schluß des Vorworts lautet: „Wenn die Stellung eines Philosophen in der Geschichte der Philosophie wesentlich nach seinem metaphysischen Standpunkt bestimmt werden, dieser aber in erster Reihe aus seiner systematischen Bearbeitung der Metaphysik ermittelt werden muß, so werden künftige Geschichtsschreiber der Philosophie genötigt sein, sich bei der Einregistrirung meiner Philosophie in erster Reihe an dieses Werk in Verbindung mit dem »Grundproblem der Erkenntnistheorie« zu halten. In zweiter Reihe kommen dann »Das sittliche Bewußtsein,« »Die Religion des Geistes« und die »Philosophie des Schönen« in Betracht, und erst in dritter Reihe meine übrigen Schriften.“ Das Werk, das ihn berühmt gemacht hat, gehört also zu den „übrigen Schriften.“ Da ich es bei einer andern Gelegenheit ziemlich niedrig eingeschätzt habe, so freut es mich, daß er ihm selbst keinen allzu hohen Wert beimißt. Epikureer, der ich bin, pflege ich immer das unangenehmste zuerst vorzunehmen und den Genuß des angenehmen auf zuletzt zu versparen. Aber der Titel von Hartmanns Buche, muß ich gestehen, hat mich dermaßen abgeschreckt, daß ich mit ihm eine Ausnahme gemacht und es über ein Jahr liegen gelassen habe, denn

Digitized by Google

das Geklapper der Kantischen Kategorientafel war mir immer das greulichste in der Philosophie gewesen. Als ich nun endlich vor vierzehn Tagen in den vermeintlich sauern Apfel biß, fühlte ich mich angenehm enttäuscht und ein wenig beschämt. Ich fand das Buch interessant und spannend; die Kategorien verwandeln sich darin aus hölzernen Schubfächern in lebendige Weltbaumeisterinnen, die ihres Amtes gar anmutig walten. Über alle Gebiete der Natur und des geistigen Lebens wird das hellste Licht verbreitet, es wird eine so befriedigende Erkenntnistheorie dargeboten, daß sie mir als das letzte und höchste erscheint, was auf diesem Gebiete überhaupt geleistet werden kann, und wir würden schon hier das „natürliche metaphysische System" haben, wie der Verfasser nach Analogie des natürlichen Systems der Botanik die zu erstrebende Vollendung der Philosophie nennt, wenn sich nicht eine furchtbare Lücke darin fände, die wir später bezeichnen werden. Es werden behandelt: die Kategorien der Sinnlichkeit (das Empfinden nach Qualität und Quantität einschließlich der Zeitlichkeit, das räumliche Anschauen) und die des Denkens (Relation, vergleichendes Denken, trennendes und verbindendes, messendes, schließendes Denken, modales Denken, d. h. Innewerden der Thatsächlichkeit, Notwendigkeit, Wahrscheinlichkeit, Möglichkeit, spekulatives Denken, das sich in den Kategorien der Kausalität, Finalität und Substantialität bewegt), und von jeder der Kategorien wird untersucht, welchen Sinn sie hat und welche Wirkungen sie ausübt in der „subjektiv idealen," in der „objektiv realen" und in der „metaphysischen Sphäre." Wir erhalten da unter andern eine Fülle feiner Beobachtungen im Gebiete der Physiologie der Sinneswahrnehmungen, Aufschlüsse über die wahre Bedeutung von ± 0 und $\pm \infty$, sowie über das Wesen der irrationalen und imaginären Zahlen, über den Unterschied der verschiednen Nichte und Nichtse, wobei dann freilich auch manches anfechtbare mit unterläuft, z. B. „das ganze in Dasein und Bewußtsein gegliederte phänomenale Sein ist als vergängliche Erscheinung Nichts in Bezug auf das ewige metaphysische Sein; dieses aber ist als bloßes Wesen wiederum Nichts in Bezug auf das existentielle Sein der Erscheinung." (S. 215). Den ersten Satz werden die christlichen Mystiker gelten lassen, aber den zweiten nicht, und der Verfasser der „Sprachdummheiten" wird außerdem bemerken, daß der Bezug ein Nichts sei in der Welt der Beziehungen, ein Etwas nur in der Welt der Hausfrau.

Das Buch ist reich an interessanten Ansichten der Wirklichkeit, die zwar nicht durchweg neu sind, aber in ihrer originellen Darstellung wie neu wirken. So z. B. wird das Wesen der Spannkraft an der Bewegung eines Planeten um die Sonne veranschaulicht. Was den Planeten zur Sonne zieht, das ist dasselbe, was wir im Gebiet des Bewußtseins Willen nennen. Ein Stoß von außen aber, dessen Wirkung sich als Flugkraft äußert, hindert den Ball, seinem innern Zuge zu folgen, und zwingt ihn, in einer Ellipse um den Gegenstand

Digitized by Google

seiner Sehnsucht herumzufliegen. Dabei kommt er auf der einen Hälfte seiner Bahn der Sonne näher, während er sich auf der andern Hälfte von ihr entfernt. Auf jener Seite findet sich sein innerer Trieb gelöst und in voller Thätigkeit, auf dieser Seite mehr und mehr gebunden. Aber die Bindung vernichtet den Trieb nicht, dieser setzt sich nur aus einer äußerlich wirksamen Kraft in Spannkraft um, die um so stärker wird, je mehr sie gebunden wird, und desto heftiger das Hindernis zu überwinden strebt, je empfindlicher dieses drückt, was ihr denn auch zu guter letzt gelingt, indem sie den Planeten oder Kometen aus der äußersten Sonnenferne in die Sonnennähe zurückführt. Hätte der Planet Empfindung — und wer weiß, ob er sie nicht hat? haben ihm doch die Alten und die Aristoteliker unter den mittelalterlichen Theologen welche zugeschrieben, und wie schön wird diese Liebe der Gestirne in Dantes Weltsystem verwendet! —, so würde er auf dem Wege zur Sonnenferne Unlust und auf dem zur Sonnennähe Lust empfinden. Hartmann schreibt zwar nicht dem Planeten, aber jedem Atom Empfindung zu, wenn auch nur eine sehr dumpfe, sodaß die Stufenfolge der Lebenserscheinungen ohne Unterbrechung vom Atom bis zum höchsten Geiste hinaufführt. Die Wesen alle werden von demselben Willen getrieben, dessen Unterdrückung schmerzt und hierdurch die Spannkraft erzeugt, die den Druck aufzuheben strebt. „Was physiologisch Übergang von lebendiger Kraft in Spannkraft heißt, das stellt sich psychologisch als Repression des Willens, als Verhinderung seiner Befriedigung durch naturgemäße Realisirung seines Inhalts, als aufgenötigte Nichtbefriedigung, als ein Geschehen im Widerspruch mit dem eignen Streben dar. Was physiologisch Entladung der Spannkraft in lebendige Kraft heißt, das ist psychologisch Willensbefriedigung. Was physiologisch mechanische äußere Nötigung heißt, das stellt sich psychologisch als ein dem eignen Willen entgegentretender, mit ihm kollidirender fremder Wille dar." (S. 60.) Für das politische Leben ergiebt sich daraus das Gesetz (Hartmann erwähnt es nicht), das die Regierungen seit dreitausend Jahren zwar kennen, aber niemals beachten, daß die Revolutionsgefahr im geraden Verhältnis zu der Kraft wächst, mit der die revolutionäre Gesinnung unterdrückt wird. Allerdings erleidet das Gesetz eine Ausnahme, da das ihm zu Grunde liegende Gesetz von der Erhaltung der Kraft in der geistigen Welt nicht mit derselben mechanischen Gleichförmigkeit waltet wie in der Körperwelt; die geistige Energie eines Menschen, daher auch vieler Menschen, kann vernichtet, Völker können durch anhaltenden Druck in energielose Herden verwandelt werden. Gegen einen Satz der Darstellung der Willensäußerungen aber muß ich protestiren. Mag sein, daß wir uns unsers eignen Willens nur im Zusammenstoß mit einem entgegenstehenden fremden Willen, und wäre es auch nur der Wille eines eigensinnigen Holzscheits, das sich nicht spalten lassen will, bewußt werden. Aber es ist zu viel gesagt, wenn es S. 64 heißt: „Als reprimirte Kraftäußerung, als leidendes Wollen stellt

Digitized by Google

sich der Wille als Unlust dar; als Thätigkeitsüberschuß, der in dem andern Wollen das Leiden hervorruft, erscheint es als Lust." Wenn Hartmann seinen Kraftüberschuß in einem Buche entladet, glaubt er da wirklich in allen seinen Lesern Unlust hervorzurufen? In einigen schon, aber doch nicht in allen. Und wenn er von dem Erlös des Buches seiner Frau etwas Schönes zu Weihnachten schenkt, ruft er damit in ihrer Seele Unlust hervor? Das wird ihm doch als einem Manne von gutem Geschmack, der eine Ästhetik geschrieben hat, nicht begegnen. Daß es Vergnügen macht, auf dem Besiegten herumzutrampeln, läßt sich ja nicht leugnen, und ich gestehe, daß ich auch selbst manchmal gern dem einen oder dem andern etwas auswische, aber die einzige und die Hauptquelle des Lebensgenusses ist das doch nur für die Neronen, Napoleonen, Folterknechte und ähnliches Gesindel, zu dem der Philosoph des „Unbewußten," der von Schopenhauers Mitleidsmoral ausgegangen ist, nicht gehört.

Auf S. 245 sucht Hartmann nachzuweisen, daß die aristotelische Scholastik den fürs gewöhnliche Leben freilich unentbehrlichen Gegensatz von Inhalt und Form außerordentlich überschätzt habe, indem sie ihn zum Angelpunkte der Philosophie machte. Zum Pokal verhält sich der Wein als Inhalt einer Form, dieser selbst aber ist nur eine der Formen, in der Alkohol genossen wird. Alkohol ist eine der Formen, in denen Kohlenstoff-, Wasserstoff- und Sauerstoffatome verbunden vorkommen, jedes dieser Atome ist selbst wieder nur eine Form, in der die Uratome mit einander verbunden sind; diese sind dogmatische Funktionen des Urwillens, d. h. Formen, in denen sich dieser äußert usw. „Wenn alles Form ist, so ist gar nichts Besondres mehr damit gesagt, daß etwas Form sei; man lernt aus solcher Bestimmung, deren Gegensatz als unanwendbar ausgeschieden ist, nichts mehr."

Für das wichtigste und wertvollste Kapitel halte ich das über die Finalität, worin Hartmann noch klarer als in seinen frühern Schriften beweist, daß Ursächlichkeit ohne Endzwecke gar nicht denkbar ist, und daß das vielgerühmte Gesetz der Kausalität der Wissenschaft nicht viel nützen könnte, wenn man keine Endzwecke voraussetzte. Die Ursachenkette und die aus Zwecken und Mitteln geschlungne Kette sind ein und dieselbe Kette, das einemal von hinten, das andremal von vorn gesehen. Eine Ursachenkette kommt nie und nirgends zu stande, wo nicht die Mittel für einen Endzweck geordnet werden. Was in der einen Kette Ursache heißt, das heißt in der andern Mittel, und die Wirkungen der andern sind die Zwecke der zweiten. Wie jede irdische Wirkung selbst wieder Ursache einer weitern Wirkung wird, so erscheint jeder verwirklichte irdische Zweck nur als Mittel zur Verwirklichung eines noch höhern Zwecks, und die ganze Kette aller irdischen Ursachen und Wirkungen ist nichts andres als die Kette der Mittel und Zwecke, die zur Erreichung des Endzwecks der Welt führt. Dieser Endzweck ist die Schlußwirkung, und seine Idee bildet den Anfang des Weltprozesses, denn nur mit Rücksicht auf ihn konnte die Anfangs-

Digitized by Google

gruppirung der Atome so vorgenommen werden, daß sich aus ihr, als der ersten Ursache, die zum Ziele führende Kette von Ursachen und Wirkungen entspann, sodaß also der Weltzweck wiederum die Grundursache der ersten Ursache oder die eigentliche erste Ursache gewesen ist. Hartmann charakterisirt sehr gut das anfänglich als Opposition gegen falsche teleologische Systeme einigermaßen gerechtfertigte, in seinen spätern Stadien aber nur durch Denkschwäche oder durch die Unfähigkeit zu seinerm Denken erklärbare Widerstreben der Naturforscher gegen die Teleologie und ihre vergeblichen Bemühungen, durch neue Ausdrücke wie Zielstrebigkeit oder immanente Teleologie dem Zweck zu entrinnen. Die Teleologie ist nicht immanent, sondern transcendent, d. h. der Endzweck der Welt und daher auch die Weltursache*) sind nicht in der Reihe der Erscheinungen zu finden, sondern müssen außerhalb gesucht werden. Im Seelenleben, hebt Hartmann mit Recht hervor, ist die Zwecksetzung das wichtigste; von ihr hängt die Lebhaftigkeit und Wirksamkeit des Seelenlebens, hängt auch die Herrschaft der Vernunft über die niedern Triebe ab. Ein Mechanismus der Vorstellungen, wie ihn Herbart beschreibt, wo es rein von der engern oder lockern Verknüpfung der Gedächtnisbilder abhängt, welches von ihnen im nächsten Augenblick durch eine Sinneswahrnehmung oder durch das eben im Bewußtsein gegenwärtige hervorgerufen werden wird, ein solcher Mechanismus ist zwar vorhanden, aber ungestört arbeitet er doch nur in Stunden, wo man sich ganz passiv verhält, im wachen Träumen; für gewöhnlich greift der nach Zwecken thätige Wille fortwährend, bald hemmend, bald beschleunigend, bald ändernd in den Mechanismus ein.

Bis dahin nun, wo das Metaphysische anfängt, wird jeder denkende Leser dem kundigen Führer durch die Wirrsale der Erkenntnistheorie mit Vergnügen folgen, aber am Rande dieses Abgrunds, der am Schlusse jedes Kapitels gähnt, werden doch wohl die meisten scheu werden. Seine Ansicht über die Natur des Absoluten gehört nicht zu denen, die er im Laufe seiner Studien berichtigt hat. Er bleibt dabei, daß dem Absoluten zwei Attribute zukommen, nicht, wie Spinoza wollte, Denken und Ausdehnung, sondern der Wille und das „Logische," und daß diese beiden Attribute durch eine unverantwortliche Dummheit des Absoluten zu Weltprinzipien, zu den Grundursachen der Welt geworden sind. In demselben Augenblicke, wo der schlummernde Wille des Absoluten seine Freiheit bewies — eine Freiheit, die sonst nirgends vorkommt, und deren Bethätigung auf diesen einen Akt beschränkt bleibt — und zu wollen anfing, erwachte auch sein Geschwister, das „Logische", durchschaute sofort die unsägliche

*) Hartmann unterscheidet die Weltursache vom Weltgrunde. Weltgrund ist das Wesen des Absoluten, in dem die Möglichkeit des Willensentschlusses zur Weltschöpfung liegt; Ursache ist dieser Entschluß, die einzige Ursache, die nicht Wirkung ist, während die letzte Veränderung, die Rückkehr der Welt ins Nichts, die einzige Wirkung sein wird, die nicht wieder Ursache ist. S. 428 bis 429.

Digitized by Google

Dummheit*) des Bruders und entwarf den Weltplan lediglich zu dem Zweck, den Willen zur Einsicht in seine Unvernunft und dadurch zur Zurücknahme des Wollenwollens zu bringen. „Daß ein Teil des Wollens mit negativem Inhalt erfüllt wird, scheint unmöglich, wenn man erwägt, daß die Negation im unbewußt Logischen und [in] der von ihm gesetzten Idee gar keine Stätte hat, da doch das Wollen die Idee zum Inhalt empfängt. Es wird aber verständlich, wenn man darauf reflektirt, daß das Bewußtsein das andre Attribut nicht nur negativ und positiv als Unlogisches und als Wille erkennen, sondern auch die Idee in negativer Gestalt zum Willensinhalt machen, d. h. das Wollen zum nicht mehr wollen Wollen umwenden kann. Da die implicite vom Logischen von Anbeginn bestimmte Aufhebung seines Gegenteils nur verwirklicht werden kann, wenn dem Wollen zur Hälfte [wird auch die Hälfte hinreichen?] ein negativer Inhalt gegeben werden kann, dies aber wieder unmittelbar unmöglich und nur durch Vermittlung des Bewußtseins erreichbar ist, so ist es eine logische Konsequenz des logisch gesetzten Zweckes, daß das Bewußtsein produzirt und bis zur Einsicht in die Alogizität oder Unvernunft des Wollens entwickelt werde“ (S. 224). Das Absolute hat zwar alle Empfindungen der einzelnen bewußten Wesen als ihr gemeinsamer Träger, aber es hat kein von diesen abgesondertes Bewußtsein und keine Empfindung als ein von der Welt verschiednes Subjekt; hätte es eine solche Empfindung, so könnte das nur die Empfindung ewiger Unseligkeit sein (S. 66). „Sollte nach Beendigung dieses Weltprozesses der Wille sich noch öfter zum Wollen erheben, so wird er ebenso oft durch das Logische vermittelst neuer Weltprozesse ins Nichtwollen zurückgeführt werden. Erschließt er sich aber einmal zum Verharren in der Potenz, so ist es für ewig mit der Gefahr neuer Weltprozesse vorbei“ (S. 362).

*) „Die erste finalkausale Determination ist ein zwar intraprozessualer, aber noch vorweltlicher Akt. Der Wille hat sich ohne logischen oder teleologischen Grund, ohne Nötigung aus innern oder äußern Ursachen, ohne Zwang durch ein Gesetz seiner Natur und ohne vernünftigen Sinn und Zweck zum Wollen erhoben.“ S. 480. [Das Logische] „muß das Unlogische [womit hier das Wollen gemeint ist] zum Nichtsein verurteilen.“ S. 327.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Aus Maximilian Klingers Leben

Als sich vor zwanzig bis dreißig Jahren die Gedanken unsrer litterarischen Kreise dem zuwandten, was sich hundert Jahre früher in Deutschland zugetragen hatte, da wurden zugleich mit der Wiedererweckung des jungen Goethe auch seine Gefährten aus der Sturm- und Drangzeit wieder entdeckt, deren bedeutendster Klinger war. Ihm widmete bald darnach sein Großneffe und Pate, Max Rieger in Darmstadt, ein Buch, das den berühmten Vorfahren in jenem frühern Abschnitt seines Lebens behandelte. Sechzehn Jahre später hat er jetzt den zweiten Teil der Biographie herausgegeben: Klinger in seiner Reife und dazu ein Briefbuch (Darmstadt, Bergsträßer, 1896). Beides ist mit der feinen Sorgfalt gearbeitet, an der Sachbeherrschung und litterarischer Geschmack gleichen Anteil haben. Es sei ihm dunkel, meint Rieger in der Vorrede, ob er mit diesem Buche noch einigem Interesse begegnen werde an dem selbständig einsam entwickelten Klinger der spätern Jahrzehnte. Wir glauben, daß es allerdings der Fall sein wird, weniger freilich hinsichtlich des Schriftstellers Klinger, obwohl seine Romane und seine „Betrachtungen“ wegen der reichen Erfahrung des Weltmannes sicher noch heute lesenswert sind, weit mehr, insofern der Inhalt des Buches zusammenhängt mit dem ganzen geistigen Leben der ersten dreißig Jahre unsers Jahrhunderts, am meisten aber um des im engern Sinne Biographischen willen. Denn eine gute Biographie, wie diese, gehört nicht nur zu dem Unterhaltendsten, was es giebt, sie unterrichtet auch, wie oft genug von Plutarch bis auf Rousseau bemerkt worden ist, einen nachdenkenden Leser deutlicher und eindringlicher über den geschichtlichen Inhalt einer ganzen Zeit als die meisten eigentlichen Geschichtsbücher. Außerdem hat das Buch noch einen besondern Wert durch die warme Pflege der Erinnerungen, die Klinger mit seiner alten Heimat verbanden, und die in dem engern Kreise der Landsleute Riegers ohne Frage einen herzlichen Widerhall finden werden. Um dem Leser einen deutlichen Eindruck zu verschaffen, werden sich diese Bemerkungen den letzten zwei Gesichtspunkten näher halten als dem Dramatiker, Romanschreiber und Moralphilosophen Klinger, hinsichtlich dessen mit einem kurzen Auszuge der eingehenden Analysen Riegers wenig gewonnen wäre.

Digitized by Google

Klinger gehört zu den wenigen aus kleinen und dürftigen Verhältnissen auf eine hohe gesellschaftliche Stufe emporgehobnen Menschen, die sich in die Veränderung so zu schicken wissen, daß ihnen nicht die nachschleppenden Zeichen des Emporkömmlings ihr äußeres Glück vor der Welt verkümmern und verleiden. Er war nach vielversprechenden, aber abenteuerlichen Fahrten einer unruhigen Jugend als Offizier in den persönlichen Dienst des Großfürsten und spätern Kaisers Paul von Rußland, in eine sichere, bequeme und an Zerstreuungen und Anregungen aller Art ergiebige Stellung gekommen, hatte sich in Petersburg verheiratet und stieg in Amt und Ehren zuletzt bis zum Kommandeur des Kadettenkorps mit dem Range eines Generalleutnants und zum Kurator der neu eingerichteten Universität Dorpat. Später, nach der Ermordung Pauls, wurde er der besondre Vertraute der geistvollen Kaiserin-Witwe und hielt sich auch unter ihrem Sohne Alexander, ohne diesem persönlich näher zu treten. Er war zwar nach russischen Begriffen keineswegs reich, aber angesehen, wenn auch in den eigentlich russischen Kreisen nicht gern gesehen, seit sich hier, etwa mit dem Jahre 1812, die Eifersucht auf die deutschen Einwandrer immer mehr hervorthat. Seine amtliche Thätigkeit erfüllte er mit einem Ernst, der vielen als Pedanterie erschien, und der namentlich die fremden Besucher zu enttäuschen pflegte, wenn sie sich ihn nur als deutschen Dichter und Romanschriftsteller gedacht hatten. Seine Stellung bot ihm vor allem später, als er nicht mehr bloßer Hofkavalier war, viele Schwierigkeiten. Ohne streng durchzugreifen, konnte er weder mit den Kadetten fertig werden, noch mit den Professoren und den akademischen Behörden in Dorpat, und so lag auf seinen Schultern eine Arbeitslast, gegen deren Bürde gehalten sein großer Jugendfreund in Weimar den Inhalt seines ebenso vornehmen Amtes gleichsam spielend erledigen konnte. Klinger hätte in Deutschland nicht so hoch steigen können, und bei verschiednen Versuchen, zurückzukehren, empfand er seinen Rang als das Hindernis einer für ihn passenden Stellung. Die große Liebe zu seiner alten Mutter in Frankfurt und zu seinen Schwestern, ein starkes Heimatsgefühl, das mit zunehmendem Alter zur Sehnsucht wurde, endlich deutscher Sinn, nicht nur Litteraturinteresse, sondern kräftige und sogar zornige Vaterlandsliebe zogen seine Gedanken nach dem Westen, den er doch nicht wiedersehen sollte, nachdem eine erste große europäische Reise mit dem glanzvollen Hofstaat des Großfürstenpaares gemacht worden war (1781 und 1782).

Klinger pflegte seinen an äußern Erfolgen reichen, aber auch keineswegs müheloſen Lebenslauf gern als ein „Glückmachen“ zu bezeichnen. Mitten darin war es ihm immer ein wirkliches Bedürfnis, litterarisch thätig zu sein, und in unbegreiflich kurzen Zeiträumen entstanden die verschiedenartigsten Dramen und Romane, die heute niemand mehr liest. Sie gehörten mit zu seinem Leben, denn sie haben seine Unruhe gestillt, aber Glück haben sie ihm nicht gebracht. Er hätte, wie Rieger richtig bemerkt, den Zeitraum nach Lessing

Digitized by Google

auf bedeutende Weise mit ausfüllen können; Goethe und Schiller verdunkelten ihn, und dadurch wurde er überflüssig. Es war ihm immer sehr ernst mit seinen Dichtungen, sie waren ihm, wie Goethen, Teile seines innern Lebens, dem er Klarheit dadurch verschaffen wollte. Die Grundtriebe sind kräftig und männlich; er hatte sich eine Theorie von der moralischen Kraft, die den Dichter mache, ausgebildet und stellte einem Wilhelm Meister oder Tasso seine anders gebildeten Helden geradezu entgegen. Alles bloß ästhetische, aber auch jede Art von Mystizismus war ihm zuwider; was ihn innerlich erfüllte, sollte sich in scharfen und möglichst klaren Sätzen auskämpfen. Aber zu diesem oft sehr in die Breite gehenden Inhalt fand sich keine glückliche Form ein. Seit er einst in seinen „Zwillingen" mit beigetragen hatte zu der Dichtung der neuen Zeit, hatte sich in Deutschland der Geschmack längst zu schulen begonnen, Schiller und Goethe gaben der Poesie ein Versmaß, das zu schaffen Lessings Begabung nicht ausgereicht hatte, Klinger fand keinen Weg in diese Gefilde, er schrieb nur Prosa, und seine Prosa blieb rauh und hart, so eindringlich und so plastisch sie auch reden konnte. Auf einzelne Menschen machten seine Schriften einen tiefen Eindruck, vielfach aber wurden sie, wie die in Deutschland erschienenen Rezensionen zeigen, nicht verstanden, und im ganzen thaten sie keine Wirkung mehr.

Er lebte ja aber auch längst ohne Berührung mit dem Publikum, für das er schrieb. In Rußland kam kaum jemand für ihn in Betracht; es war das Barbarenland, in dem er leben mußte, dessen Sprache er nicht kannte, und dessen Nation er auch gar nicht kennen zu lernen suchte. Die deutsche Welt aber und das litterarische Publikum mit seinen Ansprüchen sah er nur von weitem. Die Großen von Weimar waren für ihn nicht zugänglich, von Goethe, dessen wir noch besonders gedenken werden, hatte ihn ein taktloser Klätscher aus dem Lavaterschen Kreise längst getrennt, mit Herders Humanität wußte er nichts anzufangen, und Schiller, der nun in Weimar gewissermaßen Klingers Platz einnahm in dem Herzen des einst geliebten und immer noch hochverehrten Frankfurter Jugendfreundes, Schiller schickte ihm 1803 durch seinen Schwager Wolzogen einen kühlen Gruß und einen lakonischen Dank für die einst in den siebziger Jahren des vergangnen Jahrhunderts empfangnen litterarischen Anregungen, wobei also der Dichter Klinger der letzten fünfundzwanzig Jahre geflissentlich unbeachtet blieb. Statt dessen mußte er sich an einer gelegentlichen Anerkennung eines ganz andersgearteten Geisteskindes, des aufstrebenden Jean Paul, genügen lassen, und in herzlicher Freundschaft schloß er sich an Fritz Jakobi, vorübergehend auch wieder an Stolberg an, namentlich aber an Goethes vernachlässigten Schwager Schlosser und an dessen Schwiegersohn Nicolovius, der sein Vermittler und Helfer wurde in allen schriftstellerischen Angelegenheiten, die ja nur durch den deutschen Buchhandel betrieben werden konnten. Nicolovius unterstützte ihn dann auch mit rührender Treue bei der

Digitized by Google

neuen Ausgabe seiner Werke (seit 1809), die unter ungünstigen Zeitverhältnissen nur durch große Geldopfer Klingers möglich wurde. Rieger setzt uns alle diese Ereignisse bis ins kleinste genau auseinander (auch lange nach Klingers Tode 1842 erschien noch eine Ausgabe bei Cotta), aber es ist keineswegs, wie man denken möchte, bloß Bibliographie, sondern ein Beitrag zu dem ganzen litterarischen Leben Deutschlands in jener Zeit, auf dessen interessanten Inhalt wir nur hinweisen können.

Aber wir können uns doch angesichts dieser zahlreichen Bände, deren rein äußerliche Herstellung einem bedeutenden Manne ein Maß von Arbeit auferlegte, dem kein äußerer Gewinn und kein Erfolg entsprach, eine Bemerkung nicht versagen. Klinger spricht einigemale in seinen Briefen aus, daß seine Schriften dieser zweiten Periode ihm „geradezu Selbstzweck" gewesen seien, daher sei es natürlich gewesen, „daß sie vermöge der Individualität dem großen Publikum das nicht wurden, was sie nur Geistesverwandten werden konnten." An einer andern Stelle heißt es: „Wohl glaube ich, daß meine Schriften der Menge nicht zusagen, denn ich wußte es, da ich sie schrieb oder schreiben mußte. Ein Autor, der seine Individualität, zur Sicherheit und Befestigung seines eignen Innern im Kampfe gegen die Wirkungen der Erscheinungen der Welt auf ihn, mit der Wahrheit und dem Mute darstellt, wie sie ihn beleben, kann nur denen etwas sein, die nach gleichem streben." Wir meinen nun, und das ist unsre Bemerkung, unsre heutigen sogenannten Modernen, bei denen das Recht der einzelnen Individualität eine so wichtige Rolle spielt, sollten doch noch bisweilen in diesen Bänden blättern. Sie würden daraus wieder einmal lernen, daß es lange vor Ilion schon Agamemnone gab, und sehen, wie ein origineller Geist schon mit weit mehr Weltkenntnis diese jetzt wieder so beliebte Kunst der Aphorismen und Fragmente getrieben hat. Aus seinen „Betrachtungen," einer Art von modernen „Tischreden," und aus „Weltmann und Dichter," ferner aus seiner „Geschichte eines Teutschen" könnten sie ohne weiteres abschreiben, sie würden damit bessere Figur machen und dem Publikum ebenso modern vorkommen, als wenn sie bei bekanntern Autoren auf die Suche gehen und das Entlehnte leicht umfärben.

Anziehend und vielfach neu wird uns das Verhältnis Klingers zu Goethe geschildert. Hier erscheint der ernste und zugeknöpfte Pessimist gegenüber dem Heitern und Leutseligen, der — als Schriftsteller — alles zum Besten zu kehren wußte, doch persönlich als der nicht nur heftiger empfindende, sondern auch weicher gestimmte. Er hatte nichts in sich von dem erhabnen Egoismus im Ausbau der eignen Persönlichkeit, mit dem Goethe viel später in Beziehung auf Klinger zum Kanzler Müller sagte: „Alte Freunde muß man nicht wiedersehen, man versteht sich nicht mehr mit ihnen, jeder hat eine andre Sprache bekommen; wem es Ernst um seine innere Kultur ist, hüte sich davor." Er hatte vergeblich das alte Mißverständnis aufzuklären und die Entfremdung zu

Digitized by Google

beseitigen gesucht und freute sich herzlich, als die Angelegenheit der bevorstehenden Vermählung der Großfürstin Marie mit dem Erbprinzen von Weimar Abgesandte zwischen beiden Höfen hin und her führte, plötzlich den jungen Voigt mit einem kleinen Empfehlungsbillet Goethes bei sich eintreten zu sehen. Daraus folgten Grüße, Briefe, litterarische Zusendungen hin und wieder, aber von Klingers Seite kommt alles schneller und stets mehr, und alles ist herzlicher, während von Goethe nur ein einziger warm gehaltner Brief (1824) vorhanden ist, zufällig aus demselben Jahre, in das jene klassische Äußerung über die Jugendfreundschaft gehört. Zu einem Wiedersehen, das Klinger in den ersten Jahren nach der Annäherung ernstlich hoffte, Goethe wenigstens zu wünschen behauptete, kam es nicht, zum Glück für beide, namentlich für Klinger, für den die Enttäuschung wohl am größten gewesen wäre. Inzwischen ließ sich Goethe über Klingers neuere Schriften unterrichten, die er für die Fortsetzung von Dichtung und Wahrheit lesen müsse (1814), aber er las sie nicht, und es blieb bei dem Denkmal, das er dem Jugendgenossen kurz vorher im dritten Teil des Werkes gesetzt hatte. Klinger empfand die Abkühlung auf der andern Seite mit Verstimmung, er giebt dem manchmal einen köstlich sarkastischen Ausdruck, aber seine Bewunderung gewinnt immer wieder die Oberhand, es zieht ihn immer wieder hin zu Goethe, und es ist wenigstens gut für den endlichen Abschluß des Verhältnisses, daß ja Goethe, als Klinger nicht lange vor ihm starb, die Nachricht mit einer aufrichtigen Anerkennung des Verstorbnen aufnahm.

Sie waren weit aus einander gekommen seit jenen Tagen, wo Goethe Klinger, den tüchtigen, armen Kameraden, mit einem herzlichen Empfehlungsbrief auf die Universität Gießen zu Höpfner schickte. Klingers Briefe an die verschiedensten Empfänger sagen hier mit wenigen Worten alles. Wir wollen diese Chronik selbst reden lassen. 1790 (an Schleiermacher in Darmstadt): „Hüte dich vor Apathie, sie ist das Grab des Herzens, des Geistes und endlich des Körpers; je mehr Bilder vor unserm Geist, je mehr Dasein. Glückliche Zeit, da ich nur in der Einbildungskraft lebte, ich gäbe gern meinen kombinirten, kalten Verstand dafür, denn durch diesen entdecke ich nur die Illusion der lieblichen Tochter der Morgenröte und der stillen Nacht.“ 1799 (an Nicolovius): „Überhaupt sind die deutschen Schriftsteller, wie sie jetzt meistens kantisch und ästhetisch verzerrt sind, Gesellen, die nicht mehr das Lachen allein erregen. Zum Beweise las ich letztens in Schlegels Athenais einige saubere Stellen, da heißt es aphoristisch: Wilhelm Meisters und Fichtes Wissenschaftslehre und die großen wilden Begebenheiten des Jahrhunderts sind die Haupttendenzen unsrer Zeit. Was soll man bei solchem Unsinn thun und sagen? Und wie kann unser Goethe ertragen, daß solche Leute nun Bücher schreiben, um ihn zu loben!“ 1798 (an denselben): „Wie konnte Goethe auf den unglücklichen Einfall kommen, etwas zu machen, wo ein andrer ein Muster

Digitized by Google

aufgestellt hat, und ein solches Muster!*) Und sprechen nicht alle seine Leute so weise und gebildet, wie der Verfasser oder ihr Schöpfer? Wahrlich, man weiß gar nicht, wo man sich vor der Klugheit dieser Leute hinretten soll; das sind alles verkleidete Goethechens. Und so wie Herr Meister sehr gerühmt wird, daß er sich von dem rohen gemeinbürgerlichen Haufen loszumachen sucht, um unter dem edelgebornen und hocherleuchteten Häufchen Platz zu nehmen, so rühmt man hier gar gewaltig das wohlgefüllte Haus. Was nun wir armen Bürgerlichen in dem Meister, und das Bettelvolk in dem Gedicht für Trost finden sollen, begreife ich gar nicht. Doch vermutlich will er eine Aristokratie der Kultur aufführen, und da muß man ja die Linien der Trennung recht scharf ziehen. In allem dem Ding ist wenig Herz, über allem dem Ding brütet der kalte Egoismus des Verstandes. Ach, was ist die Dichtkunst, wenn sie nicht ein Balsam für die Wunden des Schicksals wird, wenn sie uns nicht über die enge, ängstliche Lage erhebt, wenn sie den Armen nicht reich macht, den Gedrückten nicht emporhebt! Ich lese in allem, was jetzt Goethe schreibt, den entzauberten Dichter, und was das für ein Wesen ist, sollen Sie den Herbst lesen" (nämlich zur Herbstmesse). 1810 (an denselben): „Aus den Wahlverwandtschaften können Sie übrigens sehen, wohin man kommt, was man endlich zusammensetzt, wenn ein gewisser Dämon von einem gewichen ist, wenn man sich nur selbst Genüge gethan hat, kurz wenn man seine männliche Kraft nicht durch Kampf und Thätigkeit entwickelt hat oder ungebraucht liegen ließ. Und so gleichen die aufgestellten Charaktere dem Autor selbst, der in Müßiggang schwelgend Geschöpfe schafft, die, aus Müßiggang, nicht handeln, sondern sich kitzeln, um leben zu können. Schade für die schöne Darstellung, aber was für Ungeheuer wird die Messe darauf liefern!" 1815 (an Morgenstern in Dorpat, der ihm nahe gelegt hatte, sein Leben zu schreiben): „Ich kann jetzt nichts weiter hinzufügen, als daß es gegen meinen Sinn und mein Gemüt allzusehr geht, und dann besonders, daß ich schwerlich dem Leser ein erfreuliches Lesen darbieten würde. Mein Freund Goethe konnte dies, er hat mit dem Leben ein Spiel getrieben und stellte es uns so plastisch dar, wie es ihm erschienen ist. Die Wirkung der Erscheinungen auf mich war andrer Art, ich habe sie bekämpft, ich glaube sogar sie besiegt zu haben; aber warum diese Stürme in andern erwecken?"

Zu diesen auf Goethe bezüglichen Auszügen aus dem 291 Briefe enthaltenden „Briefbuche," die mit ihrem treffenden Ausdrucke eine Vorstellung geben können von dem Werte des übrigen Inhalts, wollen wir noch einige Stellen hinzufügen, die sich auf Klingers sehr kräftiges deutsches Vaterlandsgefühl beziehen, die uns aber zugleich durch eine richtige, scharfe, ja sogar vorausseheude Beurteilung der damaligen politischen Zustände heute besonders interessant sind.

*) Gemeint sind Hermann und Dorothea und Vossens Luise.

Digitized by Google

In zwei Briefen an Nicolovius heißt es über Preußens Beruf in Deutschland, zuerst 1808: „Wie viel ich um Preußens willen, aus meiner deutsch-protestantischen Ansicht betrachtet und aus meinem Haß gegen Geistesdespotismus, gelitten habe und wegen der Zukunft noch leide, kann ich Ihnen nicht sagen. In Ihrem Vaterland allein sah ich immer noch Sicherheit für freie, männliche Denkungsart und ihren Ausdruck, Vereinigungspunkt gegen dummen, österreichischen Despotismus, wenn die Zukunft sich ändert, und ich will es noch hoffen, weil ich den entgegengesetzten Gedanken nicht ertragen kann." Und 1818 heißt es: „Besonders nehme ich Anteil an euch und euerm langgezognen Bezirk, der eine wahre politische Musterkarte vorstellen kann. Und so habe ich gleichwohl die Täuschung oder Meinung, daß ihr trotzdem für euch und die andern sehr viel sein könnt, wenn ihr nur wollt und das benutzet, was euch die Vorfahren vorbereitet und als Erbschaft hinterlassen haben, und das jetzt Narren mißkennen wollen und die, gelänge es ihnen, euch um eben das bringen würden, wodurch ihr etwas waret und wieder recht sein könnt, was ihr waret. . . . Und so sage ich, ich hoffe wirklich und hoffe von euch allein Heil für meine Brüder, für meine Deutschen, deren Beispiel zu sein euch Pflicht, Selbsterhaltung, Religion und Politik gebietet."

Endlich mag noch auf ein paar Äußerungen in Briefen an Nicolovius und Wolzogen aus dem Jahre 1808 über die perfide englische Politik seit 1791 hingewiesen werden, „die schon damals das Gegenspiel nach ihrem Kalkül angegeben" hätte, und deren Zerschmetterung durch „des herrschenden Teufels Werk," das die Mächtigen und die Kaufleute mit ihrem Golddurst von Anfang an bis heute befördert hätten, er noch erleben möchte. Diese Äußerungen können die Zeichnung berichtigen, die Gervinus von den Politiker Klinger gegeben hat. Gervinus erklärt nämlich Klingers Abneigung gegen das „erste Bürgervolk des neuen Europas" aus Sympathie für Rußland. Von solcher aber hatte Klinger eher das Gegenteil, und weil sich Gervinus in die Vorliebe für sein Bürgervolk verrannt hatte, so konstruirte er, wenn er in seiner Litteraturhistorie das Politische berührte, und so auch hier bei Klinger unverdrossen weiter, und man muß dann nachträglich immer solche Stücke, weil sie nichts wert sind, aus einer übrigens guten und fein antithetisch gebauten Charakteristik herausnehmen. Der Dichter ist also in diesem Falle ein besserer Politiker, als der politische Historiker.

Klingers späteres Leben wurde immer ernster und einsamer. Die Hoffnung, nach Deutschland zurückkehren zu können, hatte er schon 1802 aufgegeben. Selbst eine Reise dahin, die er von Jahr zu Jahr verschob, war nicht mehr ausführbar, seit sein einziger Sohn gestorben und die Mutter durch diesen Verlust in ein schweres und nie wieder geheiltes Siechtum verfallen war. Dennoch überlebte sie den Gatten noch zwölf Jahre. Seit er die neue Ausgabe seiner Werke vorbereitet hatte, war er nicht mehr litterarisch thätig,

Digitized by Google

sondern widmete sich, abgesehen von einer umfassenden Lektüre, seinen Ämtern, zuletzt nur noch der Kuratel für die Dorpater Universität, die er mit Interesse, Verständnis und großem Takt führte. Dann, 1816, gab er auch sie auf und lebte bis an seinen Tod (1831) im Verkehr mit wenigen Freunden und bis zuletzt geehrt von den Mitgliedern des Kaiserhauses. Nicht lange vor ihm starb seine Gönnerin, die Kaiserin-Mutter. Wie er seinen alten Freunden in Deutschland immer ein warmer und auch helfender Freund war, so lebten seine Gedanken bis zuletzt in der Heimat, und nach seinem letzten Willen konnte er mit dem reichen äußern Ertrage seines Lebens, da er nun ohne Leibeserben war, das Leben der Seinen in dem Lande, von wo er einst ausgezogen war, neu aufbauen. A. Ph.

Das schwarze Zeitalter

Die Einfügung des Dampfes und der Elektrizität in die Rüstkammer der menschlichen Willenswerkzeuge ist zwar die eigentümliche That des neunzehnten Jahrhunderts im Gebiete der mechanischen Kultur; in demselben Zeitraum hat aber auch die Verwertung der beiden ältern Erfindungen des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst nicht stillgestanden, und es ist eine offne Frage, ob nicht namentlich die Verbesserung des Buchdrucks mit ihren vielgestaltigen Folgen noch größere Umwälzungen hervorgebracht hat als Eisenbahn, Telegraph und Fernsprecher. Überblickt man die Flut von Büchern und Broschüren, von Zeitungen und Zeitschriften, die jährlich und monatlich, wöchentlich und täglich die Presse verlassen, bedenkt man dann, welchen gewaltigen Anteil die auf uns gekommne Litteratur vergangner Zeitalter zu dem geistigen Verbrauch der Gegenwart beisteuert, so möchte man glauben, daß der moderne Mensch wenigstens die Hälfte seines Tages mit Lesen verbringe.

Zum Teil findet ja die reißende Vermehrung der Geisteserzeugnisse einen Ausgleich in der Abnahme ihres Umfangs. In launiger Weise hat unlängst Friedrich Spielhagen der Wandlung gedacht, die in dieser Richtung während der letzten Jahrzehnte vor sich gegangen ist. Er dürfte nicht mehr daran denken, klagte er, Romane von dem Umfang seiner Erstlingswerke zu veröffentlichen, die sich doch zu der Zeit ihres Erscheinens neben den Monstreromanen eines Gutzkow bescheiden genug ausgenommen hätten. Wir Jüngern haben den Fortgang dieser Verflachung beobachten können. Wer liest noch Auerbachs

Digitized by Google

Landhaus am Rhein oder Freytags Verlorne Handschrift? Von Don Quixote und Wilhelm Meister gar nicht zu reden. Mehr als einen Band dürfen, wie es scheint, nur noch Konversationslexika und wissenschaftliche Werke aufweisen. Romane sind schon unvorsichtig, wenn sie so dick werden, daß man sie nicht von A bis Z im D-Zuge zwischen Berlin und Brüssel durchlesen kann.

Man thäte übrigens der lesenden Menschheit Unrecht, wenn man ihren Bedarf an Lektüre nach dem Umfang des Angebots bemäße. Zu ihrer Ehre steht fest, daß vieles ungelesen bleibt, was gedruckt wird. Jeder Buchhändler weiß ein Lied davon zu singen.

Aber trotz des bescheidnern Umfangs der Bücher und trotz der unzweifelhaften Thatsache einer litterarischen Überproduktion kann doch nicht geleugnet werden, daß der Konsum schreckenerregend ist. Eine Anzahl verschiedner, aber in paralleler Richtung laufender Bewegungen haben auf diesen Zustand eingewirkt. Die Ausbreitung des Schulunterrichts im neunzehnten Jahrhundert hat die frühere überwältigende Mehrheit der leseunkundigen Personen in manchen Ländern schon in eine Minderheit verwandelt. Und mehr noch als die Schule hat das moderne Leben selbst ein Bildungsbedürfnis von nie gekannter Stärke hervorgetrieben.

Wenn es für die vielfältigen eigentümlichen Erscheinungen in dem öffentlichen Leben der Neuzeit eine gemeinschaftliche Ursache giebt, so ist es die Mobilisirung der Massen. Die schwer beweglichen Volksschichten, die so lange nur die breite Untermauerung für das kunstvoll gegliederte Bauwerk der gebildeten Gesellschaft darstellten, sind in Fluß geraten; mag uns dieser neue Zustand unsers Volkskörpers nun angenehme oder unbehagliche Empfindungen erwecken, sein Vorhandensein fühlen wir alle. Jeder Einsichtige erkennt in ihm eine geschichtliche Thatsache und begreift, daß es keine Rückkehr zu dem frühern Zustande giebt.

Die Mobilisirung der Massen begann zuerst im eigentlichen Sinn. Eisenbahnen und Dampfschiffe erniedrigten die natürlichen Verkehrsschranken des Raumes, die für den kleinen Mann fast unübersteiglich waren. Zwar war seine gesetzliche Loslösung von der Scholle schon früher erfolgt, aber sie hatte wenig für ihn bedeutet, solange ihm die Möglichkeit fehlte, von der neuen Bewegungsfreiheit Gebrauch zu machen. Auch die Eisenbahn eröffnete den kleinen Leuten diese Möglichkeit nicht unbedingt; ganz ohne Geld ließ sich auch auf ihr nicht reisen. Im Vergleich mit der frühern Gebundenheit war aber die neue Verkehrsmöglichkeit doch fast unbeschränkt zu nennen. Den Beschluß machte dann wieder die Gesetzgebung, indem sie die letzten rechtlichen Hindernisse der freien Bewegung aufhob: Paßzwang, Auswanderungsverbot und wie sie sonst heißen mochten.

Es ist ein reizvolles Unternehmen, zu ergründen, warum die erweiterte Möglichkeit zu reisen so viele Menschen alsbald zum Reisen veranlaßte. Denn

Digitized by Google

die Ursache ist keine logische, sondern eine psychologische. Nach den Gesetzen der Logik verändern wir unsre Lage nicht schon, wenn die Veränderung möglich ist, sondern erst wenn sie uns vorteilhaft erscheint. Bekanntlich sind aber Logik und Wirklichkeit zweierlei. Thatsächlich lehrt die Erfahrung, daß die bloße Einrichtung neuer Verkehrsgelegenheiten bis dahin nicht vorhandne Verkehrsbedürfnisse veranlaßt und vorhandne steigert. Der Veränderungstrieb ist dem Menschen angeboren, und der Zug in die Ferne insbesondre dem Germanen. Zu diesen uralten und unveränderlichen Antrieben gesellt sich in unsern Tagen ein neuer und in der Zeit liegender: die innere Leere der Gegenwart, das untrügliche Anzeichen eines Übergangszustandes. Aus ihr entspringt die körperliche und seelische Unruhe des modernen Menschen, seine Ungenügsamkeit, seine Unfähigkeit zur Sammlung und sinnenden Betrachtung. Kontemplation ist ein veralteter Begriff geworden; und daß Spekulation einmal etwas andres bedeutete als Spielen an der Börse, wissen nur noch die Gelehrten. Man könnte die Fremdwörter leichten Herzens missen, wenn nur das, was sie ausdrückten, noch anzutreffen wäre. Aber dem berufsmäßigen Glücksjäger von heute klingt Beschaulichkeit schon fast wie ein Vorwurf. An Stelle dieser thätigen Unthätigkeit des ruhenden Körpers und des aufsteigenden Geistes gewahren wir überall nur noch eine unthätige Geschäftigkeit, ein seelenloses und hirnloses Umhergetriebenwerden, das seinen Grund mehr noch in der Angst vor Verarmung als in der Begierde nach Reichtum hat.

Ist diese Gemütsverfassung erst eine Folge der Schienenwege und Dampfschlote, oder ist sie vielmehr deren eigentliche Ursache? Ist es der gesteigerte Verkehr, der uns mit der äußern Ruhe auch die innere geraubt hat, oder war es die Unruhe einer zur Rüste gehenden Zeit, die sich mit innerer Notwendigkeit in die Technik gestürzt und die neuen Beförderungmittel hervorgebracht hat? Gleichviel, auf jeden Fall hat mit der Zeit des Dampfes ein Reisen begonnen, von dem sich kein früheres Geschlecht eine Vorstellung gemacht hat. Wenn man sich vergegenwärtigt, welche Unzahl von Eisenbahnzügen jeden Tag im Jahre unser Vaterland durchrasen, und daß sie alle im Durchschnitt gut besetzt sind, so kann man wohl auf den Gedanken kommen, daß sich entweder die Menschheit bis 1850 in einem Traumzustande befunden haben muß, oder daß sich die Menschheit nach 1850 in einem Fieberzustande befindet. Sicherlich giebt es auch außer der Börse von zwölf bis eins keinen Ort, dessen Physiognomie so täuschend an die eines Irrenhauses erinnerte, wie den Bahnsteig eines größern Bahnhofs bei der Ankunft eines Zuges.

Das ist die Mobilisirung der Massen im eigentlichen Sinn. Aber der Begriff besagt mehr. Mit der äußerlichen Unbeweglichkeit der untern Volksschichten hat sich auch die innerliche verloren. Die Veränderung des Aufenthalts entreißt sie dem ruhigen, aber gedankenlosen Dahinleben in vorgefundnen Geleisen. Sie bringt sie in Berührung mit neuen Gegenden, mit

Digitized by Google

neuen Dingen und neuen Menschen. Sie lehrt sie vergleichen und unterscheiden, abwarten und zugreifen, aufmerken und sich tummeln. Einmal unterwegs, finden sie dann leicht Gefallen am Nomadisiren. An sich nur ein Mittel zu andern Zwecken, entwickelt das Reisen zuletzt einen selbständigen Reiz, dem sich kein moderner Mensch ganz versagt. Giebt es eine vollkommnere Vereinigung von Passivität und Aktivität, als eine Eisenbahnfahrt? Zeitungslesend, rauchend, plaudernd oder träumend verrichten wir Wunder der Fortbewegung, neben denen die schnellsten Renner schweißbedeckt zusammenbrechen würden. Wir verrichten sie? Ganz sicher; wir brauchen durchaus nicht an den Rädern zu drehen oder auch nur den Kessel zu heizen, um unser Vorwärtskommen als unsre eigne Thätigkeit zu empfinden. Wie sagt doch Mephistopheles?

Wenn ich sechs Hengste zahlen kann,
Sind ihre Kräfte nicht die meine?
Ich renne zu und bin ein rechter Mann,
Als hätt ich vierundzwanzig Beine.

Der gewiegte Reisende, der erst nach dem letzten Glockenzeichen einsteigt und, während sich der Zug in Bewegung setzt, mit nachlässiger Sicherheit sein Handgepäck in den Fangnetzen verstaut, der sich dann auf seinen Ecksitz niederläßt und mit einem halben Blick durch das Fenster die letzten Straßen der Vorstadt vorüberfliegen sieht, er befindet sich bei aller scheinbaren Gleichgiltigkeit in einer gehobnen Stimmung. Diese Stimmung mag im Anfang der Reise am lebendigsten sein — die Nerven sind da noch frisch, und besonders wohlthuend wirkt der Gegensatz des müheloſen Vorwärtseilens zu der unruhigen Hast der Reisevorbereitungen: der Platz im Eisenbahnwagen ist selbst schon ein erreichtes Ziel. Ganz verliert sich aber das Behagen auch nicht unter den abspannenden Wirkungen einer längern Fahrt. Jeden Eisenbahnreisenden erfüllt ein heimlicher Stolz. Wir gewahren ihn auf den kohlenbestaubten Gesichtern der Durchreisenden, die aus den Fenstern des Schnellzuges mit einem Gemisch von Neugierde und Geringschätzung das Treiben auf dem Bahnhof der Provinzialstadt beobachten; wir empfinden ihn selbst, sobald wir im Zuge sitzen. Er beruht auf der mehr oder minder deutlichen Vorstellung eines persönlichen Verhältnisses zu dem gewaltigen Räderwerk, das uns in Köln oder Königsberg aufnimmt, um uns in Wien oder Mailand abzusetzen. Wir vertrauen uns dem Dampfwagen an; und wem sich der Mensch anvertraut, zu dem gewinnt er eine innere Beziehung, mag es ein Jemand oder ein Etwas sein. Der Zug, den wir benutzen, ist unser Zug. Wenn bei der Abfahrt der gepreßte Dampf in mächtigen Stößen entweicht, wenn nach rasender Fahrt die Wagenreihe majestätisch langsam in die Bahnhofshalle einläuft, an allem eignet sich die Empfindung des Reisenden einen Anteil zu. Nicht am wenigsten an den Gefahren, die er unterwegs besteht. Kann er auch

Digitized by Google

nicht den Ruhm in Anspruch nehmen, die Bahnlinie an dem schwindelnden Abgrund entlang geführt oder durch den Bergstock hindurchgebohrt zu haben, der Entschluß, die Linie zu benutzen, bleibt sein; und im Grunde beweist doch ihre Benutzung größern Mut als ihre Erbauung.

Eine Seereise hat diese anregenden Seiten der Eisenbahnfahrt noch in verstärktem Maße. Wer jemals an Bord eines Ozeandampfers in den Hafen eingelaufen ist, kennt das Hochgefühl, das die Passagiere zwar mit geringerm Recht, aber kaum in geringerm Grade erfüllt als die Seeleute: das Gefühl einer vollbrachten Leistung. Vielleicht ist damit alles gesagt, was vorher im einzelnen geschildert wurde. Jede Reise ist eine Leistung, jede große Reise eine ansehnliche Leistung.

Wieviel eingreifender müssen sich aber die Folgen der modernen Verkehrserleichterungen in dem Dasein des kleinen Mannes gestalten als in dem der Gebildeten! In allen übrigen Lebensverhältnissen gelangt er von der Wiege bis zur Bahre niemals zu einer großen sichtbaren Veränderung in der Außenwelt. Eisenbahn und Dampfschiff eröffnen ihm den Zutritt zu diesem Erleben, das früher dem Wohlhabenden vorbehalten war. Sie ermöglichen ihm, mit Aufwendung von Geldmitteln, die keineswegs außer seinem Bereiche liegen, große Länderstrecken im Fluge zu durchmessen oder jenseits des Weltmeeres sein Glück zu versuchen. Seit undenklichen Zeiten reichte der geistige Gesichtskreis seiner Voreltern kaum über die heimische Gemarkung hinaus, selten nur über die Grenzen der Heimatprovinz oder des Heimatlandes. Jetzt steigen fremde Erdteile vor seiner Einbildungskraft auf; ein unermeßlicher Spielraum für seine Wünsche und Hoffnungen. Wie könnte er dem übermächtigen Anreiz widerstehen, von diesen nie gekannten Möglichkeiten Gebrauch zu machen, wenigstens einen Teil von ihnen in Wirklichkeit umzusetzen und sich den ungewohnten Genuß einer Wirkung in unabsehbare Fernen zu bereiten! Es ist eine lückenhafte Psychologie unsrer Nationalökonomen, die das deutsche Auswanderungsfieber in der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts allein aus der Ungunst der heimischen Erwerbsverhältnisse herleitet. Hoffnung auf wohlfeilen Landerwerb war der eine mächtige Hebel; aber der stärkste Antrieb entsprang ohne Frage aus der Neuheit einer fast unbegrenzten Reisemöglichkeit.

Die Möglichkeit, in kurzer Zeit und mit geringen Kosten nach Ungarn und Holland, nach England und Amerika zu gelangen, ist schon an sich für den Unbemittelten eine viel wertvollere Gabe als für den begüterten Mann, der sich auch früher einer gewissen Unabhängigkeit vom Raum erfreute. Eben um ihrer Neuheit willen. Aber der Reiz der Neuheit ist nicht die einzige Eigenschaft der heutigen Verkehrsmittel, durch die sie auf die untern Volksschichten noch stärker wirken, als auf die obern. Auch den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten der modernen Reiseanstalten bringt der kleine Mann Empfänglichkeit entgegen, weil sie von seiner gewohnten Lebenshaltung weit vorteilhafter

Digitized by Google

abstechen als von der der bemittelten Klassen. Mit der Bezahlung des Fahrscheins erlangt der ärmste Fahrgast einen Anteil an Einrichtungen, die durch die Größe ihres Umfangs, durch die Kunst ihrer Zusammensetzung, durch den Reichtum ihrer Ausstattung und durch die Gewalt ihrer Wirkungen einer ihm sonst unzugänglichen Höhenlage des menschlichen Daseins angehören. Und für die Benutzung dieser Einrichtungen schuldet er niemand Dank. Er verweilt in ihnen nicht als ein Geduldeter, sondern aus eignem Recht, mit ebenso viel Recht wie die Fahrgäste der ersten Klasse. Daß sie auf Plüsch sitzen und er auf Holz, verschlägt nicht viel; schneller als er fahren sie darum nicht, mehr als er sehen sie nicht, und auch die Möglichkeit, den Hals zu brechen, ist für sie und ihn gleich groß. Die palastartigen Hallen der großen Bahnhöfe stehen jedem Reisenden offen. Auch der Mann aus dem Volke darf sich frei von jeder Etikette in ihnen bewegen. Nicht freier als die andern; dennoch bedeuten diese breiten Freitreppen und lichterfüllten Gänge mit den ragenden Säulen und kühnen Bogenspannungen etwas andres für den, der zeitlebens in engen Gelassen oder in schönheitsfeindlichen Fabriksälen weilt, als für alle übrigen Menschen. Es kann nicht fehlen, daß ihr Anblick seinen räumlichen Maßstab unmerklich erweitert. Zwar vergönnten ihm schon früher Kirche und Theater den Aufenthalt in großen und edeln Räumen, beide aber legten ihm ein bestimmtes Verhalten auf. Den lästigen Druck, der ihn durch sein Werktagsleben geleitet, den Zwang, sich einer vorgeschriebnen Ordnung einzufügen, ersparen auch sie ihm nicht. Auf den Bahnhöfen dagegen weht Straßenluft. Sie verlangen von ihren Besuchern kein besondres Kleid und kein Stillsitzen; sie wehren ihnen nicht, zu reden und zu schweigen, zu kommen und zu gehen, wie es ihnen beliebt. Das geräuschvolle Gewühl und die Unsauberkeit, die jedem gebildeten Menschen den Aufenthalt auf Bahnhöfen verleiden, sind dem Ungebildeten vertraute Dinge, die ihn nicht stören. Häusliche Behaglichkeit, die jener in den prunkvollsten Wartesälen vermißt, entbehrt dieser nicht, weil er sie nicht kennt. Von alters her gehörte die Landstraße in besonderm Sinne dem fahrenden Volk; kein Wunder, wenn auch bei ihrer Verwandlung in die moderne Landstraße der Eisenbahn die Leute mit geringer Habe und leichtem Gepäck noch in ganz anderm Maße die Gewinner sind als der begüterte Mann.

Es ist also sehr erklärlich, wenn das allgemeine Reisefieber unsrer Zeit nicht vor den ärmern Bevölkerungsklassen Halt gemacht hat. Die Mobilisirung der Massen vollzieht sich daneben aber noch auf andern Wegen. Auch die großen Industriestädte der Gegenwart tragen das ihrige dazu bei. Eine Fülle von Anregung, ja von Wissensstoff bringt der Großstädter von jedem Gang durch belebte Straßen mit nach Hause. Die innere Einrichtung einer Fabrik, die Thätigkeit der Maschinen, die Betrachtung ihrer sinnreichen Zusammensetzung: alles das erweckt und schärft in dem bedienenden Personal die Fähigkeit der Kombination. Das Verhältnis zum Unternehmer giebt dem industriellen

Digitized by Google

Arbeiter ein viel deutlicheres Gefühl seiner Selbständigkeit als dem ländlichen Tagelöhner; es fehlt der patriarchalische Beigeschmack, der mit der ländlichen Dienstmiete ihrer Natur nach verbunden ist und immer verbunden sein wird.

Keine Eigentümlichkeit der Großstädte wirkt aber so anziehend und aufregend auf die Massen wie das abendliche Leben und Treiben. Die taghell erleuchteten Straßen, die reich besetzten Schaufenster, die vorüberrollenden Wagen, das Gewühl der Fußgänger, die dichte Reihe der verschiedenartigsten Lustbarkeiten, das alles wirkt zusammen, den bestimmten Nervenreiz hervorzubringen, den allein der abgetriebne Sohn unsrer Zeit noch empfindet und empfinden will. Erst nach Sonnenuntergang erlangt die Verschiedenheit der Großstadt von allen kleinern Gemeinwesen die volle Schärfe des Gegensatzes. Keinen Zug in ihrer Physiognomie hat sie zu solcher Ausschließlichkeit ausgebildet wie diesen. Provinzialstädte, auch wenn sie elektrische Straßenbahnen und das neueste Abfuhrwesen haben, liegen doch nach elf Uhr abends in friedlichem Schlummer da. Einzelne Nachtschwärmer kehren noch aus dem Wirtshaus oder aus einer Privatgesellschaft heim; aber ihre Schritte sind wegen der Totenstille weithin hörbar. Die Straßen sind wie ausgestorben. Zu derselben Stunde füllen sich in der Großstadt erst die Wein- und Bierstuben mit Gästen, die aus dem Theater oder von der Arbeit kommen, und die Stunde der Kaffeehäuser schlägt noch beträchtlich später.

Wechselnde Eindrücke zu empfangen und zu verarbeiten wird zuletzt die unentbehrliche Gewohnheit des Menschen, der längere Zeit in dieser großstädtischen Atmosphäre lebt. Unfehlbar wird er auch die zahlreich in ihr verstreuten Bildungsstoffe in sich aufnehmen; einige davon absichtlich, die meisten unmerklich. Er kann vielleicht kaum seinen Namen schreiben; aber er kann bald geläufig lesen. Wenn er es nicht in der Schule gelernt hat, so lernt er es an den Litfaßsäulen, an den Namensschildern der Läden und Wirtshäuser, an den Geschäftsanzeigen in den Straßenbahnwagen.

Daß sich eine solche Erweiterung des Kreises der lesekundigen Personen in einer entsprechenden Vermehrung des Lesestoffs wiederspiegelt, ist also am Ende nur natürlich. Zuerst entsteht das Bedürfnis, dann erzeugt es die Mittel zu seiner Befriedigung. Wäre daher nichts andres im Spiel als das erweiterte und gesteigerte Lesebedürfnis, so hätten wir kaum das Recht, die massenhafte und schon fast fabrikmäßige Herstellung von Lesestoff, wie sie heute in Blüte steht, übertrieben und ungesund zu nennen. Thatsächlich trägt aber diese Massenerzeugung das untrügliche Kennzeichen der Überproduktion breit an ihrer Stirn: nicht mehr das Bedürfnis der Konsumenten, sondern das Bedürfnis der Produzenten beherrscht den Markt. Wie auf dem Gebiete der Bekleidungsindustrie — um ein Beispiel herauszugreifen — längst nicht mehr die Anfertigung eines ausreichenden Vorrats von möglichst gediegnen und geschmackvollen Kleidungsstücken angestrebt wird, sondern Anstachlung der

Digitized by Google

Kauflust und Überreizung des Geschmacks durch einen unablässigen Wechsel in „letzten Neuheiten," ebenso werden die Schaufenster der Buchhändler und die Lesesäle der Klubs mit neuen Erscheinungen überschwemmt, die zwar selten mit wertvollem Inhalt, um so häufiger aber mit zugkräftigen Aushängeschildern versehen sind. Als solche dienen je nachdem der Name eines Modeautors — gab es seit Erschaffung der Welt ein widersinnigeres Gebilde als den Modeautor? —, ein verblüffender Titel oder ein koketter Einband. Eine ganz berechtigte Sitte in einer Zeit, die mehr und mehr dazu neigt, auch die Früchte des Geistes als Handelsartikel zu betrachten. Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn ein Buch gelesen wird, die Hauptsache bleibt aber, daß es gekauft wird. Nicht damit es gelesen, sondern damit es gekauft werde, hat es den mühevollen Weg aus den Gehirnkammern des Verfassers auf den Ladentisch des Sortimentsbuchhändlers zurückgelegt. Ein starker Bruchteil aller Druckschriften bezweckt nicht die Belehrung der Leser, sondern die Ernährung der Verfasser, nicht die Unterhaltung vieler, sondern den Unterhalt weniger.

Es ist also mit einem Wort der Kampf ums Dasein, der sich auch der litterarischen Produktion bemächtigt und mit ihr die hier geschilderten Zustände erzeugt hat. Die für den Druck schreiben, sind auch die, die am meisten Gedrucktes lesen. So entsteht durch stumme Übereinkunft, gewissermaßen eine Versicherung auf Gegenseitigkeit. Ohne von einander zu wissen, helfen sich A, B und C gegenseitig ernähren: drei Stunden am Tage schreiben sie, und zwei Stunden lesen sie, was die andern geschrieben haben. Dergestalt wendet jeder von ihnen den beiden andern einen Teil des Einkommens zu, das ihm aus dem Gesamtertrage seiner Thätigkeit zufließt.

Für die Menschheit bleibt dieses Versicherungsverhältnis in den meisten Fällen ziemlich unfruchtbar. Ihr wäre wahrscheinlich besser gedient, wenn sich A, B und C darauf verlegten, unbebaute Ländereien in Äcker und Wiesen oder unbenutzte Rohstoffe in wertvolle Gebrauchsgegenstände umzugestalten. Aber die alten Kulturländer sind übervölkert, und die modernen europäischen Staaten mit ihren ausgebildeten Einrichtungen haben sich — allenfalls mit Ausnahme Englands — bisher unfähig gezeigt, eine Kolonisation großen Stils ins Leben zu rufen, wie sie im Mittelalter einer urwüchsigen Volkskraft trotz unfertiger Staatsformen so glänzend gelang. Unter solchen Umständen ist die Entstehung ungesunder Verhältnisse, ist insbesondre die Herabwürdigung des geistigen Schaffens zum Erwerbsmittel unausbleiblich. Jeder fristet sein Dasein, so gut er kann.

Vor hundert Jahren ekelte den jungen Schiller vor dem tintenkleckſenden Säkulum. Mit welchem Namen würde er wohl unser Zeitalter belegen? Man hat es zweilen das papierne genannt, auch wohl das eiserne. Von Rechts wegen sollte es das schwarze Zeitalter heißen. Der moderne Kultur-

Digitized by Google

mensch ist eher ohne Blut zu denken als ohne Tinte und Druckerschwärze. Und schwarz ist alles, was er um sich sieht. Über seinen Niederlassungen lagert wie eine unzerreißbare Decke die rußgeschwängerte Atmosphäre der Fabriken. Wenn die moderne Männerwelt ihr Festgewand anlegt, erscheint sie in schwarzen Röcken und schwarzen Beinkleidern, schwarzen Hüten und schwarzen Schuhen. Die eingewurzelte Abneigung gegen die Farbe geht so weit, daß sogar die seltne Gelegenheit, sie in frühere Rechte wieder einzusetzen, ungenutzt bleibt. Es war gewiß ein glücklicher Gedanke, die Neugestaltung der deutschen Rechtspflege auf der Grundlage der öffentlichen Gerichtsverhandlung durch die Einführung einer Amtstracht für Richter und Anwälte zu vervollständigen. Aber es war bezeichnend für die Farbenscheu, in deren Bann unser Zeitalter steht, daß man die alte Juristenfarbe, die rote Blutfarbe, geflissentlich mied und auf keinen sinnreichern Einfall kam, als die Amtskleidung der protestantischen Geistlichen in den Gerichtssaal zu verpflanzen und dergestalt dem ungefälligen, allen gesunden Augen längst zur Ermüdung vorgeführten Schwarz einen neuen Typus auszuliefern.

Die sich von früh bis spät in diesem schwärzlichen Element bewegen und darin wohl fühlen können, sind ohne Zweifel selbst schon von ihm infizirt. Es sind Tintenfische in Menschengestalt. Man kann aber von ihrem heitern Behagen weit entfernt sein, ohne darum auf der andern Seite einem hoffnungslosen Pessimismus zu verfallen. Etwas andres ist es, die Schäden seiner Zeit erkennen, etwas andres, an ihr verzweifeln. Wir sind ein farbenmüdes Geschlecht; aber wir haben uns der überhandnehmenden Einförmigkeit noch nicht auf Gnade und Ungnade ergeben. Nicht bloß die Natur prangt unbekümmert um die Stumpfheit unsrer überreizten Sinne heute wie immer in unerschöpflicher Farbenfülle, auch den menschlichen Verhältnissen ist noch ein ansehnlicher Bestand von Farben verblieben. Zum Krieger gehört ein bunter Rock, und zum Weibe ein buntes Kleid. Diese ältesten Verbündeten der Welt haben schon bisher dem farbenfeindlichen Gleichheitsfanatismus der Neuzeit erfolgreich Widerstand geleistet. Neben ihnen erscheint aber gerade in der Gegenwart eine dritte Macht auf dem Plan, die, älter als das Menschengeschlecht, doch erst in unsern Tagen seinen Zwecken dienstbar wird: die Elektrizität. Luftreinigend wirkte sie von jeher, wo immer ihr Leuchten aufflammte. Luftreinigend im eigentlichsten Sinne scheint sie künftig auch im Dienst des Menschen wirken zu sollen. Indem sie den Rauch und den Ruß verdrängt und die ragenden Fabrikschlote niederlegt, wird sie das äußere Bild unsrer Kultur durchaus verändern. Vielleicht noch nachhaltiger wird sie die Menschen selbst beeinflussen, wenn diese ihr das Geheimnis absehen, daß die stärksten Kräfte ohne Lärm arbeiten. Denn wenn erst das nervenzerrüttende Getöse verstummt sein wird, mit dem die Menschheit von heute ihre Tauschwerte anfertigt und umsetzt, dann wird auch wieder Ruhe in die Gemüter einkehren und das zwecklose Herumfahren abnehmen, das unsern jetzigen Zu-

Digitized by Google

ständen eine peinliche Ähnlichkeit mit der niedrigsten Naturstufe verleiht: mit der des Nomadenlebens.

So entfalten sich schon in der Gegenwart die sichtbaren Anfänge der Zukunft. Sie geben uns die Hoffnung, daß sich unsre Kinder und Enkel in reinerer Luft, in hellem Licht, in reichern Farben bewegen können als wir. Das schwarze Zeitalter wird hinter ihnen liegen.

Die landwirtschaftlichen Betriebe im deutschen Reiche

1882 und 1895

Bekanntlich war mit der Berufszählung vom 14. Juni 1895 ebenso eine landwirtschaftliche Betriebszählung verbunden wie mit der von 1882. Wenn sich auch Umwälzungen in der landwirtschaftlichen Grundbesitzverteilung im allgemeinen langsam vollziehen, so ist doch der zwischen den beiden Zählungen liegende Zeitraum immerhin so groß, daß er, wenn auch mit aller Vorsicht, gewisse Schlüsse auf diese oder jene Richtung der Entwicklung erlaubt, besonders da dieser Zeitraum mit seiner zweiten Hälfte in die Agrarkrisis fällt, von der man einen tief greifenden Einfluß auf die Grundbesitzverteilung erwartet und auch schon behauptet hat. Man durfte also mit Recht auf die Ergebnisse der Betriebszählung von 1895 denen von 1882 gegenüber gespannt sein. Die Hauptergebnisse sind jetzt in einer kurzen Übersicht amtlich veröffentlicht worden.*)

Auf jeder bei der Berufszählung verteilten Haushaltungsliste war zum Schluß die allgemeine Vorfrage gestellt: Wird von einem oder mehreren Mitgliedern der Haushaltung Landwirtschaft oder Forstwirtschaft getrieben, d. h. eine Bodenfläche, wenn auch vom kleinsten Umfange, als Acker, Gartenland, Wiese, Weide, zum Wein-, Obst-, Gemüse-, Tabakbau usw., als Wald- oder Holzland bewirtschaftet, oder werden Kühe zu Milchhandel oder Molkerei gehalten? Ziergärten, auch solche, in denen nebenher ein unbedeutender Anbau von Nutzpflanzen stattfindet, sollten dabei, wie ausdrücklich bemerkt war, außer Betracht gelassen werden. War diese Vorfrage mit Ja zu beantworten, so mußte für den Betrieb eine besondre Landwirtschaftskarte ausgefüllt werden, worin nach der Fläche des Betriebes, nach der Verteilung dieser Fläche hinsichtlich des Besitzverhältnisses (Eigenland, Pachtland usw.) und der Benutzung (Acker, Wiese, Wald usw.), ferner nach dem Viehstande, nach der Benutzung landwirt-

*) Vierteljahrsheft zur Statistik des deutschen Reichs. 1897. 2. Ergänzungsheft.

Digitized by Google

schaftlicher Maschinen und der Ausübung von landwirtschaftlichen Nebengewerben gefragt war. Es sei hier gleich darauf hingewiesen, daß die Beantwortung der Frage nach den Flächen von den Betriebsinhabern sehr oft mangelhaft gegeben wird. Es sollte einmal die rein landwirtschaftlich benutzte Fläche, d. h. Acker, Wiese, bessere Weide, Hopfenland und dergleichen, dann aber auch die als Garten- und Waldland mit Einschluß der Weingärten benutzte, sowie die auf Öd- und Unland und die „sonstige," auf Haus-, Hofraum, Ziergärten, Wege und Gewässer fallende Fläche angegeben werden, damit man so die Gesamtfläche des zum Betriebe gehörigen Grund und Bodens erhielte. Es liegt auf der Hand, daß diese „sonstige" Fläche besonders oft unrichtig angegeben wird, und wenn sich bei mehreren Millionen von Betrieben die Fehler summiren, dann können Abweichungen zwischen den so gewonnenen Zahlen den von der Behörde gewonnenen Vermessungsergebnissen und der Wirklichkeit herauskommen, die sich wunderlich genug ausnehmen. Die Statistiker sollten darauf sinnen, wie die Betriebsinhaber in Zukunft mit solchen Fragen verschont werden könnten. Wir werden uns hier um die „Gesamtfläche" der Betriebe so gut wie gar nicht kümmern, vielmehr wird es uns hauptsächlich auf die landwirtschaftlich benutzte Fläche ankommen. Bei der Bearbeitung und Darstellung der Ergebnisse einer solchen Betriebszählung ist etwas sehr wichtiges die angemessene Bestimmung der Größenklassen, auf die die Betriebe verteilt werden sollen. Die amtliche Statistik hat 18 solche Klassen angenommen, die kleinste unter 0,1 Ar und die größte 1000 Hektar und darüber. Daneben giebt sie noch die Zahlen für die Einteilung nach 5 größern Klassen: unter 2 Hektar, 2 bis 5, 5 bis 20, 20 bis 100, 100 und mehr Hektar landwirtschaftlich benutzter Fläche. Wir werden uns hier schon mit Rücksicht auf den Raum hauptsächlich mit dieser zusammenfassendern Klasseneinteilung zu beschäftigen haben, wobei wir im allgemeinen die Bezeichnung der Betriebe bis zu 2 Hektar als Parzellenbetriebe, der von 2 bis 5 Hektar als kleine, der von 5 bis 20 als mittlere, der von 20 bis 100 als große Bauergüter und der von 100 Hektar und darüber als Großbetriebe annehmen können, obwohl je nach den Boden- und Absatzverhältnissen hier Betriebe mit weniger als 2 Hektar als kleinbäuerliche, dort solche mit mehr als 100 Hektar als großbäuerliche angesehen werden können.

Zahl und landwirtschaftlich benutzte Fläche der Betriebe haben sich 1882 und 1895 folgendermaßen ergeben:

	Zahl		Fläche in Hektar	
	1895	1882	1895	1882
unter 2 Hektar . . .	3235169	3061831	1807870	1825938
2 — 5 „ . . .	1016239	981407	3285720	3190203
5 — 20 „ . . .	998701	926605	9720935	9158398
20—100 „ . . .	281734	281510	9868367	9908170
100 Hektar und darüber	25057	24991	7822007	7786263
zusammen	5556900	5276344	32511899	31868972

Digitized by Google

Da ist zunächst als erfreuliche Thatsache zu begrüßen, daß die landwirtschaftlich benutzte Fläche im ganzen nicht zurückgegangen ist, sondern um 642927 Hektar zugenommen hat. Leider stehen uns über die Anbauverhältnisse keine genau vergleichbaren Zahlen zur Verfügung, und wir sehen deshalb hier von weitern Zahlen darüber aus früherer Zeit überhaupt ab. Von der Zunahme unbebauten Landes, von der Aufforstung ackerbaufähigen Bodens oder von der Überhandnahme von Weideland als schon wahrgenommnen Anzeichen landwirtschaftlichen Verfalls wagt man ja auch Gott sei dank in Deutschland noch nicht zu reden, wenn auch hie und da die Zahlen auf dem Papier, deren Wert wir schon gekennzeichnet haben, ein Plus an Wald oder auch Ödland aufweisen mögen. Was die Zahl der Betriebe angeht, so haben sie sich in allen fünf Größenklassen vermehrt, absolut am meisten natürlich die Parzellenbetriebe bis zu 2 Hektar. Aber hier hat die Fläche abgenommen. Das ist sonst nur noch geschehen bei den Großbauergütern (20 bis 100 Hektar). Zugenommen hat neben der Zahl auch die Fläche bei den Großbetrieben um 43744 Hektar, bei den kleinen Bauergütern um 95517 Hektar und bei den mittlern Bauergütern um 562537 Hektar. Die amtliche Statistik zieht aus unsern Zahlen den Schluß: „Der mittlere Grundbesitz hat sich also auf Kosten der Parzellen- und der Großbetriebe verstärkt."

Man hat bisher namentlich mit zwei Gespenstern gedroht, je nachdem man Eindruck machen wollte: mit der Zersplitterung auf der einen Seite, mit der Latifundienbildung auf der andern; der Bauernstand sei verloren. Der Schwerpunkt aller theoretischen Erörterungen auf agrarpolitischem Gebiete war seit Jahren der zu rettende Bauer, und auch die ganz praktische Politik der Agrarier im engern Sinne schob den totkranken Bauer vor, wenn es Hilfe für den kranken Großgrundbesitz zu erlangen galt. Die Bauern selbst hatten natürlich nichts dagegen, wenn für sie dabei ein Profit in Aussicht stand. Wir haben den Bauernrettungssport der Berliner Theoretiker wiederholt in den Grenzboten kritisirt, wir haben wiederholt die Herren gebeten, die Bauern in Schlesien und andern östlichen Bezirken, die unter ähnlichen Verhältnissen wirtschaften, mit ihren Rezepten in Ruhe zu lassen, und uns gefreut, daß recht angesehene Leute unter den deutschen Nationalökonomen dieselbe Bitte für die süd- und südwestdeutsche Bauerschaft aussprachen. Es ist klar, daß der Berliner Bauernrettungsmanie, an der die Universität und das landwirtschaftliche Ministerium ziemlich gleichmäßig zu leiden scheinen, durch den schlichten Satz des Statistischen Amts über das Ergebnis der Betriebszählung, den wir mitgeteilt haben, der Boden unter den Füßen weggezogen wird. Wir wollen abwarten, wie man sich mit diesen Zahlen und Thatsachen abfinden wird. Vorläufig werden sie wohl kaum viel Einfluß haben, die herrschende Strömung trägt die Bauernretterei auch ohne alle und jede thatsächliche Unterlage. Doch das nebenbei. Die Freude an der Gesundheit des Bauernstandes, die uns durch

Digitized by Google

die Zahlen vor Augen geführt wird, wollen wir uns dadurch nicht verbittern lassen. Sehr erwünscht kommt unsrer Ansicht auch der Rückgang der Großbauern. In den fruchtbaren Gegenden des Westens sind die Landwirte mit 25 Hektar keine Bauern mehr, und die mit 100 noch weniger. In Schlesien sind die bei der Gründung der deutschen Dörfer mit 1 Hufe — das waren damals je nach dem Boden einige 30 oder einige 70 Morgen zu etwa 0,25 Hektar — angesetzten Vollbauern im Laufe der Jahrhunderte vielfach auf die Hälfte der Zahl zusammengeschrumpft, die Güter aber auf 2 Hufen angewachsen, und in vielen Bauergemeinden, namentlich wo man die Leute mit dem Danaergeschenk des Zuckerrübenbaues beglückt hat, konnte man auch in den letzten Jahrzehnten eine bedenkliche Neigung zu weiterer Vergrößerung der Bauergüter wahrnehmen. Eine Teilung der zweihufigen Güter unter zwei Erben fand niemals statt; war der Vater ein Zweihüfner, mußte jeder Sohn auch einer sein, auch wenn die Schulden ihm über den Kopf wuchsen. Und doch ist heute noch, ja heute erst recht, die Hufe das richtige Flächenmaß für die bäuerliche Wirtschaft und das bäuerliche Leben, wo der Bauer selbst und seine Familie, nicht teures Gesinde, das Beste thun in Hof und Feld.

Aber es ist nötig, die Veränderungen in den einzelnen Gebieten des Reichs zu verfolgen, um die Bedeutung der mitgeteilten Zahlen richtig zu würdigen. Das lehrreichste Bild bieten die zwölf preußischen Provinzen mit ihrer zwischen Ost und West so verschiednen Grundbesitzverteilung. Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Schlesien, alle mit mehr als 30 Prozent der landwirtschaftlichen Fläche im Besitz von Großbetrieben (100 Hektar und mehr), ferner Schleswig-Holstein mit 16 Prozent der Fläche im Großbetrieb haben eine Abnahme der Großbetriebe zu verzeichnen sowohl der Zahl wie der Fläche nach. (Nur Ostpreußen und Sachsen, die 39 und 27 Prozent der Fläche im Großbetrieb haben, weisen vor den altpreußischen Provinzen eine Zunahme dieser Besitzklasse auf.) Dagegen haben Hannover, Westfalen, Hessen-Nassau und Rheinland, alle mit weniger als 10 Prozent der Fläche im Großbetrieb, überall eine Zunahme der Großbetriebe aufzuweisen. Umgekehrt steht es mit dem Parzellenbesitz: im Osten hat er zugenommen, im Westen abgenommen. Über die Verschiebungen im bäuerlichen Besitz in Preußen und zugleich von seinem recht erfreulichen Bestande giebt folgende kleine Übersicht ein Bild. Von 100 Hektar der landwirtschaftlichen Fläche jeder Provinz kommen auf

	kleinen Besitz (2—5 ha)		mittlern Besitz (5—20 ha)		Großbauergüter (20—100 ha)	
	1882	1895	1882	1895	1882	1895
in Ostpreußen . . .	3,51	3,86	13,98	14,96	41,81	39,36
in Westpreußen . .	3,10	3,61	14,03	17,22	33,22	32,72
in Brandenburg . .	4,02	5,35	19,42	20,73	35,37	34,58
in Pommern . . .	3,50	3,44	13,44	15,64	22,85	22,82

Digitized by Google

	kleinen Besitz (2—5 ha)		mittlern Besitz (5—20 ha)		Großbauergüter (20—100 ha)	
	1882	1895	1882	1895	1882	1895
in Posen	3,29	3,67	19,09	20,83	19,88	20,49
in Schlesien . . .	10,99	10,86	26,94	29,11	22,69	21,54
in Sachsen	4,10	6,91	24,01	24,19	35,78	34,97
in Schleswig-Holstein	3,76	3,50	16,43	17,14	61,47	61,31
in Hannover . . .	11,02	11,83	30,27	32,01	44,53	42,41
in Westfalen . . .	13,49	13,64	34,36	34,67	37,10	36,59
in Hessen-Nassau . .	20,70	20,84	42,77	43,15	18,87	18,02
in Rheinland . . .	20,73	23,19	43,15	50,40	20,66	19,47

Der Mittelbauer hat überall an Gebiet gewonnen, der Kleinbauer nur in Pommern, Schlesien, Sachsen und Schleswig-Holstein verloren, der Großbauer nur in Posen gewonnen. Im ganzen nahmen 1895 in Preußen (ohne Hohenzollern) die bäuerlichen Betriebe 64,15 Prozent der landwirtschaftlichen Fläche gegen 63,38 Prozent im Jahre 1882 ein.

Außer Preußen wiesen 1895 einen Anteil der Großbetriebe an der landwirtschaftlichen Fläche von mehr als 10 Prozent auf: Mecklenburg-Strelitz mit 60,89 Prozent, Mecklenburg-Schwerin mit 59,89 Prozent, Anhalt mit 37,05 Prozent, Lübeck mit 21,42 Prozent, Braunschweig mit 18,86 Prozent, Schwarzburg-Sondershausen mit 16,84 Prozent, Königreich Sachsen mit 14,07 Prozent, Sachsen-Weimar mit 12,87 Prozent, Sachsen-Koburg-Gotha mit 12,24 Prozent, Schwarzburg-Rudolstadt mit 11,49 Prozent und Waldeck mit 10,53 Prozent. Gegen 1882 weisen eine Zunahme des Großbetriebs auf: Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar, Braunschweig, Koburg und Anhalt. Von den Gebieten mit geringem Großgrundbesitz zeigt Baden die stärkste Zunahme: 1,80 auf 3,06 Prozent der Fläche. In Württemberg sind die Großbetriebe von 2 auf 2,14 Prozent gewachsen, in Altenburg von 7,53 auf 7,84 Prozent, auch in beiden Lippe ein wenig, sowie in Elsaß-Lothringen. Im allgemeinen ist das Bild im Reiche nicht anders, wie wir es in Preußen gesehen haben. Dabei scheint in den Gebieten mit starker Zersplitterung des Grundbesitzes der Löwenanteil der Zunahme den Kleinbauern, nicht, wie in Preußen und im Reich im ganzen, den Mittelbauern zugefallen zu sein. Die Parzellenbesitzer arbeiten sich eben zunächst zu Kleinbauern hinauf, und überdies steht im Westen der Mann mit 2 bis 5 Hektar dem Mittelbauer im Osten gleich, wenn nicht besser.

Auch bei den Besitzverhältnissen (Eigenland, Pachtland usw.) sind die Ergebnisse der Zählung im allgemeinen günstig zu nennen. Die Selbstbewirtschaftung ist in Deutschland die ganz überwiegende Wirtschaftsform, denn 1895 standen noch immer 86,11 Prozent der bewirtschafteten Fläche im Eigentum der Betriebsleiter, nur 12,38 Prozent aller Betriebsflächen waren Pachtland. Am geringsten ist der Anteil des Eigenlandes an der Fläche beim Parzellen-

Digitized by Google

betrieb. Hier macht er 65,23 Prozent aus, bei den Kleinbauern steigt er schon auf 81,23 Prozent, bei den Mittelbauern auf 96,55 und bei den Großbauern auf 91,98 Prozent, und bei den Großbetrieben sinkt er wieder auf 80,47 Prozent. Das sind im ganzen Reiche für den Bauernstand durchaus gesunde Verhältnisse, und auch bei den Großbetrieben kann man nicht von einem bedenklichen „Absentismus" reden, zumal da hier die verpachteten Staatsländereien mit einer bedeutenden Fläche Pachtland mitgerechnet sind. Einen sehr geringen Anteil an der Gesamtfläche haben die außerdem noch bei der Zählung berücksichtigten Besitzformen: Halbscheidland, Deputatland, Dienstland und Anteil an Gemeindeland; er wird auf 0,11 Prozent, 0,37 Prozent, 0,64 Prozent und 0,39 Prozent für das Reich angegeben. Halbscheidland und Deputatland haben hauptsächlich im Osten Verbreitung, der Anteil an Gemeindeland vornehmlich in Rheinland, in Baiern rechts vom Rhein, in Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen.

Von den landwirtschaftlichen Betriebsinhabern sind nach der Zählung von 1895 nur 57,87 Prozent Landwirte nach ihrem Hauptberuf, und zwar nur 44,97 Prozent selbständige Landwirte, und 12,90 Prozent landwirtschaftliche Hilfspersonen. Das Verhältnis verschiebt sich aber sehr, wenn man die Größenklassen ansieht. Während von den Parzelleninhabern nur 17,43 selbständige und 21,33 Prozent unselbständige Landwirte im Hauptberuf sind, sind von den Besitzern der Betriebe von 2 bis 5 Hektar bereits 72,20 und 2,84 Prozent berufsmäßige Landwirte, von den Betrieben von 5 bis 20 Hektar 90,79 und 0,21 Prozent, von den Betrieben von 20 bis 100 Hektar 96,15 und 0,6 Prozent und von den Großbetrieben 93,86 und 0,25 Prozent. Was den Nebenberuf der — ihrem Hauptberufe nach — selbständigen Landwirte betrifft, so sind 79,90 Prozent von ihnen ohne, 20,10 Prozent mit einem Nebenberufe verzeichnet gewesen. Alle diese Zahlen bieten im ganzen keinen Anlaß zu weiterer Erörterung, und auf die Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Platz. Für die Grenzbotenleser haben wir wohl das übliche Maß von Zahlen schon weit überschritten. Also genug damit für jetzt. Die noch ausstehenden amtlichen Veröffentlichungen über die Betriebszählung von 1895 werden noch manche interessante Aufschlüsse bringen, und der agrarpolitische Kampf der nächsten Zeit noch manche Gelegenheit bieten, sie zu Hilfe zu rufen.

Großartige Veränderungen haben die Jahre von 1883 bis 1895, das haben wir gesehen, überhaupt nicht gebracht, und es ist kein Grund zu der Annahme, daß das darauf folgende Jahrzehnt von dem langsamen Tempo abweichen sollte, wenn man der natürlichen Entwicklung ihren Gang läßt. Ist das aber zu wünschen? Staatliche Maßregeln zur Erhaltung der bäuerlichen Betriebe kommen dabei nicht in Betracht; daß wir sie im allgemeinen für unnötig halten, soweit sie die Verfügungsfreiheit über den Grundbesitz betreffen, brauchen wir nicht nochmals darzulegen. Aber ist die Schaffung neuer Bauer-

Digitized by Google

stellen durch Zerschlagung der Großbetriebe im großen Umfang und in kurzer Zeit zu empfehlen? Wir möchten auch nach dieser Richtung ein maßvolles Vorgehen für das richtige halten. Den Unsinn, eine Vernichtung der Großgrundbesitzer im Osten zu verlangen, lassen wir natürlich hier ganz beiseite. Aber es scheint uns doch überhaupt vielfach eine Unterschätzung des wirtschaftlichen, sozialen und politischen Wertes unsrer größern Betriebe obzuwalten, die freilich durch das ungeberdige Verhalten vieler extrem agrarischer Vertreter dieser Besitzerklasse jetzt ganz besonders gefördert wird. Trotz dieser mit aller Schärfe zurückzuweisenden Unarten und Übergriffe der ostdeutschen Rittergutsbesitzer soll man doch nie vergessen, daß sie ein gar nicht hoch genug zu schätzendes Kulturelement in den altpreußischen Provinzen sind. Wenn man an Stelle der Rittergüter, ja nur an Stelle der Hälfte, in den nächsten 20 bis 30 Jahren lauter Bauergüter von 5 bis 20, ja auch bis 50 Hektar setzen wollte, so würde man damit noch lange keine Zustände schaffen, die sich auch nur annähernd mit denen im Rheinland, in Baden, in der Pfalz, in Hessen-Nassau, ja auch in Württemberg, Hannover und Westfalen vergleichen ließen. Viel zu große Bezirke würden dann im Osten aller Besitzer mit höherer Gemeinbildung beraubt sein; die Pastoren und Landdoktoren thuns nicht allein, so wichtig sie auch sind, und so segensreich sie heute vielfach ihr Gewicht gegen das Junkertum, wie man sagt, in die Wagschale werfen können. Um den gebildeten Mann im Osten dauernd auf dem Lande zu halten, dazu gehört schon ein Großbetrieb, in vielen Gegenden weit größer sogar als 100 Hektar. Das schließt nicht aus, daß in manchen Bezirken schon jetzt tüchtig zerstückelt werden sollte, namentlich auch in der Nachbarschaft unsrer zahlreichen kleinen Landstädte, die durch den sie einschließenden Großgrundbesitz ganz herabgedrückt werden, durch benachbarte Bauerndörfer aber wieder emporkommen können. Und auch das ist zu bedenken bei der Frage der Zerschlagung der Rittergüter: Schafft oder erhält man in unsern Dörfern das Übermaß von Großbauern mit zahlreichem unverheiratetem Gesinde, ohne denen, die heiraten wollen, Gelegenheit zu geben, die Selbständigkeit mit dem Besitz ganz kleiner Betriebe zu beginnen und sich mit der Zeit zu vergrößern, so sollte man mit der Vernichtung der Großbetriebe, die den verheirateten Nichtbesitzern die einzige Arbeitsgelegenheit bieten, doch recht langsam vorgehen. Man könnte den Bauern sonst einen schlechten Gefallen erweisen. Wo sollen sie dann die Knechte und Mägde hernehmen? Wir kennen Gegenden mit Bauergemeinden und ohne Rittergüter, wo diese Kalamität schon sehr groß ist, man aber trotzdem keine „kleinen Leute“ in der Gemeinde haben will, und kein Knecht ein Ar zu kaufen bekäme. In Schleswig-Holstein, auch in Bezirken von Oldenburg und Ostfriesland sollen solche Großbauergemeinden ohne Gesindenachwuchs recht zahlreich sein. Also wo man Bauernbetriebe schaffen will, da schaffe man auch Parzellenbetriebe und die Möglichkeit für deren Inhaber, sich

Digitized by Google

zu vergrößern, aber man lasse Rittergüter unvernichtet. Die Entwicklung, die die Grundbesitzverteilung genommen hat, ist eine günstige trotz der schlechten Zeiten. Bedenkt man nun noch, daß die bäuerliche Kreditorganisationen in den letzten Jahren einen geradezu erstaunlichen Aufschwung genommen haben und bei vernünftiger Unterstützung durch die Regierung noch weiter zu nehmen versprechen, daß sich auch das sonstige auf Selbsthilfe begründete Genossenschaftswesen bei kleinen und mittlern Landwirten außerordentlich bewährt und Anklang gefunden hat, so darf man wohl mit Recht verlangen: Laßt die deutschen Bauern mit euern Rezepten und mit euerm Geschwätz vom Bauerelend und Bauernruin endlich einmal in Ruhe!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Mittelstand in Köln und Erfurt. Mit Bauern und Handwerkern hat sich sowohl die Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik als der Nationalsoziale Kongreß beschäftigt. Da es ja eben der Verein für Sozialpolitik ist, der die Untersuchungen der Lage des Handwerks veranstaltet hat, und da Professor Bücher der Referent war, so wußte man im voraus, wie die Handwerkerfrage in Köln beurteilt werden würde: nicht anders, als sie schon vor der Veröffentlichung jener Untersuchungen und dann wieder auf Grund dieser in den Grenzboten immer beurteilt worden ist. Außer Hitze, der als treuer Katholik pflichtgemäß für das Mittelalter schwärmen muß, hat niemand der Zünftlerei das Wort geredet und die ungeheuerliche Zwangsorganisation, mit der die Handwerker jetzt beglückt werden, verteidigt, im Gegenteil, sie ist aufs schärfste verurteilt worden. Bücher zählte fünf Arten von Veränderung auf, die das Handwerk unter der vereinigten Einwirkung von Technik und Großkapital erleidet: 1. Das Handwerk wird, wie bei der Weberei, ganz von der Fabrik verdrängt. 2. Das Handwerk wird nur geschmälert, indem mehrere Handwerke zu einem Fabrikationszweige vereinigt werden, wie in den Wagenbauanstalten, wobei die verschiednen Handwerker ihre Selbständigkeit einbüßen, oder indem die Großindustrie dem Handwerke nur die Fabrikation einzelner Artikel nimmt, wie den Klempnern Lampen und Blechgefäße. 3. Die Großindustrie nimmt dem Handwerk die Vorbereitung des Materials ab und liefert ihm Halbfabrikate. 4. Ein Handwerk wird an eine Großindustrie angegliedert wie die Böttcherei an die Brauerei, wobei wiederum der Handwerker seine Selbständigkeit verliert. 5. Durch die Abhängigkeit vom Handel endlich wird der Handwerker hie und da zum Schwitzarbeiter herabgedrückt. Das Endergebnis der Übersicht war, daß das Handwerk eigentlich nur noch auf dem Dorfe lebensfähig sei: „es verliert die Stadt und erobert das Land.“ Dieses Endergebnis können wir nicht unbedingt gelten lassen. Eine Reihe von Handwerken ist auch in der Stadt noch so lebensfähig, daß es mit dem Aussterben vorläufig gute Weile hat, und die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß Änderungen des Geschmacks

Digitized by Google

und der Technik den Fabrik- oder Verlagsbetrieb teilweise wieder auflösen und einzelne Handwerke, die jetzt verloren zu sein scheinen, wieder lebensfähig machen. Zu den Handwerken, die auch in der Stadt unbedingt bestehen bleiben, gehört unter anderm das der Barbiere und Friseure. Aber damit, daß sie unentbehrlich sind, ist ihnen nicht geholfen. Einer von ihnen, der Friseur Grebe aus Kassel, hat auf dem Nationalsozialen Kongreß ihre Not geklagt und auf einen der wesentlichen Gründe aller Handwerker- und sonstigen sozialen Nöte hingewiesen; wo sollen, fragt er, bei der stetigen Vermehrung der Barbierladen die Bärte und die Köpfe herkommen? „Es fehlt an Arbeit.“ Die Überfüllung des Barbiergewerbes und mancher andern Berufsstände rührt bekanntlich daher, daß die ungeheure Produktivität der heutigen Arbeit nicht mehr so vieler Menschen bedarf als ehedem, alle Bedürfnisse zu befriedigen, mögen diese auch noch so sehr vervielfältigt und gesteigert werden, und wenn es gleichzeitig in einzelnen Gegenden und Gewerben, wie geklagt wird, wirklich an Arbeitern fehlen sollte, so würde sich eben mit dem ersten Übelstande, der seiner Natur nach ein Glück ist und erst durch die gesellschaftlichen Verhältnisse ein Übelstand wird, ein zweiter verbinden: ein Organisationsfehler. Der Erfurter Kongreß hatte das Handwerk nicht in seinem ganzen Umfange zu behandeln, sondern nur zu untersuchen, inwiefern ihm durch Genossenschaften zu helfen sei. Der Referent, Göhre, kam zu einem rein negativen Ergebnis: die Genossenschaften hätten bis jetzt nichts Nennenswertes geleistet, und soweit Leistungen vorlägen, bestünden sie darin, daß sie die Auflösung des Handwerks beschleunigten. Das war nun freilich den übrigen Mitgliedern, die doch die Handwerker für die zukünftige neue Partei gewinnen wollen, nicht sehr angenehm, und man einigte sich schließlich auf eine Beschwichtigungsresolution, die so lang ist, daß man sie eine Abhandlung nennen könnte, und die nicht viele die Geduld haben werden zu lesen.

Mit dem Bauernstande beschäftigte sich die Kölner Versammlung nur insofern, als der ländliche Personalkredit auf ihrer Tagesordnung stand, und dabei wurde nichts neues zu Tage gefördert. Die meisten scheinen Wagner beigestimmt zu haben, der meinte, das System Schulze passe besser in die Stadt, das System Raiffeisen besser aufs Land, was bekanntlich auch unsre Ansicht ist. In Erfurt hielt der Landwirt Möser einen langen Vortrag, der insofern erfreulich genannt werden muß, als er durch seine Klarheit, systematische Gliederung, Gründlichkeit und Ausführlichkeit Zeugnis ablegt von dem hohen Bildungsgrade vieler unsrer heutigen Bauern (wir persönlich kennen mehr als einen Bauer, der einen solchen Vortrag zu halten imstande ist), und als er ein — freilich wohl von Einseitigkeit nicht freies — Charakterbild der ländlichen Zustände einer bestimmten Gegend, der Wetterau, entwarf. Zustimmen können wir dem jedenfalls wackern Manne jedoch nur in untergeordneten Punkten. Gleich von vornherein müssen wir es rügen, daß er seinem Referate „über die Erhaltung der Kleinbauern“ seine eigne, 120 Morgen große Wirtschaft zu Grunde legte; mit 120 Morgen ist man nicht einmal in den sandigsten Gegenden der Mark Brandenburg, geschweige denn in der fruchtbaren Wetterau ein Kleinbauer. Mösers Auffassung deckte sich so mit der landläufigen agrarischen, daß ein holsteinisches Kongreßmitglied, Pohlmann, sagen durfte, die Thesen des Referenten hätten ebensogut im Bunde der Landwirte aufgestellt werden können. Alle doch wohl nicht, denn die letzten beiden lauten: „Entschädigung für Wildschaden und für die bewaffnete Macht im Frieden (Einquartierung); Abschaffung aller Fideikommisse und Aufteilung aller Großgüter, wo sich die Möglichkeit dazu bietet.“ Möser nimmt, wie man sieht, einen ähnlichen

Digitized by Google

Standpunkt ein wie die beiden bairischen Bauernbünde, die einander bis jetzt heftig bekämpft, sich aber am 29. September in München auf ein Programm geeinigt haben, das im ganzen agrarisch ist, aber namentlich in Beziehung auf Wald und Wild einige gegen den Großgrundbesitz gerichtete bauerndemokratische Spitzen hat, die zusammen mit den bairischen Antipathien gegen den Norden dem Anschluß an den Bund der Landwirte vorbeugen dürften.

Auf der Kölner Versammlung kamen selbstverständlich auch die Angriffe einiger Großindustriellen auf die „Theoretiker" zur Sprache. Herr von Rottenburg begegnete ihnen unter anderm mit der Behauptung, gerade den sogenannten Praktikern könne man den Vorwurf machen, daß sie auf der dürren Weide der Spekulation grasten [indem sie sich an längst überwundne volkswirtschaftliche Theorien anklammern], während in den Büchern der Professoren Thatsachen zu finden seien. Und wahrhaftig, wer die siebzig Bände kennt, die der meist aus Professoren bestehende Verein für Sozialpolitik herausgegeben hat, der muß sagen: weniger Theorie, mehr Thatsächliches hat keine staatswissenschaftliche Litteratur irgend einer Zeit oder irgend eines Volkes aufzuweisen. Übrigens hängt die Wirksamkeit dieses Vereins nicht von herrschenden Strömungen oder Parteien und nicht vom Wohlwollen eines hochgeneigten Publikums ab. Er hat sich die Aufgabe gestellt, zu erforschen, was ist, und das Gefundne unverkürzt, unverstümmelt und ungeschminkt bekannt zu machen. Darnach braucht er nicht zu fragen, ob seine Veröffentlichungen einem maßgebenden Publikum gefallen oder mißfallen. Ob die Politiker aus dem reichen Material, das er ihnen darbietet, lernen wollen oder nicht, das ist seinen Mitgliedern, die doch auch Menschen sind, vielleicht nicht ganz gleichgiltig, aber in seiner Thätigkeit kann es den Verein weder irre machen noch hemmen. Seine großartige Agrarenquete ist totgeschwiegen worden und bei der Gesetzgebungsarbeit unbenutzt geblieben, und seiner Handwerksenquete ist es soeben nicht anders ergangen. Aber die Zeit wird kommen, wo die Herren Praktiker mit ihrem Latein zu Ende sein werden, und dann wird man zu den siebzig Bänden greifen und sie studiren. In sehr viel andrer Lage, in einer weit schlimmern, befindet sich der Nationalsoziale Verein. Er will eine politische Partei werden und ist also darauf angewiesen, Massen zu gewinnen. Es kann ihm daher durchaus nicht gleichgiltig sein, ob das, was er sagt, den Massen gefällt oder mißfällt. Und da es unmöglich ist, allen zugleich zu gefallen: den Bauern, den Handwerkern, den Lohnarbeitern, den akademischen Ständen, den Regierungskreisen, so wird er, wenn er auch nur den ersten Schritt zur Parteibildung thun will, einen herzhaften Entschluß fassen, sich für eine Interessengruppe entscheiden und es dadurch natürlich mit allen übrigen verderben müssen. Diesmal hat er einen solchen Entschluß noch nicht gefaßt, sondern Unvereinbares zusammenzuleimen gesucht.

Von den Kaisermanövern. Aus einem Briefe. Aus den Kaisermanövern sandte ich Ihnen einen lakonischen Gruß, bloß um Ihnen zu zeigen, was ich treibe. Ich wollte mir diese schöne Gelegenheit doch nicht entgehen lassen, denn wer weiß, ob ich jemals wieder viel von unsrer herrlichen deutschen Armee zu sehen bekomme. Ich habe in meiner Weise recht interessante Beobachtungen gemacht. Viel Vergnügen hat mir wieder der Kaiser gemacht, aus dessen ernstem Gesicht doch zugleich eine freudige Sicherheit herausleuchtet. Diesen Mann ficht der Krimskrams der Parteien und der Blätter nicht an. Er kennt ja seine lieben Deutschen, von denen immer einer klüger sein will als der andre, und er weiß: wenn ihn doch einmal die Notwendigkeit zwingen sollte, zu rufen: Antreten! so sind sie alle da.

Digitized by Google

Die Liebenswürdigkeit der Kaiserin brauche ich gar nicht zu erwähnen. Wenn doch diese prächtigen Menschen nur so überall herumreisen und sich dem Volke zeigen könnten, so bliebe Richter, Singer und Bebel nichts übrig als einzupacken. Und ich bin dabei nicht befangen, sondern urteile ganz kühl und habe immer scharf beobachtet. König Humbert, der sich in seiner ihn prächtiger als alle italienischen Uniformen kleidenden Husarenuniform so wohl befindet, seine freundliche Margherita, die stets mit der Kaiserin fuhr, den König von Sachsen in Ulanenuniform, die biderben bairischen Prinzen mit dem ehrlichen Luitpold, Häseler, Wittich, Xylander, alle habe ich in nächster Nähe gesehen, denn ich verstehe das Manöverwandern und weiß nach der Generalstabskarte, wo man solche Herren trifft. Bei meinem Begehen der stundenlangen Stellungen bin ich wenigstens zwanzigmal mit dem französischen Militärattachee zusammengetroffen und sah darin eine Bestätigung, daß ich meine Wanderungen richtig eingerichtet hatte. Er war freilich zu Pferde und ich nicht. Ich sah auch den letzten großen Kavallerieangriff, den ich erwartet hatte, denn am letzten Tage führte der Kaiser den Befehl, und ich hatte endlich das Terrain gefunden, wo ein solcher Angriff eigentlich allein möglich war. Ich habe auch eingesehen, obwohl ich früher zweifelte, daß ein solcher Angriff entscheidend wirken und gelingen kann, wenn er eben so richtig angesetzt wird wie hier. Mit einem österreichischen Offizier in Zivil, der mich an meiner Virginiacigarre erkannt und sich an mich angeschlossen hatte, hatte ich mit dem Glas das ganze Vorterrain sorgsam abgesucht, weil wir wußten, der Angriff müsse kommen, hatte aber keinen Pferdeschwanz gesehen. Plötzlich ging die gesamte Infanterie zum Sturm auf den äußersten rechten Flügel des markirten Feindes vor, das heftigste Feuer entbrannte, die Soutiens rannten in die Schützenlinie — da war auf einmal die Kavallerie da, zuerst die sogenannte preußische Kavalleriedivision, die auf den äußersten rechten Flügel einritt. Nun muß ich gern zugeben, daß für diese reichliche Kugeln vorhanden gewesen wären auch von einem erschütterten und stark zusammengeschossenen Gegner, obgleich dieser vollauf mit der stürmenden feindlichen Infanterie zu thun hatte, und die reitende Artillerie dicht hinter der Schützenlinie auf dem Plateau erschien und zu feuern begann. Diese Kavallerie wäre wohl stark zusammengeschossen worden, doch von ihr kam auch die Entscheidung nicht. Denn als auf diesem äußersten Flügel alles in Verwirrung und im Kampfe mit der anstürmenden Infanterie und Kavallerie war, brach wieder gänzlich ungesehen die bairische Kavalleriedivision, nahezu im rechten Winkel zur Angriffsrichtung der preußischen, in den Rücken der Stellung ein, und diese traf allerdings auf keinen Gegner mehr, denn alles war noch vorn in den Kampf verwickelt. Dieser letzte Angriff war allerdings entscheidend, und der ganze rechte Flügel in Front und Rücken angegriffen und wehrlos. Unter solchen Verhältnissen geht es doch, und schließlich ist die Kavallerie doch auch nicht da, um wie Porzellanfiguren geschont zu werden. Es ist doch gleichgiltig, ob ein Kavallerist oder ein Infanterist fällt, wenn die Entscheidung damit erzielt wird. Ich habe also gesehen, daß es unter Umständen geht. Daß der Anblick überwältigend schön war für Leute, die sich für militärische Dinge interessiren, zwölf Kavallerieregimenter auf einem Platze, versteht sich von selbst.

Einer, der das auch mit ansah und ebenso wie ich dem ersten Kavallerieanritt ausweichen mußte, war Obrutscheff, der russische Generalstabschef, für mich der interessanteste Beobachtungsgegenstand. Er hielt ganz allein wie eine Statue, wohl eine halbe Stunde lang auf einem Fleck, und beobachtete scharf, die Kniee hoch hinaufgezogen, den Säbel am einfachen Riemen nach russischer Art hoch unter

Digitized by Google

dem linken Arm, mit dem Bügel und der Biegung nach hinten. Niemand kümmerte sich um ihn, denn er fiel in seiner unscheinbaren russischen Uniform nicht auf, und als ich einige Leute auf ihn aufmerksam machte, nahmen sie auch kaum Notiz von dem Russen. Aber mich interessirte der Mann. Man sagt ihm nach, er sähe lieber Rothosen als die Baiern vor sich, aber er war da auf Einladung unsers und auf Befehl seines Kaisers. Und so ist er auch in diesen Tagen in Totis gewesen. Den Mann, wie er mir in Erinnerung bleiben wird, hätte ich als Illustration für die Gegenwart in meine Arbeit aufnehmen mögen, als Zeichen der Zeit. Aber wie gesagt: es kümmerte sich kein Mensch um ihn, auch der französische Militärattachee nicht. Er hatte auch keinen Adjutanten in der Nähe, aber mir gefiel der Mann ausnehmend an dieser Stelle.

Litteratur

Die berühmte Gemäldesammlung, die als Belvederegalerie mehr als ein Jahrhundert lang in dem Schlosse des Prinzen Eugen in Wien unvorteilhaft eingeengt untergebracht war, ist nun in das neuerbaute, prächtige „Hofmuseum für die kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses“ gebracht worden, wo sie eine ihrer Bedeutung würdige Aufstellung erhalten hat. Wie zur Feier dieses wichtigen Vorganges erscheinen ihre Schätze in einer neuen Veröffentlichung von solcher Vollkommenheit, daß man die Nachbildungen mit einem ähnlich gesteigerten Genuß in der Ferne betrachten kann, wie jetzt die Originale selbst in den schönen und zweckmäßigen Räumen. Diesen Genuß verdanken die Freunde bildender Kunst der weltbekannten Firma Ad. Braun u. Komp. in Dornach. Ihre Publikation, von der soeben die erste Lieferung erschienen ist, wird nicht weniger als 339 Blätter enthalten, die in dem zuerst von ihr angewandten und mit unermüdlichem Eifer vervollkommneten „unveränderlichen Kohledruck“ angefertigt sind. Bisher hatte man an Nachbildungen der Belvederegalerie nur die kleinen Löwyschen Photographien, die billig und gut sind und ihren bescheidneren Zweck ausreichend erfüllen; dazu die seit 1895 erscheinende Publikation des Hanfstängelschen Verlags, der sich nach dem Vorgange Brauns auch auf den „Kohledruck“ verlegt hat. Aber den Preis wird man unbedingt den neuen Braunschen Nachbildungen zuerkennen müssen. Jede der großen Veröffentlichungen dieser Kunstanstalt hat bis jetzt die frühern übertroffen, soviel Bewunderung sie auch bei ihrem Erscheinen erregten. Angesichts dieses neuesten Werks aber möchte man in der That sagen, daß die Vollkommenheit technischer Nachbildung nicht weiter getrieben werden könne. Es fehlt nur noch, daß man nicht mehr nur die Farbenwerte, sondern die Farben selbst photographisch darstellt. Wer weiß, ob nicht die so unermüdlich vorwärtsstrebende Firma auch dieses Problem in Angriff nehmen und dereinst glücklich lösen wird!

Dr.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 41

Ausgegeben am 14. Oktober 1897

Inhalt:

	Seite
Auswärtige Politik	57
Unsre südwestafrikanische Kolonie. Von Curt von François	67
Zwei philosophische Systeme. (Schluß)	72
Otto Gildemeisters Essays. Neue Folge	84
Nochmals der deutsch-russische Vertrag von 1887	90
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Die Genossen in Hamburg — Warum ist Christus verurteilt worden? — Modernstes in Dichtung und Stil — Hurra!	93
Litteratur	98

Hierzu 1 Beilage von der Kellerei des Wolfer Waisenheims in Wolf a. Mosel

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Deutschlands Seemacht

sonst und jetzt

Nebst einem Überblick über die Geschichte der Seefahrt aller Völker

von

Georg Wislicenus

Kapitänleutnant a. D.

Erläutert durch 65 Bilder vom Marinemaler Willy Stöwer

Fein kartonirt 10 Mark

Inhalt:

Erster Abschnitt: Seemacht entscheidet Völkergeschicke — Zweiter Abschnitt: Spuren deutscher Seemacht und deutscher Ohnmacht zur See — Dritter Abschnitt: Die Entwicklung der deutschen Kriegsflotte seit der Wiederherstellung des Reichs — Vierter Abschnitt: Die Schlachtflotte — Fünfter Abschnitt: Seekrieg und Küstenverteidigung — Sechster Abschnitt: Die Kreuzer — Siebenter Abschnitt: Friedensdienst der Kriegsflotte — Achter Abschnitt: Deutschlands Seemacht — Deutschlands Zukunft.

Klarheit in der Flottenfrage zu erhalten und sich ein begründetes Urteil über alle für Marinedinge in Betracht kommenden Punkte zu bilden, ist heute bei der Wichtigkeit des Gegenstandes für unser politisches und soziales Leben eine Pflicht jedes Bürgers. . . . Da ist denn das schöne Werk von Wislicenus mit besondrer Freude zu begrüßen. Hier ist ein Buch geschaffen, das vermöge der geringen Höhe seines Preises in weite Kreise der Gebildeten dringen kann, und das in einem so angenehm lesbaren Tone abgefaßt ist, daß jeder Laie es verstehen und aus seinen Ausführungen reiche Belehrung schöpfen wird. . . . Um das geschriebne Wort zu lebensvoller Anschaulichkeit zu bringen, hat Willy Stöwer, der Maler, der zuerst in der Marinemalerei technische Genauigkeit mit künstlerischer Auffassung zu vereinen verstanden hat, und von dessen Hand die farbigen Kunstbeilagen zu dem ersten großen Werk von Wislicenus herstammten, auch das neue Buch mit einer Reihe vortrefflicher Bilder geschmückt. Allerdings fehlt ihnen das belebende Element der Farbe, aber sie sind darum eine nicht minder dankenswerte und wertvolle Zierde des Werkes, dem der verdiente Erfolg ohne Zweifel bald zu teil werden wird. . . . (Münchner Allgemeine Zeitung)

Wir wünschen, daß das Buch die denkbar weiteste Verbreitung finden und überall hin Kunde tragen möge von der Geschichte der Schiffahrt und insbesondre unsrer deutschen Marine, für die noch immer nicht das genügende Verständnis im Volke herrscht. . . . In diesem gediegnen Prachtwerke spielt die Politik, spielen die Parteimeinungen keine Rolle, in knapper, schlichter Form wird uns eine Geschichte der Seeschiffahrt überhaupt und des Einflusses gegeben, den eine kräftige Seemacht auf die Entwicklung und die Selbstbestimmung der Völker durch alle Zeiten gehabt hat. Mit warmer patriotischer Begeisterung für unsre Marine wird ihre Entwicklung geschildert und Verständnis erweckt für ihre Aufgaben jetzt und in der Zukunft. . . . Die klaren Ausführungen werden überall mit Interesse gelesen werden. Ihr Verständnis wird wesentlich unterstützt durch den reichen Bilderschmuck. Stöwers Bilder erregten in größerm Format und in farbiger Ausführung im vorigen Jahre großes Aufsehen. Sie sind hier in schönen Lichtdrucken wiedergegeben, die den allgemeinsten Beifall finden werden. . . . (Bremer Nachrichten)

Digitized by Google

Auswärtige Politik

ie Fähigkeit zu denken unterscheidet den Menschen vom Tiere; die Fähigkeit abstrakt zu denken unterscheidet den geschulten Verstand von dem ungeschulten. Das Kind, das Weib, der Mann aus dem Volk und das Genie sind konkrete Denker; ganz ohne abstrakte Gedankengänge können aber auch sie nicht sein.

Die Mischung dieser beiden Denkrichtungen ist ein notwendiger Bestandteil der Zivilisation. Ein gänzlicher Mangel aller Abstraktion, also ein ausschließlich konkretes Denken giebt es nur auf der Kindheitsstufe der Kultur, die, wenn sie nicht selbst noch Barbarei ist, doch unmittelbar an sie grenzt. Und ein schrankenloses Überwuchern der Abstraktion kennzeichnet das entgegengesetzte Extrem einer absterbenden Kultur, die sich ja in vielen Erscheinungen mit der Unkultur berührt. In gesunden Zeiten werden sich konkretes und abstraktes Denken immer in annäherndem Gleichgewicht befinden und gegenseitig befruchten.

Für den einzelnen Menschen gilt ganz dasselbe. Einfältig nennen wir den Menschen, dessen Denken mit den Eindrücken seiner Sinne so verwachsen ist, daß es sich keinen Augenblick von ihnen loszumachen vermag. Er ist in geistiger Beziehung ein Unfreier, wir dulden ihn, aber wir achten ihn nicht. Auf der andern Seite betrachten wir auch den scharfsinnigsten Gelehrten als ein verbildetes Menschenkind, wenn er über seiner einsamen Beschäftigung Gegenwart und Wirklichkeit aus dem Auge verliert und sich zuletzt nicht mehr unter seinesgleichen zu bewegen weiß.

Nicht anders steht es aber um die Gesundheit unsers politischen Denkens. Von einem gebildeten Deutschen verlangen wir eine politische Gesinnung und damit ein gewisses Maß geschichtlicher Kenntnisse; denn Politik ist nichts andres als die Fortsetzung der Geschichte in der Gegenwart. Wer keinen Begriff davon hat, was mit den Worten konservativ, liberal und demo-

Digitized by Google

kratisch bezeichnet wird, oder warum wir als Volk mit den Franzosen als Volk zu keinem freundschaftlichen Einvernehmen gelangen, wer infolgedessen Ultramontanen und Liberalen, Deutschen und Franzosen mit den gleichen Empfindungen oder richtiger mit dem gleichen Mangel an Empfindung gegenübersteht, ein solcher Mann wird uns niemals als ein vollwertiger Bürger des deutschen Reiches gelten. Und ebenso umgekehrt. Wer sich im Banne seiner politischen Überzeugungen aller konkreten Anschauung so entwöhnt hat, daß er in jedem Franzosen oder in jedem Landsmann entgegengesetzter Parteistellung ohne weiteres einen persönlichen Feind sieht, wer es nicht über sich gewinnt, gute Eigenschaften auch an dem politischen Gegner anzuerkennen, einem solchen Fanatiker sprechen wir mit demselben Recht die geistige Gesundheit ab wie seinem Gegenstück, dem Mann ohne jede politische Ansicht.

Beide Verkehrtheiten finden sich aber nicht nur bei den einzelnen Menschen, sondern auch bei großen Parteien, ja zuweilen wohl gar bei einem ganzen Volke, immer aber als untrügliches Kennzeichen eines krankhaften Zustandes. In der Siedehitze des Revolutionsfiebers verschwanden vor dem geistigen Auge der Franzosen die trennenden Schranken der Landesgrenzen. Sie sahen die europäischen Staaten nur noch von Tyrannen und unterdrückten Brüdern bevölkert; erst eine lange Reihe von blutigen Zusammenstößen konnte sie eines bessern belehren. Demselben Fehler verfielen unter dem Einfluß entgegengesetzter Anschauungen die heilige Allianz unter Metternichs Führung und später die Kreuzzeitungspartei in Preußen, als sie in den vierziger und fünfziger Jahren das Schlagwort von der Solidarität der konservativen Interessen in Europa erfand, das ihr abtrünniges Mitglied Bismarck zuerst mit beißenden Worten und bald genug auch mit geschichtlichen Thaten ad absurdum führte. Die neueste Erscheinungsform dieser internationalen Wahnvorstellung erleben wir in der Gegenwart an der sozialistischen Arbeiterpartei, auf deren Fahnen der Wahlspruch steht: Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Alle derartigen Utopien entstehen durch ein Überwuchern politischer oder wirtschaftlicher Abstraktionen über die konkrete Anschauung. Sie verkennen sämtlich die Wirklichkeit des Nationalitätsbegriffs. Deshalb ist ihr Mißerfolg unausbleiblich. Die kriegerische Propaganda der ersten französischen Republik endigte damit, daß die Bewegung in die frühern Grenzen des Landes zurückgeworfen und die entthronten Bourbonen wieder eingesetzt wurden. Metternichs einseitige, unverwandt nach innen gerichtete Politik erzeugte durch ihren Druck die Dämpfe, die 1848 in allen mitteleuropäischen Ländern den Kessel der alten Staatsform sprengten. Sie führte also selbst die Veränderung herbei, deren Abwendung ihr einziges Ziel gewesen war. Und doch hätte Österreich mit demselben Aufwand an Zeit und Mühe, den es an die Kongresse von Laibach und Verona und an die Karlsbader Beschlüsse verschwendete, halb Afrika erwerben können. Auch die preußische

Digitized by Google

Politik war unter dem Einfluß oder doch unter dem Gegendruck der konservativen Legitimisten mit Unfruchtbarkeit geschlagen. Aus der Monarchie Friedrichs des Großen machte sie ein mit unverhohlener Geringschätzung geduldetes Mitglied der europäischen Staatenfamilie, dem keine mögliche Zurücksetzung erspart blieb. Allen diesen Mißerfolgen lag ein und derselbe Fehler zu Grunde: die Unterordnung der auswärtigen Politik unter ein inländisches Parteiprinzip.

Daß die Auswärtigen Angelegenheiten eines Landes für sein Schicksal größere Bedeutung haben als seine innern Zustände, ist eine ebenso einfache Wahrheit wie etwa die andre, daß es für unser eignes Wohlergehen weit mehr auf unser Betragen gegen unsre Mitmenschen ankommt als auf unsre Zugehörigkeit zu einem Bekenntnis oder einer politischen Partei. In dem Betragen gegen die andern offenbart sich der Charakter eines Menschen, in dem Betragen gegen andre Völker der Charakter eines Volkes; dieses Betragen nennen wir eben seine auswärtige Politik. Äußere und innere Politik stehen ohne Frage in Wechselbeziehung; aber in viel höherm Grade hängt die innere Politik von der äußern ab als umgekehrt. In Preußen haben die Niederlagen von 1806 und die Siege von 1866 einen viel nachhaltigern Umschwung im Innern zur Folge gehabt als die Verfassungskämpfe der vierziger Jahre, ebenso in Österreich-Ungarn der Feldzug von 1866, in Deutschland und Frankreich der von 1870, in Italien die kriegerischen Ereignisse der Jahre 1859 und 1870.

In Frankreich und England ist denn auch jedermann, vom Staatsoberhaupt bis zum Straßenkehrer, von der alles überragenden Wichtigkeit der auswärtigen Politik überzeugt. In beiden Ländern verstummt der Streit der Parteien, sowie eine Forderung der nationalen Ehre oder der Wehrhaftmachung des Volkes in Frage kommt. Kreditvorlagen zur Verstärkung des Heeres oder der Flotte werden ohne Debatte angenommen. In Deutschland ist es in diesem Punkte jetzt zwar besser geworden, als es vor zwanzig und noch vor zehn Jahren war; in allem Wechsel der Umstände schreitet eben doch der politische Reifeprozeß unsers Volkes vorwärts. Aber uneingeschränkte Bewilligungen beträchtlicher Geldmittel für unsre Land- und Seewehr bilden im deutschen Reichstag immer noch Ausnahmen, obgleich uns unsre geographische und politische Lage der Möglichkeit feindlicher Angriffe nicht in geringerm, sondern in weit größerm Maße aussetzt als Frankreich oder England. Das Verständnis für auswärtige Politik steht in Deutschland nicht auf der Höhe, die auf andern Gebieten geistiger Thätigkeit, die auch auf andern Gebieten der Politik erreicht ist.

Zwar an vereinzelten Stimmen, die auf die Bedeutung der auswärtigen Politik für die Geschicke der Völker hinwiesen, hat es auch in Deutschland nicht gefehlt. Einem augenblicklich fast vergessenen Schriftsteller, Constantin Frantz, gebührt das Verdienst, schon vor mehr als dreißig Jahren den wesentlichen Zusammenhang zwischen auswärtiger und innerer Politik und die vor-

Digitized by Google

herrschende Abhängigkeit der letztern von der erstern betont zu haben. „Man beginnt schon allgemein zu fühlen, sagt er,*) und die praktischen Staatsmänner haben es längst gefühlt, daß es die sogenannte auswärtige Politik ist, die auch auf die innere Staatsentwicklung dergestalt zurückwirkt, daß, wenn freilich eine Wechselwirkung zwischen beiden stattfindet, es doch in der That die erstere ist, welche den Ausschlag giebt. Denn offenbar ist es doch nicht der Zustand dieses oder jenes Staates, sondern die Lage der gesamten europäischen Verhältnisse, woraus nicht nur die letzte Entscheidung folgt, sondern woraus auch die letzte Erklärung für die wichtigsten innern Vorgänge des Staatslebens zu entnehmen ist.“ Gewiß ein treffendes Wort; nur daß wir heute an die Stelle der „gesamten europäischen Verhältnisse“ die gesamten politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der bewohnten Erde setzen müssen.

Das Gefühl, das schon dem damaligen Beobachter allgemein empfunden zu werden schien, hat seitdem in Deutschland wenig Fortschritte gemacht. Zwei Ursachen dieser Erscheinung liegen auf der Hand: die Neuheit einer einheitlichen deutschen Politik bei dem kurzen Bestande unsers jungen Reichs, und dann der seltne Glücksumstand, daß seine auswärtige Politik während der ersten zwei Jahrzehnte in den Händen eines unvergleichlichen Meisters lag. Kritische Betrachtungen über diese Politik galten damals bestenfalls für eine müßige Liebhaberei, der nachzuhängen mehr verzeihlich als verdienstlich erschien. Gewiß ein glücklicher Zustand, der aber nicht von Dauer sein konnte.

Zwar hat sich aus jener Zeit in weiten Kreisen unsers Volks bis auf den heutigen Tag die Anschauung erhalten, für die Masse der Deutschen müsse die auswärtige Politik ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Es sei das unvermeidlich, und es sei auch wünschenswert. Unvermeidlich, weil die auswärtigen Angelegenheiten eines großen Reiches zu verwickelt wären, als daß sie von Außenstehenden übersehen werden könnten. Wünschenswert, weil das Hineinreden der Parlamente in diplomatische Verhandlungen in der Regel mehr Schaden als Nutzen stifte. Auch der Bevölkerung selbst würde die Beschäftigung mit Fragen der auswärtigen Politik in keiner Weise zum Vorteil gereichen; im Gegenteil: ein unerträgliches Kannegießern würde die einzige Folge sein.

Unter diesen Behauptungen ist jedoch nur eine richtig. Ein Hineinreden der Parlamente in diplomatische Verhandlungen ist selbstverständlich vom Übel und vom vaterländischen Standpunkt aus geradezu ungehörig, es müßte denn sein, daß eine große und öffentliche Gefahr besprochen werden sollte, oder daß die Interpellation auf Wunsch der eignen Regierung geschähe. Ebendarum wird es aber auch keinem zurechnungsfähigen Menschen in den Sinn kommen, parlamentarische Einmischungen in schwebende Verhandlungen zu empfehlen.

*) Kritik aller Parteien, Kapitel VII, Abschnitt 3.

Digitized by Google

Werden solche doch selbst in so parlamentarisch regierten Ländern wie Frankreich, Italien und England fast durchweg vermieden. Fragen kann es sich nur, ob wir wünschen sollen, daß unser Volk wie bisher so auch ferner gegenüber den auswärtigen Angelegenheiten in dem Zustande gänzlicher Urteilslosigkeit verharre. Denn anders läßt es sich doch kaum bezeichnen, wenn die auswärtige Politik als ein Gebiet für sich angesehen wird, das ein für allemal außer Diskussion bleibt, weil seine Kenntnis nur Eingeweihten zugänglich und für die Behandlung der innern Aufgaben auch vollkommen entbehrlich sein soll.

Ein solches Opfer ihrer Einsicht gereicht den Deutschen wahrlich nicht zur Zierde. Auch giebt es keinen einzigen stichhaltigen Grund für seine Fortdauer. Es ist eine ganz übertriebne Vorstellung, daß die auswärtigen Angelegenheiten wegen ihrer verwickelten Natur nur von diplomatischen Fachmännern übersehen werden könnten. Täglich erörtern unsre Zeitungen und erörtern auch unsre Zeitungsleser Aufgaben der innern Politik, die in ihrer Art nicht minder verwickelt sind als irgendwelche auswärtigen Fragen. Eine sachliche Entscheidung zu begründen sind ja diese Erörterungen nur selten angethan; eine solche erfordert meistens eine Vereinigung von Fachkenntnissen, Erfahrung und Urteilskraft, die ebenso wenig Gemeingut des Publikums ist wie die Vertrautheit mit dem Völkerrecht und mit dem Ausland, über die unsre Diplomaten verfügen. Ihren Wert behält aber die Beschäftigung des Laien mit solchen Gegenständen doch; freilich nicht einen Wert für den Fortgang der betreffenden Angelegenheiten, wohl aber einen erzieherischen Wert für den Laien selbst. Sie erweitert seinen Gesichtskreis und reift seine politischen Anschauungen. Für die Behandlung der Sprachenfrage in Posen und Schleswig ist es z. B. sicher von keinem Einfluß, wie sich Herr N und Herr X zu ihr stellen. In Herrn N und Herrn X hat aber das Bedürfnis, sich diese Frage selbst zu beantworten, seine volle Berechtigung; und eine entschiedne Stellungnahme zu ihr gereicht ihnen unter allen Umständen zu größerer Ehre als denkfaule Gleichgiltigkeit oder Unwissenheit. Wir hören freilich von einem alten Kulturstaat, dessen Bevölkerung es nicht verstehen kann, warum sie sich um Politik bekümmern soll, da es doch dafür bezahlte Beamte gebe; aber dieser Kulturstaat ist — China. Deutsche Art war es von Alters her, daß die Angelegenheiten der Volksgemeinde jeden Freien angingen.

Damit wäre denn auch dem Bedenken des überhand nehmenden Kannegießerns begegnet, der Besorgnis, daß unser Volk durch vermehrte Beschäftigung mit auswärtiger Politik nur noch weiter auf der Bahn des politischen Dilettantismus und der Verflachung gedrängt werden würde. Man könnte solche Befürchtungen allenfalls verstehen, wenn gegenwärtig die Frage, ob der Staatsbürger an den öffentlichen Angelegenheiten teilnehmen soll, zur Entscheidung stünde. Aber diese Frage ist in Deutschland seit fünfzig Jahren und länger

Digitized by Google

in bejahendem Sinn entschieden, und niemand denkt im Ernst an die Möglichkeit, ein politisch mündiges Volk könnte zur Abwechslung einmal wieder unmündig werden. Es handelt sich also nicht mehr darum, ob sich die Deutschen mit Politik befassen sollen oder nicht, sondern ob sie sich nur mit innerer Politik befassen sollen, ohne von den auswärtigen Verhältnissen, die auf diese Politik bestimmend einwirken, eine hinlänglich deutliche Vorstellung zu haben. Die Frage so fassen heißt aber schon sie beantworten. Das Urteilen können wir nicht mehr hindern; sorgen wir dafür, daß sich das richtige Urteil einstelle.

Um es noch einmal zusammenzufassen: es ist wahr, daß die auswärtigen Angelegenheiten zu verwickelt sind, um von Laien übersehen werden zu können; es ist aber nicht wahrer, als wenn man dasselbe von den innern Staatsangelegenheiten behauptete. Es ist wahr im absoluten und nicht wahr im relativen Sinne. Die Aufgaben der Politik zu lösen, dazu reicht die Einsicht des Laien allerdings nicht aus. Aber ihren Gang zu verfolgen, sich ein Bild von ihnen zu machen, an ihrer Entwicklung innern Anteil zu nehmen, dazu ist der Laie genau in dem Maße befähigt, wie zur Beurteilung politischer Verhältnisse überhaupt. Dieses Maß ist ja unendlich verschieden, und der bescheidne Mann, der von sich selbst Bescheid weiß und sich in den Grenzen seiner Erkenntnis hält, ist sicherlich achtbarer als der Narr, der alles zu verstehen glaubt. Aber es hat auch noch lange keine Gefahr, daß unsre Arbeiter, daß selbst die deutschen Bauern und Handwerker über den russisch-englischen Wettbewerb um Abessynien oder über die Annexion von Hawaii einander in die Haare gerieten; unsre Gebildeten sind es, an die sich diese Zeilen wenden.

In einem geselligen Kreise kam kürzlich das Gespräch auf die deutsche Politik während des griechisch-türkischen Krieges. Ein überzeugter Verteidiger erklärte sie aus einer angeblichen Verstimmung zwischen dem Kaiser und seiner Schwester, der Kronprinzessin von Griechenland; außerdem aus dem Bestreben, durch Annäherung an Rußland Frankreich zu isoliren, einem Zweck, der dem Sprecher denn auch in der glücklichsten Weise erreicht schien. Der Verkünder dieser Weisheit war ein Mann in angesehenster Stellung und mit allen Zertifikaten wissenschaftlicher Bildung ausgestattet.

Dieses Beispiel ist bezeichnend; in ihm sind die beiden verbreitetsten Ursachen der Verständnislosigkeit des Publikums gegenüber der auswärtigen Politik vereinigt. Erstens die Auffassung, daß bei der Frage nach den Triebkräften dieser Politik die Gewissenhaftigkeit von vornherein ausgeschieden werden müsse. Das Verwerfliche der Annahme, daß der Beherrscher des deutschen Reiches dessen Schicksale nach persönlichen Stimmungen leiten solle, kam ihrem Erfinder gar nicht in den Sinn. Daneben tritt die krankhafte Sucht nach möglichst entlegnen und kunstvoll zusammengesponnenen Erklärungen in der unglaublichen Vorstellung zu Tage, daß Deutschland seinen Standpunkt gegenüber den orientalischen Wirren nach Maßgabe seiner Beziehungen zu Frankreich gewählt habe.

Digitized by Google

Wie weit wir Deutschen noch davon entfernt sind, es zu den Erfordernissen der allgemeinen Bildung zu zählen, daß jemand einigermaßen in der auswärtigen Politik bewandert sei, davon kann man sich bei jeder Gelegenheit überzeugen. Es ist schon selten genug, daß eine verständige und fördernde Unterhaltung über innere Politik zustande kommt. Das wird durch die leidige Beschränktheit der Parteimeinungen verhindert. Sind nur Gleichgesinnte versammelt, so hat man einander wenig mitzuteilen; es fehlt der Reiz des Meinungsaustausches. Sind Andersgesinnte zugegen, so scheut man sich, in Streit zu geraten, da politische Gegensätze erfahrungsgemäß weit öfter verbitternd als anregend wirken. Welches Armutszeugnis wir dadurch unsrer Erziehung ausstellen, gestehen wir uns nur ungern ein. Man sollte nun glauben, um so willkommnere Gesprächsstoffe müßten die auswärtigen Fragen sein, die sich nicht an den Parteistandpunkt, sondern an das Nationalgefühl wenden. Statt dessen wissen wir alle, daß solche Themata „anschneiden" das sicherste Mittel ist, die Unterhaltung in wenigen Minuten zum Einfrieren zu bringen. Im besten Fall ist einer unter den Anwesenden imstande, ein paar Bemerkungen zu machen, die sich anhören lassen. Der zweite, der es unternimmt, ihn zu ergänzen oder zu berichtigen, bringt sicher nur noch ganz ungereimtes Zeug hervor, das den vorigen Redner veranlaßt, schleunigst zu verstummen, weil sich vor ihm ein gähnender Abgrund der Unwissenheit aufthut. Der geneigte Leser möge selbst entscheiden, ob diese Schilderung nur einer boshaften Phantasie oder der Wirklichkeit entlehnt ist.

Wie es nicht anders sein kann, findet der niedrige Durchschnittsstand unsrer politischen Bildung einen weithin sichtbaren Ausdruck in unsern parlamentarischen Verhandlungen. Gegenwärtig ist es damit so bestellt, daß der preußische Landtag und der deutsche Reichstag zusammen nicht mehr als zwei oder drei Mitglieder aufweisen, die zur auswärtigen Politik das Wort ergreifen können, ohne sich bloßzustellen. Die Folge davon ist, daß die auswärtigen Angelegenheiten aus dem Kreise der Beratungsgegenstände und selbst aus dem Kreise der Erwägungen beinahe verbannt sind. Und doch müßten sie nach ihrer Bedeutung für das Schicksal unsers Volkes im Mittelpunkt und Vordergrund aller politischen Erörterungen stehen. Dann erst würde es möglich sein, in unsern parlamentarischen Verhandlungen den starken Ton des Nationalgefühls und der Vaterlandsliebe beständig mitklingen zu lassen und das verzogne Kind einer vorlauten Fraktionspolitik in seine Schranken zurückzuweisen. Dann erst würde es einen festen Boden geben, auf dem alle einsichtsvollen Abgeordneten die nötige Unbefangenheit gegenüber den vorliegenden innern Fragen gewinnen könnten. Und damit würde in die deutschen Reichs- und Landtage der lebendige Geist gemeinsamer schaffensfreudiger Arbeit zurückkehren. Ihn empfingen sie vor einem Menschenalter als ein Erbteil der großen Bewegung, die uns erhoben und geeinigt hatte, und durch mancherlei Stürme der Zeit vermochten

Digitized by Google

sie ihn doch so lange zu bewahren, wie der nationale Gedanke in seiner gewaltigsten Verkörperung unser öffentliches Leben beherrschte. Daß jener vaterländische und fruchtbare Geist aus unsern Volksvertretungen entwichen ist, das hat mehr als alles andre dazu beigetragen, ihre Säle zu veröden und ihren Verhandlungen das Gepräge kleinlichen Zankes aufzudrücken, von dem sich das Inland mit Unwillen und das Ausland mit Geringschätzung abwendet. Nur unter der Herrschaft solcher Zustände konnte es geschehen, daß ein so unpolitischer Kopf wie Richter und ein fanatischer Volksverderber wie Bebel zu angesehenen Rednern und anerkannten Parteiführern wurden.

Wenn es wirklich Staatsmänner giebt, denen die Bescheidenheit unsrer Abgeordneten gegenüber unsrer auswärtigen Politik willkommen ist, so hat daran jedenfalls die Bequemlichkeit größern Anteil als der gesunde Instinkt. Sind sie ihrer Aufgabe gewachsen — und von dieser Annahme muß doch ausgegangen werden —, so kann der Fall nicht eintreten, daß ihnen Abgeordnete das Heft entwinden, da deren Überblick über die jeweiligen Fragen notwendig beschränkt bleibt. Umgekehrt vermag kein Minister eine starke parlamentarische Stellung so leicht zu gewinnen und so erfolgreich zu verwerten wie ein tüchtiger Leiter der auswärtigen Angelegenheiten. Die Anzapfungen seiner Gegner bieten ihm nur die erwünschte Handhabe zur Darlegung seiner Gedanken. Für ihn vor allen gilt Pitts bekanntes Wort: Wenn es keine Opposition gäbe, würde ich versuchen, mir eine zu schaffen.

Ein bestimmender Einfluß auf die Geschäfte — und aus den einzelnen Geschäften setzt sich die Politik zusammen — kann ja immer nur von der Stelle ausgehen, an der die Fäden der Ausführung zusammenlaufen; darum ist eine wirkliche Konkurrenz der gesetzgebenden Körperschaften mit dem Minister des Auswärtigen unmöglich. Dagegen kennzeichnet sich ihre Zulassung oder richtiger ihre Heranziehung zu einer begrenzten, aber ständigen Teilnahme an den auswärtigen Angelegenheiten nur als die Verwirklichung eines de jure längst begründeten Verhältnisses, da in konstitutionell regierten Staaten die auswärtige Politik ebenso wenig eine Privatbeschäftigung der Exekutive sein kann, wie das Staatsgebiet Eigentum der Krone ist. Unsre auswärtigen Angelegenheiten würden bei solcher regern Teilnahme der Volksvertretung sicher keinen Schaden leiden. Unter besondern Umständen hat man eine Besprechung auswärtiger Fragen im Reichstag auch bisher schon für nützlich gehalten, und, soviel bekannt, sind die daran geknüpften Erwartungen niemals getäuscht worden. Würde dieser Weg mit einer gewissen Regelmäßigkeit betreten, so ließe sich leicht für die auswärtigen Angelegenheiten des Reichs ein günstiger Hintergrund gewinnen, der ihrem Fortgang wesentlich zu statten kommen müßte. Von geringerer Bedeutung, aber immerhin nicht von der Hand zu weisen ist die weitere Möglichkeit brauchbarer Anregungen aus der Mitte der Abgeordneten. Solche werden namentlich nach einiger Schulung in der Be-

Digitized by Google

handlung auswärtiger Fragen zu erwarten sein; gegenwärtig liegen sie kaum im Bereiche der Möglichkeit.

Am vorteilhaftesten aber würde eine engere Fühlung unsrer Abgeordneten mit den auswärtigen Angelegenheiten auf die Lage im Innern zurückwirken. Die unversöhnlichsten Feinde des Reichs sind und bleiben die Römlinge und die Revolutionäre mit ihrem beiderseitigen Anhang. Über diese Thatsache können keine Zeitströmungen und keine wirtschaftlichen Verwicklungen hinwegtäuschen. Ultramontanen wie Sozialdemokraten aber kann kein ärgeres Mißgeschick widerfahren, als daß sie in die Notwendigkeit versetzt werden, ihre Stellung zur auswärtigen Politik anzugeben. Bekennen sie Farbe, so kann es nicht ausbleiben, daß der klaffende Zwiespalt zwischen ihren Herzenswünschen und den Daseinsbedingungen der deutschen Nation zu Tage tritt. Suchen sie aber solcher unerwünschten Schaustellung ihrer natürlichen Gebrechen zu entgehen und sich hurtig das Festgewand eines nachgemachten Patriotismus umzuhängen, so verwickeln sich ebenso unausbleiblich die Ultramontanen in Widersprüche mit der Politik des päpstlichen Stuhles und die Sozialdemokraten in Widersprüche mit ihren Allerweltsidealen. Je häufiger die einen wie die andern in dieses Dilemma gebracht werden, umso besser ist es für die Klärung unsrer innern Verhältnisse.

Hand in Hand mit der Tauglichkeit der auswärtigen Politik zur Bekämpfung der innern Feinde des Reichs geht ihr einigender und stärkender Einfluß auf alle kaiserlich gesinnten Deutschen. Der heute noch weit verbreiteten Verkennung dieser ihrer Vorzüge sei hier mit vollem Bedacht die Behauptung entgegengestellt, daß auch die Überwindung des sozialdemokratischen Übels nur einer kraftvollen und klaren auswärtigen Politik gelingen wird.

Unter den Deutschen, die nicht an einen Umsturz des Bestehenden glauben, giebt es heute nur noch zwei Gruppen. Die einen halten ein baldiges Übergewicht der Sozialdemokratie in den Parlamenten für unvermeidlich. Als nächste Folge dieses Übergewichts erwarten sie das Stocken der Staatsmaschine, darauf einen blutigen Sieg der monarchischen Staatsgewalt und dann ein neues Cäsarentum. Was aus diesem entstehen soll, lassen sie dahingestellt. Diese Gruppe ist anscheinend sehr zahlreich. Die andern behaupten die Möglichkeit einer durch keine Gewaltthat unterbrochnen Weiterbildung der geschichtlichen Staats- und Gesellschaftsformen. Sie wünschen eine solche Entwicklung, weil im Aufruhr, mag er siegen oder niedergeworfen werden, mit dem Kranken auch vieles Gesunde untergeht. Sie verschließen sich nicht der nahen Gefahr einer solchen Katastrophe, denn sie wissen, wie leicht eine tiefgehende Bewegung aus ihren Ufern tritt, sobald infolge einer augenblicklichen Verwicklung elementare Gewalten der Leidenschaft die Führung erlangen. Aber sie halten die Gefahr bei steter und angespannter Aufmerksamkeit nicht für unabwendbar und die soziale Aufgabe unsers Zeitalters nicht für unlösbar. An der Übersättigung

Digitized by Google

der einen und der wilden Begehrlichkeit der andern erkennen sie den verworrenen Zustand einer Gesellschaft, deren führende Kreise nicht frei von Fäulnis, und deren untere Schichten durch umwälzende Vorgänge des geistigen wie des materiellen Lebens aufgestört sind. Sie trauen aber dem deutschen Volk trotz mancher Schwächen noch Lebensfähigkeit und Kraft genug zu, absterbende Bestandteile auszuscheiden, die flüssigen Massen aber zu neuen Bildungen zu formen und sie in seinen Gliederbau aufzunehmen, ohne zu zerbersten. Was nach ihrer Ansicht zur Unterstützung des deutschen Volkes bei diesem Aufsaugungswerk geschehen kann, beschränkt sich auf die Förderung seiner Lebenskraft. Alles, was ihr zugewendet wird, drängt die Krankheit des Volkskörpers zurück; alle unmittelbaren Heilversuche sind unwirksam.

Gegenüber den einzelnen Fragen des Tages ergiebt sich aus den beiderseitigen Standpunkten für die erste Gruppe ein sehr viel einfacheres Verhalten als für die zweite. Die erste kann sich von Reformen und ähnlichen Maßregeln keinen andern Erfolg versprechen als zwecklosen Aufschub und vermehrte Verwirrung der Geister. Ihr einziges Heilmittel besteht darin, das Pulver trocken zu halten. Die zweite muß bei vollster Einsicht in den Ernst der Lage unausgesetzt an dem zeitgemäßen Ausbau der vorhandnen Einrichtungen arbeiten, für neue Bedürfnisse neue Vorkehrungen treffen und vor allem für die Ausbreitung einer kräftigen vaterländischen Gesinnung wirken. In dieser Richtung bewegen sich auch die Wünsche, denen die vorstehenden Zeilen Ausdruck geben. Wohl begegnet heutzutage jeder Vorschlag, der die Bedeutung der Parlamente heben will, in weiten Kreisen lebhaftem Widerspruch. Mögen sie doch abwirtschaften! heißt es; je gründlicher, desto besser! Wenn aber die Parlamente wieder abgeschafft sind, wird damit auch der Anspruch einer gebildeten Nation auf Rechenschaft über die Verwaltung ihrer Angelegenheiten aus der Welt geschafft sein? Wer diese Frage nicht zu bejahen wagt, dem ist zu raten, daß er lieber auf Besserung sinne als auf Abschaffung. Der Bauer, der sein undichtes Haus in Brand steckte, beseitigte die schadhaften Stellen freilich schneller und müheloser als sein Nachbar, der sein Haus ausbesserte. Aber der klügere von beiden war doch der Nachbar.

Digitized by Google

Unsre südwestafrikanische Kolonie

Deutsch-Südwestafrika ist wieder an einem Wendepunkt angelangt. Die Rinderpest, die Anfang Mai d. J. über den Ngamisee ihren Einzug in das Schutzgebiet gehalten hat, fordert immer neue Opfer. Der Viehbestand ist zum Teil vernichtet, der Ochsenwagenverkehr hat aufgehört, und hiermit auch die Zufuhr von Lebensmitteln für die im Innern lebende, ohne die Beamten und die Truppe etwa 800 Seelen zählende weiße Bevölkerung.*) Denen, die kein Vieh besitzen, bleibt nach Aufzehrung ihrer Vorräte nichts weiter übrig, als nach der Küste zu wandern. In ähnliche Lage werden viele der Stationsbesatzungen kommen mit ihrem farbigen Anhang, Bastards, Bergdamaras und Hottentotten. Der andre Teil der farbigen Bevölkerung wird so gut als möglich im Lande weiter leben, von Feldfrüchten und von der Jagd, und bei größerer Not die ackerbautreibenden Völker im Norden und Nordosten des Schutzgebiets aufsuchen. Verhältnisse, wie sie beim Auftreten der Rinderpest im Matabele- und Betschuanenlande eintraten, Hungersnot und Aufstand, sind für unser Schutzgebiet nicht zu befürchten. Vor einem Aufstand schützen uns die im Verhältnis zu der 80- bis 100000 Seelen starken Bevölkerung sehr starke Truppe, die zu einer Macht herangewachsenen Ansiedler, die Uneinigkeit unter den Eingebornenstämmen und innerhalb der einzelnen Stämme, insbesondre der Herero.

Dem ungeachtet erscheinen in letzter Zeit häufiger Artikel, die einen Hereroaufstand, unterstützt durch Hottentotten, ankündigen und einer Truppenvermehrung das Wort reden. Solchen Artikeln, besonders wenn sie Kapzeitungen entnommen sind, thut man gut, mit Mißtrauen zu begegnen. Kapkaufleute sind durch Lieferungen für die Truppe ebenso stark bei jeder Truppenvermehrung interessirt, wie der größere Teil der in Südwestafrika lebenden Europäer, von denen die meisten fast ausschließlich von dem Gelde leben, das die Schutztruppe und die Beamten ins Land bringen. Der gegenwärtige Augenblick ist zu einer Verstärkung der Truppe gar nicht geeignet. Was nützt eine Verstärkung, wenn es an Transportmitteln für Verpflegung, Gepäck, Munition und Wasser fehlt? Es ist zu bedenken, daß hundert Mann für einen

*) 87 Kaufleute, 77 Farmer, 109 Handwerker und Arbeiter, 9 Ingenieure, 2 Maschinenbauer, 6 Verwalter, 5 Bergleute, 21 Missionare.

Digitized by Google

Marsch von Swakopmund nach Windhoek sechs Wagen nötig haben. Es ist sicher, daß eine Truppe, die jetzt nach Südwestafrika geschickt werden würde, noch länger an der Küste würde verweilen müssen, als der größere Teil der auf Grund eines ähnlichen Gerüchts im vorigen Jahre nachgesandten Verstärkung von 400 Mann. Die Verstärkung der Stationen des Innern würde nur dazu dienen, die Kopfzahl der Mitesser an den Proviantrestbeständen zu vermehren und die Dauer der Unterhaltung der Stationsbesatzung bedeutend abkürzen. Zu beschützen giebt es überdies nach der Verheerung durch die Rinderpest weniger denn je, und auch eine größere Stationsbesatzung kann nicht verhindern, daß die Eingebornen Mord, Raub und Diebstähle ausführen, wie es in den letzten Jahren wiederholt vorgekommen ist. Größere Strafexkursionen können wegen unzulänglicher Transportmittel nicht unternommen werden, und am allerwenigsten kann man jetzt daran denken, das zu erreichen, was zu Beginn des Kriegs im April 1893 als Endziel betrachtet wurde, die Entwaffnung. Bei Abschluß des Kriegs mit Witbooi und dem spätern mit den Ovambandieru unterblieb diese Forderung wohl nur, weil es sonst nie zum Friedensschlusse gekommen wäre. Der Eingeborne Südwestafrikas ist viel zu mißtrauisch und hat zu viele Möglichkeiten, sich dem Zwange zu entziehen, als daß er seine Waffe, die sein Beschützer und sein Ernährer ist, freiwillig hergäbe.

Wichtiger als die Vermehrung der Truppe und als eine Entwaffnung ist zur Zeit die schnelle Herstellung eines Schienenweges ins Innere, womöglich bis Windhoek, und die Herstellung einer geeigneten Landungsstelle bei Swakopmund. Man sollte hierzu alle Kräfte heranziehen, die durch die Verhältnisse gezwungen sind, das Innere zu verlassen. Es ist sehr erfreulich, daß die Regierung in diesem Sinne schon vorgegangen ist und zur Abwehr einer ernstern Notlage die Herstellung eines Schienenweges von Swakopmund ins Innere angeordnet und ein Kommando von 2 Offizieren und 45 Unteroffizieren der Eisenbahnbrigade hiermit beauftragt hat. Hoffentlich wird gleichzeitig die Verbesserung der Landungsverhältnisse von Swakopmund durch Anlegung einer Mole energisch in die Hand genommen. Sonst würde es bei der mit Ausnahme der Monate Juni, Juli und August fast immer starken Brandung kaum möglich sein, die zum Bau einer Feldbahn nötigen Materialien so schnell zu landen, wie es im Interesse der Beschleunigung des Bahnbaus erwünscht ist. Alle für die Eisenbahn nötigen schweren Gegenstände dürften bei den jetzigen Verhältnissen überhaupt nicht gelandet werden können. Aus diesem Grunde ist schon Anfang der neunziger Jahre wiederholt die Wichtigkeit der Herstellung einer Mole bei Swakopmund betont und auf den günstigen Umstand hingewiesen worden, daß sich 1200 Meter von der geeignetsten Landungsstelle entfernt ein etwa 30 Meter breiter von Süden nach Norden streichender, leicht abzubauender Basalt- und 1600 Meter entfernt ein etwa 60 Meter breiter

Digitized by Google

weißer Marmorgang befindet. Mehrfache Untersuchungen durch den damaligen Kommissar, durch Kriegsschiffe, besonders durch den Kreuzer vierter Klasse Falke und durch den Kapitän der Lulu Bohlen 1889 haben die Brauchbarkeit der Landungsstelle erwiesen. Man entschied sich für die Landungsstelle Swakopmund erst, als bis zum Jahre 1893 die Schwierigkeiten, die der Magistrat der Walfischbai bereitete, sich häuften, den Verstärkungsmannschaften der Schutztruppe das Landen nicht gestattet wurde und im Mai 1893 zwei durch den Kreuzer Arcona in der Walfischbai für die Schutztruppe gelandete Geschütze von der Kapbehörde in der Walfischbai zurückbehalten wurden. Aufs bereitwilligste erteilte darauf Herr Adolph Woermann dem mit Mannschaften für Südwestafrika Ende Mai abgehenden Dampfer Lulu Bohlen unter Kapitän Meinertz den Auftrag, Personen und Güter bei Swakopmund zu landen. Einen Monat später sah man die Lulu Bohlen auf der Rhede von Swakopmund etwa 5 bis 600 Meter vom Ufer entfernt vor Anker gehen und das Löschen zufriedenstellend vollziehen. Seitdem haben wiederholt Schiffe Güter gelandet, aber zeitweise war es schwierig und bisweilen auch gar nicht möglich. Das Landen und Bergen der Güter erfolgte anfänglich durch Kruleute, durch eine Matrosenbootsbemannung und durch die Stationsbesatzung und verursachte monatlich etwa tausend Mark Kosten, was eine wesentliche Ersparnis gegen die Landungskosten in der Walfischbai ausmachte. Seit Anfang 1894 ist aber der Landungsagent der Walfischbai auch mit dem Landen und Bergen der Regierungsgüter in Swakopmund beauftragt und erhält für die Tonne elf Mark, also drei Mark mehr als in der Walfischbai.

Je mehr auf deutscher Seite Anstrengungen gemacht werden, sich von der Walfischbai unabhängig zu machen, desto mehr geschieht auf Seite der Kapregierung, dem entgegenzuarbeiten. So wird neuerdings die Anlegung eines Schienenweges von der Bai nach dem Innern geplant. Aber alle Arbeiten zur Hebung der Walfischbai sind umsonst, wenn es Deutschland gelingt, bei Swakopmund einen leidlichen Hafen und einen Schienenweg von dort nach dem Innern anzulegen. Dann wird die Walfischbai zu einem wertlosen Fleckchen Erde herabsinken, und damit ein Hauptherd der für die Entwicklung dieses Schutzgebietes ungünstigen Strömungen verschwinden.

Bei den vielen in Deutsch-Südwestafrika auszuführenden Arbeiten, bei der Notwendigkeit, sie schnell und möglichst billig herzustellen, und bei dem geringen materiellen Nutzen, den das Schutzgebiet nach der Verheerung durch die Rinderpest auf lange Jahre hinaus für Deutschland haben wird, erscheint der kürzlich von Dr. jur. Felix Fr. Bruck, Professor der Rechte an der Universität Breslau, veröffentlichte Entwurf eines Gesetzes betreffend die Deportation deutscher Sträflinge nach Deutsch-Südwestafrika beachtenswert. Gegen die Deportation überhaupt als solche haben sich bisher wenig Stimmen erhoben. Die Deportationsstrafe wirkt abstoßend und bessernd, befreit Staat und Gesellschaft von

Digitized by Google

der Last einer täglich zunehmenden Menge von Verbrechern und bildet diese durch die Verwendung auf Sträflingsplantagen für eine nützliche Thätigkeit aus. Nur gegen die Überführung nach Südwestafrika werden von interessirter Seite Einwendungen gemacht, nicht, weil der Sträfling unbezahlter Arbeiter und nichts von ihm zu verdienen ist, sondern unter dem Vorgeben, Südwestafrika sei zu gut, eine solche Geißel aufzunehmen. Aber die, denen dieser Grund vorschwebt, mögen sich vergegenwärtigen, in welche Notlage der entlassene Sträfling in Deutschland gerät; meist ist er gezwungen, sich von neuem zu vergehen, um leben zu können. In Deutschland ist der entlassene Sträfling wirklich eine Geißel, für das so gering bevölkerte Südwestafrika braucht er es bei richtiger Leitung nicht zu werden, dort kann er zum Nutzen der Kolonie und Deutschlands verwendet werden. Von rein menschlichem Standpunkt aus betrachtet, steht also der Deportation nach Südwestafrika nichts im Wege.

Der Einwand, Südwestafrika habe kein für Sträflingsplantagen und zur spätern Besiedlung entlassener Sträflinge geeignetes Land, kann nur von denen gemacht werden, die das Schutzgebiet nicht in seinem vollen Umfange kennen. Im Norden, besonders in dem Thal des Okovango, hat es ein ausgedehntes Gebiet, das sich in klimatischer und landwirtschaftlicher Beziehung ganz gut dazu eignet. Auch deshalb ist es gut geeignet, weil es von dem übrigen Teile des Schutzgebietes durch eine etwa 120 Kilometer breite, während des größten Teils des Jahres wasserlose, parkähnliche Landschaft getrennt ist, die getrennte und entfernte Lage eine Besiedlung durch freie Ansiedler in den nächsten Jahrzehnten ausschließt und der größere Teil der farbigen Bevölkerung, wohl infolge früherer häufiger Beunruhigungen durch Buschleute und Buren, vorgezogen hat, auf portugiesischer Seite, also auf dem linken Okovangoufer zu leben. Die schlechten Erfahrungen, die von den Buren in den siebziger Jahren am Okovango in klimatischer Beziehung gemacht sind, brauchen nicht abzuschrecken. Die Buren kamen erschöpft am Okovango an, es fehlte ihnen an dem nötigsten, auch an Medizin zur Bekämpfung des Fiebers. In Mossamedes, südlich von Bihe, also unter ähnlichen klimatischen Verhältnissen wie am Okovango, fühlen sich die Buren und die dort wie südlich von Malange (Angola) angesiedelten portugiesischen Sträflinge ganz wohl. Auch Fieber bieten jetzt, wo man ihre Entstehung und Bekämpfung kennt, nicht mehr die Gefahr wie früher.

Die Deportation von Sträflingen nach Südwestafrika würde also sehr wohl möglich sein. Ehe aber Sträflingsplantagen angelegt werden, müßte noch ein Übergang geschaffen, müßten die widerstrebenden Einflüsse einiger Gesellschaften beseitigt werden. Bis dahin würden die Sträflinge mit Landungsverbesserungsarbeiten bei Swakopmund, mit Arbeiten an der Eisenbahn, Thalsperren, Berieselungsanlagen und Schaffung sonstiger Wasserstellen beschäftigt werden müssen. Für alle solche Arbeiten haben einzelne Gesellschaften

Digitized by Google

Privilegien erhalten, die etwaigen staatlichen Unternehmungen entgegenstehen. Die Arbeiten sind unterblieben, weil sie eine größere Kapitalkraft voraussetzen, als diese Gesellschaften besaßen. Einige begnügten sich mit Projektemachen, mit Veranlassung von Studienreisen, mit Untersuchungen und Berichterstattung. Das von diesen Gesellschaften wirklich Geleistete ist so geringfügig, daß es ohne Mehrkosten zu verursachen von der Regierung hätte mit übernommen werden können. Manches, wie z. B. daß das schöne, für deutsche Ansiedler besonders geeignete Grootfonteiner Gebiet nördlich von dem Waterberge durch die South-Westafrika-Company mit Buren besiedelt wurde, würde dann als dem Zwecke des Schutzgebiets widersprechend unterblieben sein.*)

Keine unsrer Kolonien bedarf zu ihrer Entwicklung so reicher Unterstützung wie Südwestafrika. Bei den in Betracht kommenden, meist mit Risiko verbundnen Arbeiten kann eine solche Unterstützung nur von einem Staate geleistet werden. Die Einführung der Deportation würde den Anstoß geben, daß die Regierung sich wenigstens für die Nordhälfte des Schutzgebiets freie Hand machte, die Verträge mit den betreffenden Gesellschaften löste, nötigenfalls, wie Bruck vorschlägt, im Enteignungsverfahren, die Entwicklung selbst anbahnte und hierdurch der Landeshauptmannschaft die Wege ebnete. Der südliche Teil des Schutzgebiets etwa vom 26. Grad südlicher Breite ab ist bis auf einen kleinen der Karas Koma Company gehörigen Teil so wert- und aussichtslos, daß er die Verwaltungskosten niemals lohnen wird. Hier könnten große Ersparnisse gemacht werden. Es ist unverzeihlich, daß von dort lebenden Europäern aus durchsichtigen Gründen immer wieder Artikel in vielgelesenen Blättern erscheinen, die diesen Teil des Schutzgebiets selbst in landwirtschaftlicher Beziehung anpreisen. Dorthin eine Deportation zu leiten, würde nicht lohnen. Der Sträfling würde zu teuer werden und hätte zu viel Gelegenheit zur Flucht. Im Norden aber würde das Reich auch einen materiellen Nutzen von der Deportation haben, besonders

*) Über die Heranziehung von Buren in unser Schutzgebiet habe ich mich in meinem am 5. Januar 1895 in der Geographischen Gesellschaft zu Berlin gehaltnen Vortrag wie folgt ausgesprochen: Für die Gesellschaften ist die Heranziehung von Buren zur Besiedlung viel praktischer als die Besiedlung durch Deutsche. Buren sind leicht in Menge zu haben. Die Heranziehung der Buren verursacht weniger Kosten. Der Bur ist kaufkräftig, und der Handelsverkehr mit ihm gewinnbringender als mit dem intelligentern Deutschen. Er braucht keine Unterstützung wie der deutsche Ansiedler, bringt die Hauptsache, den Bestand an Muttervieh mit, ist von der Einfuhr weniger abhängig und macht deswegen schnell den Grund und Boden rentabel. Außerdem ist der Bur kein Mann, der an die Zeitungen schreibt. Der Bur würde für die Gesellschaften und für die Beamten viel bequemer als der deutsche Ansiedler sein. Gegen die massenhafte Heranziehung von Buren in unser Schutzgebiet bin ich aber grundsätzlich. Überwiegen die Buren an Zahl in unserm Schutzgebiet, und damit holländische Sprache, afrikanische Sitte und Gewohnheit, so geben wir unser Geld für die Kapkolonie aus. Wahrscheinlich würde unsre Kolonie frühzeitig in der von den meisten Südafrikanern angestrebten großen südafrikanischen Republik aufgehen.

Digitized by Google

wenn die Sträflingsplantagen und die Besiedlung des Okovangothales durch entlassene Sträflinge gelänge. Das Okovangothal würde dann die Kornkammer des Schutzgebiets werden und ihm die Bedürfnisse zuführen, die zur Zeit, wie Mehl, Reis, Kaffee, Zucker, über Kapstadt hingelangen. Dies würde eine noch größere Unabhängigkeit von der Kapkolonie zur Folge haben, in die noch immer ein großer Teil der vom Reiche jährlich für Südwestafrika ausgegebnen Gelder fließt, der englische Einfluß würde mehr und mehr schwinden und die Kolonie zu dem werden, was sie sein soll, „ein Abfluß- und Absatzgebiet für Deutschland."

Berlin, im September 1897 Curt von François

Zwei philosophische Systeme

(Schluß)

In mehreren Beziehungen bedeutet Hartmanns Metaphysik einen wirklichen Fortschritt über die frühern Systeme, namentlich aber in folgenden. Hartmann macht die Wahrheit, daß die Welt den Grund ihrer Entstehung und Entwicklung nicht in sich selbst hat, in einem Grade klar, der keinen Zweifel und keinen Widerspruch mehr aufkommen läßt. Er macht es ferner ebenso klar, daß wir das Absolute nicht zu erkennen vermögen. „Über der Welt, in der Sphäre der Prinzipien, hört mit der Möglichkeit des denkenden Bestimmens auch die Möglichkeit weitern Erklärens auf, und an seine Stelle tritt in allen Induktionsreihen das einfache Konstatiren der letzten Prinzipien, zu denen die Erklärungsbemühungen hingeführt haben. Das Sein haben wir zu erklären [was man so erklären nennt!], aber nicht das Wesen, aus dem wir das Sein erklären; das Wesen haben wir nur rückwärts aus dem Sein zu erschließen." Und er macht endlich klar, daß Gott und Welt nicht reine Denkthätigkeit sein können, wie Hegel meinte; nicht in Begriffe, sondern in Dinge „dirimirt" sich das Absolute; das Logische ist reine Form und bedarf eines Inhalts, auf den es angewandt werden kann. „Aber woher soll das Logische vor Beginn des Weltprozesses etwas nehmen, das es logisch bestimmen könnte? Wie soll es demnach bei seiner formalistischen Leerheit zu einem Prozeß und einem Welteinhalt gelangen? Nur auf etwas, das nicht es selbst ist, kann es sich anwenden, d. h. auf ein Unlogisches, das nicht bloß Alogisches bleibt, sondern

Digitized by Google

sich als Antilogisches bekundet. Dies thut nun der Wille oder das Intensitätsprinzip, indem er vom nichtwollenden Wollenkönnen oder vom Nichtwollen zum Wollenwollen übergeht. Nur wenn dieser Schritt einen Widerspruch einschließt, findet das Logische an ihm Anlaß, sich zu bethätigen, sonst nicht." Natürlich billige ich nur den negativen Teil dieser Ausführung, d. h. daß das Logische aus sich selber keine Welt herausspinnen kann. Im übrigen aber erlaube ich mir zunächst einen Widerspruch hervorzuheben. Einmal sollte das Logische dem Wollen als einer leeren Form in der Idee einen Inhalt darbieten, und hier erscheint das Logische als eine leere Form, die sich mit dem Inhalt von Gefühls- und Begehrungsspannungen erfüllt; wie immer auch dieser Widerspruch gelöst werden mag, jedenfalls ist der Gegensatz von Inhalt und Form nicht so wertlos für die Philosophie, wie es Hartmann in den früher angeführten Sätzen darstellt.

Dann aber klafft gerade hier die furchtbare Lücke, die Hartmann in der Bestimmung des jenseitigen Weltgrundes gelassen hat, recht auffällig. Sollte da drüben wirklich nichts zu entdecken sein, als das Logische und das Alogische oder Antilogische, d. h. als die leere Form der Denkgesetze und ein unvernünftiger Willensdrang? Ist das denn so ausgemacht, daß das Logische nur auf sein Gegenteil angewandt werden kann? Zählen kann man nur Dinge, z. B. Birnen. Zähle ich richtig, so verfahre ich logisch, zähle ich falsch, so verfahre ich unlogisch, aber das Unlogische sind nicht die Birnen, sondern mein auf sie angewandtes Verfahren. Will ich zwanzig Birnen unter zehn Kinder verteilen und jedem Kinde drei geben, so verfahre ich unlogisch, aber die Birnen sind nicht unlogisch; alogische Dinge könnte man sie freilich nennen, da eben Dinge weder logische Kategorien noch Behauptungen oder Lehrsätze oder Schlüsse, sondern Dinge sind, aber dann bedeutet das Wort alogisch nicht soviel wie antilogisch, nicht einen Widerspruch gegen die Denkgesetze, sondern es bezeichnet nur eben die Thatsache, daß Dinge und Denkoperationen zwei verschiednen Gebieten des Wirklichen angehören. Um etwas Schönes, z. B. das Bild eines schönen Menschenleibes darzustellen, braucht man Materialien: Leinwand und Farben oder einen Steinblock. Wenn nun auch das Ästhetische nicht im Material, sondern in der Form liegt, so ist doch der Felsblock weder unästhetisch noch antiästhetisch, sondern er steht an sich zum Ästhetischen in gar keiner Beziehung. Und ist denn der Widerspruch wirklich das einzige, woran sich die Logik üben kann? Herrscht sie nicht auch im Gebiet der Ursachen und Wirkungen, der Zwecke und Mittel? Enthält denn das Bewußtsein weiter nichts als Mathematik (bei der, wie gesagt, der Widerspruch, falls einer vorkommt, nicht z. B. in den Bodenflächen liegt, die gemessen werden, sondern in dem Verfahren des Messenden), enthält es nicht auch eine unendliche Fülle vernünftiger Zusammenhänge des Geschehens und Wirkens? Und ist denn nicht außer dem Logischen noch andres vorhanden? Die ganze Welt der durch

Digitized by Google

Mannichfaltigkeit und Schönheit erfreuenden Anschauungen? So läßt Hartmann den ganzen Reichtum des geistigen Lebens zur Logik und diese zur Mathematik zusammenschrumpfen, um — noch dazu mit einem recht plumpen Fehlschluß — dem Willen, der den Inhalt der Verstandeskategorien bilden soll, die Makel der „Alogizität" anheften zu können. Nun ist aber der Wille in keinem andern Sinne alogisch als die Birne oder das gemessene Ackerstück, d. h. er ist es nur, insofern er eben etwas andres ist als der Verstand. Aber antilogisch ist er nicht; er kann sich auf etwas unvernünftiges richten und zu unlogischem Handeln treiben, er kann sich aber auch durchaus in den Grenzen der Logik halten. Wenn ich eine Birne essen, einen Spaziergang machen, des Abends schlafen, ein schönes Buch lesen oder einen Zeitungsartikel schreiben will, so thue ich schlechterdings nichts Unlogisches. Ich verstoße gegen kein Denkgesetz, und ich will auch nichts, was einen Widerspruch enthielte. Ich will mir eine Befriedigung verschaffen, und dieser Zweck wird erreicht. Hartmann wird sagen: Ja, diese Befriedigung dauert nur einen Augenblick, dann tritt wieder der Zustand der Unbefriedigtheit ein, der Zweck ist also nicht erreicht worden, und das Wollen ist unvernünftig gewesen. Aber wer wird denn auch so ein Narr sein, von einer Birne eine hundertjährige Befriedigung zu erwarten? Wenn ich die Birne gegessen habe, schreibe ich einen Artikel, um einen politischen Gegner zu ärgern, was mich auch befriedigt — nicht immer im gleichen Grade, muß ich gestehen, und manchmal freilich gar nicht, aber man darf nicht unbescheiden sein; tritt die Befriedigung nur wenigstens von Zeit zu Zeit ein, und verliert man nur in den Zwischenzeiten den Humor nicht, so verwirklicht der Wille zum Leben seinen Zweck und erweist dadurch seine Vernünftigkeit. Ist nun der Wille der Einzelnen trotz aller Dummheiten, die er begeht (und die in ihrer Gesamtheit, als Stoff zum Lachen, einen unentbehrlichen Bestandteil des Lebensglücks bilden und sich dadurch zuguterletzt auch noch als Sprößlinge der Urvernunft legitimiren), im ganzen vernünftig, so muß es auch der Gesamt- oder Urwille sein.

Und ist denn an diesem Urwillen wirklich weiter nichts erkennbar, als ein dunkler Drang, eine Intensität oder Spannung ins Blaue, Aschgraue oder ins pechschwarze Nichts hinein? Giebt es denn weder Schönheit, noch Liebe, noch Gerechtigkeit in der Welt? Warum hat denn Hartmann nicht auch diese drei „Kategorien" untersucht und bis zu ihrem „Prinzip" verfolgt? Er würde sie dann auch in Gott gefunden haben. Denn wie es in der Welt keine Intelligenz geben könnte, wenn sie nicht vor Erschaffung der Welt in Gott dagewesen wäre, so könnte es auch weder Schönheit, noch Liebe, noch Gerechtigkeit geben, wenn diese guten Geister des Menschengeschlechts nicht in der Urheimat alles Seienden ihre ewige Wohnstätte hätten. Der Urwille, der Wille des Absoluten, ist also kein blinder, sinn- und zweckloser Drang und Zwang, sondern der Drang, die eigne unendliche Fülle der Glückseligkeit andern

Digitized by Google

mitzuteilen, was dadurch geschieht, daß eine Welt bewußter Geschöpfe ins Dasein gerufen wird, die Wohlwollen und Liebe wechselseitig spenden und empfangen, Gerechtigkeit üben und sich am Schönen erfreuen. Der Gestalten- und Liebesreichtum Gottes, wie ihn Michel Angelo in dem mit einem Mantel voll schöner Knaben an den erwachenden Adam heranrauschenden Schöpfer darstellt, das ist der Stoff, aus dem die Welt gemacht ist. Wie es nun kommt, daß die Welt trotzdem voll Elend, Jammer und Pessimismus ist, und ob man zur Erklärung dieser befremdlichen Thatsache des christlichen Teufels, d. h. des Teufels der christlichen Theologie bedarf, das kann hier nicht erörtert werden. Und etwas andres braucht nicht erörtert zu werden, nämlich wie ein bewußter Gott ohne Welt zu denken sei, ein Bewußtsein, das sich selbst erzeugt und begrenzt, während uns unsre Erfahrung nur solche Bewußtsein kennen lehrt, die durch den Zusammenstoß mit einer sie begrenzenden Außenwelt ins Dasein gerufen werden. Sagt doch Hartmann selbst, daß es im Jenseits nichts zu erklären giebt, daß, weil alle Schlußketten an einer bestimmten Stelle der Tapetenwand der Erscheinungen zusammenlaufen, wir annehmen müssen, dahinter sitze der Werkmeister und Lenker des Marionettenspiels, daß wir zwar aus diesen Schlußketten die Kräfte ableiten können, die in dem Urheber alles Daseins vorhanden sein müssen, daß wir aber nicht wissen, wie wir uns diese Kräfte an ihrem Ursprungsorte zu denken haben. Was aber die Vorstellbarkeit anbetrifft — ist etwa die reine Potenz des Denkens und Wollens, die weder denkt noch will, auch nur im mindesten vorstellbar? Und können wir uns etwa vorstellen, wie sich diese kopf- und hirnlose, körper- und geistlose Potenz auf einmal zum Wollen entschließt? und wie hierdurch aus der einen Potenz, die sich durch nichts als die darin schlummernden Möglichkeiten vom reinen Nichts unterscheidet, plötzlich die Welt hervorspringt? Den bewußten Schöpfer können wir uns doch wenigstens als einen Vater oder König vorstellen. Wir wissen recht gut, daß ein solcher Anthropomorphismus kindlich und kindisch und ein falsches Bild ist, aber wir wissen zugleich, daß das Bild nicht in allen seinen Zügen falsch ist.

Die Vergeblichkeit aller Versuche Hartmanns, seinem Pessimismus eine Grundlage für die Moral abzugewinnen, haben die Grenzboten schon öfter nachgewiesen. Im vorliegenden Buche werden diese Versuche wiederholt. „Die bewußte Finalität ist die Grundlage aller Wertbemessung.“ Falsch! Eine Schandthat nenne ich eine Schandthat, selbst wenn sie nicht allein mir, sondern auch dem Vaterlande, der Kirche, meinem Volke Nutzen bringt; ich billige weder den Meuchelmord der Jael noch den der Judith. „Eine Allgemeingiltigkeit und Verbindlichkeit der Pflicht oder der sittlichen Forderungen ist unmöglich, solange die angeblich sittlichen Zwecke bloß subjektiv gesetzte [so!] sind, da jede Subjektivität sich andre Zwecke nach ihrem Belieben setzen kann, und keine das Recht hat, der andern die ihrigen aufzudrängen.“

Digitized by Google

Die Verbindlichkeit der Pflicht aus dem höchsten Zweck abzuleiten ist aus dem einfachen Grunde nicht möglich, weil wir den Weltzweck nicht kennen. Der Weltzweck, den Hartmann offenbart hat, daß die vernünftigen Wesen durch ihre Unglückseligkeit zur Einsicht in die Unvernunft des Wollens erzogen und schließlich zu dem Entschluß gebracht werden sollen, allem Wollen zu entsagen und dadurch die Welt zu vernichten, ist eine Lächerlichkeit, die keine ernsthafte Diskussion zuläßt; kein Mensch glaubt daran. Und selbst wenn einer daran glaubte, würde dieser sein Glaube ohnmächtig sein, ihm auch nur einen Finger zu einer Gutthat zu bewegen oder ihm den Verzicht auf einen sündhaften Genuß abzuringen. Was nach Millionen Jahren geschehen wird, das rührt uns nicht, und für die Wesen, die nach Millionen Jahren leben werden, ein Opfer zu bringen, das wäre eine wirkliche Dummheit, während die, deren Hartmann das Absolute beschuldigt, keine ist, denn einen so gescheiten Mann und glücklichen Familienvater hervorzubringen, wie er selber einer ist, das war doch vom Absoluten wahrhaftig keine Dummheit. Was der altgläubige Christ hofft und fürchtet, Himmel und Hölle, das hat Kraft zu bewegen und zurückzuhalten, weil es nicht nach Millionen Jahren, sondern unmittelbar nach dem eignen Tode, also nach einer ganz kurzen Zeitspanne erwartet wird, und der Zug eines guten Herzens, den gegenwärtig Lebenden wohlzuthun, wie sein Widerwille gegen Niedertracht und Gemeinheit, die haben Kraft zu treiben und zurückzuhalten. Die erste und natürlichste Grundlage der Moral ist die mit der ästhetischen zusammenhängende sittliche Natur des Menschen, die sich ganz gut in die Kategorienlehre einfügen läßt, ja, wie ich jetzt erkenne, unbedingt hineingehört. Denn daß ich mich gezwungen fühle, eine regelmäßige Figur schöner zu finden als eine unregelmäßige und einen liebenswürdigen Menschen schöner als einen Zwiderwurzen, das ist geradeso eine „unbewußte Kategorialfunktion“ wie die Nötigung, beim Zusammenzählen von zwei und zwei vier herauszubringen. Und daß ich mich gezwungen fühle, das Glück meines Nächsten mitzufühlen, das ist gerade so eine Einrichtung der menschlichen Natur wie die sinnlichen Empfindungen; und der Schmerz, den mir eine Verletzung der Gerechtigkeit verursacht, unterscheidet sich gar nicht wesentlich von dem Schmerz einer körperlichen Wunde, und der Drang, meine Kräfte in nützlicher Thätigkeit zu üben, ist ganz ähnlich dem Drange nach Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse, ja er hängt, als Bewegungsantrieb, unmittelbar mit einem leiblichen Bedürfniß zusammen. In Wohlwollen oder Liebe und Güte, in Gerechtigkeit und Thätigkeit aber besteht die Beschaffenheit des Menschen, die wir meinen, wenn wir das ungeschickte Wort Sittlichkeit aussprechen. Daß ein Leben nach den sittlichen Ideen dem Weltzweck entspricht, davon sind wir überzeugt, wenn wir auch diesen Weltzweck nicht kennen, sondern nur ahnen, und den Zusammenhang des sittlichen Verhaltens mit ihm nicht klar durchschauen; wir glauben eben an die Vernünftigkeit der Welt und

Digitized by Google

hoffen auf eine spätere vollkommne Einsicht in diese Vernünftigkeit, und eben darin besteht eine der Hauptleistungen des Christentums, daß es neben der Liebe, deren Wert schon vorher anerkannt worden war, den Glauben und die Hoffnung für die höchsten Tugenden erklärt; die drei göttlichen Tugenden nennt sie die Kirche.

Nun ist ja die sittliche Empfindung in den meisten Menschen weit schwächer als das leibliche Bedürfnis und die Leidenschaft, deshalb kommen ihnen die großen Gemeinschaften, Kirche und Staat, zu Hilfe, indem sie die innere, natürliche Bindung an die Pflicht durch äußere, künstliche Bande verstärken: die Kirche, indem sie die Forderungen der sittlichen Natur als Gebote des Weltschöpfers darstellt, der selbstverständlich das Recht und die Macht hat, zu verpflichten; der Staat, indem er sie seinerseits im Namen des Gemeinwohls erhebt; beide, indem sie ihren Geboten durch Androhung von Strafen Nachdruck verleihen. In den Händen dieser beiden Gewalten wird die natürliche Herzens- und Tugendmoral einerseits zur Pflichtenmoral, andrerseits zur Zweckmoral, und nicht selten gerät jene ursprüngliche Moral mit der Staats- und Kirchenmoral in Konflikt, weil der Staats- und Kirchenzweck mitunter auch des Unmoralischen bedarf. Nach Hartmann ist nun freilich allemal das moralisch, was den Zwecken eines Subjekts höherer Ordnung dient, und der aus moralischen Gründen widerstrebende Einzelne ist der Unmoralische, die Vertreter der Zweckmoral geben dem Kreon gegen die Antigone Recht. Denn das ist nun einmal das Verhängnis jeder Zweckmoral, nicht bloß der Hartmannschen, daß sie Jesuitenmoral sein muß. Hartmann ist ehrlich genug, das offen anzuerkennen, während sich die übrigen Vertreter der Zweckmoral, die im ganzen öffentlichen Leben herrscht, durch die feurige Bekämpfung der Jesuitenmoral*) lächerlich machen, die sie selbst fortwährend üben. Die einfache Entfaltung einer gesunden und feinen sittlichen Anlage ist die Moral der schönen Seelen, der edeln Charaktere, des Franz von Assisi, der Mystiker, des Johannesevangeliums und des Galaterbriefes; sie schwebte Luthern vor, als er den Traktat von der Freiheit eines Christenmenschen schrieb. Die Pflichtenmoral ist die Unteroffiziersmoral, die Moral des Mosaismus, der katholischen Kirche, des preußischen

*) Seite 882 fügt Hartmann die Einschränkung bei: „Der Zweck heiligt nur dann das Mittel, wenn das Mittel als Ursache nicht etwa Nebenwirkungen mit sich führt, die sittlich unzulässig erscheinen." In einer Rezension des Buches von Gothein über Ignatius von Loyola wird es unter anderm als verhängnisvoll für die Moral erklärt, daß Ignatius auf eine Anfrage entschieden hat: außer denen, die auf Befehl ihres Herrn in den Krieg zögen, begingen auch solche, die freiwillig an einem ungerechten Kriege teilnähmen, keine Sünde, wenn sie ihn nur „auf einen probabeln Grund hin" für gerecht hielten. Wenn die von dem Rezensenten geforderte Gewissenhaftigkeit allgemein gewesen wäre, dann würde vor unsrer heutigen Zeit, wo jedes männliche Wesen „auf Befehl seines Herrn" in den Krieg ziehen muß, überhaupt kein Krieg geführt worden sein.

Digitized by Google

Beamtentums und Militärs. Die Zweckmoral ist die Moral der Staatsoberhäupter, der Eroberer, der Feldherren, der Diplomatie, der politischen Parteien, der Kirchen, wo immer und insofern sie politische Mächte sind, und der Fanatiker. Das Wesen des Fanatikers besteht eben darin, daß er seinen besondern Zweck für den Weltzweck hält und alles gut nennt, was diesem Zwecke dient. Soweit die Jesuitenmoral wirklich Tadel verdient, ist der Umstand daran schuld, daß sie „die Ehre Gottes und die Erhöhung des römischen Stuhles" für den höchsten Zweck halten, dem sie alles andre unterordnen. Neben der Hartmannschen Zurücknahme des „Wollenwollens" kann sich übrigens dieser Zweck schon noch sehen lassen, schon darum, weil sich doch, von der größern Ehre Gottes zu schweigen, einigermaßen voraussehen läßt, was zur Erhöhung des Papsttums dienen würde (obwohl sich in diesem Punkte die klugen Väter auch manchmal getäuscht haben), während niemand anzugeben vermag, was wohl am geeignetsten sein möchte, das Ende der Welt zu beschleunigen. Sollen wir zu diesem Zwecke den Deutschen, den Russen oder den Engländern zur Weltherrschaft verhelfen oder eine kommunistische Weltrepublik gründen? Sollen wir die Partei der Arbeiter oder die der Unternehmer ergreifen? Sollen wir überhaupt Schmerzen lindern und Freude verbreiten, was Hartmann in andern Büchern so warm empfiehlt, oder ist das nicht höchst unzweckmäßig, und müssen wir nicht vielmehr, um den letzten großen Entschluß zu zeitigen, das Elend Elend sein lassen und womöglich verschärfen? Und da wir schlechterdings nichts wissen von dem Zusammenhang eines noch so hohen irdischen Zweckes, bestehe dieser auch in einer Großstaatgründung, mit dem Endzweck, und da kein Mensch zu sagen vermag, ob nicht am Ende die kleinen Zwecke vieler Spießbürger zusammengenommen dem Endzweck besser dienen als der eine große Zweck eines Weltherrschers, so bleibt von der ganzen Zweckmoral nichts übrig als der Satz: sittlich gut ist, was nützt; d. h. also: Hartmanns autonome Moral schlägt in die von ihm so sehr verachtete Nützlichkeitsmoral um, und so rächt sich an ihm die Hegelsche Dialektik, die er ebenfalls verachtet. Weltgeschichtlich ist nun freilich die Zweckmoral unentbehrlich; ohne den Fanatismus der großen Staatsmänner, der Parteien, der Sekten, der Propheten, deren jeder und jede seinen Zweck für den Zweck und Willen Gottes hält, blieben die meisten weltgeschichtlichen Umwälzungen ungeschehen. Auch ist es ein Zweck, was die verschiednen Moralen mit einander verbindet, sodaß sie im allgemeinen zu einem leidlichen Einklange zusammenwirken. Das, was wir moralisch gut zu nennen pflegen, ist nämlich im allgemeinen in einem höhern Grade lebenfördernd als das Gegenteil, und alle Arten von Moral stimmen darin überein, daß sie Leben fördern wollen, sogar Hartmanns Pessimismus will das — vorläufig, bis es für das Weltall Zeit sein wird, zu sterben. Nur im allgemeinen, nur sehr im allgemeinen wollen die Pflichten- und die Zweckmoral das Leben, das die natürliche Moral immer will; manchmal,

Digitized by Google

z. B. im dreißigjährigen Kriege, ist Tod und Verwüstung das Ende eines Kampfes, in dem alle Beteiligten „für die heiligsten Güter," also für die höchste Potenz des Lebens gefochten haben. Um endlich die drei Moralen noch einmal kurz zu charakterisiren: die Herzensmoral sagt: gut ist, was dem guten Gemüt gefällt; die Pflichtenmoral: gut ist, was befohlen wird; die Zweckmoral: gut ist, was nützt.

Gerade an der Stelle übrigens, an die ich diese Betrachtungen angeknüpft habe, spricht Hartmann ein wahres und beherzigenswertes Wort aus. „Der Begriff des Wertes im allgemeinen fängt erst an, ein Gegenstand der Wissenschaft zu werden, wenn es objektiv reale Werte giebt; denn bloß subjektive Wertsetzungen stehen unter der Würde der Wissenschaft. Objektiv reale Wertbemessung aber giebt es nur, wenn es objektiv reale Zwecke giebt, die ihr als Maßstab dienen. Werden solche geleugnet, so giebt es überhaupt keinen objektiven Wertunterschied mehr; alle Individuen sind dann objektiv genommen gleich wertlos, also auch ihre subjektiven Zwecksetzungen und subjektiven Werturteile. Der Begriff der Entwicklung setzt einen Unterschied von Niederm und Höherm, d. h. objektiv reale Werturteile voraus, die wiederum nur an Zwecken zu bemessen sind. Wenn alle Individuen von der niedrigsten bis zur höchsten Stufe objektiv zwecklos und wertlos und insofern gleichwertig sind, dann ist der Unterschied von Niederm und Höherm und mit ihm die Entwicklung ein trügerischer Schein. Dann erscheint bloß uns Menschen der Weg vom Urtierchen zum Menschen als ein Aufstieg, weil wir uns einbilden, etwas Höheres als dieses zu sein, während das Urtierchen mit demselben Rechte es als einen Abstieg und einen Verfall der Natur ansehen kann." Ganz richtig! Das Wort Entwicklung hat nur dann einen Sinn, wenn die Natur als Mittel zur Erzeugung des Menschen, zur Erhaltung seines Lebens und zur Entfaltung seines Geistes angesehen wird. Was läßt sich aber innerhalb der Menschenwelt als objektiver Zweck auffinden im Gegensatz zu subjektiven Zwecken? Es giebt nur eines, was nicht bloß dieser und jener, sondern was alle ohne Ausnahme wollen: glücklich sein. Also ist Menschenglück der einzige objektive Wert auf Erden; Menschenglück selbstverständlich, nicht ein rein tierisches Glück, sondern ein Glück, das die Entfaltung der intellektuellen, ästhetischen, moralischen und praktischen Anlagen des Menschen einschließt. Unter den Menschen selbst aber dürfen wir, so verschieden sie auch sein mögen, bei dieser Abschätzung keinen Unterschied machen, sonst wird durch den Grundsatz, daß es erlaubt sei, die minder begabten oder minder entwickelten Menschen den bedeutendern zu opfern, der Immoralität Thür und Thor geöffnet, sondern wir müssen daran festhalten, daß jedes einzelnen Menschen Glück ein Gut von unendlichem Wert sei; das Christentum thut dies, indem es der einzelnen Menschenseele Unsterblichkeit zuspricht. Ist die einzelne Menschenseele, als etwas „Zufälliges," wertlos, dann sind auch alle zusammen nichts wert, und

Digitized by Google

die Welt hat überhaupt keinen Zweck. Es ist dann nicht einmal der Mühe wert, ihren Untergang zu wünschen; wer sie satt hat, der kann sich ja für seine Person entfernen. Wird aber der unendliche Wert jeder Menschenseele anerkannt, dann darf die Erzeugung und Beglückung möglichst vieler — wahrscheinlich einer von Gott vorherbestimmten Anzahl — Menschenseelen als Weltzweck vermutet werden. Und dieser Glaube ist dann ebenso wie noch einige andre christliche Lehren sehr geeignet, die angeborne sittliche Empfindung zu kräftigen und den sittlichen Willen zu stützen.

Dagegen sind die Stützen, die ihm Hartmann darbietet, nichts wert. „Sobald der Mensch, schreibt er, die universelle Kausalität als universelle Finalität begriffen hat, ist ihm der tiefere Sinn und die Vernünftigkeit der universellen Kausalität aufgegangen, und kann er sich ihr willig als einer vernünftigen Macht unterordnen, nicht mehr bloß widerwillig als einer überlegnen Macht unterwerfen." Das ist freilich an sich richtig, aber es gilt nicht für Hartmanns „Finalität." Denn ihm besteht die Vernünftigkeit der Welt darin, daß die Menschen durch Unseligkeit zum Verzicht auf das Wollenwollen gebracht werden, während alle übrigen guten Menschen in den Übeln, deren relativen Nutzen sie übrigens anerkennen, das aufzuhebende Unvernünftige sehen. In die allerkindlichste utilitarische Begründung der Moral aber fällt er zurück, wenn er ausführt, wie das Individuum, das sich „im Bösen" gegen den Weltzweck auflehnt, entweder durch höhere Gewalt wieder zur Ordnung zurückgeführt werde oder sich selbst zu Grunde richte und „aus dem Prozesse ausschalte." Als ob nicht alljährlich Millionen unschuldige Kinder und Hunderttausende sich zu Tode arbeitende arme Mütter aus dem Prozesse ausgeschaltet würden, während so mancher Ungerechte bis ins höchste Alter ganz vergnügt in dem Prozesse mitschwimmt! Nehmen wir aber auch einen von denen, die der Henker oder der Meuchelmörder oder der Rückenmarksbazillus beizeiten erwischt, wird einen solchen die Einsicht in den Gang des Weltprozesses im mindesten geniren? Ist er ein energischer Mann — und die energischen sind doch selbstverständlich die bösesten —, so wird er auf den Weltprozeß pfeifen; er wird lachen, wenn man ihn daran erinnert, und wird sagen: Habe ich nicht bis zum letzten Ende meinen Willen gehabt, und ist nicht des Menschen Wille sein Himmelreich? Was ist denn dabei, daß mich der Weltprozeß jetzt ausschaltet oder zermalmt, oder wie ihrs sonst nennen wollt? Geschähe es nicht jetzt, nun, so würde es ein paar Jahre später geschehen, denn sterben müssen wir doch alle, und mancher Unschuldige erleidet in weit jüngern Jahren einen weit peinvollern Tod, als den ich jetzt erleiden werde; was hat es denn meinen Opfern genützt, daß sie sich nicht gegen den Weltzweck aufgelehnt haben? Hätten sie mich umgebracht, statt sich von mir umbringen zu lassen, so wären sie klüger gewesen. So kann ein solcher sprechen, und ähnlich hat schon mancher gesprochen; der Hartmannsche Weltprozeß bietet weder der Vernunft

Digitized by Google

eine Begründung des sittlich Guten dar, noch gehen von ihm Antriebe zum Guten aus.

Hartmanns Stil ist bekannt, und wenn bei irgend einem, so ist bei ihm der Stil der Mann, und man darf ihm nicht zumuten, ihn zu ändern. Auch gehöre ich nicht zu denen, die die wissenschaftlichen Kunstausdrücke abschaffen wollen. Aber ob gerade so viel nötig sind, wie Hartmann gebraucht, und ob er seinen Grundsätzen etwas vergeben würde, wenn er hie und da einen durch ein deutsches Wort ersetzte, z. B. Faktizität*) durch Thatsächlichkeit, möchte ich doch bezweifeln. In dem Satze auf Seite 414 „sie [die dualistische Auffassung] hat Unrecht, indem sie verkennt, daß es sowohl in dem interindividuellen isotropen Antagonismus der objektiv realen Intensitäten als auch in dem intraindividuellen allotropen Antagonismus beider Erscheinungsweisen doch nur die metaphysischen Intensitäten sind, die sich transformiren," in diesem Satze hätte, wie mir scheint, wenigstens das letzte Zeitwort ins Deutsche übersetzt werden können, ohne daß dadurch der Sinn verdunkelt worden wäre und die Würde der Philosophie darunter gelitten hätte. Bei Besprechung einer frühern Schrift Hartmanns sind die zahlreichen Druckfehler gerügt worden; soviel sind in diesem Buche nicht stehen geblieben, aber doch außer vielen kleineren auch noch manche gröbere, wie auf S. 59 Lehre für Bahn, S. 182 trifft für betrifft, S. 204 verstellungsmäßige für vorstellungsmäßige.**)

Die Besprechung von Wundts Ethik im 42. Heft des Jahrgangs 1892 schloß mit dem Satze: „Endlich erlauben wir uns noch, eine Unterlassung zu bedauern, die leicht als absichtliche Ungerechtigkeit gedeutet werden könnte: Eduard von Hartmann, dessen wertvolle ethische Studien sich mit denen Wundts vielfach berühren, wird kein einziges mal erwähnt." In der vorliegenden zweiten Auflage seines Systems der Philosophie erwähnt er ihn — einmal, auf Seite 681, sagt aber kein Wort davon, daß sich Hartmann nach dem ersten Erscheinen des genannten Werkes in den Preußischen Jahrbüchern mit ihm ausführlich auseinandergesetzt hat. Ich gönne jetzt diese Behandlung Hartmann ein wenig, weil er selbst Lotze — nicht ignorirt, aber bei jeder Gelegenheit schlecht behandelt. Trotz grundverschiedner Anordnung und Darstellungsweise fällt Wundts Buch inhaltlich der Hauptsache nach mit dem Hartmanns zusammen; es ist ebenfalls zur größern Hälfte Erkenntnistheorie und zur kleinern Metaphysik. Nach einer Einleitung behandelt es in sechs Abschnitten: das Denken, die Erkenntnis, die Verstandesbegriffe, die transcendenten

*) Hier ist auch die Orthographie ungleichmäßig; entweder Factizität oder Faktizität.

**) Medice, cura te ipsum, wird freilich Hartmann sagen, wenn er an unsre Druckfehler in der ersten Hälfte dieses Aufsatzes denkt (Lies: S. 24 Z. 18 v. u. 0 (Null) für ○, S. 26 Z. 5 v. u. des ersten Absatzes dynamische für dogmatische, und S. 28 drittletzte Zeile Entschließt für Erschließt.

Digitized by Google

Ideen, die Hauptpunkte der Naturphilosophie und die „Grundzüge der Philosophie des Geistes.“ Wundt schreibt deutscher und gefälliger als Hartmann, steht ihm aber trotzdem in der Klarheit nach, weil er weniger entschieden ist; Hartmann weiß immer genau, was er meint, und sagt es unverblümt heraus. In der Einleitung wird die Berechtigung der Philosophie als einer selbständigen Wissenschaft nachgewiesen und als ihre Aufgabe angegeben, „die durch die Einzelwissenschaften vermittelten allgemeinen Erkenntnisse zu einem widerspruchslosen System zu vereinigen.“ Wundts Versuch, im Schlußabschnitt Religion und Philosophie zu versöhnen und den Gläubigen wie den Ungläubigen eine gleich befriedigende Auskunft über die letzten Dinge zu geben, verrät zwar viel diplomatisches Geschick, wird aber keiner der beiden Parteien genügen. Es habe sich, meint er, aus seinen Untersuchungen ergeben, „daß die beiden Ideen des absoluten Weltgrundes und des absoluten Weltzwecks zwar notwendig adäquat dem sittlichen Ideal gedacht werden müssen, daß sie aber im übrigen wegen der mit ihnen verbundnen Forderung absoluter Unendlichkeit jedes bestimmten Inhalts entbehren.“ Mit diesem Ergebnis könne sich nun zwar der philosophirende Geist begnügen, nicht aber das Gemüt. Diesem biete die Religion die Gottesidee. Soll diese aber das sittliche Bedürfnis des Menschen befriedigen und dennoch nicht mit der Vernunft in Widerspruch geraten, so muß, meint er, Gott als unvorstellbar gedacht, als sittliches Lebensideal aber eine geschichtliche Persönlichkeit hingestellt werden, die nichts Übermenschliches an sich haben und namentlich nicht Wunder wirken darf. Fallen aber damit nicht die Welturſache und das sittliche Ideal oder der Weltzweck vollständig auseinander? Noch unbefriedigender fällt die Korrektur aus, die er an dem christlichen Unsterblichkeitsglauben anbringt. Von einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode will er, ähnlich wie Hartmann, schon darum nichts wissen, weil das Verlangen darnach im Hedonismus, im Verlangen nach Glückseligkeit wurzele, und nachdem er den Glauben an die Seelenmonade oder die substantielle Einzelseele schon in den erkenntnistheoretischen Abschnitten bekämpft hat,*) weist er hier noch nach, daß die Annahme einer solchen Monade die persönliche Fortdauer, abgesehen davon, daß man diese nicht wünschen soll, gar nicht verbürgen und erklären würde. Was bleibt nun von der Unsterblichkeit übrig? „Auch der Unsterblichkeitsgedanke wird im selben Sinne wie alle religiösen Anschauungen zunächst nur als eine Vor-

*) Mich hat er damit nicht überzeugt. Siehe die Rezension seiner Vorlesungen über Menschen- und Tierseele im 40. Heft des Jahrgangs 1892. Bei dieser Gelegenheit mag ein recht praktisches Handbüchlein der altmodischen Seelenlehre, der ich selbst anhänge, empfohlen werden: Psychologie von Dr. Friedrich Harms, weil. ord. Professor der Philosphie der Universität zu Berlin und Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Dr. Heinrich Wiese. Leipzig, Th. Grieben, 1897.

Digitized by Google

stellungsform betrachtet werden dürfen, in der der Mensch die Idee des unvergänglichen Wertes der sittlichen Güter seinem Gemüte nahe bringt. Diese Idee schließt aber die Überzeugung von der Unvergänglichkeit des Geistes in dem Sinne in sich, daß, weil der Geist selbst nur als unabläßiges Werden und Schaffen zu denken ist, jede geistige Kraft ihren unvergänglichen Wert in dem Werdeprozeß des Geistes behauptet. . . . Die Philosophie kann nur diesen allgemeingiltigen Gehalt der Unsterblichkeitsidee darthun, indem sie zugleich jede hedonistische Begründung zurückweist und darauf dringt, daß der objektive Wert der geistigen Güter, der die Unvergänglichkeit derselben zu einer praktischen Forderung macht, als der einzige Rechtsgrund für die Annahme einer Unzerstörbarkeit der geistigen Entwicklung gelte. So endet die philosophische Betrachtung der Religion bei dem nämlichen Begriff des objektiven geistigen Wertes, bei dem die Untersuchung des sittlichen Lebens angelangt war. Diese hatte gezeigt, daß die geistigen Güter um ihrer selbst, nicht um der sie begleitenden Glücksgefühle willen erstrebt und geschätzt werden sollen. Die religiöse Betrachtung erhebt dies für die empirische Beurteilung sittlicher Handlungen giltige Prinzip zu der Forderung, daß alle geistigen Schöpfungen einen absoluten, unzerstörbaren Wert besitzen." Auf diesen letzten Satz, der in der Ethik in etwas andrer Form vorkommt (Zweckobjekt der geistigen Schöpfungen sei nicht der einzelne Geist, sondern der „allgemeine Geist der Menschheit"), ist in der Rezension dieses Werkes (Grenzboten 1892, Bd. 4, S. 109) geantwortet worden: „Wir bestreiten entschieden, daß sich Wundt selbst oder irgend jemand in der Welt unter dem allgemeinen Geist der Menschheit etwas zu denken vermöge. Eine geistige Schöpfung mag so groß und erhaben sein, wie sie will, sie bleibt nicht allein die Schöpfung einer Anzahl von Einzelgeistern, sondern ihr ganzer Wert, ja ihre Existenz steht und fällt mit den Einzelgeistern, die sie begreifen und benutzen oder genießen. Denken wir uns, daß alle Exemplare der Bibel, oder von Goethes Faust, oder vom Corpus juris, oder von unserm Unfallversicherungsgesetz in einem verschütteten Keller lägen und niemand mehr etwas von ihnen wüßte, so wären diese geistigen Schöpfungen einfach nicht mehr vorhanden oder nur noch potentiell vorhanden, bis vielleicht ein Zufall sie wieder zum aktuellen Dasein, d. h. zum Dasein in Individualgeistern erweckte." Und was sind objektive geistige, objektive sittliche Werte? Es giebt keine objektiven Werte außerhalb des bewußten Geistes; was in keinem einzigen bewußten Geiste, also in keinem Einzelgeiste vorhanden ist, das ist gar nicht oder so gut wie gar nicht vorhanden und daher auch nichts wert. Und woran messen wir die verschiednen Werte? An dem Nutzen oder Genuß, den sie irgend welchen Einzelwesen gewähren, bestünde dieser Genuß auch nur in der ästhetischen Befriedigung des sie Betrachtenden, die darum, weil sie der feinste Genuß ist, noch lange nicht der schlechteste ist. Die objektiven Werte zerfließen überall in Redensarten und in nichts, ausgenommen im christlichen

Digitized by Google

Theismus. Hier ist der persönliche Gott der absolute objektive Wert und als solcher das höchste Gut, zunächst für sich, dann für die Geschöpfe, die ihn unmittelbar anschauend oder mittelbar in seinen Gaben genießen. Und ganz schüchtern bekennt sich auch Wundt zu dieser Auffassung, indem er seine Philosophie mit der Ästhetik krönt und bemerkt, die Lehre von den absoluten objektiven Werten werde durch die ästhetische Auffassung der Dinge bestätigt, denn deren Gegenstand werde „einzig und allein um seiner selbst, nicht um fremdartiger Zwecke willen begehrt." Ist es nicht Hedonismus, etwas zu begehren und sich durch das Erlangen des Begehrten, d. h. in diesem Falle durch die Anschauung, befriedigt zu fühlen? In der That, die Schönheit in der Welt leistet uns Gewähr dafür, daß es objektive Werte giebt, und daß das Absolute hinter der Weltbühne kein Ungeheuer, sondern ein gütiger Gott ist.

C. J.

Otto Gildemeisters Essays

Neue Folge

Wir haben vor längerer Zeit Gelegenheit gehabt, an einem ersten Bande Gildemeisterscher Essays unsern Lesern zu zeigen, wie ein guter deutscher Essay beschaffen sein müsse, und machen uns heute das Vergnügen, die Beobachtungen an einem neuerschienenen Bande: Zweiter Band (Berlin, W. Hertz) fortzusetzen. Jene Essays beschäftigten sich mit thematisch gefaßten, allgemeinen Fragen, diese haben geschichtlichen und biographischen Inhalt. Wir gehen aus von dem Essay „Macaulay," weil er den hervorragendsten englischen Essayisten zum Gegenstande hat. Das Wesen dieser Kunst konnte kaum besser gezeigt werden, als indem uns Macaulays Aufsatz über Machiavelli vorgeführt wird. Der fernabliegende Gegenstand, eine den meisten nur dem Namen nach bekannte Person mit einem sehr engen, nationalen Lebensinhalt hatte keinerlei Zusammenhang mit den englischen Interessen der Zeit, in der der Aufsatz erschien (1827), und als Gildemeister zum erstenmale seinen Essay veröffentlichte (1860), hatte man in Deutschland zwar Macaulay längst schätzen gelernt, Machiavelli aber an und für sich hätte hier ebenso wenig Teilnahme erwecken können als dort dreißig Jahre früher. Und genau so ist es heute nach einem weitern Menschenalter: was ist uns Machiavelli als Mensch für sich, wenn wir ihn nicht

Digitized by Google

brauchen, weil wir uns gerade mit der altflorentinischen Geschichte beschäftigen müssen? Und wie wenige sind es, die an dieser Geschichte Interesse haben! Aber Macaulay fesselt seine Leser gleich im Anfang dadurch, daß er ihre Neugier auf ein scheinbar unlösliches Problem spannt: wie kommt es, daß wir Machiavellis Buch vom Fürsten als Inbegriff alles schrecklichen nennen hören und nicht ohne Grauen lesen können, und doch in keinem Buche mehr Hoheit des Gefühls, mehr naiven Eifer für das öffentliche Wohl und eine richtigere Auffassung bürgerlicher Rechte und Pflichten finden als in diesem, und unter welchen Umständen konnte sich ein menschlicher Geist ausbilden, der dieses Buch hervorbrachte? „Konventionelle Moral" ist ein Begriff, mit dem die wenigsten, die ihn anwenden, eine deutliche Vorstellung verbinden. Macaulay bringt ihn dem gewöhnlichsten Verstande nahe, er verwandelt ihn in eine handgreifliche geschichtliche Thatsache, indem er schildert, wie sich in dem Italien des spätern Mittelalters zuerst die rauhen, ritterlichen Tugenden des Mutes, der Stärke und der Tapferkeit, die im Norden Europas noch länger herrschen, infolge des höhern Wohlstandes, des kaufmännischen Verkehrs, des feinern, städtischen Lebens umsetzen in Klugheit, Berechnung, List und Verschlagenheit. Das Waffenhandwerk geht allmählich an die Söldner über, unter denen sich der Begriff der Ehre verändern muß, die bezahlende Stadtrepublik liefert dazu die Kopfarbeiter, die höher organisirten Kräfte, die Leiter, Unterhändler, Diplomaten. Die eigne, bürgerliche Wehrkraft verfiel, und die Verteidigungsfähigkeit der italienischen Staaten geriet in Nachteil gegen die Übermacht der auswärtigen Heere. Mit Mut und Kühnheit war da nichts mehr auszurichten, wohl aber mit Scharfsinn und Geschick, mit fruchtbarer Erfindung, schneller Beobachtung, endlich mit Trug und Heuchelei. So entsteht in Italien ein andrer militärischer Ehrenpunkt und eine andre öffentliche Moral. Für den Italiener wird der Kampf zu einem Kunststück, er bewundert nicht die aufgewandte Kraft oder die Lebensverachtung wie der Nordländer, sondern die geistigen Mittel, das Unerwartete einer Berechnung, das Gelingen eines Anschlags; der Überfall gilt mehr als die Feldschlacht. Nun macht Macaulay die Anwendung auf Machiavelli. Ob die Erklärung psychologisch zutrifft auf ihn, ist vielleicht zweifelhaft, daß aber die Analyse in sich wundervoll ist, leuchtet jedem ein, und der Leser hat ein prächtiges, lebensvolles Zeitbild mit vielen gelegentlichen Ausblicken auf die Gesellschaft der andern europäischen Länder. Wenn er fertig ist, wird es ihm vorkommen, als hätte er sich schon immer für Machiavelli interessirt.

Das also ist die Kunst Macaulays in ihrer Wirkung. Wo liegen aber ihre Wurzeln, wie hängen sie mit der Kultur des Landes zusammen, und inwiefern ist diese Kunst wieder etwas persönliches des einzelnen Mannes? Macaulay gehörte zu den seltnen Männern, deren Mitteilungen, wie die Ciceros oder Burkes, ob gesprochen oder geschrieben, sich dasselbe Lob erworben

Digitized by Google

haben. Er galt seit Cannings Tode, so oft er im Parlament auftrat, was später nur noch selten geschah, für den besten Redner Englands, und doch war er kein Staatsmann, kein Berufspolitiker, er verdankte diesen Ruhm der sprachlichen Vollendung seiner Gedanken, seinem aufs äußerste gepflegten Talent. Diese Grundlage machte denselben Mann zu dem ersten englischen Schriftsteller; nach seinem Tode (1859) trat nach allgemeinem Urteil in diese Stelle Carlyle ein. Macaulay aber ist nach Gildemeisters Ansicht nicht nur in England, sondern in der ganzen gebildeten Welt der populärste, vom gebildetsten und vom Durchschnittsleser gleich eifrig studirte Schriftsteller über Gegenstände der Litteratur und der Geschichte, und doch — so urteilt er — ist er auf keinem dieser Gebiete an Tiefe der Auffassung, Höhe des Blicks und Reichtum der Forschung den ersten gleich. Seine Geschichte Englands hat einen Absatz gehabt wie Goethes Werther oder Walter Scotts Romane, ihr Stoff war nicht neu, und ihre Behandlung nicht richtiger als die seiner Vorgänger, aber seine Darstellung, die Verbindung eines bedeutenden Inhalts mit einer Formvollendung ersten Ranges, die Verschmelzung des Geistes mit der Schönheit haben dem Werke die Stellung in der Litteratur gegeben, die ihm nach dem übereinstimmenden Spruche des Zeitalters zukommt. Seine Kenntnis und seine Belesenheit in allen Fächern der Geschichte und in den einzelnen Litteraturen war vielleicht so groß, wie die keines zweiten Zeitgenossen, sein Gedächtnis so stark, daß er z. B. Ilias und Odyssee von einem beliebigen Verse an aus dem Kopfe rezitiren, daß er ganze Seiten von Prosaschriftstellern, an die er seit Jahren nicht mehr gedacht hatte, wörtlich hersagen konnte, und dem Inhalte nach hielt er überhaupt einmal gelesenes so fest, daß er es nicht wieder vergaß. Er brauchte kein Buch mehr, um das entlegenste Datum der englischen Geschichte nachzuschlagen, ihm war das kleinste gegenwärtig. Solche Eigenschaften sind das Erfordernis des Gelehrten, bei Macaulay verband sich mit ihnen die Begabung und das Interesse des Künstlers. Sein Ziel war, sich klar zu werden über die Kulturentwicklung und das in klaren Bildern andern darzustellen. Er hatte das Glück, als Schriftsteller „es nicht nötig" zu haben, er konnte sich mit voller Muße seinen Bildungsplänen hingeben in Studien, Weltverkehr und Reisen, er gehörte also zu der vornehmen Klasse von Litteraten, die ihren Gedanken in einem haftlosen Leben die gehörige Reife geben können. Zwischen dem dicken Buche aber, der Frucht jahrelanger Arbeit, und den Journalartikeln für heute und morgen gab es schon lange in England ein mittleres, nicht schweres und auch nicht flüchtiges Gedankenfuhrwerk, die Vierteljahrsschriften, und deren Inhalt ist der Essay, dessen Kunstgesetz die geistreichen Prosaiker aus der Zeit der Königin Anna gefunden hatten. Gildemeister macht höchst anregende Bemerkungen, wie es komme, daß wir in Deutschland diesen Essay nicht haben, der sich doch, wie gerade Macaulays Beispiel zeigt, inhaltlich so bedeutend steigern läßt. Er erkennt an, daß die Gelehrten sich

Digitized by Google

teilweise bemühen, besser zu schreiben, als es früher geschah, aber daß dies Bemühen so spät, lange nach Lessing, aufgetreten ist, unterscheidet unsre Zustände von denen der Engländer und Franzosen. Bei uns war lange Zeit nur der Fachmann, der Gelehrte und der Beamte der Träger der höhern Bildung, darum konnte diese äußerlich nicht so „vornehm" werden, für ihre eignen Kreise genügte ihr Äußeres, und die der Rangordnung nach vornehmen Leute in Deutschland brauchten sie nicht. Unsre Aristokratie, sagt Gildemeister, war gebildet nur im Mittelalter. Seit der Reformation sind alle Schriftsteller aus den Bürgern und Bauern gekommen. Bis auf drei oder vier kann man die „Herren" aus unsrer Litteraturgeschichte wegstreichen, ohne daß man ihre Abwesenheit bemerken wird. Die Kleist, Stolberg und Haller sind zu den Bürgern herabgestiegen, haben diese aber nicht zu den Höhen der Gesellschaft hinaufgezogen; sie wußten, wie öde es auf diesen Höhen aussieht. Gildemeister weist auf glänzende Reihen von englischen Schriftstellern aus dem Adel hin, bis zu dem höchsten der Lords hinauf. Hat wohl jemand einmal ernstlich darüber nachgedacht, wie wenig der hohe deutsche Adel für die höhere geistige Kultur ausmacht? Auch unsre „Gentry" kommt ja doch nur in der Form der juristischen Beamtung dafür mit in Betracht. Also die vornehme englische Welt ist und war schon lange viel, viel gebildeter als die unsre, und so war und ist das Kleid unsrer Bildung weniger vornehm, worüber der Leser das weitere in dem Essay über Macaulay nachlesen möge.

Wir geben noch einige Bemerkungen über einen gleich anziehenden, der Lord Byron zum Gegenstande hat. Der Verfasser ist ja hier auf einem Gebiete, in das er eingedrungen ist, wie wenige in Deutschland. Er schildert uns zunächst die litterarische Atmosphäre Europas zur Zeit, als die zwei ersten Gesänge des Childe Harold erschienen (1812), den Weltschmerz am Schluß der Aufklärungsperiode, die Sentimentalität der Romantik in Deutschland, der Seeschule in England. Es ist nicht möglich, ohne wörtlich abzuschreiben, eine Vorstellung zu geben von dem beispiellosen litterarischen Erfolge dieser Dichtung, wie ihn Gildemeister beschreibt, von den einzelnen Umständen, die es erklären, dem genialen Ausdruck innerer Gefühle und ganz neuer äußerer Weltbilder, der die Menschen gefangen nahm, von der ungewöhnlichen Person, die noch wichtiger für sie wurde als ihre Dichtung. Denn Byrons Person hatte in ihren Geschicken sowohl wie in ihrer äußern Erscheinung alles an sich, um einen Autor interessant zu machen. Auf die ersten Gesänge folgte 1816 der dritte und dann der vierte, jeder immer schöner, strahlender als der vorhergegangne, und von einer Kraft des dichterischen Ausdrucks, wie er seit Shakespeare nicht mehr vernommen worden war. Childe Harold gilt für sein größtes Werk; die in England den Don Juan höher stellen, sagen es nicht laut, um nicht für unmoralisch gehalten zu werden. Die Gestalt der Poesie bleibt nun zunächst bei Byron dieselbe: ein großer Mensch kämpft in seinem Unglück, über

Digitized by Google

dessen Ursache wir nicht aufgeklärt werden, gegen eine erbärmliche Welt an, der Schauplatz seines pathetischen Untergangs ist ein fernes Land, die Farben sind exotisch und glühend. Trotz der glänzenden, ausführlich und bilderreich schwelgenden Diktion erhalten wir keine Charakterzeichnung, der Giaur, der Korsar, Lara, Parisina usw. sind alle für uns keine Personen, trotzdem reizen uns ihre Schicksale, lockt uns schon ihre bloße Erscheinung. Diese erzählenden Gedichte sind weniger tief als Childe Harold, bei dem großen Leserkreis aber vorzugsweise beliebt wegen ihrer übersichtlichern Gestalt. Alle diese Dichtungen nennen wir lyrisch, weil sie die Empfindungen einer Person ausdrücken, freilich mit Bezeichnungen, die manchmal so drastisch sind, daß man sie in der Byron vorangehenden klassizistischen Periode für unpoetisch gehalten haben würde; er nennt die einzelne, ganz moderne Sache, wo sie eine akademische Verkleidung zu geben pflegten. Das lernten dann wieder von ihm Viktor Hugo und die andern französischen Romantiker, bei uns Grün, Lenau, Freiligrath, Herwegh, Geibel, vor allem aber Heine, über dessen Verhältnis zu Byron hier sehr feine Bemerkungen zu finden sind. Byron hat bei seiner großen lyrischen Begabung nie ein Lied gedichtet, das sich mit den bessern Heinischen vergleichen ließe, aber, so urteilt Gildemeister, seine lyrischen Dichtungen sind persönlich, innerlich wahrer, während Heines Gefühle gemacht sind, und wo dieser gar den Byronschen Weltschmerz nachmachen will, da hat er wohl denselben Übermut des Subjekts, aber nicht dieselbe Großherzigkeit; die tiefe Kluft, die zwischen ihrer sittlichen Natur liegt, macht, daß man an Heines Ernst nicht glaubt, während man sogar bei Byrons Spöttereien noch nicht den Glauben an einen edeln Untergrund verliert. Macaulay meinte bald nach Byrons Tode in einem Essay (1831), man werde in kurzer Zeit den Dichter nur noch litterarisch genießen und sich um das Persönliche nicht mehr kümmern. Gildemeister bestritt den Satz, als sein eigner Essay zuerst erschien (1859); er wies auf die große Bedeutung des Persönlichen bei Byron hin, insofern eben darauf jene Wahrheit seiner Lyrik beruhe, wodurch er Heine überlegen sei, und er hat Recht behalten, denn wer sich heute, nach weitern vierzig Jahren, mit Byrons lyrischen Gedichten beschäftigt, der wird immer noch zu allererst von einem tiefen Anteil an dem Subjekt ergriffen werden und nach dessen thatsächlichen Verhältnissen ebenso forschen, wie man dem Leben des Dichters bei seinen Lebzeiten nachging. Aber Byron hat überhaupt nur zwölf Jahre lang der litterarischen Öffentlichkeit angehört. Er war zum Lyriker vielleicht nicht geboren — es kann so scheinen, wenn man erwägt, was ihm z. B. Heine gegenüber fehlte: der einfache, volksmäßige liedartige Ton —, aber er war durch seine schweren innern Geschicke dazu gemacht worden. Darum werden die freilich nicht zahlreichen Kleinodien seiner Lyrik bewundert werden, so lange es Herzen giebt, die die Poesie zu rühren vermag. War er aber nun noch etwas andres, als ein Lyriker, hat er eine Entwicklung durchgemacht, noch nach dem dritten und

Digitized by Google

vierten Gesang des Harold, die doch schon für das Höchste gelten, ist er zu früh gestorben, als ihn mit 36 Jahren das Fieber in Griechenland wegraffte? Ja, so findet Gildemeister, trotz der Unvollkommenheiten seiner Dramen, trotz der Ähnlichkeit, die für den oberflächlichen Blick der Don Juan mit dem Childe Harold hat. Denn Gildemeister zeichnet uns nun mit feinen, aber festen Strichen das Bild des Epikers Byron, und inwiefern jedes dieser Gedichte einer eignen Art angehört, das zeigen uns analytische Bemerkungen zu dem Don Juan, die in dieser Kürze und Schärfe und mit der gleichen Grazie schwerlich ein zweiter hätte geben können.

Wir können den Essay über Byron nicht mehr so ausführlich behandeln wie den über Macaulay, und einen dritten aus der englischen Litteratur: Zwei Frauengestalten Shakespeares (Desdemona und Lady Macbeth) dürfen wir nur erwähnen. Unsre Leser werden auch darin sehr viel neue Belehrung in angenehmster Form vorgetragen finden.

Sechs Essays sind der französischen Litteratur gewidmet. Auf einen höchst unterhaltenden Auszug aus den zwanzigbändigen Memoiren des Herzogs von St. Simon, die Gildemeister soviel Vergnügen bereitet haben, daß er das Werk schon in dem ersten oder zweiten Dutzend der amüsantesten Bücher nennen würde, folgen Aufsätze über die Beurteilung Napoleons bei Taine, über Arthur Lévys Buch Napoléon intime, über Josephine anläßlich der 1893 herausgegebnen Souvenirs sur Napoléon von Chaptal, dem Minister des ersten Konsuls, über Talleyrands Memoiren und über Renans Lose Blätter. Wir finden auch diese Essays höchst interessant. Sie sind mehr als gute Feuilletonartikel, sie enthalten zahlreiche Beiträge selbständiger historischer und litterarischer Kritik und sind alle in der Form vollendet.

Am Anfange des Buches steht ein Nachruf auf den Bremer Bürgermeister Johann Smidt, keine Biographie, sondern eine historische Würdigung seiner öffentlichen Thätigkeit auf dem Hintergrunde einer sehr anschaulichen und ausführlichen Parallele, die den Kulturzustand von 1773, wo Smidt geboren wurde, mit dem von 1873 vergleicht, wo der Aufsatz zuerst als Rede mitgeteilt wurde. Wir erhalten dadurch eine interessante Skizze des hanseatischen Handels während der letzten hundert Jahre, zugleich aber ein förmliches Kulturbild einer Stadt, und zwar von dem geistvollsten Schriftsteller, den diese jemals hervorgebracht hat.

Digitized by Google

Nochmals der deutsch-russische Vertrag von 1887

Die Ausführungen des Artikels „Der Zusammenschluß der kontinentalen Mächte“ in Nr. 39 dieses Blattes dürfen nicht dahin verstanden werden, als ob die Bedeutung des deutsch-russischen Neutralitätsvertrages von 1887 allein darin gelegen habe, daß er dazu bestimmt gewesen sei, der persönlichen Empfindung Kaiser Alexanders III. zu genügen. Das ist nicht der Fall. Man muß, um ihn ganz zu verstehen, die deutsch-russischen Beziehungen etwas weiter zurück verfolgen. Das Verhältnis zwischen Preußen-Deutschland und Rußland beruhte bis zum russisch-türkischen Kriege von 1877/78 auf der freundlichen Neutralität Preußens im Krimkriege und auf der von den Liberalen seinerzeit so hart angefochtenen preußisch-russischen Militärkonvention vom Februar 1863 gegenüber dem polnischen Aufstande. Daher deckte Kaiser Alexander II. im Jahre 1866 Preußen, 1870/71 Deutschland den Rücken und förderte hier den Sieg über Österreich, dort über Frankreich. Inzwischen aber vollzog sich in der russischen Gesellschaft eine tiefe Wandlung. Der einseitige russische Nationalismus der Panslawisten oder, wie sie sich selbst nennen, der Slawophilen unter Führung von Katkow und Aksakow sah in der russischen bäuerlichen Demokratie und in dem altrussischen unbeschränkten Kaisertum die Mächte der Zukunft, die, wie einst die Germanen der Völkerwanderung das römische Weltreich, den „faulen Westen“ erobern und verjüngen würden durch die Herrschaft des jugendkräftigen Slawentums. Daher standen sie der abendländischen, besonders aber der deutschen Kultur feindselig gegenüber und trugen mit den beginnenden Russifizirungsmaßregeln in dem niedergeworfnen Polen und den baltisch-deutschen Provinzen ihren ersten Sieg davon. Die Errichtung des Deutschen Reichs verschärfte diese feindselige Empfindung, da es den panslawistischen Machtgelüsten eine starke Schranke zog, und obwohl Alexander II. persönlich seinen Standpunkt gegenüber Deutschland nicht änderte, vielmehr das Dreikaiserbündnis einging, so zeigte doch schon 1875 die Behauptung des Fürsten Gortschakow, nur durch Rußland sei Deutschland von einem Angriff auf Frankreich abgehalten worden, eine unfreundliche Gesinnung gegen Deutschland, und schließlich riß die panslawistische Partei, zu der thatsächlich der russische Thronfolger selbst gehörte,

Digitized by Google

den Zaren in den Krieg mit der Türkei hinein. Da der gewaltige Kampf nicht den gewünschten Erfolg hatte, vielmehr der Berliner Vertrag die Russen um einen Teil des Siegespreises brachte, diese sich aber nicht eingestehen wollten, daß die russische Politik und Kriegführung selbst die Schuld daran trage, so richtete sich der Zorn der Enttäuschten gegen den „ehrlichen Makler," den Fürsten Bismarck, weil er nicht über eine freundliche Neutralität hinausgegangen war, und die Stimmung in Rußland wurde so bedenklich, daß Fürst Bismarck am 7. Oktober 1879 den Vertrag mit Österreich schloß, und man sich in Berlin alles Ernstes auf den Krieg gegen Rußland gefaßt machte, wobei der Oberbefehl dem König Albert von Sachsen zugedacht war. Der Tod Alexanders II., das Werk einer fanatischen radikalen Sekte, am 13. März 1881, brachte mit Alexander III. einen Zögling Katkows auf den Thron und die Ideen der Panslawisten gewissermaßen ans Ruder. Dies äußerte sich aber viel mehr in der innern Politik, in der zunehmenden Unterdrückung aller abendländisch gesitteten nichtrussischen Bevölkerungsteile in den Westprovinzen des Reichs, als in der auswärtigen. Alexander III. war kein Eroberer, und auch er hielt an einem friedlichen Verhältnis zu seinen westlichen Nachbarn fest. Noch 1884 erneuerte er das Dreikaiserverhältnis in abgeschwächter Form auf drei Jahre, nämlich in der Weise, daß sich die drei Mächte verpflichteten, bei etwaigen Zwistigkeiten zunächst einen freundlichen Ausgleich zu versuchen, und da von solchen eigentlich nur zwischen Österreich und Rußland die Rede sein konnte, so fiel dem deutschen Reiche die wichtige Rolle des ausschlaggebenden Vermittlers zu. In den nächsten Jahren verwickelten sich die Verhältnisse im Orient derart, daß ein Zusammenstoß zwischen Österreich und Rußland nicht für unmöglich galt. Beide Mächte wünschten daher die Erneuerung des Vertrags von 1884 nicht, um nicht gebunden zu sein, und sie wurde auch nicht vollzogen. Mit 1887 erlosch also das Dreikaiserverhältnis. Da aber nun zwar Österreich eine Anlehnung an Deutschland hatte, Rußland aber gänzlich allein stand, so bot dies in Berlin einen Neutralitätsvertrag an, und dieser wurde in der Weise abgeschlossen, daß Rußland seine freundliche Neutralität zusicherte, wenn Deutschland von Frankreich angegriffen werden sollte, Deutschland für den Fall, daß Rußland mit der Macht, die ihm in Asien wie im europäischen Orient gegenüberstand, mit England, in Krieg geraten sollte. Eine Untreue gegen Österreich, von der soviel gefaselt wurde, als der Vertrag im vorigen Herbst bekannt wurde, lag darin also nicht; denn für den Fall eines russisch-österreichischen Zusammenstoßes hatte Deutschland den Russen nichts versprochen; in Wien, wo der Vertrag ebenso wie in Rom sofort vertraulich mitgeteilt wurde, hat man ihn sogar mit Freuden begrüßt, weil dadurch die Voraussetzung, unter der Österreich nach dem Abkommen von 1879 zur Waffenhilfe für Deutschland verpflichtet war, nämlich eine Unterstützung Frankreichs durch Rußland, wegfiel. Wie wichtig dies Einvernehmen mit Rußland

Digitized by Google

gerade damals war, zeigt ein Blick auf die Kriegshetzereien Boulangers, der am 17. Mai 1887 zurücktrat. Nun ist es ja richtig, daß der Vertrag die feindselige Stimmung weiter russischer Kreise nicht gehindert hat, und daß sich sogar Alexander III. selbst, argwöhnisch, wie er überhaupt war, durch dänisch-orleanistische Fälschungen zu dem Glauben verleiten ließ, Fürst Bismarck habe bei den bulgarischen Vorgängen im Jahre 1885 seine Hand im russenfeindlichen Sinne im Spiele gehabt; doch ließ er sich bekanntlich bei seinem Besuch in Berlin im November 1887 eines Bessern belehren. Wenn er trotzdem um dieselbe Zeit große Truppenmassen in den russischen Westprovinzen zu sammeln begann, so war das kein Zeichen von Angriffsabsichten, sondern eine Maßregel, um den ungeheuern Vorsprung, den seine westlichen Nachbarn bei einem europäischen Kriege in der Mobilisirung ihrer Heeresmassen hatten, einigermaßen auszugleichen, denn eine völlige Niederwerfung Frankreichs wie 1870 würde Rußland nicht wieder zugelassen haben. Daß wiederum Deutschland durch die Reichstagsbeschlüsse vom Februar 1888 seine Heeresrüstung vervollständigte, war ein selbstverständliches Werk kluger Vorsicht; lief doch auch 1890 der Vertrag mit Rußland ab, und es war immerhin unsicher, ob er erneuert werden würde.

Trotz alledem blieb bekanntlich der Friede ungestört, und noch im Oktober 1889 versicherte Kaiser Alexander in Berlin den Fürsten Bismarck ausdrücklich seines persönlichen Vertrauens. Freilich, dies Vertrauen schenkte er eben nur diesem Reichskanzler, und es ist deshalb mehr als begreiflich, daß der Fürst im März 1890 seinen Rücktritt in diesem Augenblicke mit Bezug auf die europäischen Verhältnisse für bedenklich erklärte. Trotzdem bot Graf Schuwalow seinem Nachfolger Caprivi die Erneuerung des ablaufenden Vertrags von 1887 an. Weshalb dieser sie ablehnte, ist hier gleichgiltig und auch noch nicht genügend bekannt. Welche Folgen aber diese Ablehnung des russischen Angebots haben mußte oder doch gehabt hat, namentlich bei einem so schwer zu behandelnden, stolzen, argwöhnischen und von Haus aus gewiß nicht besonders deutschfreundlichen Herrscher, wie Alexander III. war, das ist klar genug und begreiflich genug. Wer bürgte ihm jetzt für die Neutralität Deutschlands für den in dem Vertrage von 1887 vorgesehenen Fall? Rußland stand also jetzt völlig allein; kein Wunder, daß es an der Macht Anlehnung suchte, die ebenso allein in Europa stand, an Frankreich. So trat Frankreich aus der Isolirung, in der es Fürst Bismarcks Staatskunst seit 1871 erhalten hatte, heraus, und dem Dreibund stellte sich der Zweibund gegenüber. Daß sich dadurch die Stellung Rußlands in Europa mächtig hob, ist selbstverständlich, denn es hatte in Frankreich einen zuverlässigen, ihm geradezu blind ergebnen, mächtigen Bundesgenossen gewonnen und begann in der europäischen Politik bald die leitende Rolle zu spielen.

Schließlich hat dieses russisch-französische Verhältnis, dessen Abschluß wahr-

Digitized by Google

haftig nicht im deutschen Interesse lag, allerdings ein Ergebnis gehabt, das zum Vorteile Deutschlands ausgeschlagen ist. Frankreich hat sich an Rußland gebunden, und Rußland will heute keinen Krieg in Europa, sondern etwas ganz andres: die Ausbreitung und Befestigung seiner Macht in Asien. Damit aber schwindet für Deutschland die Kriegsgefahr im Westen. Ja noch mehr. Seitdem es der deutschen Politik gelungen ist, das gute Verhältnis zu Rußland wieder herzustellen, zeigt sich die Möglichkeit, durch Rußlands Vermittlung zu einem Einvernehmen mit Frankreich und somit zum Zusammenschluß der festländischen Großmächte zu gelangen. Das ist offenbar das Ziel, das Kaiser Wilhelm II. seit Jahren mit zäher Geduld verfolgt. Wir haben seitdem das Gefühl, daß die Leitung der auswärtigen Politik des Reichs in festen Händen ruht und unsre Interessen mit ruhigem Nachdruck zur Geltung bringt, soweit es die Mittel gestatten, die uns zur Verfügung stehen. Daß diese Mittel für die Wahrung unsrer Weltinteressen noch bei weitem nicht dem entsprechen, was Deutschland leisten müßte und könnte, das allein hemmt unsre Regierung; es ist also die allernächste und dringendste Pflicht, ihr das zur Verfügung zu stellen, was sie zur Lösung ihrer unabweislichen Aufgaben bedarf: eine Kriegsflotte, die uns in den großen Zukunftsentscheidungen bündnisfähig macht.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Genossen in Hamburg. Durch ihre thörichten revolutionären Phrasen, durch die selbstbewußte Proklamation des „Weltfeiertages der Arbeit," durch die lächerliche Anmaßung, mit der sie die bürgerlichen Arbeiterfreunde von oben herab als Vertreter eines überwundnen und wissenschaftlich nicht mehr zulässigen Standpunktes behandeln, durch den Grimm, mit dem sie sich im Sommer 1895 gegen die große Nationalfeier gestemmt haben, haben die Sozialistenführer sich und den sozialdemokratischen Arbeitern eine Reihe derber Züchtigungen zugezogen, die ihre Wirkung nicht verfehlen, wie man aus den Hamburger Verhandlungen ersieht. Der Genosse Stolten konnte die Aufhebung des unausführbaren Beschlusses wegen der Arbeitsruhe am 1. Mai beantragen, ohne hinausgeworfen zu werden. Schippel konnte in den Verdacht kommen, Kanonen bewilligt zu haben, und durfte eine etwaige Bewilligung, deren er sich allerdings nicht schuldig gemacht haben will, sogar rechtfertigen, und die Berliner Genossen, ja die meisten Mitglieder der Reichstagsfraktion konnten auf seine Seite treten, ohne daß sie exkommunizirt worden wären. Liebknecht erklärte sich sehr entschieden gegen die revolutionären Phrasen; Bebel gestand offen, daß er kein zweites Sozialistengesetz erleben möchte,

Digitized by Google

daß aber die Gefahr eines solchen vorhanden sei. Deswegen wollte er nicht, daß dem recht bürgerlich-kapitalistisch anmutenden Streite zwischen dem Vorwärtsbuchhändler Fischer und seinem der Produktion von Schundlitteratur beschuldigten Konkurrenten Hoffmann durch „Vergesellschaftung" der sozialistischen Verlage ein Ende gemacht werde, weil da der Staat sehr leicht die darin steckenden Kapitalien konfiszieren könnte. Die Besorgnis vor der Einführung des neuen sächsischen Wahlrechts im Reiche endlich und vor einem neuen preußischen Vereinsgesetze bewog die Genossen, sich sehr ernstlich mit der Frage zu beschäftigen, wie weit man einzelne Fraktionen der verdammten „einen reaktionären Masse" begnadigen und sich mit ihnen bei den Wahlen zum Reichstag und zum preußischen Landtage vertragen dürfe, und unberücksichtigt verhallte die Klage der prinzipientreuen unter den Genossen, man rutsche immer tiefer in den bürgerlichen Sumpf hinein.

Die Dinge sind eben stärker als die Prinzipien, und die Dinge gestalten sich anders, als Karl Marx vor fünfzig Jahren beim Anblick der englischen Zustände vermuten durfte. Von dem großen Kladderadatsch, den Bebel für dieses selbe Jahr 1897 vorausgesagt hat, wo er sich so bescheiden eine durch Ausnahmegesetze nicht mehr gestörte Ruhe für seine alten Tage wünscht, ist England heute viel weiter entfernt als vor fünfzig und noch vor vierzig Jahren, und bei uns in Deutschland hat er überhaupt noch nicht gedroht. Von der großartigen Vorbereitung des Zukunftsstaates bleibt vorläufig nichts übrig als die politische Organisation eines bedeutenden Teiles der Lohnarbeiter, die diesen nützen kann, wenn sich die Führung klug in die Zeiten schickt und Dummheiten, wie die bisher begangnen, in Zukunft meidet. Dazu gehört zu allererst, daß sie sich ohne Vorbehalt auf den Boden der thatsächlich und gesetzlich bestehenden bürgerlichen Ordnung stellt, und daß sie ihre Stärke richtig abschätzt. Die Lohnarbeiter, die nichts als Lohnarbeiter sind (es giebt auch viele ländliche Besitzer und Besitzerssöhne, die zeitweise um Lohn arbeiten, ohne je ganz von der Lohnarbeit abhängig zu werden), sind den bürgerlichen Parteien gegenüber die schwächern sowohl der Zahl als auch den geistigen und den materiellen Machtmitteln nach. Eine in jeder Hinsicht schwächere Partei kann aber nichts erreichen, wenn sie mit dem Kopfe durch die Wand will; es bleibt den deutschen Arbeitern nichts übrig als den Weg zu beschreiten, auf dem ihre englischen Brüder ansehnliche Erfolge gehabt haben. Sie müssen sich mit den bürgerlichen Parteien in ein leidliches Einvernehmen zu setzen suchen und müssen, die Konjunkturen ausnutzend, sich bald mit dieser, bald mit jener verbünden, die ihnen am meisten verspricht. Sobald sie etwas bieten, d. h. über Mandate zu Gunsten der einen oder der andern Partei verfügen können, sind sie auch in der Lage, ihre Wahlverbündeten zur Erfüllung der übernommnen Verpflichtungen zwingen zu können. Und sie müssen zu einer auswärtigen Politik drängen, die den Wohlstand der Nation und dadurch auch die Lage der Lohnarbeiter zu heben verspricht, und müssen, wenn die Regierung eine solche Politik einschlägt, sie darin unterstützen.

Deutsche Sozialisten, die in England leben und die dortige Entwicklung mit Verstand beobachten, kommen denn auch allmählich zur richtigen Einsicht. Wir haben schon bei einer frühern Gelegenheit erwähnt, daß einer von ihnen, Eduard Bernstein, in der „Neuen Zeit" daran arbeitet, den Doktrinarismus der Marxisten zu zerstören. Auch in Nr. 2 des eben begonnenen neuen Jahrgangs finden wir wieder einen recht verständigen Artikel von ihm. Er wendet sich darin gegen die Schrulle, daß die jungen Leute aus dem Arbeiterstande bis zum fünfzehnten, sechzehnten oder gar, wie einzelne Narren wollen, bis zum zwanzigsten Jahre an die Schulbank gefesselt werden sollen, und daß es während dieser ganzen langen

Digitized by Google

Zeit verboten sein soll, sie mit Arbeiten für den Broterwerb zu beschäftigen. Er führt unter anderm aus, daß sich bei den meisten Knaben im vierzehnten Jahre Widerwille gegen das Bücherwesen einstelle, daß körperliche Arbeit eine Wohlthat für ihren Leib wie für ihre Seele sei, daß die Verbindung von Schule und Handarbeit in der Übergangszeit sehr wohlthätig wirke, daß dagegen die in der Schule selbst, nicht zum Zweck des Erwerbes, betriebnen Übungen in der Handfertigkeit nur eine schädliche Spielerei seien. Wer von den Handarbeitern sich zu höherm berufen fühlt, meint er, der möge sich das Wissen, nach dem er hungert, als Autodidakt erwerben. Was in unsern Gesetzen und Einrichtungen solchem Streben im Wege stehe, das allerdings müsse hinweggeräumt werden. „Die Thüren zum Tempel der Wissenschaft sollen jedem offen stehen, der Lust und das Zeug zum Studiren hat; die Volksschule soll verbessert, die Zeit und die Gelegenheit zur Weiterbelehrung für alle vermehrt werden. Daß aber die Grundsätze der Gleichheit schmählich verletzt würden, wenn nicht alle Proletarierkinder von Staats wegen genötigt werden, die Schulbänke solange zu drücken, wie die Bourgeoiskinder es oft nur der Thorheit ihrer Eltern wegen thun müssen, daß der Sozialismus allgemeines und gleiches Brillentragen erheische, das vermag ich nicht einzusehen.“ Wenn solche Leute in der Partei das Übergewicht gewinnen, dann wird sich mit den Sozialdemokraten reden und unterhandeln lassen.

Warum ist Christus verurteilt worden? Ein Grenzbotenleser schreibt uns, daß er mit den Betrachtungen über Religionsunterricht in Heft 30 bis 32 einverstanden sei, aber sich doch einen, wenn auch in Beziehung auf das Ganze unwesentlichen Irrtum zu berichtigen gedrungen fühle. Er findet die Bemerkung auf S. 264 falsch: „Von seinen Zeit- und Volksgenossen ist denn auch Christus vollkommen richtig verstanden worden; sie haben erkannt, daß seine Lehre ihre bürgerliche Ordnung in Gefahr bringe, und stimmten dem Kaiphas bei, der meinte, es sei besser, daß ein Mensch für das Volk sterbe, als daß das ganze Volk zu Grunde gehe. Die Anklagepunkte, auf die hin Christus verurteilt worden ist, waren nur Vorwände, der eigentliche Grund wurde nicht ausgesprochen.“ In seinem Schreiben führt der Einsender aus, daß die Vornehmen und Gebildeten des Judenvolks, die im Hohen Rat ihre Vertretung hatten, mit Recht gefürchtet hätten, die fanatischen irdischen Messiashoffnungen des Volks, die von Johannes dem Täufer geteilt, von Christus zwar bekämpft aber doch gegen seinen Willen genährt worden seien, würden zum Aufruhr gegen die Römer und zur Vernichtung des Judenstaats durch die römische Übermacht führen. Aus diesem Grunde hätten sie auf seinen Untergang hinarbeiten müssen. Sie hätten freilich ihr Ziel nicht erreichen können, wenn nicht auch die pharisäische Demokratie gegen Jesus aufgebracht gewesen wäre durch dessen Angriffe auf die von den Schriftgelehrten gepredigte Gesetzesgerechtigkeit; damit sei die Möglichkeit gegeben gewesen, den Mann, dem man aufrührerische Bestrebungen nicht nachweisen konnte, als Sabbathschänder und Gotteslästerer zu verurteilen.

Der Verfasser der Betrachtungen über den Religionsunterricht bemerkt hierzu: In manchen Einzelheiten, z. B. in seiner Charakteristik des Täufers, vermag ich Herrn W. nicht beizustimmen. Im ganzen hat er darin Recht, daß die Furcht der Einsichtigen vor einer möglichen gegen die Römer gerichteten Volksbewegung und die Erbitterung der Rabbiner über die Polemik Jesu gegen ihre Auffassung der Religion Triebfedern gewesen sind, die zur Verurteilung mitgewirkt haben. Aber diese Triebfedern und Gründe schließen den von mir angegebnen Grund nicht

Digitized by Google

aus, er ist vielmehr ihre gemeinsame Wurzel. Was sich in der Furcht vor den Römern wie in der Erbitterung der gekränkten privilegirten Lehrerzunft und in der Wut der Massen über ihre getäuschten Messiashoffnungen äußerte, das war doch eben das weltliche, das irdische Interesse, und dieses würde Jesum umgebracht haben, auch wenn die politischen Verhältnisse ganz anders gewesen wären. Oder vermag wohl irgend jemand zu glauben, daß Jesus zu irgend einer andern Zeit, in irgend einem andern Lande, unter irgend welchen andern politischen Verhältnissen etwas andres gepredigt haben würde als das ausschließliche Streben nach dem Reiche Gottes, Gleichgiltigkeit gegen die irdischen Interessen, Verachtung des Reichtums? daß er die nach Reichtum und Macht strebenden Großen und die Generalpächter der Frömmigkeit und Gerechtigkeit (Sittlichkeit nennt mans heute) glimpflicher behandelt haben würde, und daß die Herrschenden durch solche Lehren sich nicht gekränkt und die bürgerliche Ordnung nicht bedroht erachtet haben würden?

Modernstes in Dichtung und Stil. Die „modernsten" Dichterjünglinge, die von der Gegenwart Bewunderung fordern für erhabne Werke, die sie vielleicht dereinst zu schaffen die Güte haben könnten, scheinen auch in Wien üppig zu wuchern. Darauf läßt ein dort (nicht im Buchhandel) erschienenes Büchlein schließen: „Hinter dem Leben," dessen leider ungenannter Verfasser das Kunststück vollbracht hat, zu parodiren, was schon Parodie ist. Dichter mit erfundnen, aber in Wien offenbar leicht kenntlichen Namen bieten da selbstgefällig ihr Unkraut dar, und auch wer nichts von den verspöttelten Originalen weiß, muß an dem Spott über die ganze Gattung seine helle Freude haben. Wir erfahren da, daß Gymnasiasten, die einen andauernden Abscheu gegen alles Lernen an den Tag legen, die stundenlang dasitzen können ohne zu sprechen, ja ohne etwas zu denken, mit voller Sicherheit als angehende Dichter zu erkennen sind. Sie haben selbstverständlich grenzenlose Verachtung für alles, was vor ihnen gedichtet worden ist, und für Menschen, wie einer aus der Gilde gesagt haben soll, „die Schiller und die Gartenlaube lesen." Die Dichter sind, wie nicht erst versichert zu werden braucht, Naturalisten und wählen gleich ihren malenden Gesinnungsgenossen ihre Stoffe am liebsten aus dem Bereiche, für den man in Zeiten der Unbildung den Ausdruck hatte, „was sich nicht singen nnd sagen läßt." Doch werden Berührungen mit der Reinlichkeit nicht grundsätzlich vermieden, wenn es wahr ist, daß ein besonders hervorragender Poet ein Drama „Die Nagelschere" vollendet hat und an einem zweiten „Die Zahnbürste" arbeitet. Den althergebrachten Dichtungsformen müssen sie so viel als möglich aus dem Wege gehen, doch haben sie dem Jean-Paulschen Streckverse neues Leben verschafft. Proben aus „Hinter dem Leben" mitzuteilen müssen wir uns versagen, weil „Nachdruck verboten" ist. Hoffentlich entschließt sich der Verfasser zu einer neuen, allgemein zugänglichen Auflage, und für eine solche erlauben wir uns ihn auf einen Punkt aufmerksam zu machen. Er scheint für seine Vorbilder auch den originellen Stil als eigne Erfindung in Anspruch zu nehmen. Das wäre ein Irrtum. Das Aneinanderreihen von zerhackten Sätzen und Satzteilen, die der geneigte Leser in logische Verbindung zu bringen versuchen darf — diesen angenehmen Mixed-pickles-Stil haben sie „keinem geringern" als Professor Herman Grimm in Berlin entlehnt. Jede Verkündigung des großen Litteratur- und Kunstgelehrten, ohne den Deutschland weder für Shakespeare, noch für Raffael, noch für Goethe Verständnis haben würde, verschafft uns ja neues stilistisches Ergötzen. So darf man in den neuesten Aufsatz Grimms „Zum siebzigsten Geburtstage Arnold Böcklins" blind hineineingreifen und wird immer

Digitized by Google

Brillanten ergreifen. Zum Beispiel (Deutsche Rundschau S. 54): „Bunte Phantasiebilder auszuteilen, wie man Kindern farbenbesprenkeltes Spielzeug schenkt, scheint Böcklins liebste Arbeit zu sein. Frische Fische, gute Fische. Immer lebendige Ware, die im durchsichtigen Wasser glitzernd durcheinander zappelt. Großer Wände braucht es nicht. Wir sind heute in Betreff des fröhlichen Kunstgenusses auf Krankenkost gestellt. Die neuesten symbolischen Malereien haben etwas Wehmutsvolles, Zahnweherfülltes. Lachen, zu dem man geprügelt wird. Früher waren wir unbefangner.“ Und so fort ohne Ende! Oder sollte Professor Grimm ein Schalk sein, den grünen Stilkünstlern einen Spiegel vorhalten wollen? Dann wäre er mißverstanden worden, wie schon so häufig.

Hurra! In den letzten Wochen und Monaten ist wieder sehr viel gehurrat worden. Se. Majestät der Kaiser hurra! Se. königliche Hoheit der Prinzregent hurra! — anders wird ja ein Trinkspruch kaum mehr geendet. Was soll das eigentlich heißen? Jedes gesunde und natürliche Sprachgefühl wird verletzt durch solche Rufe, und es mag gleich hier vorausgeschickt werden, daß den Verfasser dieser Zeilen nicht bloß die Verletzung seines eignen Sprachgefühls, sondern wiederholt vernommne Äußerungen des Befremdens und des Mißfallens aus dem Munde ganz schlichter Leute aus dem Volke zu dieser Besprechung veranlaßt haben.

Zum Ausdruck jedes Gedankens gehört ein Zeitwort. Nicht der geringste Gedanke läßt sich ohne Zeitwort sagen. Fehlt in einem Satze das Zeitwort, so fehlt es nur äußerlich — im Geiste ist es stets zu ergänzen. Wenn ich einem zurufe: Raus! oder: Thüre zu! so ist zu ergänzen: Geh! Mach! Wenn ich einem auf die Frage: Wann bist du zurückgekommen? antworte: Gestern — so ist zu ergänzen: bin ich zurückgekommen. Ebenso war, wenn man früher und noch bis vor kurzem einen Trinkspruch mit dem Rufe schloß: Se. königliche Hoheit der Prinzregent hoch! zu ergänzen: lebe! An die Stelle des lateinischen Zurufs: Vivat! der im siebzehnten und achtzehnten, ja hie und da noch in unserm Jahrhundert Mode war, war schon im achtzehnten der deutsche Zuruf: Er lebe! getreten, und zu diesem einfachen: Er lebe! wurde dann hoch! hinzugefügt, zunächst aus dem ganz äußerlichen Bedürfnis nach einem einsilbigen Worte, das sich nach Belieben ausdehnen, auf dem sich beim Zuruf verweilen läßt. Daneben hat ja nun das hoch! auch einen ganz hübschen Sinn; nicht Rang oder Stellung soll damit bezeichnet sein, nicht Reichtum oder Üppigkeit, wie in den Redensarten: auf hohem Fuße leben, oder: es geht hoch her, sondern mit dem Zuruf: Er lebe hoch! übertragen wir gleichsam die fröhliche, gehobne Feststimmung der Gesellschaft auf das Leben des Gefeierten, wir wünschen gleichsam, daß sein Leben wie ein fröhliches Fest verlaufen möge — leicht, ohne Druck, ohne Kummer, ohne Sorgen. Das ist etwas gesucht, näher läge natürlich der Ruf: Er lebe lange! oder: Er lebe glücklich! Aber das läßt sich eben im Chor so wenig rufen wie das einfache: Er lebe! es würde ein häßliches Durcheinanderschreien ergeben, während sich auf den langgezognen Rufen: Hoooch! Und nochmals Hoooch! Und abermals Hoooch! ein ganzer Chorus leicht vereinigen kann. Die Hauptsache aber ist und bleibt: ein solches Hoch oder Lebehoch besteht aus einem vernünftigen Satz und enthält einen vernünftigen Gedanken.

Was soll man sich aber darunter denken, wenn gerufen wird: Se. königliche Hoheit der Prinzregent hurra? Auch Hurra ist ja keineswegs eine bloße „Interjektion“ wie etwa O! Ach! Au! Ei!, sondern es ist ein aus einem tonmalenden (onomatopoietischen) Verbalstamme gebildeter imperativischer Zuruf. Es ist genau

Digitized by Google

so gebildet wie hola. Mit Hola! rief, wer an ein Flußufer gekommen war, den Fährmann herüber. Hole! Hole mich! Hol über! — dafür rief man holaaa!, wiederum, wie bei hooooch! um eine klangvolle Silbe zu haben, auf der man beim Rufe verweilen kann. Ganz dasselbe wie hola! ist halo! denn in beiden Formen, als holen und als halen, kommt das Verbum in der ältern Sprache vor. Wer das a im Stamme bewahrte, griff beim Zuruf in der Endung zum o, wie auch in Feurio! Zetermordio! Für gewöhnlich aber wurde ein langgedehntes a zur Bildung solcher Rufe verwendet, wie in trinkâ, trinc — nu hoerâ, degen hêre — bei Walther von der Vogelweide: bekêrâ dich, bekêre usw. Genau so ist hurra aus einem Verbalstamm gebildet, der — nun was denn bedeutet? Braucht man es wirklich noch zu sagen? Frage sich doch jeder, wo im Leben wirklich ein sinnvolles Hurra! gerufen wird. Wo anders als beim Eilen, Vorwärtsstürmen, Draufgehen! Und dort gehört es hin, nirgends anders. Mit Hurre, hurre, hurre, schnurre, Rädchen, schnurre malt Bürger die rasche Bewegung des Spinnrades. Und Hurre, hurre, hopp hopp hopp! gings fort in sausendem Galopp — heißt es in seiner „Lenore." Das hat Sinn. Wenn aber ein hoher Herr, friedlich in seinem Wagen sitzend, in eine Stadt einfährt, und das Volk schreit ihm überall Hurra! entgegen, so möchte ihm doch angst und bange werden. Und vollends wenn eine Tischgesellschaft einen aus ihrer Mitte ehren und feiern will, und sie nennt seinen Namen und schreit dann: Hurra, hurra, hurra! so kann doch der also „Gefeierte," wenn er noch einiges Sprachgefühl im Leibe hat, nicht anders denken als: Um Gottes willen! Jetzt kommt die ganze Bande über Tische und Stühle, Teller und Gläser auf mich losgestürzt! Es ist aber auch grammatisch anstößig. Denn der Name des Gefeierten wird doch in der dritten Person genannt, mit dem Ruf Hurra! aber feuert man sich selbst und seine Genossen zur Eile an. Es fehlt also jedes Prädikat.

Wenn dieses Hurrarufen in Trinksprüchen keine geschmacklose Mode ist, dann giebt es keine. Woher sie stammt? Doch wohl aus militärischen Kreisen, dort hat sie auch die meiste Verbreitung, sie macht aber auch in bürgerlichen Kreisen schon Fortschritte — natürlich, wer will denn gern zurückbleiben! — Möchten doch die „Maßgebenden" die häßliche, wirklich barbarische Mode recht bald wieder fallen lassen.

Litteratur

Nationalökonomische Schriften. Über die wirkliche Entstehung der Kapitalien will uns Dr. jur. Oscar Jurnitschek in einer 1897 bei Puttkammer und Mühlbrecht in Berlin erschienenen Schrift belehren. Zwar bezeichnet er sie im Untertitel nur bescheidentlich als „Vorarbeiten*) zur Entkräftung sozialistischer Theoreme," aber die Darstellung ist doch so gehalten, daß man sieht,

*) Die Mehrzahl scheint anzudeuten, daß dieser Schrift noch mehrere ähnliche folgen sollen.

Digitized by Google

der Verfasser glaubt den Sozialismus und namentlich den Marxismus endgiltig abgethan zu haben. Das ist nun nicht der Fall, die Schrift liefert ganz hübsche und brauchbare Beiträge zur Kritik des Marxismus, aber ihren eigentlichen Zweck verfehlt sie, denn sie beweist viel zu viel und darum gar nichts; wenn man Karl Marx als einen Dummkopf und sein großes Werk als einen Wust von Unsinn darstellt, so mag man damit eine ganz brauchbare Agitationsschrift für Parteiführer geliefert haben, aber die Wissenschaft hat man damit um keinen Schritt weiter gebracht. Als Probe der Beweisführung des Verfassers geben wir den Anfang der Schrift. Er überschreibt den ersten Abschnitt: Von dem Wesen des Reichtums, zitirt den ersten Satz des Marxischen Werkes: „Der Reichtum der Gesellschaften, in denen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine ungeheure Warensammlung, die einzelne Ware als seine Elementarform," und fährt dann fort: „Das ist nicht wahr. 1. Es ist unmöglich, daß die Waren ohne vorhergegangne Vorstellung von der zukünftigen Gestalt des Rohmaterials oder von dem zu suchenden und zu gewinnenden Rohmateriale entstehen. Diese Vorstellungen sind aber ein Resultat geistiger Thätigkeit. Es ist also die geistige Thätigkeit die Vorbedingung zur Entstehung der Waren, und demnach kann der Reichtum nicht nur in Waren bestehen. 2. Es geht nicht an, den Geist und seine Schulung als Waren zu betrachten. 3. Nicht alle Sachen sind Waren und können doch Bestandteile des Reichtums sein." Mit demselben Recht hätte der Verfasser sagen können: Es ist unmöglich, daß die Waren ohne die Erde oder ohne die Sonnenwärme oder ohne den Schöpfer entstehen; die Erde, die Sonne und unser Herrgott können aber nicht als Waren betrachtet werden, also usw. Es ist vollkommen richtig, daß ein Hemd nicht ohne einen Menschengeist entstehen kann, der einen gewissen Bildungsgrad erreicht hat; aber wenn ich den Unterschied klar machen will zwischen der Art und Weise, wie die Menschen in alten Zeiten mit Hemden versorgt wurden und wie sie heute versorgt werden, dann muß ich nicht vom Geiste und von der Schule, von der Erde, der Sonne und unserm Herrgott schwätzen, sondern ich muß den Umstand hervorheben, daß ehedem jede Familie ihre Hemdenleinwand aus selbstgebautem Flachs und selbstgesponnenem Garn selbst gewebt hat, während heute die Hemdenleinwand und zu einem großen Teil auch schon die fertigen Hemden eine Marktware sind, zu deren Herstellung amerikanische Baumwollenpflanzer, englische Spinner, sächsische Webefabriken und noch viele andre Personen und Maschinen zusammenwirken, und in deren Besitz man durch Kauf gelangt. Was aber den dritten Punkt anlangt, so ist Marx natürlich nicht so dumm gewesen, zu verkennen, daß der wirkliche Reichtum aus Gebrauchsgütern besteht, von denen kein einziges eine Ware zu sein braucht, ja den Gegenstand seines Buches bildet ja gerade der Unterschied des gegenwärtigen Zustandes, wo fast jedes Gebrauchsgut Ware ist, ehe es in den Gebrauch übergeht, einerseits von dem frühern naturalwirtschaftlichen und andrerseits von dem vermeintlichen zukünftigen, die beide das gemeinsam haben, daß die Güter unmittelbar für den Bedarf und nicht zunächst für den Markt hervorgebracht werden und daher den Warencharakter gar nicht annehmen. Diese gegenwärtige Form der Gütererzeugung und -Verteilung sich vollkommen klar zu machen ist von der größten Wichtigkeit, denn auf ihr beruhen der Glanz wie das Elend, die ungeheuern Vorzüge wie die nicht minder ungeheuern Schwierigkeiten des heutigen Gesellschaftszustandes. Auf ihr beruht es, daß heute jeder die theoretische Möglichkeit hat, sich mit vielen Gütern zu versorgen, die auf der Stufe der Naturalwirtschaft selbst dem Reichsten und Mächtigsten unerreichbar waren; auf ihr beruht es aber auch, daß sich

324097A

Digitized by Google

zu derselben Zeit auf der einen Seite unverkäufliche Waren, auf der andern Menschen aufhäufen, denen die Mittel fehlen, sich in den Besitz jener überflüssigen Waren zu setzen, sodaß es ihnen oft sogar am Notwendigsten fehlt, was dem Menschen der naturalwirtschaftlichen Stufe niemals fehlte, am Obdach; ja auf ihr, auf jener Form, genau gesagt Durchgangsform des Reichtums, beruht es, daß keine Güterart stark vermehrt werden kann, ohne durch Preissturz ihre Erzeuger ins Verderben zu stürzen, daß also jede Reichtumsvermehrung für ihre Urheber Verarmung bedeutet. Am auffälligsten macht sich die zuletzt angegebne Wirkung des kapitalistischen Systems in der Landwirtschaft bemerklich und in dem Umstande, daß heute die reichliche und leichte Versorgung der Völker mit Nahrungsmitteln von der Mehrzahl der Politiker als ein schreckliches Unglück bejammert wird, dem gesteuert werden müsse. Unzähligemal haben wir dargelegt, daß für den Landwirt von dem Augenblick an, wo er nicht mehr hauptsächlich für den eignen Bedarf, sondern hauptsächlich für den Markt produzirt, die Periode der Krisen beginnt, die ausnahmslos, überall und immer nach folgendem Schema verlaufen: zunehmende Volksdichtigkeit, steigende Nahrungsmittelpreise, steigende Grundrente, steigende Bodenpreise, Erschließung neuer Produktionsgebiete, Preissturz, Krach des Grundbesitzes. Selbstverständlich suchen die Betroffnen sich selbst und den andern diese Natur der Bodenkrisen zu verbergen, und sie finden immer wieder gefällige Theoretiker, die sie auf den vom Bunde der Landwirte eingeschlagnen falschen Wegen bestärken. Ein solcher ist auch Dr. Emil Stumpfe, der ihnen in der Broschüre: Der kleine Grundbesitz und die Getreidepreise (Leipzig, Duncker und Humblot, 1897, 2. Heft des 3. Bandes der von Miaskowski herausgegebnen sozialwissenschaftlichen Beiträge) ein Mittel liefert, die Kleinbauern in die Agitation hineinzuziehen. Seine Beweisführung ist unanfechtbar. Zugegeben auch, meint er, daß die Kleinbauern durchschnittlich nicht viel mehr Getreide ernten, als sie in der eignen Wirtschaft verbrauchen, so drückt doch der billige Getreidepreis auf die Preise der Viehprodukte, des Gemüses, der Gartenfrüchte, aus denen sie Geld lösen. Denn rentirt der Getreidebau nicht mehr, so wirft sich alles auf Zuckerrüben, Handelsgewächse, Gemüse, Viehzucht, Gartenbau, es entsteht Überproduktion in diesen Zweigen, und die Preise der Erzeugnisse, mit denen man sich helfen wollte, folgen im Niedergang den Getreidepreisen nach. Das ist, wie gesagt, theoretisch unanfechtbar, nur gilt es auch fürs Getreide: wenn die Getreidepreise hoch stehen, wirft sich alles auf den Getreidebau, überschwemmt den Markt mit Körnerfrüchten und führt einen Krach herbei, d. h. also jede Preiserhöhung zieht den Preisfall so gewiß nach sich, wie das Steigen des Wasserdunstes den Regenfall, und jede künstliche Preiserhöhung kann keine andre Wirkung haben, als daß sie den Fall beschleunigt und verschärft. Wer dieses Gesetz aus unserm Wirtschaftsleben ausschalten will, der muß die Preisbildung auf dem Wege von Angebot und Nachfrage abschaffen und die Produktion und den Handel in die Hände des Staates legen, der den Landwirten vorzuschreiben hätte, was und wieviel jeder anbauen solle, und der ihnen dann die Produkte immer zu demselben Preise abnehmen müßte. Natürlich gäbe es dann weder günstige noch ungünstige Konjunkturen mehr, und es könnte auch kein Landwirt mehr bei günstiger Konjuktur wohlhabend werden und zur Ausstattung überzähliger Kinder Geldkapital ansammeln; wir hätten dann eben den Sozialismus. Theoretisch, sagten wir, sei die Beweisführung des Verfassers unangreifbar. Ob nicht in der Praxis die Sache immerhin noch ein wenig anders verläuft, das hat er freilich untersucht, aber für weitere Untersuchungen raten wir ihm einfachere Methoden an, als die er angewendet hat. Er befragt

Digitized by Google

z. B. die Statistik der englischen Fleisch- und Butterpreise; hätte er doch seine Frau befragt! Die würde ihm gesagt haben, daß bei uns Fleisch und Butter seit zehn Jahren nicht um einen Pfennig wohlfeiler geworden sind. Das wäre ja nun freilich kein wissenschaftliches Verfahren, und daß sich der Verfasser eines solchen befleißigt hat, das bezeugen ja die zahlreichen Wirtschaftsrechnungen, die er seinen Betrachtungen zu Grunde legt, und deren Prüfung auf den Beweiswert wir leider den Fachzeitschriften überlassen müssen. Aber wenn er durchaus wissenschaftlich sein wollte, dann durfte er nicht Sätze drucken lassen wie den auf S. 22: „Den Anlaß zu der neuesten starken Vermehrung [des Rindviehs] gaben die so außerordentlich niedrigen Getreidepreise der letzten Jahre, welche, durch die Handelsverträge auf lange Jahre gewissermaßen festgelegt, den Landwirten die Hoffnung auf eine baldige Wiederherstellung der Rentabilität des Getreidebaues raubten." Das würde sich in einer Agitationsschrift des Bundes der Landwirte ganz gut ausnehmen, aber ein Lehrer der Staatswissenschaften muß doch wenigstens soviel wissen, wie der gemeine Mann weiß, der seine Erfahrung zu Rate zieht, nämlich daß eine Zollermäßigung von $1^1/_2$ Mark neben den Schwankungen um fünf und mehr Mark, die der Getreidepreis in dem Zeitraum der letzten sieben Jahre erlitten hat, keine Rolle spielt, daß kein Handelsvertrag den Getreidepreis „gewissermaßen" festzulegen vermag, daß das Getreide teuer oder wohlfeil ist, je nachdem eine Reihe von Ernten gut oder schlecht ausfällt, und daß bei guten Welternten der Zoll nichts nützt, während er bei schlechten die dann ohnedies hohen Preise um seinen vollen Betrag erhöht und den Regierungen ernstliche Verlegenheiten bereitet.

Herrn Dr. Jurnitschek empfehlen wir für seine Studien über die wirkliche Entstehung der Kapitalien das Buch von Dr. Ernst von Halle: Baumwollenproduktion und Pflanzungswirtschaft in den Nordamerikanischen Südstaaten. Erster Teil. Die Sklavenzeit. (Mit einer Karte und einer Tafel in Buntdruck. Leipzig, Duncker und Humblot, 1897. 15. Band der von Schmoller herausgegebnen sozialwissenschaftlichen Forschungen.) Die Pflanzer, heißt es S. 29, „waren ohne eigentliche Beschäftigung. An der Bewirtschaftung ihrer Ländereien nahmen sie aktiv überhaupt nicht teil. Sie waren Gentlemen, und nur der Sklave arbeitete. Körperliche Arbeit galt für unanständig, und selbst die Verwaltung ihrer Besitzungen lag zum Hauptteil in den Händen der Aufseher." Allerdings vergingen mehr als hundert Jahre, in denen diese ausschließlich mit Salonunterhaltung, Spiel, Jagd und Trunk beschäftigten Kavaliere Schulden machten anstatt Reichtümer zu sammeln, aber vom Ende des vorigen Jahrhunderts an, wo die Baumwollenpflanzung rentabel zu werden anfing, wurden sie reich, ohne dabei ihre Lebensweise zu ändern (vergl. S. 288 ff.). Der Preis eines guten Feldsklaven stieg auf 1200 Dollars; jede Steigerung des Baumwollenpreises um einen Cent erhöhte den Sklavenpreis um 100 Dollars. In Louisiana brachte ein Feldsklave in der besten Zeit bei Reisbau 84, bei Tabak 107, bei Indigo 140, bei Baumwolle 180 und bei Zucker 240 Dollars jährlich. Von diesem Ertrage war, da die naturalwirtschaftlich gewonnenen Lebensmittel und Kleider des Sklaven nichts kosteten, nur die Amortisation des Ankaufskapitals abzuziehen, die bei selbst gezüchteten*) Negern auch noch wegfiel. Es gab auch arme Weiße in den Sklavenstaaten, und zwar, wie der Zensus von 1850 an den Tag brachte, $4^1/_2$ Millionen auf eine Gesamtbevölkerung von $9^1/_4$ Millionen (bis zu diesem Zensus war es den Pflanzern ge-

*) Kräftige bucking niggers wurden zur Zucht vermietet.

Digitized by Google

lungen, das Dasein „des armen weißen Drecks“ den Augen der Welt zu verbergen, und die berühmtesten Reisenden — was vermag nicht der Parteimann im Sehen und Nichtsehen zu leisten! — hatten nichts davon gesehen). Ein solcher armer Teufel nun fing von dem Augenblick an in die Klasse der Vermögenden aufzusteigen, wo es ihm gelang, einen oder zwei Neger zu erwerben. Selbstverständlich ist diese Art von Kapitalbildung — Kapital nicht im volkswirtschaftlichen Sinne als die Gesamtheit aller Produktionsmittel, sondern im Sinne von Marx und Jurnitschek verstanden — nicht etwa typisch, aber sie darf auch nicht übersehen werden, wenn man die wirkliche Entstehung der Kapitalien darlegen will. Das Kapital im ersten Sinne wird immer und überall nur auf eine einzige Weise, durch Arbeit, geschaffen, das Kapital im zweiten Sinne entsteht auf sehr viele Weisen. Die Besprechung des Buches von Sartorius von Waltershausen über die Arbeitsverfassung der englischen Kolonien in Nordamerika (Jahrgang 1895, erstes Vierteljahr S. 383) haben wir mit den Worten eingeleitet: „Wer seinen Glauben an Sittlichkeit als eine vom Interesse unabhängige Macht wanken fühlt und ihn doch gern behalten möchte, der schließe von seiner Lektüre alle Bücher über die wirtschaftliche und soziale Entwicklung der angelsächsischen Rasse in den letzten vier Jahrhunderten aus, denn darin ist schlechterdings keine andre Triebkraft als die Selbstsucht zu erkennen.“ Das vorliegende Buch nötigt uns, diese Bemerkung noch durch die andre zu ergänzen, daß Marx bei der Anschauung dieser Geschäftswelt wirklich keine andre Auffassung von der Weltgeschichte gewinnen konnte als seine materialistische. Die ganze Entwicklung des Südens in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts, seine ganze Kultur einschließlich der Politik, der Moral und der Religion ist durch eine einzige kleine Maschine bestimmt worden, durch die im Jahre 1793 eingeführte Saw-Gin, eine Entkörnungsmaschine, die den Baumwollenbau rentabel machte, was er bis dahin in den Vereinigten Staaten nicht gewesen war. Selbstverständlich hat dann zuletzt die Unerschwinglichkeit des Sklavenpreises die Rentabilität stetig vermindert und mit andern Umständen zusammen das Wirtschaftssystem der Südstaaten ins Wanken gebracht, sodaß es ohne den Sezessionskrieg von selbst zusammengebrochen sein würde, aber ebenso selbstverständlich verschlossen die stolzen Kavaliere des Südens der veränderten Weltlage ihre Augen und stürzten sich lieber in einen Verzweiflungskampf, als daß sie es versucht hätten, ihr Staatswesen auf friedliche Weise in andre Bahnen zu lenken. Halles Buch ruht, wie sich das heute von selbst versteht, auf gründlichem Quellenstudium und den Ergebnissen einer Forschungsreise und behandelt die Naturgeschichte der Baumwolle, ihren Anbau, die Wirtschaftsgeschichte der Pflanzerstaaten, die Bevölkerungsklassen und die Abolitionsbewegung. Was die Lage der Neger zur Zeit der Sklaverei anbetrifft, so lohnt es sich hervorzuheben, daß doch auch zu ihrem Schutze, natürlich nur vom Standpunkte des Tierschutzes aus, Gesetze erlassen worden sind, deren Übung sich zur Sitte befestigte. Nur die Männer wurden zur schweren Feldarbeit herangezogen, zu den leichtern Verrichtungen Knaben unter zwölf Jahren nur ausnahmsweise; für die Männer war ein Maximalarbeitstag von fünfzehn Stunden festgesetzt, der eine gehörige Frühstücks- und Mittagsruhe einschloß; den Sonntag hatten die Leute für die Besorgung ihrer eignen kleinen Wirtschaft und zur Erholung frei; in der Woche von Weihnachten bis Neujahr feierten sie ihre Saturnalien. Für die Hausſklaven bedurfte es keiner Schutzgesetze; sie hatten es gut und blickten auf die Armen unter den Weißen mit Verachtung herab. Alte Sklaven, auch Feldsklaven, genossen das Gnadenbrot, wurden mit Achtung behandelt und von den Familienmitgliedern Onkel und Tante angeredet.

Digitized by Google

Lasset die Kindlein zu mir kommen! Eine Festgabe für das deutsche Haus. Geschichten aus dem Leben Jesu nach der Bibel für Kinder erzählt von C. Steinkamp, mit Bildern von Eduard Kaempffer. Duisburg, J. A. Steinkamp

Dies Buch ist eine der besten neuern Erscheinungen auf dem Gebiete der illustrirten Kinderlitteratur. In dreizehn großen farbigen Steindrucken werden die Hauptereignisse aus dem Leben Jesu vorgeführt, begleitet von einem Text, der sich in freier Weise an die Evangelien anschließt, sie aber dem kindlichen Verständnis näher bringt. Die Bilder zeigen die eigentümlichen Kennzeichen der Kaempfferschen Kunst: Lebendigkeit und Natürlichkeit der Auffassung und Streben nach koloristischen Wirkungen. Man kann sich ja eine tiefere Auffassung der Evangelien denken, und manche Züge der Komposition muten etwas veraltet an. Aber im ganzen haben wir es doch hier mit ernsten künstlerischen Leistungen zu thun, und unsre Litteratur ist nicht so reich an wirklich bedeutenden Werken dieser Art, daß wir das Recht hätten, ein solches Buch unbeachtet zu lassen. Es ist ja nicht unmöglich, daß in streng kirchlichen Kreisen Kaempffers heitere, hie und da etwas weltliche Auffassung der biblischen Erzählungen Anstoß erregen wird. Dadurch werden sich aber verständige Menschen nicht irre machen lassen. Kinder fassen die Geschichte Jesu wie überhaupt die ganze biblische Geschichte vorwiegend ästhetisch, d. h. rein menschlich auf. Der tiefere Sinn und der dogmatische Gehalt spielt bei ihnen so gut wie keine Rolle. Und diese Auffassung teilen sie mit sehr vielen großen Künstlern. Es wäre auch schlimm, wenn es anders wäre. Mit dieser Thatsache muß nun einmal unsre Pädagogik rechnen. Die religiöse Erziehung unsrer Kinder ist bisher noch viel zu dogmatisch, viel zu wenig ästhetisch. Wenn man freilich unsern von der Kirche sanktionirten Religionsunterricht zu beobachten Gelegenheit hat, so staunt man immer wieder von neuem, wie planmäßig hier durch das Auswendiglernen von unverstandnen Bibelsprüchen und Gesangbuchversen das religiöse Gefühl der Kinder ertötet wird. Da kann ein Buch wie das vorliegende ein willkommnes Gegengewicht bieten.

Kaempffer hat es ausgezeichnet verstanden, die Szenen zur Illustration auszuwählen, die für Kinder das meiste Interesse bieten, und sie so zu illustriren, wie es der kindlichen Auffassung entspricht. Wer freilich sein Urteil über Bibelillustrationen an den konventionellen Phrasen der Schnorrschen Bilderbibel gebildet hat oder gar das Ideal in den süßlichen Salonfiguren H. Hofmanns sieht, wird hier seine Rechnung nicht finden. Diesen Werken gegenüber sind die Kaempfferschen Illustrationen modern. Aber andrerseits zeigen sie nicht eine Spur von dem, was man heutzutage in kirchlichen Kreisen an der modernen religiösen Kunst anstößig zu finden pflegt. Im Gegenteil, Uhde gegenüber ist Kaempffer veraltet, ja selbst konventionell zu nennen. Das ist aber für den vorliegenden Zweck vollkommen gleichgiltig. Kinder verlangen weder eine traditionell-kirchliche noch eine modern-naturalistische Auffassung. Sie verlangen einfach lebendige und glaubwürdige Schilderung. Das Epische hat für sie den meisten Reiz. Sie wollen sich etwas Lebendiges unter den Bildern vorstellen können. Und das können sie hier. Mögen auch hie und da Jesus und Maria etwas unbedeutend aufgefaßt sein, mag sich die äußerliche Auffassung hie und da stark vordrängen, eigentlich anstößige Züge fehlen vollkommen, und ich wüßte kein Illustrationswerk dieser Art, das man evangelischen wie katholischen Familien in gleicher Weise empfehlen könnte. Der Hauptfehler des Buchs ist ein technischer. Der Künstler hat nicht genug Rücksicht auf die beschränkten Mittel der Technik genommen. Man kann eben koloristische Feinheiten im Steindruck nicht wiedergeben. Daher kommt es, daß einige Bilder

Digitized by Google

die Haltung verloren haben und die dekorative Gesamtwirkung des Buches keine einheitliche ist. In dieser Beziehung können unsre Bilderbuchmaler noch viel von den Engländern lernen. Walter Crane soll uns in der Zeichnung seiner schwächlich-dekorativen Figuren gewiß kein Muster sein; aber in der Farbe und in der dekorativen Gesamtwirkung ist er doch noch von keinem deutschen Illustrator erreicht worden. Eine besondre Schönheit der Kaempfferschen Illustrationen bieten die Umrahmungen, die sich in Inhalt und Stimmung den Hauptdarstellungen sehr geschickt anpassen.

Tübingen K. Lange

Demeter und Baubo. Versuch einer Theorie der Entstehung unsers Ackerbaues von Ad. Hahn, Berlin. Lübeck, Selbstverlag des Verfassers. In Kommission bei Max Schmidt

Im vorjährigen 35. Heft haben wir über des Verfassers Buch: Die Haustiere und ihre Beziehung zur Wirtschaft des Menschen, berichtet. Darin wird u. a. zu beweisen gesucht, daß Jagd, Viehzucht und Ackerbau nicht als drei aufeinander folgende Stufen der Kulturentwicklung angesehen werden dürfen, daß sich die Viehzucht nicht aus der Jagd, sondern aus dem Ackerbau entwickelt hat, daß dem Ackerbau der Hackbau vorausgegangen ist, und daß die Zähmung des Rindes, die den Übergang vom Hackbau zum Ackerbau ermöglichte, zu Kultuszwecken erfolgt und durch die Verehrung der gehörnten Mondgöttin veranlaßt worden sei. Da sich dieser Beweis auf verschiedne Abschnitte des Buches verteilt, hat der Verfasser, um ihn eindringlicher zu machen, die vorliegende Broschüre herausgegeben, die das in dem Buche zerstreute zusammenfaßt und noch um einige mythologische und kultusgeschichtliche Einzelheiten bereichert.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 42

Ausgegeben am 21. Oktober 1897

Inhalt: Seite

Japanische Staatspolitik und deutsche Parteipolitik 105
Abermals zum Heimatschutz 111
John Brinckman. Von Ernst Brandes . . . 117
Altbairische Wanderungen. I. 2 134
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Sonntagsheiligung — Manövernachklänge — Anarchistenschutz — Das Bismarckdenkmal für Berlin 144

Hierzu 5 litterarische Beilagen: je 1 Prospekt von den Verlagsbuchhandlungen Paul Waetzel in Freiburg i. B., W. Spemann in Berlin, August Bagel in Düsseldorf, J. Neumann in Neudamm und von der Stuhrschen Buchhandlung in Berlin

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Wildmoorprinzeß

Roman
von
Sophus Bauditz
übersetzt von
Mathilde Mann

Preis: schön gebunden 6 Mark

Soeben erschienen

Tief, tief versinkt der Leser in eine fast verschollne Romantik, wenn er beginnt, sich in diesen Roman von Sophus Bauditz zu vertiefen, so geschickt aber ist diese Romantik mit der modernen Zeit und ihren Menschen verwoben, daß man etwas ganz neues, eigenartiges zu lesen glaubt. Traumhafte Ruhe umspinnt die Wildmoorgeschichte, überall nur abgetönte Farben und gedämpfte Klänge, von ferne nur vernimmt man das Echo der großen sozialen Kämpfe, die draußen in der Welt ausgefochten werden. An das Wildmoor und seine Menschen tief drinnen in den dänischen Marschen knüpft sich eine ganz wunderbare, aber natürliche Romantik. Der Leser kann sich ihrem Banne nicht entziehen, wenn sie ihn einmal mit ihrem Märchenzauber umsponnen hat. Und Sophus Bauditz ist ein Erzähler, der jeden Fußbreit gewonnenen Grundes in der Seele des Lesers festhält. ... Mit großer Kunst sind die Menschen geschildert, man fühlt es, daß hier nur echte Farben verwendet sind. Jede einzelne Gestalt prägt sich dem Leser ein, er sieht sie leibhaftig vor Augen. Und der Roman selbst, dessen romantische Voraussetzungen man gern mit in den Kauf nimmt, weiß den Leser mit so vielen Armen zu umschlingen, daß er nicht eher zum Nachdenken kommt, bis alle Rätsel gelöst sind. Mit Befriedigung und Dank legt er das hervorragende Buch aus den Händen. Die Verlagshandlung hat das Werk mit einer glänzenden Ausstattung versehen, es ist ein Geschenkbuch allerersten Ranges.

(Hamburger Fremdenblatt)

Licht und Schatten

Eine Hamburger Geschichte
von
Charlotte Niese

Gebunden 5 Mark

... Die Erzählung, mit der wir es hier zu thun haben, nimmt ihren Ausgang vom Hafen, führt uns in das Herz des alten, engen und ungesunden Hamburg, greift über in jene Teile der Stadt, wo, gefördert von äußerm Wohlstand, noch die alte, vornehm hamburgische Gesinnung gewahrt wird, lädt uns abwechselnd vor die Thore Altonas, an die Elbchaussee, wo hamburgischer Reichtum mit Vorliebe seine Sommersitze erbaute, und geleitet uns, nachdem die Cholera ihren verheerenden Wandergang angetreten, nach dem Brennpunkte des damaligen Elends, den Cholerabaracken und öffentlichen Krankenhäusern. Die Schlichtheit und sachgetreue Art der Darstellung, mit der die Erzählerin hierbei verfährt, greift denen, die die trauervolle Zeit mit durchlebt, an alte Wunden und führt ihnen das Unvergessene in den eindruckvollen Farben des Selbsterlebnisses vor Augen. Die Sprache, deren sich die Erzählerin bedient, ist abwechselnd hochdeutsch und der Patois der Hafenbewohner, den sie meisterhaft beherrscht. Von künstlerischer Vollreife sind die einzelnen Typen. ... Man kann weiter gehen in der dichterischen Behandlung dieses gewaltigen Stoffes und ihm erhöhtere Gesichtspunkte abgewinnen. Dem Gemüte näher verwandte aber kaum. Hier spricht Charlotte Niese in Tönen, die — wenn diesmal auch erlösend und befreiend — dieselben Thränen ins Fließen bringen, die wir alle einmal schon geweint.

(Hamburger Nachrichten)

Novellen

Ein Michel Angelo — Kopf und Herz — Non cras sed hodie u. s. w.
von
Adolf Schmitthenner

Fein gebunden 6 Mark

... Er ist ein Dichter, er schaut die Welt und die Menschen mit den Augen des Dichters an, der ein Sonntagskind ist und viel weiter und viel mehr als die gewöhnlichen Menschen sieht, er sieht den Menschen bis auf den Grund des Herzens und weiß dessen geheimste Regungen zu deuten; mit einer wahren Meisterschaft, oft mit wenigen Strichen charakterisiert er und faßt er die feinsten seelischen Vorgänge in Worte; sein Stil ist ausgereift, seine Schreibweise so schlicht, so einfach und so klassisch schön, an dem Muster der alten Griechen, die ihm vertraut sind, und Goethes herangebildet. Mit Recht wird unsers Erachtens betont, daß die 300 Seiten umfassende Hauptnovelle „Ein Michel Angelo" als ein Ereignis zu betrachten ist, daß hier ganz neue und eigne Töne von einem wahren Dichter angeschlagen werden, daß der Verfasser sich hier zu einer Meisterschaft emporgeschwungen hat, die nur wenige der modernen Novellisten erreicht haben. Aber auch die andern kleinen Erzählungen und Skizzen sind Meisterwerke in ihrer Art; jede zeigt den Autor von einer andern Seite, in jeder schlägt er andre Töne an, die alle zu Herzen dringen und auch die fürzesten mächtig ergreifen, so namentlich die so kunstvoll komponierte Schlußnovelle Non cras sed hodie. Möchten recht viele das Buch lesen und immer wieder lesen; wer es mit Genuß zu lesen vermag, dem ist das Gefühl für das Schöne in die Seele gelegt.

(Posener Tageblatt)

Der erste Beste
Die Neuenhofer Klucke
Maria Neander

Drei Erzählungen
von
O. Verbeck

Ein Band, gebunden 6 Mark

... Man hatte es also mit einem Erzähler-talent zu thun, das, wie Minerva vollgewappnet aus dem Haupte ihres Vaters sprang, sich mit seinen ersten Erzeugnissen in die vorderste Reihe der deutschen Erzähler stellte. Unter all den hohlen Scheingrößen, die die „Moderne" ausstaffiert mit Pariser Lappen und norwegischen Flicken, dem geduldigen deutschen Publikum als unübertreffliche Größe hinstellte und mit komischem Entzückungsjallen anpries, ragte dieser ohne Sang und Klang in die Litteratur eintretende Name um zehn Haupteslängen hervor, alle Vorzüge der neueren Schule, soweit sie aus Beobachtungsgabe und Studium fließen, mit den edelsten Vorzügen der Alten, einem einfachen, gediegnen Stil, kraftvoller Charakterzeichnung, unnachahmlich musterhaftem Dialog und herber sittlicher Denkart vereinigend. ... Wenn wir mit dem Wunsche schließen, den von der Verlagshandlung schön ausgestatteten Band in den Händen vieler Frauen zu sehen, so muß daran die Verwahrung geknüpft werden, daß es nicht etwa gewöhnliche „Frauenlektüre" ist: Verbecks Erzählungen sind vielmehr ganz darnach angethan, die Abneigung gebildeter Männer gegen schöngeistige Litteratur zu beseitigen.

(Münchner Neueste Nachrichten)

Digitized by Google

Japanische Staatspolitik und deutsche Parteipolitik

Man kann kaum eine verständigere Beurteilung des japanischen Ausdehnungsstrebens und seiner Gründe erhalten, als sie ein Brief des Kontreadmirals der nordamerikanischen Marine, Belknap, an eine Zeitschrift in Massachusetts enthält, den auch das U. S. Army and Navy Journal abdruckt. Der Admiral, der ein Kenner Japans und des Stillen Ozeans ist, beginnt seinen Brief mit der Mitteilung, daß bei den englischen Jubiläumsfeierlichkeiten ein Engländer den Chef des Stabes des amerikanischen Admirals gefragt habe, was die Vereinigten Staaten angesichts der Kriegsrüstungen Japans zu thun gedächten, deren Spitze doch wohl zunächst gegen Nordamerika gerichtet sei. Er bemerkt dazu, daß allerdings genügend Grund dazu vorhanden sei, Japans Maßnahmen aufmerksam zu beobachten, und fährt dann in seinem Briefe fort:

Wir wissen, daß Japan gegen die Absicht unsers Vorgehens wegen Hawaii scharf protestirte; aber warum? Weil es etwa fürchtet, daß seine Unterthanen einige von den Rechten verlieren könnten, die sie jetzt in Hawaii haben? O nein! Der wahre Grund ist, daß Japan in seinem Streben, zu kolonisiren, gehofft hatte, diese Juwelen unter den Inseln des Stillen Ozeans einst unter den Falten seiner eignen Flagge zu bergen.

Japan ist ehrgeizig, seine Staatsmänner stehen niemandem an Takt, Geschicklichkeit und weitsichtiger Diplomatie nach; es wünscht eine Kolonialmacht und eine auf alle Weltereignisse einflußreiche See- und Handelsmacht zu werden. England ist sein Vorbild für koloniale Ausdehnung und Verfolgung seiner Handelspolitik. Schon hat sich Japan des an Mineralien, Holz und Rohprodukten reichen Formosas bemächtigt. Seine Geheimarchive wissen davon zu erzählen, daß es schon längst auf die spanischen Philippinen und Karolinen ein Auge geworfen hat; und wenn man schließlich bedenkt, daß es bei beschränkten Landesgrenzen mit einer schnellen Bevölkerungszunahme rechnen muß, so kann man den Wunsch Japans, sich kolonial auszudehnen, nur verständig und löblich finden.

Digitized by Google

Die großbritannischen Inseln haben 314629 Quadratkilometer mit 39 Millionen Einwohnern, die japanischen Inseln, mit Ausschluß Formosas, haben bei 382416 Quadratkilometern Fläche ungefähr 42 Millionen Einwohner. Wenn man nun überlegt, welche Menschenströme Großbritannien ausgesandt hat, um fast die ganze Welt zu kolonisiren, so kann es nicht Wunder nehmen, daß Japan gleichfalls Platz und Wohnsitze für seine wachsende Bevölkerung und die Ausdehnung seines Rasseneinflusses sucht. Schon jetzt muß Japan Reis von Korea und Siam beziehen, und jährlich steigt der Drang nach Abführung des Volksüberschusses und Gewinnung neuer Absatzgebiete und Märkte für Industrie und Handel.

Wer Hawaii und seine Geschichte während der letzten fünfzig Jahre kennt, weiß, wie schnell dort die eingeborne Rasse ausstirbt. Japans scharfsichtiger Regierung ist das nicht entgangen, und sie weiß, daß an Stelle des vergehenden ein andres Volk dieses wundervolle Stück Erde besetzen und beherrschen wird. Japans Staatsmänner fragen deshalb: „Warum soll es nicht unser Volk sein, und warum soll dort nicht unsre Flagge wehen? Unser Volk hat seit Jahren Arbeiter, Handwerker und Kaufleute dorthin gesandt; warum kann es dort nicht das herrschende werden?“ Nach meiner Kenntnis Japans seit 1857 und meiner persönlichen Bekanntschaft mit seinen fähigsten Ministern, Offizieren, Soldaten und Seeleuten ist eine solche Frage nicht unberechtigt.

Bezeichnend für Japans Auftreten und die neuern Ziele seines Ehrgeizes ist folgendes persönliche Erlebnis. Als ich 1890 an Bord meines Flaggschiffes Omaha im Hafen von Nagasaki lag, kam ein japanisches Kriegsschiff in höchster Eile in den Hafen. Kaum war sein Anker im Grunde, so stürzte sein Kommandant zu mir an Bord, um mir seine Aufwartung zu machen und zugleich zu fragen: „Wissen Sie, wohin der russische Admiral mit seinen Schiffen gedampft ist?“ „Nein, erwiderte ich, aber ich nehme an, nach Wladiwostok.“ „Wir glauben das nicht, erwiderte der Japaner, wir fürchten, er geht nach Korea, um dort in der Broughtonbai die russische Flagge zu hissen; das können wir nicht gestatten. Ich habe Befehl, dem Admiral zu folgen, sein wirkliches Ziel zu entdecken und darüber zu berichten. Wir sind die Engländer des Stillen Ozeans und können die Russen in Korea nicht dulden.“ Sprachs, verabschiedete sich, und wenige Minuten später fuhr sein Schiff wieder unter Volldampf seewärts.

Als Japan 1893 dem chinesischen Koloß den Fehdehandschuh hinwarf, handelte es in dem selbstbewußten Glauben an seine Kraft. Wer Japan und sein Volk nicht kannte, hielt es für offenbaren Selbstmord; wer aber das Land und das ungestüme Vorwärtsdrängen seiner Männer zu Lande und zu Wasser kannte, für den stand der Erfolg außer Frage. Für den urteilsfähigen Seeoffizier waren Japans Siege kein Grund zum Erstaunen; für unsre Bierpolitiker und Gesetzmacher war es ein achtes Weltwunder, wurde aber trotzdem bald wieder vergessen.

Es ist Sache und Pflicht für die Land- und Seeoffiziere, die Augen für alle Ereignisse und militärischen Fortschritte in der Welt offen zu halten und für alle Mittel des Angriffs und der Verteidigung einen klaren Blick zu haben. Unglücklicherweise aber, wie ich von meinem Standpunkt als Beobachter und aus Erfahrung sagen muß, werden die Ansichten dieser beiden Stützen der nationalen Verteidigung oft nicht beachtet. Während der Bürger das achtet, was seine Gerichtshöfe für Recht erkennen, mißachtet und vernachlässigt er nur gar zu oft die Erkenntnisse seiner für die Erfüllung dieser besondern Pflicht verantwortlichen Offiziere. Es kann vorkommen, daß in Sachen der Seeverteidigung eines Haupthandelsplatzes die Stimme eines Abgeordneten, der Stimmen und Unterstützung für seine Sonderzwecke braucht, mehr gilt als die der dafür vorhandnen Fachleute.

Digitized by Google

Die übliche Mißachtung gesunder politischer Überlegung und der Warnungen von Marine- und Landoffizieren kostete vor kaum einem Menschenalter der Nation in dem furchtbarsten Bürgerkriege siebentausend Millionen Dollars, Hunderttausende von Menschenleben und eine Pensionslast von 150 Millionen Dollars jährlich. Auch diese so furchtbare und traurige Lehre ist beinahe vergessen in dem Streben nach politischem Ansehen und Geldgewinn.

Für den Durchschnittspolitiker ist seit 1861 kein besondrer Fortschritt in der Kriegführung und im Kriegsgerät gemacht worden, eine Ansicht, durch die er sich als den größten Hammel (dolt) der Welt darstellt. Japans Politiker kennen solche Albernheiten und solche selbstmörderische Ansichten in internationalen Angelegenheiten, im Frieden und im Kriege nicht. In jeder Weise vorbereitet, konnte Japan dem chinesischen Reiche die Spitze bieten, und jetzt sagt diesem klugen und richtig aus der Geschichte schließenden Staate die Vergangenheit und Gegenwart, daß unser Volk seit seinem Auftreten als Nation beim Ausbruch eines Krieges niemals darauf vorbereitet war; und es würdigt diese Thatsache mit der nötigen Aufmerksamkeit.

Ich wiederhole nochmals, die Staatsmänner Japans sind fähig und feingebildet, schlau und zähe. Was sie sich zum Ziel gesetzt haben, geben sie nur unter großem Druck wieder auf. „Unterschätze niemals deinen Feind" ist eine weise Regel für den Krieg. Japan als Gegner zu unterschätzen, wäre der Gipfel aller Unklugheit. Hoffentlich werden die nahen Handelsbeziehungen der Vereinigten Staaten zu Japan dessen Haltung uns gegenüber wieder verbessern, sodaß die Anlässe zu ernsten Streitigkeiten wieder verschwinden.

Doch was auch immer eintreten möge, unser Interesse verlangt, daß keine andre Flagge als die unsre über dieser Inselgruppe im nördlichen Stillen Ozean weht, da sie bestimmt ist, dereinst das Haupthandelszentrum in diesem großen Weltmeer zu werden. Wir sind zu weit vorgegangen, um noch mit Ehren zurücktreten zu können. Mag man dies Jingotum nennen, so soll es doch in Ewigkeit so bleiben.

Ist dieser Brief auch nicht an uns Deutsche gerichtet, so sind doch fast alle Gedanken, die der mit fremden Ländern und Völkern, dem Seeverkehr und den Bedingungen und Wirkungen von Kolonial- und Seemacht wohlvertraute Verfasser ausspricht, auch auf unsre Verhältnisse anwendbar.

Wir sind zunächst in Japans Lage mit unsrer drohenden Übervölkerung und der schnellen Volkszunahme, sowie der Notwendigkeit, die Erzeugnisse unsrer Industrie abzusetzen. Dann liegen aber bei uns die Verhältnisse noch schlimmer als in den Vereinigten Staaten, was das Vorherrschen der Parteipolitik im Staatsleben und die Kurzsichtigkeit vieler Partei- und Interessenpolitiker betrifft. Außerdem sind wir zu Lande und zur See von mächtigen, zum Teil übermächtigen wirtschaftlichen Konkurrenten ernstlich in unserm zukünftigen Gedeihen bedroht, was weder für Japan noch die Vereinigten Staaten Nordamerikas zutrifft.

Unsre starke Bevölkerung und deren Zunahme, die jährlich annähernd 700000 Köpfe beträgt, muß es uns erwünscht erscheinen lassen, daß sich der Strom unsrer Auswandrer nach Ländern leiten lasse, die durch Klima und Bodenbeschaffenheit dem Deutschen günstige Lebensbedingungen bieten und zu-

Digitized by Google

gleich zu Deutschland im Kolonieverhältnis stehen. Da dieser Wunsch bei uns einige Jahrzehnte zu spät rege geworden ist, so ist er zur Zeit nicht erfüllbar, und wir müssen dauernd mit ansehen, wie unsre überschüssigen auswandernden Arbeitskräfte andre Staaten in der Fähigkeit der Konkurrenz gegen unsre Industrie und Landwirtschaft stärken. Die Besserung dieses Zustands können wir nur von der Zukunft und von der Entwicklung einiger unsrer Kolonien hoffen. Für den Unterhalt der im Lande bleibenden Bevölkerung ist die Erhaltung von Absatzgebieten und Erschließung neuer Märkte für unsre Industrie eine Lebensfrage. Unser blühender Seehandel und die Entwicklung unsrer Postdampferlinien dient der Lösung dieser Frage. Unser Seehandel bedarf aber, seitdem er auch in den Augen unsrer Konkurrenten eine solche Bedeutung erlangt hat, mehr des Schutzes und einer stärkern Sicherstellung als früher. Unsre heftigsten Mitbewerber im Handelsverkehr und im Seehandel werden natürlich die Staaten sein, die am dichtesten bevölkert sind, und die, die schon jetzt weitsichtige Pläne für das zukünftige Wohl ihrer Völker verfolgen, also England, Japan und die Vereinigten Staaten. Die deutschen Politiker, die glauben, der deutsche Seehandel bedürfe auch in Zukunft nur geringen Schutzes, weil er sich bis jetzt fast ohne einen solchen beholfen habe, seien zunächst daran erinnert, daß in den ersten zwölf Jahren nach Deutschlands Einigung unsre Marine die Interessen des deutschen Handels im Auslande ganz außerordentlich geschützt hat, und daß die gute Wirkung auf den Handel nicht ausblieb. Unsre deutschen Kaufleute haben damals in Fällen ungerechter Behandlung in überseeischen Republiken öfter damit gedroht: „Wir telegraphiren an Bismarck," weil sie wußten, daß bei gerechten Ansprüchen eine Unterstützung durch deutsche Kriegsschiffe nicht ausblieb. Es sei nur auf die Thätigkeit der Augusta, der Vineta und andrer Korvetten 1872 bis 1875 hingewiesen. Damals war unsre Flotte verhältnismäßig stärker als heute. Jetzt ist der deutsche Handel bis zur zweiten Stelle gewachsen, die Flotte aber wegen der schnellern Vermehrung der fremden Seestreitkräfte bis auf die siebente Stelle zurückgegangen.

Sind wir zur See als Gegner nicht achtbar und als Bundesgenossen im Seekriege nicht wertvoll, so wird in dem Wirtschaftsinteressenkampfe des nächsten Jahrhunderts unser Los im günstigsten Fall die Schädigung unsers Wohlstands und Gedeihens und die Ausschließung vom Welthandel sein. Unser Landheer kann uns nur gegen benachbarte Feinde schützen und denen Erfolge abgewinnen; die Kämpfe um wirtschaftliche Interessen aber werden in Zukunft zur See auch zwischen nicht benachbarten Staaten ausgefochten werden.

Fürst Bismarck soll in letzter Zeit im Privatgespräch gesagt haben, daß für Deutschland in absehbarer Zeit noch immer das Wichtigste ein starkes, zuverlässiges Heer von gedienten Leuten sei, die mit der besten Waffe ausgerüstet seien. Moltke sei derselben Ansicht gewesen und ebenso wie der Fürst über-

Digitized by Google

zeugt, daß die über unsern Kolonialbesitz entscheidenden Schlachten auf dem europäischen Festlande geschlagen werden würden. Daß viele unsrer alten Staatsmänner und Heerführer so denken, erscheint verständlich, weil sie ihre Erfolge nur durch die Armee für eine damals noch reine Landmacht errungen haben und die von einer in Zukunft stärkern Seemacht zu erringenden Erfolge zu gering anschlagen, weil der Seeverkehr und das Meer, nach altpreußischer Ansicht, nicht „ihr Element“ ist. Wir gehen aber einer andern Zeit mit andern Lebensbedingungen für unser Volk entgegen, und wenn wir nicht rechtzeitig auf dem Posten sind, so wird Deutschland auch in Zukunft, wie schon so oft in frühern Zeiten, zu spät kommen. Die Fortschritte unsrer Industrie und der mit der Notwendigkeit ihrer Ausfuhr gewachsene Handelsverkehr, sowie die Vermehrung der Seestreitkräfte des Auslands dulden nicht länger, daß Deutschland nur zu Lande Großmacht bleibe, nnd ohne die verdienten Gründer unsers Reichs belehren zu wollen und den hohen Wert eines starken Heeres zu verkennen, müssen doch die mitten im heutigen Leben stehenden Fachmänner erklären, daß ihre Ansichten über den Wert der Seemacht für Deutschland und für seine Zukunft wesentlich andre sind. Übrigens sind die Ansichten unsers Altreichskanzlers der Flottenvermehrung nicht ungünstig, da er die Notwendigkeit eines vollen Handelsschutzes in der ganzen Welt betont und gleich im Anfang der ihm in den Mund gelegten Äußerungen unumwunden ausspricht, daß das, was nach Ansicht nüchterner Fachmänner nötig ist, auch bewilligt werden müsse. Der Fürst unterscheidet hierbei offen die klaren, nüchternen Ansichten der durch ihren Beruf für das Wohl des Vaterlandes verantwortlichen Fachmänner von laienhaften Wünschen und den Bestrebungen unverantwortlicher, fremdartige Zwecke verfolgender Parteimänner. Andre Äußerungen von ihm könnten nur verständlich werden, wenn der nähere Zusammenhang und die Fragen und Absichten des Berichterstatters zugleich mitgeteilt wären. Der Schlußsatz, wo Fürst Bismarck zuerst vor Knauserei warnt und dann zugleich vor phantastischen Plänen, scheint anzudeuten, daß auch er von den von Feinden der Flottenvermehrung aus Mangel an Sachkenntnis oder aus Bosheit erfundnen und verbreiteten Märchen gehört hat, daß das Ziel der Flottenfreunde die Schaffung einer der englischen nahekommenden deutschen Flotte sei. Vor solchen unsinnigen Plänen kann er natürlich nur warnen.

Daß Fürst Bismarck Freude empfinden sollte über die Art und Weise, wie seine wirklich gethanen oder ihm nur zugeschriebnen Äußerungen von einer Presse, die ihn früher, vor und nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst, oft in der gehässigsten Weise angegriffen hat, ausgebeutet werden, ist unwahrscheinlich. Noch weniger kann es ihn freuen, wenn diese Presse aus Sätzen, die aus dem Zusammenhang herausgerissen sind, Schlagwörter von der Art der „uferlosen Flottenpläne“ herausfischt, um einem in Seeangelegenheiten

Digitized by Google

meist urteilslosen Teil des Volks gegenüber die Autorität des Altreichskanzlers ins Feld zu führen. Für die Beliebtheit der im Parteikampfe gebrauchten Schlagwörter scheint ja deren Sinn oder logische Begründung von geringer Bedeutung zu sein.

Wie sich in dem Kopfe eines Parteiparlamentariers ein „Flottenplan mit Ufern" von einem „uferlosen Flottenplane" unterscheidet, wird ein Fachmann schwer ergründen können. Fast scheint es, als ob der Benutzer dieses Schlagworts dadurch seiner Befürchtung Ausdruck geben möchte, daß er den ihm noch unbekannten Plänen des weiterschauenden, verantwortlichen, seemännischen Vertreters und Begründers dieser Pläne aus Mangel an Fachkenntnis und Erfahrung nicht werde folgen können. Daß er glaube, ein guter Schutz des deutschen Seehandels und der Küstenlande sei am billigsten und besten in Sicht der Ufer ausführbar, kann man heutzutage doch nicht mehr annehmen, wenn auch eine frühere Zeitströmung die deutsche Seemacht zu einer bloßen Küstenverteidigungsflotte herabdrücken wollte, deren Wert für den Handel und die Sicherung der deutschen Häfen heute und in Zukunft gleich Null wäre. Ohne Hochseeschlachtflotte und Kreuzer kann heute keine Seemacht mehr ihrem Zweck genügen. Das haben die Freunde der Stärkung unsrer Seemacht schon oft auch an Beispielen aus der Seekriegsgeschichte bewiesen.

Unsre Parteipresse geht teilweise in ihren Sonderbestrebungen so weit, daß sie das Volk sogar warnt, sich eingehend mit so unwichtigen Sachen, wie es die Entscheidung über die deutsche Seemachtgröße sei, zu beschäftigen. Sie verlangt vom Volke, daß es die Frage über die Sicherung der Zukunft seines Wohlstandes durch Stärkung der Seemacht ja nicht höher stelle als den lieben Parteizank und Klassenstreit, die Sorge um Schul-, Börsen- und Vereinsgesetze, Militärstrafprozeßordnung und so manches andre. Wenn die Auffassung der Pflichten eines Volkes gegen sich und seine Nachkommen die Bezeichnung „selbstmörderisch" verdient, so ist es diese, denn ihre Vertreter in der Presse raten dem Volke eines fast übervölkerten Staates an, erst nach Erledigung aller innern Scherereien seinen Blick auf die Außenwelt und sein künftiges Gedeihen zu richten. Zugleich ruft man der um das Staatswohl und die Zukunft besorgten Regierung zu, daß erst die Erfüllung der verschiednen Parteiwünsche Aussicht gebe auf eine günstigere Behandlung der Flottenfrage. Das ist doch wohl noch bedenklicher als die vom Admiral Belknap an seinen amerikanischen Landsleuten getadelte Kurzsichtigkeit. Daß bei dem heutigen Stande unsrer Eisen-, Stahl- und Schiffbauindustrie alles Geld, das für Vermehrung unsrer Kriegsschiffe ausgegeben wird, im Lande bleibt, und daß neben der großen Unterstützung unsrer heimischen Industrie bei dem hohen Anteil der Arbeitslöhne an den Kosten eines Kriegsschiffes eine bedeutende Geldverschiebung zu Gunsten unsers Arbeiterstandes eintreten würde, wird lange nicht genug gewürdigt. In England weiß jedermann, daß nicht

Digitized by Google

allein der Bau der Schiffe, sondern auch die Unterhaltung der starken Flotte sehr viel dazu beiträgt, dem Arbeiter lohnende Beschäftigung zu sichern. Darum steht das Volk jeder Vergrößerung der Marine günstig gegenüber.

Läse jemand, der der deutschen Politik fernsteht, unsre gegen die Flottenfrage schreibenden Blätter, so könnte er nur zu der Meinung kommen, daß die wahren Kenner der Fragen über Seemacht, Seehandelsschutz und Kolonialbesitz die Parteipolitiker seien. Die Männer der Regierung und der Marine dagegen, deren Pflicht und Beruf es ist, zum Wohle des Staates und seiner Wehrkraft auf die Fortschritte, die Vorbereitungen und neuen Ziele des Auslandes zu achten und für Schutzmaßregeln zu sorgen, erscheinen im Lichte dieser Presse fast wie Begünstiger einer bloßen Sportliebhaberei und übertriebner Großmachtwünsche, während die Freunde einer Verstärkung unsrer Seemacht, auch wenn sie der Flottenfrage aus sachlicher Überzeugung und durchaus nicht als bloße Laien günstig gegenüber stehen, als Flottenschwärmer bezeichnet werden, die das wahre Wohl des Volkes nicht kennten.

Bei so unerquicklicher Behandlung großer, für das Geschick des Reiches so wichtiger Fragen erscheint die Bitte aller Männer, die in einer starken Rüstung die beste Gewähr für Erhaltung des Friedens und ein friedliches Gedeihen des Reiches sehen, an unser Volk nicht ungerechtfertigt, daß es an die künftigen Pläne für die Stärkung und Verwendung unsrer Seemacht ohne Vorurteile und Voreingenommenheit herantrete. Möchte doch endlich, wie in England und Frankreich, so auch bei uns in großen nationalen Fragen nicht das Partei- und Klasseninteresse und die Rücksicht auf die Parteileitung, sondern allein die vernünftige Überlegung und die Sorge für das jetzige und zukünftige Wohl des Reiches entscheiden.

Kiel R. A.

Abermals zum Heimatschutz

Widerspruch kann niemals ausbleiben, wo herrschende Mißstände aufgedeckt werden. Bei der Veröffentlichung meiner Schrift „Heimatschutz," die den Tagesanschauungen in vieler Hinsicht ins Gesicht schlägt, war ich von vornherein auf solchen Widerspruch gefaßt und muß dankbar sein, wenn ihm die nachdrückliche Zustimmung, die ich von verschiednen und namhaften Seiten erfahre, die Wage hält. Wo Meinung gegen Meinung steht, pflegt Verständigung

Digitized by Google

ausgeschlossen zu sein, und man wird in den meisten Fällen am besten schweigen, weil die Antwort auf die Entgegnung schon in dem ursprünglich Gesagten gegeben ist. Doch die unter dem Titel „Zum Heimatschutz“ in Nr. 28 der Grenzboten enthaltenen Erörterungen über Verkopplung und Gemeinheitsteilung rühren von sachverständiger Seite her und verdienen deshalb besondre Beachtung. Außerdem ist gerade dieses Gebiet in seinen Einzelheiten weiten Kreisen wenig bekannt, und so benutze ich den erwünschten Anlaß, mich auch meinerseits nochmals über die Sache zu äußern.

Vor allem muß ich der Voraussetzung entgegentreten, daß ich als ästhetisirender Städter und gelegentlicher Vergnügungsreisender urteilte. Ich bin vielmehr auf dem Lande auf ererbtem Bauerngut ansässig, habe die Verkopplung und Gemeinheitsteilung in meiner eignen Heimat, am eignen Besitz, ja unter thätiger Teilnahme an den Beratungen, die vorausgingen, erlebt und habe nicht nur hier, sondern auch anderwärts reichlich Gelegenheit gehabt, diese Vorgänge samt ihren Folgen zu beobachten. Wenn ich also auch nicht mit dem Pflug in der Hand persönlich wirtschafte und gewirtschaftet habe, so wird mir doch mit dem, was der Verfasser jener Entgegnung berichtet, durchaus nichts neues gesagt. Ja ich glaube eher ein unparteiisches Urteil aus meiner Mittelstellung heraus für mich beanspruchen zu dürfen als er, weil ihn sein Lebensberuf zum natürlichen Vertreter jener landwirtschaftlichen Maßregeln macht.

Wenn man seine Schilderungen verkoppelter und unverkoppelter Feldmarken liest, so sollte man fast meinen, dort sei das Paradies, hier Elend und Verderben. Es ist ja wahr, daß die Aufforstung des Hainberges bei Göttingen den Bewohnern der Stadt schöne, leicht zu erreichende Spazierwege geschaffen und so eine Art von Ersatz geschafft hat für die Zerstörung des Landschaftsbildes im ganzen, die auch hier als Folge der Verkopplung von alten Göttingern schmerzlich empfunden und tief beklagt wird. Mildthätigkeit ist auch eine schöne Sache, wo sie nötig geworden ist; aber natürlich geordnete, wenn auch bescheidne Verhältnisse sind doch besser. Es ist ferner wahr, daß man bei der bevorstehenden Verkopplung der Feldmark Hameln in ungewöhnlicher Weise schonend vorzugehen und die sonst übliche geradlinig starre Mathematik der Wegenetzanlage zu durchbrechen entschlossen ist. Den Bemühungen einsichtiger, feinsinniger Männer ist es zu danken, daß hier die vorspringenden Waldecken erhalten bleiben und in Bogenlinien geschwungne Fahrwege von Baumalleen eingefaßt durch die Flur geführt werden sollen. Auch das wird andrerseits niemand in Abrede stellen, daß es vielfach von alters her bedenkliche Hohlwege zwischen Feldern und Wäldern gegeben hat, die dringend einer Aufbesserung oder auch eines Ersatzes durch bequemere, offne Fahrwege bedurften, feuchte Striche, die ebenso dringend nach einer Entwässerungsanlage seufzten. Nur reichen alle solche Einzelheiten nicht hin, eine allgemeine Gewaltmaßregel,

Digitized by Google

wie es die Verkopplung ist, zu rechtfertigen, von deren thatsächlichen Folgen man sich daraufhin eine durchaus unzutreffende Vorstellung machen müßte.

Aus meiner eignen Erfahrung greife ich einiges heraus, das zeigen mag, was die kahle Theorie, das „rationelle Prinzip" lediglich an praktischen Thorheiten zu wege bringt, wenn es, wie ich mich — ich glaube mit vollstem Recht — ausgedrückt habe, der Natur rücksichtslos aufgezwängt wird. Man rühmt mir die Geradlegung der Bäche unterhalb der Dörfer, die Abhilfe von allen möglichen Übeln bringe, unter andern auch von Krankheiten. In meiner Heimat ist auch der Bach unterhalb des Dorfes geradegelegt worden. Er konnte seinen gewundnen Lauf nach wie vor durch eine mir gehörende Wiese nehmen, wurde aber trotz meines Einspruchs in gerader Linie durch tiefes Ackerland geführt. Jetzt nach Jahren ist die Unterwühlung des Bodens so weit gediehen, daß mit großen Kosten Vorkehrungen getroffen werden müssen, um die weitere Abschwemmung des Ackers wenigstens vorläufig, wenn auch ohne Aussicht auf dauernden Erfolg, zu verhindern. Von einem Abnehmen der Krankheiten aber ist nichts zu spüren. Im Gegenteil: der Typhus wütet seit zwei Jahren hier und in den benachbarten Dörfern, die sämtlich verkoppelt haben, mit einer Heftigkeit, wie kaum je zuvor, und Diphtherie und Scharlach fordern nach wie vor ihre Opfer. Auch eine so bedeutende Autorität wie der verstorbne Oberforstmeister Burkhardt hat sich aufs entschiedenste gegen die überhandnehmende Geradelegung natürlicher Wasserläufe ausgesprochen. Er weist nach, daß sie das Wasser zu rasch abführt, und daß so das höher gelegne Gelände, in dem keine Feuchtigkeit mehr verdunstet, oft in bedenklicher Weise austrocknet.

Man hält mir ferner entgegen, die Waldspitzen würden nicht ohne triftigen Grund abgeschnitten, und man versichert, sie seien dem Landmann ein Greuel, und der Forstmann hasse sie nicht minder. Bei der Verkopplung in meiner Heimat war das Abschneiden der sämtlichen Waldspitzen im Plane vorgesehen, und die Forstgrenze demgemäß thatsächlich festgesetzt. Um jene zu retten, erwarb ich durch Tausch die zwischenliegenden Wiesen und durfte infolge dessen die Zuweisung der Waldspitzen selbst im Verkopplungsverfahren beanspruchen. Dann erhielt ich mit Mühe die Erlaubnis, das Holz auf dem Stamm, d. h. ungeschlagen zu kaufen, und so stehen die Bäume noch heute als der schönste landschaftliche Schmuck des anmutigen Thalgrundes. Die einspringenden Wiesen geben, mit Ausnahme eines verschwindend kleinen Flecks, den ich aufforsten lassen werde, sehr guten Ertrag, da sie tiefern Boden haben, während der Wald auf steinigen Erhebungen steht, in die der Berg ausläuft. Ein erfahrner Forstmann aber äußerte noch vor kurzem, daß es kaum zu glauben sei, wie man jemals habe daran denken können, diese Waldspitzen abzuforsten, wo es sich um nichts handle, als um Waldboden in des Wortes eigentlichster Bedeutung. Und so könnte ich noch vieles anführen: zum Beispiel

Digitized by Google

einen breiten Holzabfuhrweg, den man neben und über einem der geschmähten, außer Kurs gesetzten Hohlwege mitten durch schweren, nassen Wiesenboden gelegt hat, der infolge dessen nie trocken wird, mit seinen tiefen wassergefüllten Furchen kaum zu befahren, geschweige denn zu begehen ist (während der Hohlweg vortrefflich festen felsigen Grund hat), und dessen aufgeschichtete Böschung bei jedem stärkern Regenguß durchbrochen wird, sodaß die sich unterhalb anschließende Wiese beständig unter Überschwemmung mit allerlei Geröll leidet.

Wenn aber nirgends eine Kurve, sondern überall ein rechter oder stumpfer Winkel dafür gesetzt wird, den Wege und Wasserläufe beschreiben müssen, mögen die Bodenverhältnisse auch noch so gebieterisch auf eine Bogenlinie hinweisen, so ist die Frage erlaubt, ob etwa auch hier der landwirtschaftliche Nutzen und nicht vielmehr die Rücksicht auf das bequemere Rechenexempel des Feldmessers den Ausschlag giebt. Denn es ist doch klar, daß, wenn man einmal peinlich sparen will, bei einer Kurve mehr nutzbares Land gewonnen wird, als bei einem über sie hinausgreifenden Winkel. Daß aber auch ausreichende Grenzbesteinungen bei einer Kurve möglich sind, dafür liefern z. B. Forstgrenzen zahlreiche Belege.

Endlich: sind es nicht auch praktische Nachteile, wenn mit den Hecken und den einzelnen Büschen und Bäumen, die die Verkopplung sämtlich beseitigt, der Windschutz im freien Felde und die Brutstätten der Singvögel verschwinden, die das Ungeziefer vertilgen helfen? Oder ist es gleichgiltig, ob die Gemeinheitsteilung zur Stallfütterung und damit zu Perlsucht der Kühe, zu ungesundem Fleisch und ungesunder Milch führt? Was aber hier erzählt oder berührt wurde, steht nicht vereinzelt da, es wiederholt sich in dieser oder jener Weise überall und muß sich wiederholen, weil es als natürliche Folge in dem Schematismus des Verfahrens an und für sich begründet ist.

Doch zur Hauptsache. Man kann nicht alles an einer Stelle sagen. Bei einer frühern Gelegenheit habe ich ausdrücklich hervorgehoben, daß unbestreitbar gewisse wirtschaftliche Vorteile mit den Verkopplungen und Gemeinheitsteilungen verbunden sind, und niemals ist es mir eingefallen, das in Abrede zu stellen. Sie bestehen vor allem in Bodenentwässerung und darin, daß zusammenhängende Landflächen besser zu bewirtschaften sind als zerstückelte. Wie sollte es auch anders sein? Aber diesen realen Vorteilen stehen, auch in rein praktischem Sinne genommen, zahllose Fehlgriffe gegenüber, und ohne Frage ist die Behauptung in hohem Maße übertrieben, daß der Bauernstand den Verkopplungen das glückliche Überstehen aller Krisen des Jahrhunderts verdanke. Denn der süddeutsche Bauer, um kleinere unverkoppelte Landesteile nicht zu erwähnen, ist ohne Verkopplung bisher auch nicht zu Grunde gegangen; und in Hannover, Braunschweig, Thüringen ist sie doch erst seit den letzten vier Jahrzehnten recht eigentlich in Schwung gekommen. Immerhin: irgend etwas Gutes muß eine Sache

Digitized by Google

doch aufzuweisen haben, wenn ihre Verbreitung im Laufe der Jahre so bedeutend geworden ist.

Aber darum handelt es sich ja gar nicht, sondern vielmehr darum, in welchem Verhältnis der praktische Gewinn dieses Vorgehens zu dem idealen Verlust steht, der überall sein trauriger Begleiter ist. Von nichts anderm spricht meine Schrift „Heimatschutz" als von dem Überwuchern materialistischer Gesinnung, die dem Nutzen, dem Geldgewinn gegenüber alle Güter des Gemüts und des Geistes für nichts achtet und das Gefühl für das, was wir in dem Wort „Heimat" zusammenfassen, vernichten will. Eine der verschiednen Gestalten, unter denen das zur Erscheinung kommt, ist der rücksichtslose Realismus auf land- und forstwirtschaftlichem Gebiete.

Wenn der Verfasser sagt, es lohne sich nicht, den Touristen zu Liebe eine Waldwiese zu erhalten, da noch nicht fünf vom Hundert wirklichen Natursinn hätten, so bin ich freilich auch seiner Meinung. Ich glaube mich über die Wertlosigkeit dieser Art von angeblicher Naturverehrung so stark ausgesprochen zu haben, daß ich seinen Einwand hier kaum verstehe. Umgekehrt aber kann ich es nur ganz natürlich finden, wenn, wie erwähnt wird, „der Vorsitzende einer Generalversammlung hannoverscher Touristenvereine mit seinen Bemühungen, die Feldmark Hameln vor der Verkopplung zu bewahren, in der Touristenversammlung unverstanden geblieben ist." Ja es ist kein Wunder, wenn der großstädtische Durchschnittsreisende, der im Schnellzuge das Land durchsaust, um irgend eine offizielle Sommerfrische zu erreichen, von den Wunden, die die Verkopplungen und Gemeinheitsteilungen der Landschaft schlagen, überhaupt kaum etwas gewahr wird. Jedenfalls vermag er sie sich nicht zu erklären. Nur wer auf dem Lande groß geworden ist, hat dafür das volle Verständnis. Ich erinnere an die Verse von Hoffmann von Fallersleben, die ich in meinem Aufsatz angeführt habe, in denen der Dichter über die Verödung klagt, die diese Maßregeln über die Fluren seiner ländlichen Heimat gebracht habe. Es wird mir zwar entgegengehalten, der Bauer würde „vor Erstaunen sprachlos sein," wenn man ihm sein Bedauern ausdrücken wollte über poetische Einbußen, die die Landschaft bei der Verkopplung erlitten habe. Das hat den Schein der Wahrheit für sich. Es giebt der hartgesottnen Realisten unter den Bauern ohne Frage die Hülle und Fülle (wie übrigens in allen andern Ständen ebenso, wo sie sich nur etwas schamhafter geberden); und auch das ist gewiß, daß selbst dem anders fühlenden das Poetische in ihm kaum zum Bewußtsein kommt. Das hindert aber nicht, daß es vorhanden ist. Der Baum, unter dem man über Mittag Schatten gefunden, der Haselnußstrauch in der Hecke, den man als Knabe geplündert hat, und die tausend andern kleinen Züge der Landschaft, die ihre geheimen Reize bilden, sind mit seinen Erinnerungen, seinem Fühlen und Denken verflochten, mehr als er sich davon Rechenschaft giebt oder es gar ausspricht. Aber

Digitized by Google

wenn die Feldmark völlig kahl, das Landbauen völlig zum nackten Geschäft geworden, der Acker zur Ware erniedrigt ist, dann dürfte es sich doch zeigen, daß auch in dem Herzen des Landmanns etwas vorhanden war, das ersterben mußte, weil es keine Nahrung mehr fand. Man klagt darüber, daß sich die Seßhaftigkeit des Landvolks immer mehr lockere. Neben andern schwerer wiegenden Gründen und neben der Aufhebung unveräußerlicher Besitzverhältnisse, wie sie durch Gemeinheitsteilung und Forstabfindung bewirkt wird, darf man ohne Zweifel auch die Reizlosigkeit der rationell umgemodelten Natur dafür zur Verantwortung ziehen. Wäre es nicht so, es würden nicht Männer wie Rosegger und Hansjakob, die beide als Gebirgsbauernsöhne auf die Welt gekommen sind, über die Poesie, die im Landvolke steckt, so sprechen, wie sie es thun. Das Heimweh des schweizerischen Sennbuben nach seinen Bergen ist sprichwörtlich; scheinbar entgegengesetzt und doch demselben Grunde der Naturempfindung entstammend ist die Sehnsucht des Halligbewohners nach der schwermütig großen Meereseinsamkeit seiner Heimatsinsel. Und wenn Kügelgen in seinen Jugenderinnerungen von einer braven esthnischen Dienstmagd berichtet, die mit seiner Familie von Esthland nach Dresden übergesiedelt war, schließlich aber, trotz aller Annehmlichkeiten, trotz aller Güte und Freundlichkeit, die sie dort erfuhr, und obwohl ihre sämtlichen Angehörigen in der Heimat gestorben waren, dennoch vom „Bohrwurm ihres Heimwehs“ getrieben nach dem „wilden, unfruchtbaren, abgelegnen“ Lande ihrer Jugend zurückkehrte, so beweist der spöttelnde Ton, in dem er das vorträgt, nur, daß in der Bauernmagd ein tieferes, innigeres Heimatsgefühl steckte, als in dem gebildeten Allerweltsstädter, der das Empfindungsleben des Landvolks zu verstehen verlernt hatte.

Das Landvolk im weitern Sinne begreift freilich außer den Bauern auch noch andre Leute, Geistliche, Lehrer, Beamte, Handwerker in sich — wenn auch leider der moderne Staat, wie beispielsweise durch die Aufhebung der Ämterverfassung in Hannover, genug dafür sorgt, daß die kleinen gesellschaftlichen Mittelpunkte auf dem Lande mehr und mehr verschwinden. Aber der Bauer, der Landmann selbst bleibt doch der eigentliche Träger urwüchsiger Kraft, und solange die Welt steht, sind die ersten Dichter und Künstler, die ersten Männer der Wissenschaft, die durch ihre Geistesthaten ihrem Volke seinen Platz in der Geschichte für alle Ewigkeit angewiesen haben, aus diesem Urgrunde der Volkskraft aufgestiegen. Glaubt man wirklich, daß der Nachwuchs unter keinen Umständen ausbleiben werde? So gewiß wie Buchen und Eichen nicht in Blumentöpfen gedeihen, so gewiß wird Poesie niemals auf dem Boden einer verkleinlichten, entwürdigten Natur aufsprießen.

Also nicht um der Touristen und der Bauern als solcher willen, sondern zum Besten der Menschen, zum Besten des ganzen Volkes bleibt es eine Pflicht, die Heimat nach Möglichkeit in ungebrochner Frische und Schönheit zu erhalten. Es ist ja nicht die Rede davon, daß jede Bachkrümmung,

Digitized by Google

jede Waldwiese, jeder malerische alte Weg um jeden Preis unversehrt bleiben müßte, sondern davon, daß man keine Verordnungen geben sollte, die dahin führen, daß von allen diesen Dingen bald überhaupt nichts mehr zu finden sein wird, daß Schönheit und Poesie völlig zwecklos oder um eines geringfügigen materiellen Vorteils willen hingeopfert werden. Eine tiefer blickende Staatsweisheit würde sich nicht bei einem schablonenhaften Verfahren beruhigen, das wie das heute beliebte, von dem einseitigsten materiellen Gesichtspunkte ausgehend, die Erde so zuschneidet, wie es vom grünen Tisch aus gesehen das passendste zu sein scheint. Sie würde vielmehr nicht rasten, bis eine Form gefunden wäre, die es ermöglichte, die wirklich wünschenswerten landwirtschaftlichen Verbesserungen den bäuerlichen Gemeinden zuzuführen, ohne daß darüber die natürliche Anmut der Landschaft preis gegeben werden müßte. Von Fall zu Fall müßte operirt werden, nicht nach abstrakter Theorie. Daß dies schwieriger durchzuführen sein würde, als alles über einen Kamm zu scheren, versteht sich von selbst. Aber es würde sich lohnen.

Ich schließe mit den Worten, die ein ausgezeichneter Mann nach Veröffentlichung des „Heimatschutzes" an mich richtete: „Sie haben den Zeitgenossen einen Spiegel vorgehalten und den Schaden aufgedeckt, der unausbleiblich als eine geistige Verarmung und als ein Ersterben des Sinnes für die Schönheit der Schöpfung Gottes eintritt, wenn Nutzen und Gewinn und sinnlicher Genuß die stärksten Motive sind für die menschliche Thatkraft."

E. R.

John Brinckman

Von Ernst Brandes (Strasburg in Westpreußen)

Die plattdeutsche Litteratur ist keineswegs so jung, wie die Durchschnittsbildung zu glauben pflegt, denn es hat fast zu allen Zeiten tüchtige Persönlichkeiten in Niederdeutschland gegeben, die dem gemeinen Mann „aufs Maul zu sehen" verstanden und in seiner Sprache schrieben. Eine wirkliche und nachhaltige Bedeutung für die Litteraturgeschichte haben allerdings die plattdeutschen Schriftsteller erst seit der Mitte dieses Jahrhunderts gewonnen, nachdem das Plattdeutsche als Umgangssprache in weitern Kreisen, besonders in den größern Küstenstädten Norddeutschlands allmählich den Boden verloren hatte — eine

Digitized by Google

Thatsache, die zwar widerspruchsvoll zu sein scheint, aber durchaus logisch und begreiflich ist. Denn als durch die großartige Ausdehnung des Verkehrs die provinzielle Abgeschiedenheit überall mehr und mehr aufgehoben wurde, mußten auch die plattdeutschen Landesteile ihre jahrhundertelang gepflegte sprachliche und ästhetische Sonderstellung aufgeben und notgedrungen den ihrer Behaglichkeit unbequemen Anschluß suchen. Sie sträubten sich aber gegen diesen Zwang und bemühten sich, ihre Eigenart in letzter Stunde noch damit zu retten, daß sie mit frischen und großen Kräften in den litterarischen Wettbewerb mit dem Hochdeutschen eintraten. Und da die neuere Zeit ein allgemeines Verständnis angebahnt hatte, so fanden die besten plattdeutschen Dichter auch bald in ganz Deutschland Anklang und Beifall.

Freilich nicht alle. Nur Klaus Groth und Fritz Reuter sind vollständig durchgedrungen und fast zu einem Weltruf gelangt; John Brinckman aber ist ziemlich unbekannt geblieben, obgleich sich mancher für ihn bemüht hat. Erst ganz neuerdings (vielleicht infolge eines übrigens nur kurzen und unvollständigen Aufsatzes seines glücklichern Landsmanns Heinrich Seidel im Daheim, 1893) scheint wenigstens das Hauptwerk Brinckmanns „Kasper-Ohm un ick“ mehr gelesen zu werden, wie aus dem Erscheinen der fünften, jetzt vielleicht gar schon der sechsten Auflage geschlossen werden darf. Aber wie lange hat das gedauert, wenn man bedenkt, daß der Dichter vor achtzig Jahren geboren wurde und schon fast siebenundzwanzig Jahre tot ist!

Von John Brinckmans Leben wissen wir nicht viel, aber immerhin genug, um den Kern seiner Persönlichkeit begreifen zu können. Er wurde als der Sohn eines ursprünglich wohl begüterten Reeders in Rostock am 3. Juli 1817 geboren und verlebte am Warnowstrande eine fröhliche und ziemlich ungebundne Kinderzeit, die sich zum Teil in seinem „Kasper-Ohm“ wiederspiegelt. So entspricht z. B. der tolle Streich auf dem Ballastplatz (Andrees läßt von seinen als Türken verkleideten Kameraden ein größeres Schiffsmodell vor den Augen des verschrobnen sächsischen Professorsohnes in die Luft sprengen) wirklichen Vorkommnissen; denn angeregt durch den griechischen Freiheitskrieg übte sich die Rostocker Jugend der zwanziger Jahre öfter in der Sprengung derartiger Pulverminen, und der Vater des Verfassers hätte bei einer solchen Gelegenheit fast sein Augenlicht eingebüßt, weil der Schwefelfaden die Entzündung gerade in dem Augenblick herbeiführte, als sich der Knabe über den Sandhaufen bückte, um nach der Verzögerung der Explosion zu spähen. Auch die sächsischen Professoren und Professorensöhne, die in „Kaspar-Ohm“ durch Knallerballer, alias Doktor Spirfix, und seinen Sohn Eucharius-Eikater vertreten werden, sind eine Eigentümlichkeit des damaligen Rostock gewesen: der allmächtige Gottfried Herrmann versorgte die Rostocker Universität von Leipzig aus mit solchen, nicht unbedingt zum Vorteil des gegenseitigen Verständnisses von Lehrer und Schüler (denn verschiedne Universitätsprofessoren waren gleich-

Digitized by Google

zeitig Gymnasiallehrer), wie mancher mir von meinem Vater mitgeteilte Scherz beweist. Der beliebteste Lehrer war damals Dr. Wilbrandt, der Vater Adolf Wilbrandts, und bei ihm — wenn ich nicht irre — hat sich auch der junge, etwa sechzehnjährige John Brinckman durch einen deutschen Aufsatz über die Freiheitskämpfe der alten und der modernen Griechen so ausgezeichnet, daß seine Mitschüler noch als alte Leute von der Schärfe seines Urteils und der Kraft seiner Darstellung sprachen, mit der er im Gegensatz zu der allgemeinen Griechenverhimmlung die außerordentliche Verschiedenheit der modernen Griechen und Griechenkriege von den alten betont hatte. Verrät sich darin Frühreife, ja fast ein genialer Weit- und Tiefblick, so zeigt das Interesse, das der Knabe schon an einer so abenteuerlichen Figur wie der des großartigen, sich zum Mittelpunkt aller Dinge machenden Lügenboldes Peter Lorenz nahm, eine besondre Empfänglichkeit für alles außergewöhnliche und eine scharfe Erfassung höchst eigentümlicher Individualitäten (s. Peter Lurenz bi Abukir, Kleine Erzählungen, besonders S. 303).

Spätestens mit 17 3/4 Jahren, also Ostern 1835, muß Brinckman die Universität Rostock bezogen haben, wo er bald vom Recht zum Studium der neuern Sprachen und Litteraturen überging. Doch litt es ihn nicht mehr lange in der Heimat: die Enge der mecklenburgischen und besonders der Rostocker Verhältnisse, über die er mit vielen andern stets geklagt hat, trieb den wanderlustigen in die Ferne und zwar zunächst nach England. Von dort ging er nach Newyork, wo er sieben Jahre als Sekretär der brasilianischen Gesandtschaft arbeitete und sich innerlich und äußerlich als Englishman vervollkommnete. Die englische Litteratur ist denn auch seine besondre Liebe und Stärke geblieben, wie sich überall in seinen Werken zeigt; andrerseits hat er später auch in kleinen und fast ärmlichen Verhältnissen mit einer gewissen Absichtlichkeit den Weltmann und den „John" betont und zur Schau getragen. Als ihn dann 1846 nach etwa neun Wanderjahren das Heimweh wieder nach Mecklenburg zurücktrieb, fand er in den alten Verhältnissen für sich nur kümmerlich Platz; er wurde zunächst — fast mit dreißig Jahren! — Hauslehrer und errichtete bald darauf eine Privatschule und Pensionsanstalt in Goldberg. Auch seine Anstellung an der Realschule zu Güstrow (1849) als Lehrer der neuern Sprachen brachte ihm wenig Gewinn und keinen seiner Person entsprechenden Wirkungskreis. Die Besoldung war so elend, daß er in zwanzigjähriger Dienstzeit schließlich nur auf siebenhundert Thaler kam und seine Kraft deshalb in zahllosen Privatstunden vergeuden mußte, um sich mit seiner großen Familie einigermaßen durchzuschlagen.

Wie er es aber in seiner äußern und sozialen Entwicklung zeitlebens zu keiner nennenswerten Stellung gebracht hat, so ist er auch als Dichter in seinen Erfolgen hinter Klaus Groth und Fritz Reuter weit zurückgeblieben und eigentlich in weitern Kreisen fast unbekannt am 20. September 1870 in Güstrow

Digitized by Google

gestorben. Er selbst hat die Thatsache, daß er nicht durchzudringen vermochte, auf seine drückenden Verhältnisse geschoben und zu Seidel einmal mit naivem Selbstbewußtsein geäußert: „Ja, hätt ich nicht die große Familie und müßt ich nicht den ganzen Tag Privatstunden geben, da wäre ich schon ebenso berühmt wie Fritz Reuter!“ Gewiß wird das ein starker Hemmschuh für ihn gewesen sein, aber ist es Reuter anfangs nicht noch schlimmer ergangen? Wie haben den seine bösen sieben Festungsjahre aufgehalten und mit der häßlichen Angewöhnung, die er aus ihnen heimbrachte, noch lange Zeit gehindert, ganz abgesehen davon, daß er 1850, also in seinem vierzigsten Lebensjahre, eine noch kläglichere Fronlehrerei als Brinckman auf sich nehmen mußte (die Stunde für zwei gute Groschen!), um endlich heiraten zu können. Die Gründe liegen also doch wohl tiefer und sind nicht bloß in äußern Zufälligkeiten zu suchen.

Das Geburtsjahr der plattdeutschen Dichtung oder richtiger das Jahr ihres wirklichen Eintritts in die deutsche Litteratur ist und bleibt 1852: in diesem Jahre erschien Klaus Groths „Quickborn.“ Das große und unvergängliche Verdienst des holsteinischen Dichters liegt darin, daß er in genialster Weise niederdeutsche Kraft mit hochdeutscher Bildung zu verschmelzen wußte. Die Vorwürfe, die ihm vielfach gemacht worden sind, beruhen zum Teil auf der Verkennung dieser Thatsache. Wie hätte auch ein moderner Dialektdichter, der noch dazu als Lehrer den hochdeutschen Bildungsgang durchgemacht hatte und der für Schiller und Goethe schwärmte, die Vorzüge der hochdeutschen Bildung unterschätzen können und sie nicht schon unwillkürlich in sich aufnehmen müssen? Das Hochdeutsche hatte sich einen Stil im weitesten Sinne geschaffen, und darauf durfte und mußte Klaus Groth fußen. Daher stammt denn nicht nur seine treffende Ausdrucksweise, sondern auch sein klingender Rhythmus und oft auch seine Art zu denken und zu fühlen. Insbesondre hat seine „Sentimentalität,“ die übrigens nicht allzustark und nicht allzuhäufig hervortritt, daher ihren Ursprung, man mag sie nun in dem Tone des Ganzen für einen gewissen Vorzug halten oder für einen Fehler, für eine Ankränkelung durch die Blässe des Gedankens. Wegzudenken ist sie jedenfalls nicht und wegzuwünschen kaum oder selten, denn sie bildet oft einen nicht unangenehmen Gegensatz zu der Wucht der niederdeutschen Sprache und zu der derbern Kraft mancher Gedichte. Überhaupt ist der Reichtum an Tönen und die Fülle von Stoffen bei Groth geradezu erstaunlich. Neben zarten Liebesliedern, neben schwermütigen Klängen der Trauer und der Sehnsucht und eigentümlichen Landschaftsbildern, deren Moor- und Heidestimmung oft an die besten Sachen von Hebbel und Annette von Droste-Hülshoff erinnert, stehen kräftige Volkslieder und neckische Scherzgedichte von feinstem Humor; ja auch in der geschichtlichen und sagenhaften Ballade (Ut de ol Krönk und Wat sik dat Volk vertellt) hat sich Klaus Groth mit Glück versucht. Außer dem mehr lyrischen findet sich aber auch breiter und episch angelegtes voll niederdeutscher Behaglichkeit und

Digitized by Google

nordischer Gefühlstiefe; ich verweise auf die Familjenbiller, auf Ünnermeel (Mittagsruhe) und auf Hanne ut Frankrik, wo der schon von Voß angewandte plattdeutsche Hexameter nicht ohne Geschick benutzt ist. Ganz für sich steht Hans Unruh, der letzte Zigeunerkönig mit seinem düstern und sonderbaren Kolorit. Aber auch dieser Ton durfte nicht fehlen, da die Zigeuner, wie andre Geschichten aus Holstein beweisen, in dem niederdeutschen Volksleben eine Rolle gespielt haben. Auf den breitern plattdeutschen Boden kehrt Klaus Groth dann wieder mit längern humoristischen Gedichten zurück wie De Fischtog na Fiel u. a., deren Läuschenton allerdings von dem Reuters sehr verschieden ist.

Das alles findet sich schon in der dritten Auflage des „Quickborn" vom Jahre 1854. Seitdem ist nur weniges und in seiner Art kaum neues hinzugekommen (denn die spätern Sonette sind mehr hochdeutsch als eigenartig), ähnlich wie seinerzeit bei Uhland, mit dem Klaus Groth überhaupt manche Verwandtschaft zeigt. Mit dieser mehr reichhaltigen als umfangreichen Gedichtsammlung hat Groth aber nicht nur in ganz Deutschland den größten Anklang gefunden, sondern namentlich in seiner Heimat und den plattdeutschen Nachbarländern bei dichterisch angelegten Persönlichkeiten lauten Nachhall geweckt. Das sieht man schon, wenn man die verdienstvolle, aber nicht recht charakterisirende Sammlung von C. Regenhardt (Die deutschen Mundarten, I: Niederdeutsch; Berlin, C. Regenhardt [1895]) zur Hand nimmt, wo S. 84 bis 183 Proben von den holsteinischen Dichtern gegeben werden; vgl. besonders Johann Meyer, Johann Fehrs und Paul Trede.

Noch deutlicher wird das im einzelnen bei John Brinckman, dessen „Vagel Grip, ein Dönkenbok" 1859 bei Opitz in Güstrow erschienen ist. Mir liegt ein vor zwei Jahren neu gekauftes Exemplar der immer noch ersten Auflage vor, das auf vergilbtem Löschpapier gedruckt ist. Ein besseres Schicksal und mehr Auflagen hätten diese Gedichte wahrlich verdient! Wie schön und ergreifend klingt nicht gleich zuerst Brinckmans Widmungsgedicht an seine Vaterstadt Rostock, die den Greifen im Wappen führt und der zuliebe er seiner Sammlung gerade diesen Namen gegeben hat: das Heimweh hat ihn erfaßt und nach Hause getrieben, als er in der Bucht von Halifax einst neben vielen andersbeflaggten Schiffen den alten lieben Vogel Greif sah. Durch Zartheit und Tiefe der Empfindung zeichnen sich denn Brinckmans Gedichte überhaupt fast durchweg aus, und zwar zunächst seine Liebeslieder, von denen einzelne freilich (z. B. Wat mag ick di girn, S. 78) in ihrem ganzen Ton entschieden Groths Einfluß verraten. Aber Brinckman ist nicht so voll und umfassend wie sein Vorgänger; er vermag zwar eine ganze Reihe von Situationen aus dem ländlichen Liebesleben in verschiednen Gedichten zu schildern: die Annäherung (Wenn Nüms dat nich süt, S. 77 und Nu lat mi los, S. 80), die Entwicklung des Verhältnisses und den Höhepunkt (Bigöschen, More schellt) und die Trennung (Wat wist du 't noch versteken und Er is as mücht se

Digitized by Google

wenen) oder die schlimmen Folgen (Marik S. 199). Aber eigentliche Variationen sind gering und auch nicht recht neu. So geht z. B. das sonst schöne Gedicht: Sin Hoar was gel (S. 189) nach der Heinischen Melodie: Ein Jüngling liebt ein Mädchen; nur daß hier in den einfachern Verhältnissen der abgewiesene Knecht nach Amerika auswandert und der begünstigte Bauernsohn die Dirne schmählich im Stich läßt. Immerhin wird man die Anmut und zarte Auffassung Brinckmans, aber auch den wiegenden Rhythmus und die Musik seiner Verse aus folgendem Gedicht erkennen, wo sich das Erwachen der jungen Liebe in einer eigentümlichen Herzbeklemmung äußert:

Hartspann

Mi is, ick weet nich, wo mi is,
Ick glöw, min Hart, dat steit,
Als ob furts dal ick fallen müßt,
Wenn Hans vörämer geit.

Denn schütt mi so to Kopp dat Blot,
Vör de Ogen wat mi't swart;
Ick warr denn as sonn Krewt so rot,
Mi spannt dat so dat Hart.

Mi is denn so biswögt; ick weet,
Dat treckt sacht wedder weg,
Wenn 't mi eens orig awschürrn leet
Un Hans da wat vun segg.

Ick weet woll, wenn ick em man ber —
He klöwt da achter Stämm —
Wat he to Leew mi't sacht eens der,
Man 't schäm mi so vör em.*)

Auch auf andern Gebieten hat Brinckman manches sehr Hübsche hervorgebracht. Wie prächtig weiß er nicht die frische Jugendlust und Lebensfreude der „Jungs" zu schildern, die im Dorfteich mit Gänsen, Enten, Schweinen und Kälbern um die Wette plätschern, während der verlassene Hund am Ufer „jault" (In'n Dik). Ein andermal zeigt er uns einen wilden, mutigen Bengel, der in die Koppel schleicht und dort vor den Augen des heimlich lauschenden Vaters das wildeste Fohlen reitet (Inne Koppel). Auch die Kinderlieder sind

*) In einem Anhang zum „Vagel Grip" deutet Brinckman die Grundsätze seiner Rechtschreibung an und giebt ein kurzes Wörterverzeichnis. Unsre Augen haben sich aber inzwischen an die Reutersche Orthographie gewöhnt, sodaß ich glaubte, des leichtern Verständnisses wegen an verschiednen Stellen ändern zu müssen. Furts = sofort; schütt = schießt; biswögt = ohnmächtig; orig awschürrn = ordentlich durchschütteln; ber = bitte; klöwt = haut; der = thäte; sacht = wohl, gern.

Digitized by Google

frisch empfunden. Daneben finden sich einige gelungne Humoristika, z. B. Stutenolsch, wo das in die Wiege gelegte kranke Schwein für das jüngst geborne, dem Vater recht ähnliche Kind gehalten wird, oder Scholmeister Boars, wo der Lehrer sein Prügelamt mit trefflichen Bemerkungen würzt. Anekdotenhaft zugespitzt ist Don un Laten (Thun und Lassen): der alte Pastor Reuter begegnet auf seinem Abendspaziergange dem Bauer Stoffer Dön, der wieder einmal betrunken aus der Stadt heimkehrt, obgleich er seinem Seelenhirten doch fest versprochen hat: „Wenn he dat der (thäte), he künnt 't ok laten"; der geriebne Bauer setzt dem erzürnten aber mit einiger, in seinem Zustande begründeter Umständlichkeit auseinander, er hätte unter thun: bezahlen verstanden und lassen hieße: „Twee Pott, denn bün 'k so vull nich gaten (gegossen), dat ick nich noch twee Pegel leet (ließe)!" In ähnlicher Weise bietet Förster Knop (S. 172) klassisches Jägerlatein. Auch der melancholische Ton fehlt nicht; er klingt am schönsten im „kranken Sän," wo ein Sterbender von den Herrlichkeiten der Welt Abschied nimmt. Besonders ergreifend wirkt in dem zweiten Gedicht der Abzug der Kraniche (Sünd dat de Kronen, Moder?), mit dem nach einem Traum des Kranken seine letzte Hoffnung: der Abzug des Fiebers verknüpft ist — anders als er meint.

Doch die eigentliche Stärke der Brinckmanschen Poesie liegt nicht auf diesen Gebieten, sondern in dem innigen Zusammenhange des Dichters mit der Natur. Das fühlt man schon, wenn er in drei Gedichten den echtesten Dorfvogel, den mit Recht beliebten Areboar (Storch) preist; wenn er um die alte hundertjährige Eiche trauert, die der Holzwart niedergeschlagen hat und mit der all seine Erinnerungen verknüpft sind (De oll Ek); wenn er von den Erlebnissen des Apfelbaumes singt und dann später in dem langen „Ruklas" (= Knecht Ruprecht) die Angst des Tannenbäumchens schildert, das vor Kälte zu sterben glaubt und doch schließlich vom Holzwart als Weihnachtsbaum geholt wird; oder wenn er die Kinder warnt, nach den gelben Nixenblumen, den Mummeln, zu greifen, weil sie die Wassermuhme leicht zu sich herabziehen könnte und sie dann selber „Mömen" würden — Spukgeister zum Graus der Menschen. Ein besonders inniges Verhältnis hat der Dichter zu den Jahreszeiten. Er freut sich des lustigen Schneetreibens, „rein as ob de Winter dun (dann) koppheister schöt äwer Stock un äwer Tun" (= Zaun) (Sneedrewel): die Müllergesellen prügeln sich eben, aber groß ist die Pracht des Winters doch, der „witt Blömes as Lilgen so witt" an die Fensterscheiben malt, die dann beim Schein des Vollmonds in richtiger Edelsteinpracht blitzen, „as wiren rod Rosen damank" (Möllegesellen, S. 203 ff.). Fast noch lieber ist ihm aber das Tauwetter, wenn die Sonne den Winter beim Schopf faßt und ihm seinen Bart und seine weißen Haare ausreißt (Däuwere). Die Sonne wird dann noch in einem besondern Hymnus und in einem ganz eignen Vergleich gefeiert, von dem hier wenigstens zwei Strophen stehen mögen (De Sünn):

Digitized by Google

So ihrbar ſtigt ſe da nu rup,
As wull ſ' to Kirch hento;
As harr ſe ehr Geſangbok mit, —
De güllen Snitt,
De lücht un blänkert ſo.

So freudig geit ſ' un doch ſo irnſt,
As harr ſe giſtern bicht; —
So ſtill un wahrhaft in ſick kihrt,
As een, de 't wirt,
Dat he Vergewung kriggt.*)

Ich glaube kaum, daß man das feierliche Emporſteigen der Sonne plattpoetiſch beſſer ausdrücken kann. Der Lenz weckt dann in der Bruſt des Dichters dieſelben ahnungsvollen und freudigen Hoffnungen wie in jeder fühlenden Bruſt; aber die Schilderung der alten und immer wieder neuen Frühlingspracht ſpitzt ſich in folgendem, faſt überall echt plattdeutſch empfundnen Gedicht ſchließlich zu einem feinen Vergleich zu.

Früjoar

Nu ſchient de Sünn ſo warm un hell
Up Feld un Wald un Wiſch;
As Sülwer blänkern Bek un Söll,
Un allens füht ſo friſch,
So grall, ſo quick ut un vergnögt,
As een, de inſlöp üngewegt
Un, nu he orig ſlapen,
Ritt beid ſin Ogen apen.

Wo kwinkeleert de Lewark ſchön,
Wo luſtig quakt de Pogg!
Da achter ſchient de Saat ſo grön,
De Weit, de Rapp un Rogg, —
Dat kümmt ſick ganz gefährlich all;
Dat helpt ſick mal, da kann ſick ball,
Börut tenz bi de Eken,
Ne Kreih all in verſteken.

De Fleder un de Stickelber,
Wo ſmuck dat an ſick lett!
De hew all grote gröne Blär
Un richtig an all ſett;
Man äwerſt ünſ' oll Appelbom,
De reckt ſick noch, as halw in Drom,
As würd da nicks verſeten,
Slöp he ok noch 'n beten.

Nu kiek eens diſſ twee Knuppens, kiek!
Sehn ſ' nich as Eier ut,
De hickt all hew, un wo nu gliek
De Kükens krupen rut?
As ob ſe ſülwſten up ſick pickt,
Un nu de Snabel rute kickt?
Wo lang will dat noch warn,
Is grön de heel oll Garn.

So licht ward mi dat un vergnögt;
Ick weet nich, wat ick mücht,
As ob da wat in mi ſick rögt,
Wat Flünken hett un flüggt;
So heet wat mi dat in 't Geblöt,
As ob ick ſülm girn Knuppens ſchöt,
As wir noch halw in Drom ick
Un ok ſonn Art vun Bom ick.**)

*) hento = hinzu; harr = hätte; lücht = leuchtet; bicht = gebeichtet.

**) Bek un Söll = Bäche und Teiche; nu he orig ſlapen = jetzt, wo er ordentlich geſchlafen (ausgeſchlafen) hat; tenz = dort unten; Blär = Blätter; verſeten = verſäumt; Knüppens = Knoſpen; warn = währen; heel = ganz; Flünken = Flügel; ſülm = ſelbſt.

Digitized by Google

Auch dem Mai und der Pfingstzeit sind zwei hübsche Gedichte gewidmet (Maien und Pingsten); die Pracht des Sommers aber schaut der Dichter von einem Berge aus: vor seinen Augen dehnen sich die weiten Kornfelder und „dampfen in ihrer Blüte," während von den gemähten Wiesen ein frischer, süßer Duft herweht (Baben up 'n Barg, S. 91). In solchen hochpoetischen Landschafts- und Stimmungsbildern zeigt sich Brinckmans höchste Kraft und Kunst. Er schreibt dabei aber keineswegs die Natur ab, etwa in Matthissonscher Weise, sondern weiß in seine Gemälde mit großem Geschick menschliche Empfindung hineinzuweben, besonders durch seine ganz einzigen Vergleiche. Man lese z. B. das Gedicht:

In Mandschin

Dal ute Dak de Mand da kickt,
As 'ne Dirn ämern Tun, de sick grient,
Ehr Hochtidslinn uppe Blek hett prickt
Un ehr Hemd twelt uppe Lin.

Dat Dörp liggt still up de wite Plan,
As Farken in't Krümmstroh;
Un ded da kreigen nich en Hahn,
Denn wüßt keen Minsch dat jo.

Un güng da nich noch ründ 'ne Lücht,
Bi 't Vehhus lank de Dämm, —
Harr Fadenholt de Hof mi dücht
Un de Katens utrart Stämm.*)

Achte in 't Holt (S. 70) vergleicht den Wald mit einer Kirche. Die Bäume stehen und schweigen, wie wenn von seiner Kanzel der Priester herunterstiegt und nun vor dem Altar steht und singt: das ist die süße Nachtigall, deren Lied so das Herz ergreift, daß man still beten möchte; durch die Kronen der hohen alten Eichen aber geht es „as Kur un Örgeldon." Ähnlich giebt Mirrn inne Nacht einen Cyklus von vierzehn kleinen, zweistrophigen Liedern und Bildern, in deren Mittelpunkt die Nacht mit ihrem düstern, geheimnisvollen Zauber steht. Die gleiche Färbung und der gleiche Rhythmus wirken etwas eintönig und einschläfernd, was jedoch beabsichtigt sein mag; sonst würde man sich vielleicht hie und da an Klaus Groths Dünjens (Schnurren, dann kleine Lieder) erinnert fühlen. Aber Brinckman hat auch frische, lustige Stimmungsbilder, und gerade der oben so feierlich geschilderte Wald hat ihn auch zu einem allerliebsten Scherzgedicht angeregt, das uns in vortrefflicher Lautmalerei ein prächtiges Waldkonzert bietet:

*) Dak = Nebel; sick grient = sich freut; Blek = Bleiche; pricken = mit kleinen Pflöcken feststecken; twelen = bleichen (eigentlich waschen); Krümmstroh = kürzeres Stroh zum Streuen; Lücht = Licht, Laterne; utrart = ausgerodet.

Digitized by Google

Grotmüler

In 't Holt da be Grotmüler,
Wat hew be da to Kop?
Kukuk un Vagel Bülow,
De zauſtern ſick tohop.

De kräkeln ſick toſamen,
Wen beter vun ſe kann;
Un wenn to Enn ſe kamen,
Denn fang' ſe webder an.

Kukuk! Kukuk! ſo kreiht dat,
Kukuk! Kukuk! — denn ſo
Eens Bü—bü—bülow! fleut dat,
Bü—bülow! Bü—bülow.

De Kukuk hadd nich ſwegen,
Hadd girn dat letzte Wurt;
He hett ſick heeſch all ſchregen
Un kukukt ümmer furt.

Dat fehlt man, dat de Heiſter noch
Tſchackt mankedörch, tſchitſchackt;
Rurdunk, Dompap un Kreih ſe noch
Damank körrt, ſchalkt un kackt.

Dat fehlt man, dat Quadux un Pogg
In 't Brok damanken quakt, —
Denn wiren ſe doch all in'n Tog,
De dat Vergnögen makt.

De hogen Böm, de ſchürrn
Ehr Köpp verdreetlich all,
As wenn ſe dow noch würrn
Wenn dat nich uphürt ball.*)

Auch aus dem Landleben zur Zeit der Ernte erhalten wir ein hübſches Genrebild in Achte de Hock: der Mäher hat es ſich mit ſeiner Grete hinter einem Garbenſtand bequem gemacht und verzehrt dort, gegen Wind und Sonne geſchützt, zunächſt ſein Mittagbrot, nachher entwickelt ſich eine kleine Liebesſzene: Un ſüht dat de Lünk (Sperling) ok, de lacht ſick dabi und denkt ſacht: dat künn 'k (könnte ich) noch flinker as ji (ihr)! Den Abendfrieden im Dorf ſchildert ein Gedicht, das den Titel Poſteljon trägt: der Küſter „ſtößt" die Betglocke zum Zeichen des Feierabends — nur ein Kätner dengelt noch ſeine Senſe, und der Schmied arbeitet noch mit funkenſprühenden Schlägen an einer Egge; da erklingt plötzlich von der Landſtraße her das Lied des Poſtillons, der von Schleswig-Holſtein ſtammverwandt, von dem Gefion und den Düppler Schanzen bläſt. Der Ton des Ganzen erinnert an Lenaus berühmten Poſtillon; doch iſt das Bild der ſabbatlichen Dorfruhe ſehr anheimelnd, während der patriotiſche Schluß das Gedicht zugleich in eine höhere Sphäre hebt.

Die drei eigentlichen Meiſterſtücke Brinckmans aber ſind: Firabend, Regenwere (Regenwetter) und De Kronen (Kraniche), die nicht nur wegen ihres Inhalts und ihres breitern epiſchen Tones, ſondern ſchon äußerlich wegen ihres beſondern Versmaßes zuſammengehören. Sie ſind nämlich im fünffüßigen Jambus geſchrieben, den Klaus Groth in die plattdeutſche Litteratur

*) Grotmüler = Großmäuler; to Kop hebben = mit einander etwas haben; zauſtern = zanken; kräkeln = krakehlen; heeſch = heiſer; Heiſter = Holzhäher; Rurdunk = Rohrdommel; Quadux = Kröte; Brok = Bruch, Sumpf; wiren in'n Tog = wären im Zuge; ſchürrn = ſchütteln.

Digitized by Google

eingeführt und in den er unter andern seine köstlichen Familienbilder gefaßt hat. Aber nur die Form hat Brinckman seinem Vorgänger entlehnt; im Inhalt ist er durchaus eigentümlich und so gut wie ganz unabhängig von dem großen Holsteiner. Zunächst der Feierabend (S. 109 ff.). In meisterhaften Vergleichen schildert uns der Dichter, wie der Nebel unten von der Wiese aufsteigt und die Sonne hinter dem Walde untergeht. Die Mägde kommen mit ihrer vollen Milchtracht unter lustigem Geplauder von der Regel (dem eingezäunten Melkplatz), auf dem Hofe wird es dann stiller und stiller, nur die Spatzen lärmen noch im Baum. Da naht die Schar der Häker (der hakenden, d. i. pflügenden Knechte) mit ihren Pferden, unter letztern der alte Fuchs, der als Vollblut und früheres Reitpferd des Junkers einst bessere Tage gesehen hat. Diese schöne Jugendzeit des alten Voß wird nun im zweiten Teil eingehend beschrieben (vgl. Reuters Memoiren eines alten Fliegenschimmels, Band 15). Die schöne Idylle der ersten Hälfte wird also in der zweiten zur lebendigen Erzählung. Dieselbe Verschmelzung eines lyrischen und eines mehr epischen Bestandteiles haben wir im Regenwetter (S. 125 ff.), während das letzte Stück: De Kronen (S. 193 ff.) rein lyrisch gehalten ist. Hier zeigt sich uns Brinckman (wie auch schon früher hie und da, z. B. in Vör Däu un Dag) als hervorragender Sänger des Herbstes, als ein niederdeutscher Lenau. Man muß den Zauber des Gedichtes, das für eine Mitteilung leider zu lang ist, selber auf sich wirken lassen, um die Berechtigung dieses Lobes zu verstehen. De Kronen trecken hoch da ämern See, so beginnt höchst wirkungsvoll jeder der fünf einzelnen Teile: das Feld ist leer und weiß von feinen, betauten Spinnweben; der Wald läßt traurig sein welkes Laub hängen; grauer Nebel steigt aus den Gründen und bricht die Strahlengewalt der „in den Tod betrübten" Sonne; lustig und mit Geschrei ziehen die Kraniche in wohlgeordneter Mannschaft von dannen; der kurzsichtige Mensch jedoch sieht und hört alle diese Mahnungen nicht.

Das alles sind Landschafts- und Stimmungsbilder von großer Schönheit und Tiefe. Nimmt man noch die edle Sprache hinzu, so dürfte klar sein, daß wir es hier mit bedeutenden Leistungen nicht nur der plattdeutschen Litteratur, sondern der deutschen Litteratur überhaupt zu thun haben. Dabei ist Brinckman — das möchte ich hier zum Schluß noch betonen — auch ein kräftiger Realist im besten Sinne, wie es das Plattdeutsche an und für sich schon verlangt und oft auch der Stoff gebietet. Am besten machen das wieder seine Gleichnisse klar, so wenn es im Regenwetter heißt:

Een Ogenblick lett sacht de Sünn sick sehn,
Man witt un matt süht s' ut as Melk, de kest is
As wir s' elennig krank un harr 't koll Fewer,
Ründ ümmen Kopp 'n Kimmeldok sick ümdahn
Un leg da baben in 't tweesleprig Bett

Digitized by Google

Un harr sick da bet ämern Hals inwickelt
Un mücht vun nicks un heel un gar nicks weeten.
Denn eens denn rögt sick baben da de Dak
Un rullt sick rüm un dreiht un warwelt sick,
As ob de krank Sünn sick eens rümmer smeet,
Dat mit de Hitt kreeg un wull blot sick stangeln.*)

Der Vergleich der Sonne mit einer zahnkranken Frau, die sich das bekannte große Tuch umgewickelt hat, läßt jedenfalls an Realismus nichts zu wünschen übrig und geht noch über die bekannte Stelle bei Hebel hinaus, wo sich die Sonne mit einer Wolke den Schweiß abwischt. Die kunstvolle Durchführung im einzelnen beschämt dann aber wieder unsre Modernen. Den Schluß möge der Anfang des Feierabends bilden, wo ein realistischer und idealer Vergleich einträchtig neben einander stehen, zum Beweise dafür, daß der echte Dichter alle Gegensätze in sich vereint:

De Dak de dampt da ünnen uppe Wisch,
Grad as sonn heet un vull Grüttschöttel deiht,
De uppen Disch de Lüdkäksch drägen ded
To Nachtkost för de Knechts un Dirns un all,
Wat süs een Recht noch anne Lüdstüw hett.
De Sünn geiht nu to Rüst kort achtern Wald,
Hängt hell un blank da as 'n güllen Appel
An sonn Kinnjesbom deiht, wenn Klingklas kümmt,
Ut düstre Kammer in de hellicht Dönsk
De Gören röppt to 'n blanken Dannenbom
Mit Fibel, Klapperknarr un Honigkoken,
Kukuk, Nätknacker, Popp un Hampeljochen.
Sonn Firabend is sonn Art Kinjes
För wen em recht nimmt; un wenn all de Stiern
Da baben rutkam' een bi een un blänkern,
Denn is dat grad so as sonn Dannenbom
Mit Gold un Sülwer, Waßstock, güllen Appels
Un Päpernät ok, denn de Rauh smeckt söt
Nah jede Lust un Arbeit.**)

Unser Gesamturteil kann nur dahin lauten, daß Klaus Groth in der plattdeutschen Liederdichtung mit genialer Sicherheit den richtigen Ton angegeben hat und deswegen unbedingt als der Führer und das Haupt der niederdeutschen Dichterschule zu betrachten ist, wenn wir diesen Ausdruck einmal gebrauchen wollen: er hat in der That Schule gemacht, und viele von seinen Nachsängern

*) Kimmeldok = Tuch gegen Zahnschmerzen; leg = läge; warwelt = wirbelt; sick rümmer smeet = sich auf die andre Seite würfe; sick blot stangeln = sich bloß machen.

**) Grüttschöttel = Schüssel mit Grütze; Lüdkäksch = Leuteköchin; Kinnjes = Christkind; Kinnjesbom = Christbaum, Weihnachtsbaum; Klingklas = Knecht Ruprecht; de hellicht Dönsk = die hellerleuchtete Wohnstube.

Digitized by Google

mögen sich nicht weit über die Nachahmer erheben, die z. B. auch Heine mit seinem Ton gehabt hat. Aber von dieser Schar unterscheidet sich Brinckman doch wesentlich, und wenn er auch nicht unbedingt in der ersten Reihe steht, so hat er doch in seinen kleinen Liedern und besonders in seinen Landschafts- und Stimmungsbildern so viel eigenartiges und schönes geschaffen, daß er die ihn allmählich überschattende Vergessenheit nicht verdient. Er hat nach seinem Meister einen besondern Zweig der lyrischen Dichtung so hervorragend gepflegt und mit Hilfe einer edeln Sprache und einer großartigen Weise, die Dinge zu erfassen und zu vergleichen, so ausgebildet, daß er auf diesem Gebiete fast ein Meister seines Meisters geworden ist.

Die prosaischen Werke Brinckmans in plattdeutscher Sprache liegen in drei Bänden vor: 1. Kleine Erzählungen (Voß un Swinegel, Höger up, Mottche Spinkus un de Pelz, de General-Reeder, Peter Lurenz bi Abukir), 3. Auflage, Rostock, Werther, 1895; 2. Unſ' Herrgott up Reisen (mit einem neuen Titelblatt versehen und als neue billige Ausgabe bezeichnet, ebenda, 1894); und 3. Kasper-Ohm un ick (desgl. 5. Auflage, 1894).

Beginnen wir mit den kleinern Erzählungen.

Mit Recht behauptet Adolf Wilbrandt in seiner vortrefflichen Biographie Reuters, wie den Italiener die conversazione, den Perser und Araber der Vortrag seiner phantastischen Märchen beglücke, so sei des Mecklenburgers Urbehagen, drollige „Geschichten" erzählen zu hören — sie mögen so alt sein, wie sie wollen, jedermann möge sie kennen: der lebendige, künstlerisch-humoristische Vortrag mache sie neu. Dazu kommt, daß der Mecklenburger als solcher auch ein angebornes Talent hat, Kleinigkeiten behaglich und plastisch zu gestalten. Schon die Art, wie er die Dinge sieht und, wenn sie ihm ferner liegen, in seine Sphäre hinein- oder hinabzieht, wirkt überaus komisch und ist auch bei untergeordneten Personen drastisch-humoristisch. So entsinne ich mich deutlich, welches fast künstlerische Vergnügen es mir vor einigen Jahren machte, als ein übrigens nicht gerade angenehmer und sonst unbedeutender Versicherungsagent, der aus Mecklenburg stammte, sich mir gegenüber in höchst naiver Weise über die Bedenklichkeiten der Schöpfungswunder ausließ. In Reuters freilich nicht gleichwertigen, aber doch immer noch nicht genug gewürdigten Läuschen un Rimels feiert diese Nationaleigenschaft der Mecklenburger ihre Triumphe. Aber auch Brinckman besitzt sie in ganz hervorragendem Maße; das zeigt — abgesehen von einzelnen, oben kurz hervorgehobnen Gedichten — gleich sein Läuschen: Voß un Swinegel ore dat Brüden geiht üm (das Necken geht um = wie du mir, so ich dir).

Die kleine Erzählung ist breiter und kunstvoller angelegt als die meisten in Reuters Läuschen un Rimels. Sie führt uns zunächst in einen Dorfkrug, wo die Leute eines „richtigen" Edelmannes zusammen mit den Honoratioren des Dorfes das Erntefest feiern. Während die Knechte und Mägde bei an-

Digitized by Google

spruchsloser Musik fröhlich tanzen, sitzen die Vornehmern im Herrenstüble um den eichnen Tisch und sprechen von diesem und jenem, bis der eine von den Hofbauern den Schulmeister Jürrn schließlich zur Erzählung einer seiner Geschichten auffordert. Diese beginnt mit der längern und meisterhaften Schilderung eines Novembertages, die denen in Brinckmans Gedichten ähnlich ist, und führt dann aus, wie der Fuchs vergeblich den Dohnensteig durchgeht, dann einen Hasen fängt und endlich zur Mergelgrube kommt, an dessen Ufer der Schweinigel an einem Mauseknochen nagt. Nach Anknüpfung eines harmlosen Gesprächs will er diesen heimtückisch überfallen, aber das mißglückt ihm, denn der Igel rollt sich schnell zusammen. Der Fuchs wirft ihn deshalb ins Wasser, wo der Arme ängstlich umherschwimmt und flehentlich um Gnade bittet. Schon drohen ihn seine letzten Kräfte zu verlassen, da ist der Fuchs plötzlich verschwunden: er hat den Edelmann mit Jägern, Tagelöhnern und Hunden kommen sehen und darum eilig den Rückzug in seinen Bau angetreten. Während nun der Gutsbesitzer mit seinen Leuten den Fuchs auszugraben anfängt, reift in dem mißhandelten Igel ein Racheplan, und der Fuchs findet, als er sich schließlich durch seine neue Notröhre davon machen will, die Öffnung durch den Stachelknäuel seines Gegners verstopft. Er muß zurück und wird dann bei seinem Ausbruch durch die Hauptröhre erschossen. Der Schluß giebt einige Betrachtungen der Anwesenden über das Gehörte und die Beendigung des Festes. Der Kern des Ganzen ist natürlich die Tiergeschichte, und ihre lebendige Durchführung zeigt nicht bloß die ausgezeichnete Beobachtungsgabe des Dichters, sondern im allgemeinen auch die alte Vorliebe der Niederdeutschen für diese Gattung, die von dem alten Tierepos bis herab auf Reuters Hanne Nüte gut vertreten ist. Die Anekdote selber gipfelt in dem Racheakt, und in diesem liegt zugleich auch der Humor; ein hübscher Rahmen aber schließt das Geschichtchen kunstvoll ein, sodaß das Ganze wie ein kleines Kabinettstück wirkt.

Das zweite und größere Läuschen: Mottche Spinkus un de Pelz berichtet von einem drolligen Vorkommnis in Dämelows Judenkreisen und schildert gleichzeitig zwei nationale Eigenschaften der Semiten, ihre Kindesliebe und ihren Handels- und Schachergeist. Bei feierlicher Begehung des Purimfestes in der Synagoge wird der Schächter der Gemeinde Mottche Spinkus infolge der großen Kälte und seines schadhaften alten Kutschermantels, den er sich vor vielen Jahren auf einer Auktion gekauft hat, ohnmächtig. Seine Söhne, Simon und Heimann, bringen ihn nach Hause und stellen ihn dort mit liebevollster Fürsorge leidlich wieder her; aber sie haben auch erkannt, daß es mit der mangelhaften Livree unmöglich so weitergehen kann. Freilich hat jeder von ihnen dem Alten früher schon das Doppelte für die greuliche Schabracke geboten, aber das Ehrgefühl des Vaters hat sich dagegen gesträubt, von seinen Kindern etwas anzunehmen. Nun kommt dem Heimann, der in Wolle spekulirt

Digitized by Google

hat und augenblicklich stark in der Klemme sitzt, ein guter Gedanke: er will, wenn „die Wolle staigt und er geht aus schadenfrei und noch darüber," dem Vater einen Pelz kaufen und ihm diesen „anstellen zu Schleuderpreis, zu Rampspreis." Simon, der mit den Österreichern, den Metalliks, in ähnlicher Weise festsitzt, hat die gleiche Absicht, wenn seine Papiere in die Höhe gehen. Und wirklich, Wolle und Papiere steigen, aber nun wartet natürlich Heimann auf Simon und Simon auf Heimann, bis sich dann endlich Heimann ohne Vorwissen seines Bruders entschließt und einen Pelz für sechzig Thaler ersteht, den er seinem Vater für zehn Thaler verkauft. Jetzt erwacht in dem alten Spinkus (spinkuliren = spekuliren) der alte, längst begrabne Handelsgeist, und er verschachert den Pelz für fünfzehn Thaler an den Halsabschneider Jakob Knotenheimer. Ebenso macht er es mit dem Pelz, den ihm am andern Tage schließlich auch Simon bringt. Die Brüder haben dann die zweifelhafte Freude, beim Lauberhüttenfest ihren Vater in seinem alten, schauderhaften Mantel, ihre beiden persönlichen Feinde aber, Joel Herz und den graußen Kommissionsrat Lazarus, die über den schäbigen Aufzug des alten Spinkus stets gespottet haben, in den von Jakob Knotenheimer billig erstandnen neuen Pelzen zu sehen.

Wie man sieht, ist die Geschichte nicht semitenfeindlich; versichert doch Brinckman ohnehin gleich zu Anfang, daß er die Juden und ihren Ritus nicht schlecht zu machen beabsichtige, und spielt doch gerade der ungläubige und allein im Tempel fehlende Jakob Knotenheimer die schlimmste Rolle, er, der den Grundsatz hat: Allens for das Geschäft! Krieg ich es nich von die Dodigen, nehm ich es von die Lebendigen, Gott soll mer strofen! Aber wer will es Brinckman verübeln, daß er die komischen Seiten des Judentums für seine Zwecke verwertet, und daß er im besondern die missingsche Judensprache mit großer Kleinkunst humoristisch wiedergegeben hat? Auch sonst finden sich manche komischen Einzelheiten, wenn z. B. der Doktor Ascher, „was ist gekommen aigens dazu her," in seiner Predigt am Purimfeste mit dem zweiten Drachen den ihm unsympathischen Oberkirchenrat meinen und treffen möchte, sich aber so vorsichtig dabei ausdrückt, daß ihn (abgesehen von dem schlauen Kommissionsrat) keiner versteht. Jedenfalls liest sich diese Erzählung gut und wirkt mit ihren vielen humoristischen Lichtern komischer als der ernste und gemessene Voß.

Interessant ist es, daß Reuter dieselbe Anekdote im zweiten Bande seiner Läuschen und Rimels (En Schmuh, S. 176 ff.) bearbeitet hat, und zwar mit recht bezeichnenden Unterschieden. Der alte Moses ist zwar ein großer Geizhals, aber im ganzen doch eine ehrliche Haut. Anders seine vier Söhne, die sich mit größern Spekulationen beschäftigen und außerdem in höherer Bildung machen. Da sie nun auch Gesellschaften geben, so kann es ihnen nicht angenehm sein, daß sich ihr Vater dabei in seiner alten, schmutzigen Jacke den Gästen darstellt.

Digitized by Google

Benjamin kommt deshalb auf den Gedanken, einen neuen Rock für neun Thaler zu kaufen und ihn dann dem Alten für zwei Thaler zu verhandeln. Gesagt, gethan. Moses geht fort, kehrt aber bald wieder zurück und händigt seinem verwunderten Jüngsten zwei Thaler ein: „Ich kriegte vier, zwei dir, zwei mir, mag Gott uns oft so'n Rebbes geben." Wir haben hier eine ganz andre, niedrigere Sphäre. Auch sonst steht Brinckmans kunstvoll angelegte und fein durchgearbeitete Erzählung höher als die rascher und flüchtiger hingeworfne Anekdote Reuters. Man sieht, daß zwischen Läuschen und Läuschen doch ein Unterschied ist, und daß es Brinckman an ernstem Willen und tieferer künstlerischer Auffassung nicht gefehlt hat. Reuter erdrückte dann freilich mit der Leichtigkeit seines Schaffens und der Masse seiner Stoffe und Einfälle seinen Nebenbuhler schließlich auch auf diesem Gebiet.

Die dritte Geschichte Brinckmans ist Peter Lurenz bi Abukir. Über die Person seines Helden giebt uns der Dichter selber in einer ziemlich ausführlichen Einleitung Auskunft. Darnach ist Peter Lorenz ein in den dreißiger Jahren verstorbner Schiffskapitän in Rostock gewesen, der zwar viel von der Welt gesehen hatte, aber doch keine wahre Bildung und keinen sittlichen Gehalt hatte. Darum begann er auch sich selbst mit allen Haupt- und Staatsaktionen seiner Zeit in Verbindung zu bringen und konzentrirte zuletzt die ganze Politik ausschließlich um seine Person. Er war eine Art von politischem Münchhausen und hatte sich in seinem eignen Ideenkreise so festgelogen, daß er an sich selber glaubte. Die ungeheuerlichen Geschichten, die er namentlich in der Seemannskneipe „Norwegen" alten Berufsgenossen vorzutragen pflegte, erregten bald in weitern Kreisen Aufsehen und wurden auch litterarisch verwertet, besonders die beiden Histörchen, einmal wie der König von Dänemark seiner Gemahlin zuruft: „Mariken, stah drist up un back Peter Lurenz en Pannkauken (Pfannkuchen); hei het't hild (eilig)!" — und dann die Schlacht bei Austerlitz, wo Peter Lorenz mit 25000 Mann Kavallerie, 100 Trompeter vorauf, in die Russen und Österreicher „hineinramentet" und den Tag zu Gunsten seines Freundes und Duzbruders Napoleon entscheidet. Zu diesen gesellt sich nun als drittes das Läuschen von Peter Lorenz bei Abukir. Peter Lorenz hat sich diesmal bei dem Brauer Block eingefunden, auch einem originellen Kauz, und erzählt diesem zunächst von der großen Erfindung, die er vor Jahren bei einer den ganzen Winter hindurch währenden Beschäftigung mit der Nautik gemacht habe, nämlich von seiner „horizontalen Peilung und dem submarinen Pegel mit den dummelten Sneller." Der Nutzen dieser gewaltigen Neuerung, durch die „die Navigation mit einem gewaltigen Ruck gleich ein paar Jahrhunderte vorwärtsgeschoben worden ist," sollte sich bei Abukir zeigen. Peter Lorenz befand sich um die Zeit als Superkargo (kaufmännischer Bevollmächtigter des Eigentümers) gerade auf der Kaatje Naatje, die Traubenrosinen von Smyrna nach Rotterdam bringen sollte, als

Digitized by Google

erst das französische Geschwader und dann die Flotte der Engländer in Sicht kam. Den Engländern gab ihr guter Geist ein, ein Schiffsboot zur Kaatje Naatje zu schicken; Lorenz muß, als der einzigste, der an Bord englisch kann, die Verhandlungen mit dem Leutnant führen, nennt seinen Namen und wird nun sofort als der berühmte Peter Lorenz aus Rostock nach dem Admiralsschiff mitgenommen. Dort wird er mit den üblichen militärischen Ehren, mit Rule Britannia und mit Hurras begrüßt, und Nelson, der die löbliche Ansicht hat, alle großen Männer sollten Duzbrüder sein, bietet ihm denn auch gleich bei dem aus Chesterkäse und Portwein bestehenden Frühstück Brüderschaft an. Es folgt dann der erste Kriegsrat, auf dem Nelson seinen dreizehn Postkapitänen erklärt, daß Peter Lorenz ihm „von diesem Augenblick an koordinirt" sei. Dafür verrät ihm der die Nähe und Stärke der Franzosen. Nach einer fast schlaflos verbrachten Nacht sieht Peter mit geheimnisvoller Hilfe der horizontalen Peilung die französische Flotte zuerst. Nelson, der übrigens wie ein echter Seemann auch Tabak kaut, hält thörichterweise das Glas vor sein totes Auge, bis ihn Freund Peter auf sein Versehen aufmerksam macht. Neuer Kriegsrat, auf dem Peter Lorenz darthut, daß man das französische Zentrum im Leben nicht durchbrechen könne, daß man den Franzmann im Gegenteil von hinten fassen müsse, und das sei auch möglich, da er, Lorenz, die ganze Küste von Abukir horizontal und submarin abzupeilen Gelegenheit gehabt habe. Die Schilderung der Schlacht selber ist sehr kurz, das französische Admiralschiff wird in die Luft gesprengt, Nelson aber im letzten Augenblick noch verwundet, obgleich sich bei Beginn des Treffens Peter Lorenz mit großartiger Aufopferung so gestellt hat, daß er fast den ganzen Körper Nelsons deckt. Am nächsten Tage diktirt dieser seinem Freunde den Rapport der Schlacht, aber Peter Lorenz sträubt sich mit der Bescheidenheit aller wahrhaft großen Männer dagegen, daß sein Name als der des wirklichen Siegers genannt werde, lehnt den Adel, eine Dotation, kurz jegliche Belohnung ab und erlaubt Nelson nur, ihm später einen feinen Peilstock aus Ebenholz und Elfenbein nach seiner eignen Konstruktion zu schenken; die Widmung: In memory of Abukir Nelsonius Laurentio suo besagt ja alles. Er kehrt dann zur Kaatje Naatje zurück — anspruchslos wie Cincinnatus zum Pfluge.

Das Ganze ist, wie man sieht, ein maßloses Lügengewebe; aber in dieser fast wahnwitzigen Aufschneiderei liegt doch Methode und auch eine Art von Humor, ein Humor, der, wie Brinckman selber sagt, das Ungeheure als Bagatelle faßt. Ein vorzüglicher Dialog sucht diesen im kleinen und einzelnen zu stützen; so wirken die mannichfachen Unterbrechungen der Haupterzählung durch allerlei Klatschereien schon komisch, wie denn überhaupt die wunderliche und enge Philisterseele Blocks einen wirksamen Gegensatz zu dem großartigen Lügner bildet. Drollig sind auch Peter Lorenzens Gewissensbisse (er will zuerst durchaus wieder zur Kaatje Naatje zurück), drollig seine Ausrufe und

Digitized by Google

Beteuerungen wie: „Gott fall mi 'n Thaler schenken," drollig auch die Schilderung des französischen Admiralschiffes, dessen Wimpel so lang ist wie von Dover bis Calais — „hei mag ok ne Ell oder so körter west sin, Herr Block." Dies alles kann uns aber doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir es mit einer fast krankhaften Erscheinung, mit einem prahlerischen Lügenbold zu thun haben. Unser Interesse ist nach dem Schluß der Geschichte eigentlich nur noch psychiatrisch; wir haben kein inneres Verhältnis zu diesem Manne gewonnen, der mit halb wahnsinnigem Egoismus nur eine einzige wirklich große Person auf der Erde und in der Weltgeschichte kennt. Das ist der Grund- und Anlagefehler in Brinckmans Erzählung, die auch nicht mehr ein eigentliches Läuschen genannt werden kann — obgleich Läuschen gerade mit Lügen zusammenhängt —, denn dafür ist sie bei ihren fast 60 Seiten doch zu lang.

(Schluß folgt)

Altbairische Wanderungen

1

Von allen deutschen Flüssen ist der Inn dem Rhein am ähnlichsten. In seinem Steingrau schimmert selbst bei hohem Wasserstand das Grün aus den Wellenkämmen. Wenn sich dazu in jedem Wellenthälchen das Blau des Himmels spiegelt, so giebt das vielfache Dämpfen und halbunterdrückte Leuchten von Grün und Blau eine herrliche Farbenmischung, die echt „alpin" ist. Im Winter sinkt der Wasserstand des Inn, wie aller Gletschergebornen, dann schlägt sich alles Grau nieder, und der Fluß wird immer dünner, klarer und leuchtender. Ein wunderbares Bild, wie beim Nachlassen der Regengüsse und Schneeschmelzen im Gebirge das Grün und Blau der Alpenseen und Gletscherspalten in die oft stundenbreiten, mit weißem Kies bestreuten Flußbetten der bairischen Hochebne herabsteigt! Es erinnert daran, wie die Sonne aus den Dolomitzacken der Alpen das Steinerne gewissermaßen ausglüht, sodaß sie nur noch Farbe und Licht sind. Dann sind von der Iller bis zum Inn die Bänder sichtbar, die das obere Donauland mit den Alpen verknüpfen, und bei Passau schürzt sich ein wahrer Flußknoten. Blicken wir von der Schwelle des herrlich erneuten Passauer Domes hinab, so sehen wir, wie sich der klare, grüne Inn mit der trüben, gelblichen Donau und dem dunkeln Waldwasser

Digitized by Google

der „aus dem Wald“ kommenden Ilz verbindet: die Alpen vereinigen sich mit dem Schwarzwald und dem Bairischen Wald.

So sind auch die Menschen von den Alpenfirsten bis über die Donau hinaus viel ähnlicher, als der Grundunterschied ihrer Lebensbedingungen erwarten läßt. Der bairische Stamm bleibt sich merkwürdig gleich zwischen Lech und Plattensee und zwischen der Oberpfalz und der südtirolischen Alpenwacht. Wenn sich jeder Deutsche unter deutschgebildeten österreichischen Offizieren in Rodna, Agram oder Zara, oder wo es sonst in dem weiten Reich der Habsburger sein möge, heimisch fühlt, wie er sich einst in Mailand und Ancona unter ihnen heimisch fühlte, so sind es bairische Züge, die ihn anmuten. Oberflächlich scheinen Wien und München sehr verschieden zu sein, ja noch immer mehr auseinanderzugehen. Und doch, je größer München wird, desto mehr treten wienerische Züge in seiner allmählich sich ausbildenden Großstadtphysiognomie hervor. Die zweite Großstadt des bairischen Stammes im Donauland wird der ersten einst ähnlicher sein, als die norddeutschen Großstädte mit all ihrem Verkehr unter einander geworden sind.

Heinrich Noé erzählt einmal eine Vision, die er im altbajuvarischen, nun längst verwelschten Cevedale vor einer Strohflasche küstenländischen Weines hatte. Die Bajuvaren waren wieder aufgelebt und traten der eine als Landrichter, der andre als Aufschläger, ein dritter als Bezirksarzt usw. zur Zeit des Frühschoppens in die Wirtsstube. Sie hatten mit vereinten Kräften ein Fäßchen Bock aus einer berühmten Münchner Brauerei kommen lassen, das sie nun mit heiterm Ernst anstachen und unter dem behaglichen Genuß von Bockwürsteln, Radi und Fastenbretzeln bei Geigen- und Zitherklang und frohen Liedern ausschlürften. So hätte es allerdings sein können, wenn sich die alten Baiern in Friaul gehalten hätten. Aber die heißere Sonne der Südalpen hat dem Stamm nirgends gut gethan. Er hat sich selbst und alle seine alten Charakterzüge am besten im Gebirge und auf der Hochebne erhalten. Und noch mehr gilt von ihm als von andern deutschen Stämmen, daß er die Stadtluft schlecht verträgt. Der Baier ist Bauer bis ins Mark, und die anmutendsten, behaglichsten Züge Münchens gehören dem Untergrund von Ländlichkeit an, der der Hauptstadt Baierns die Züge einer großen behaglichen Landstadt verlieh, als sie schon 200000 Einwohner zählte. Der bairische Stamm bewohnt freilich ein städtereiches Land, weil hier der Verkehr zwischen dem Süden und Norden und dem Osten und Westen Europas durchflutet. Aber Baiern ist ein Land der behaglichen Städte. Behaglich sind vor allem die unberührtesten: Landshut und Straubing. Welche Schweizerstadt hat so warme Freunde in der ganzen Welt, wie Innsbruck und Salzburg? Das macht nicht bloß die Lage; auch die breite Anlage, der wohlthuende Übergang ins Dörfliche und die anspruchslose Art ihrer Bewohner trägt dazu bei, die wie ihre Städte nicht trotzig ins Land hinunterschauen, sondern ganz damit zusammengehören. Salzburgs

Digitized by Google

Schönheit wird auch von den Landleuten verstanden und gewürdigt. Unter den Gegensätzen, deren Vereinigung gerade hier etwas so Wunderschönes geschaffen hat, sind einige auch dem kindlichsten Verständnis zugänglich. Dazu gehört besonders der Blick auf die weite Ebene draußen und die schönen Rokokobauten innen. Es ist ein gewaltiger Reichtum, der hier entfaltet ist: Berg und Ebene, Fluß und Wald, der graue Fels, der aus den weichen grünen Matten hervorsteigt, dazu die Mischung von monumentalem und schlicht bürgerlichem Charakter. Die geschichtlichen Erinnerungen sind in Innsbruck nicht unbedeutend, aber sie drängen sich nicht auf. Und trotz der unvergeßlichen Grabwächter Peter Vischers in der Franziskaner-Hofkirche ist das größte Monument das am Berg Isel dem Andre Hofer gesetzte, dem Sandwirt, der in der stolzen Hofburg bäuerlich Hof hielt und mit dem beschränkt gesunden Menschenverstande des Bauern das Land Tirol verwaltete. Der Baier, der über die Grenze kommt, liebt nicht die scharfgeschnittnen, dunkeln Gesichter der Beamten und die mancher Bürger, auf denen eine merkwürdige Mischung von Beweglichkeit und Schlaffheit liegt, die eine mehr in den Augen, die andre mehr im Mund; er findet sich erst in dem derben Tiroler Bauer wieder. Mit Bedauern empfindet er aber, daß jene mit italienischem und slawischem Blute versetzten eigentlichen Österreicher dem bairischen Stammverwandten den Charakter etwas „verdruckt" haben, und selbst der bairische Holzknecht sieht mit so etwas wie Mitleid auf seine Tiroler Genossen herab.

Als Ludwig I. seine Kunststadt München schuf, da war der Stamm, auf den dieses neue Reis gepfropft wurde, durchaus nicht bloß eine Residenzstadt wie Stuttgart und noch weniger wie Karlsruhe oder Darmstadt. München war eine Stadt der Bauern und kleinen Bürger, eine Stadt voll Ehrlichkeit, Frömmigkeit und alter Sitte, aber von wenig Strebsamkeit und Luxus. Die sogenannten geistigen Interessen traten in den Hintergrund. Der Volkscharakter des Münchners ist das konzentrirte Altbaierntum, zwar abgeschliffen, aber nicht unkenntlich gemacht. Die beste Schilderung des „Münchners im sozialen Licht," die 1877 Max Haushofer in einem nicht in die weitere Öffentlichkeit gedrungnen Aufsatze gab, sagt von den Münchnern um 1830: Vielleicht in keiner andern Stadt Deutschlands kam das Bauernelement so zum Durchbruch als gerade in München. Menschen, die mit feinerm Werkzeug hantiren, scheinen auch mehr mit Hobel und Feile bearbeitet; im alten München waren tonangebende Werkzeuge die Geißel der Getreidebauern und die Axt des Flößers. Da schallts.*) Davon ist nun viel abgebröckelt und fortgespült. Äußerlich

*) Das Schicksal dieses geistvollen Schriftchens ist auch bezeichnend. Max Haushofer hatte es auf den Wunsch eines Ausschusses geschrieben, der mit der Herausgabe eines Führers durch München für die im Jahre 1877 dort versammelten deutschen Naturforscher und Ärzte beschäftigt war. Durch die bei aller Pietät offne Aussprache auch über die bairischen Stammesfehler im Münchner fühlte sich ein gelehrter Münchner so gekränkt, daß er mit seinem Rück-

Digitized by Google

zeigt sich das in dem Verschwinden der Straßen mit Gebirgshäusern, die im Lehel (Stadtteil an der Isar unterhalb der Maximiliansbrücke) noch vor einem Menschenalter behaglich ihre hölzernen Galerien und kleinen Fenster sehen ließen. Welche Poesie damals noch in der Prozession, die alljährlich am Sonntag nach Frohnleichnam da unten durchzog! Man fühlte sich vollkommen aufs Land versetzt. Das Rauschen der Isar rechts und der alten Eschen des Englischen Gartens links paßte zu den bekränzten Häusern und den laut betenden Scharen der festlich gekleideten Kinder und Bruderschaften. Innen im Münchner Bürgertum lebt noch viel von der alten frommen Einfachheit und Gediegenheit früherer Zeiten. Unter den steinreichen Brauern und Kaufleuten sind Männer und Frauen von echt bürgerlichem Sinn und Lebenswandel noch zahlreicher als in andern gleichgroßen Städten. Sie treten nur zu wenig hervor. Schon seit langem ist es Regel, daß Nichtmünchner, vor allem Schwaben, Franken, Pfälzer und — Juden die Angelegenheiten der Stadt leiten. Das hängt mit der Zurückhaltung der Altmünchner überhaupt und dann mit ihrer dem Liberalismus und Diplomatisiren nicht günstigen Geistesanlage zusammen. Der bairische Stamm ist nicht umsonst der Hort des Katholizismus im deutschen Volke geblieben. Neuerungen abhold, dem Gemüt mehr vertrauend als dem Geist, dem Schönen mit tiefem Verständnis zugewandt, hat er eine natürliche Bestimmung für den Katholizismus. Daher auch die absolute Übereinstimmung der konservativen Richtung mit der klerikalen in Baiern wie in Österreich, wie es besonders der Antisemitismus erfahren hat. Wenn auch die Sozialdemokratie in München rechts und links (d. h. von der Isar; links liegt München, rechts die Vorstädte Au, Haidhausen, Giesing u. a.) gehörige Verwüstungen angerichtet hat, so haben doch gerade die Gemeindewahlen der letzten Jahre wieder eine große Zahl von Arbeiterstimmen für die konservativen Kandidaten ergeben. Jedenfalls ist in München der Gegensatz zwischen Bürgern und Arbeitern noch nicht so schroff wie in vielen andern deutschen Städten. Darin liegt ein kostbarer, wohl zu hütender Rest der alten Landstadt, für die die „Schranne“ mit ihren kornverkaufenden Bauern wichtiger war als die Börse.

2

Doch wir sind noch nicht in München. Es ist zwischen dem Inn und der Isar ein breiterer Strich, als die meisten denken, die sich Baierns nur von der Karte her erinnern. Und dazu kommt jenseits des Inn noch das Stück

---

tritt von der Stelle eines Geschäftsführers der Naturforscherversammlung drohte, wenn der Haushofersche Aufsatz abgedruckt würde. Man gab dem Verlangen nach, und Haushofer ließ eine kleine Anzahl Abzüge machen, die er an Freunde verteilte. Wenn ich jetzt die geistvoll in die Tiefe der sozialen Erscheinungen leuchtende Schrift wieder lese, begreife ich noch weniger als früher die Ablehnung durch einen Mann von so durchdringendem Geist. Die Schrift ist voll Pietät und Verständnis und hätte dem Münchner wie dem Fremden gleich wohl gethan.

Digitized by Google

Baiern bis zur Salzach, wo Burghausen, die alte Hauptstadt bairischer Herzöge, sich als ein Kleinod aus alter Zeit erhebt. Niemand versäume dort in den stimmungsvollen Schloßhof einzutreten. Wer kennt Wasserburg am Inn, die grünumflossene Inselstadt mit ihren Türmen und Thoren? Wer das schön gelegne Gars mit seinem schloßartigen Kloster? Wer weiß überhaupt von der Schönheit des Innthales bei Soyen und Mühldorf, wo sich über der kalkweißen Sohle schöne Waldberge in dichter Reihe erheben und unter hohen Buchen zahlreiche kleine Seen stehen? Von dem welligen, waldigen Lande, das Isar und Inn in ihrem untern Laufe umfassen, wo der Fernblick auf die eben noch heraufdämmernden schönen Felsgipfel des Watzmann und des Wendelstein an die Nähe der Alpen erinnert, die übrigens auch von der grünen Farbe jener gletscher- und firnentsprungnen Flüsse verkündet wird, und — für den tiefern Blick — von der alten Moränenlandschaft des Diluvialgletschers mit ihrem Reichtum an kleinen Seen und großen Mooren, weiß Deutschland wenig. Zwar ist ein Faden des Weltverkehrsnetzes mitten hindurch gezogen, die Eisenbahnlinie München—Simbach—Wien, die bei Mühldorf den Inn überschreitet, die Linie des Orientexpreßzuges. Aber die Leute, die auf dem schmalen Stahlwege durch Ober- und Niederbaiern sausen, haben in diesem Lande, das ihnen reizlos erscheint, weil es nichts Auffallendes bietet, gerade Zeit an die Vergnügungen zu denken, die sie eben in München verlassen haben, oder an die Geschäfte, die sie in Wien machen werden. Die Morgensonne, die die Watzmannschneide anglüht, die Abendsonne, die die Fenster der schloßartigen Bauernhöfe in Flammen setzt, läßt ihnen höchstens eine Seifenblase durch die Landschaft fliegen und weckt eine Ahnung, daß das keine ganz leeren Räume seien. Eine angenehme Beigabe in dem Zustande des Schlafwachens, in dem man große Eisenbahnfahrten zurücklegt; weiter nichts! Wen kann ein Land interessiren, wo es keine großen Städte, keine blühende Industrie — wie duften diese Blüten? — giebt, und von dem die landläufigen Geschichtsbücher nichts andres zu sagen wissen, als daß auf dem Schlachtfeld von Ampfing bei Mühldorf zwischen Ludwig dem Baier und Friedrich dem Schönen von Österreich entschieden worden sei?

Steige doch der Reisende, der Zeit und Sinn hat, irgendwo aus, nachdem er den Inn bei Mühldorf gekreuzt hat, und wandre ins Land hinein. Nördlich von der Bahnlinie betritt er die Landstraße, auf der sich einst der große Verkehr zwischen München und Wien bewegte. Zeugen davon sind die breite Anlage, die weit über die heutigen Bedürfnisse hinausgeht, und in den größern Dörfern ein altes Postwirtshaus mit überzähligen Fremdenzimmern, die als landwirtschaftliche Vorratskammern dienen. Es steht meist an einer Straßenkreuzung, hat ein hellfenstriges Gastzimmer, oft mit freundlichem Erker. Wenn es nicht modernisirt ist, zeigen Möbel und Bilder an, daß es seine letzte Erneuerung in den zwanziger oder dreißiger Jahren erfahren hat. Man findet

Digitized by Google

ja nicht überall Zimmer, die Schatzkästlein des Empirestils genannt werden könnten, wie einst im „Wilden Mann“ zu Passau; aber es ist eine Wohlthat, Reste aus einer Zeit zu sehen, die jenseits der mit 1850 einreißenden Geschmacklosigkeit liegt. Gewöhnlich sind diese alten Häuser mit ihren breiten Höfen und zahlreichen Stallungen jetzt mehr Bauernhof als Post; doch sind sie gut gehalten und bieten nicht selten an Essen und Trinken ausgezeichnetes. Der Baier besucht gern das Wirtshaus, das unter dem Einfluß einer starken Nachfrage, aber auch einer unverblümten Kritik sich hierzulande in der Regel besser entwickelt als in schwäbischen oder fränkischen Landesteilen. Fragst du, wo das kräftige Bier herstammt, dessen Farbe etwas dunkler und dessen Geschmack weniger süßlich zu sein pflegt als in München oder gar in Salzburg, so zeigt man dir ein großes weißes Schloß, das von dem Landrücken zwischen Inn und Isar herüberschaut, einer milden Erhebung, die hier bewaldet, dort mit Schlössern und Klöstern besetzt ist. Die alten Geschlechter von Maxlrain oder Neuhauß, die dort gehaust haben, mögen dich wenig interessiren, aber in diesen Schlössern ist noch manche schöne alte Täfelung, sind Ahnenbilder und mächtige Säulenschränke erhalten. Viel von dem alten Hausrat hat allerdings durch die glänzenden Läden der Münchner Antiquitätenhändler seinen Weg in „altdeutsche Zimmer“ der weiten Welt gefunden. Die Architektur hat einen großen Stil: wahrscheinlich italienische Einflüsse, die ja auch in den hallenumgebnen Höfen der Bürgerhäuser der Innstädte zu erkennen sind. Ein halbverwilderter Park von der Größe eines guten Waldstücks führt dich auf die Höhe, wo du vor dir die Alpen und hinter dir ein Land mit vielen Dörfern, Weilern und Höfen siehst. Ganz oben ist ein kleines Kirchlein, auf dessen Kirchhof Klosterfrauen begraben sind, die zeitweilig in dem Schlosse eine Erziehungsanstalt geleitet hatten. Das große Gebäude weiterhin, das moderner als die andern aussieht, ist natürlich die Brauerei, ohne die ein Schloß hier nicht zu denken ist; weshalb auch die bairische Komtesse sich als Bräuerstochter vorstellen kann, ohne der Wahrheit (und meist auch der Wahrscheinlichkeit) zu nahe zu treten. Dort hinten glänzt Taufkirchen herüber, dessen Name an die auf vielen Schlachtfeldern erprobte Tapferkeit des bairischen Adels erinnert. Geistige Interessen pflegten sie weniger. Die meisten konnten von sich sagen wie jener Rittmeister a. D. aus altem schlesischen Adel, in dessen Schloß ich einst die Spur eines Kantischen Manuskripts verfolgt zu haben glaubte: Es mag so was in einer alten Kiste liegen; aber auf Geschriebnes und Gedrucktes haben wir im allgemeinen nie viel Wert gelegt. War es nicht auch ein Taufkirchen, der bei Coulmiers mit einem Schuß durchs Schädeldach sich meldete: Glücklicherweise kein edler Teil verletzt? Die Geschichte Baierns erzählt wohl von tüchtigen Diplomaten und Soldaten aus den heimischen Adelsgeschlechtern, aber ihren Ruhm verdunkeln die fremden Namen Montgelas, Deroy, Wrede. Jedenfalls hat Baiern aus der unzweifelhaften Begabung seiner Söhne in diesem

Digitized by Google

Stande nicht so viel Nutzen gezogen wie z. B. Preußen. Die neuere Zeit hat ja auch hier aufrüttelnd gewirkt und Kräfte frei gemacht, die sonst geschlummert haben und immer weiter geschlummert hätten. Es ist aber doch merkwürdig, daß die beiden bairischen Staatsmänner, die seit 1870 in Berlin am häufigsten genannt worden sind, der Staatsminister Lutz und der Führer des Zentrums Freiherr von Franckenstein, fränkische Männer waren.

Das oberbairische Land hat auch außerhalb des Gebirges einen heitern Charakter. Der wellige Boden der Hochebne schafft die mannichfaltigsten Lagen für Bauernhöfe, Kirchen, Schlösser, Wald- und Baumgruppen. Die geschlossenen Flächen des Waldes, der Wiesen, der Felder, die auch noch im Mittelgebirge vorwalten, durchbricht die Parklandschaft. Einzelne Eichen, Ulmen, Ahorne, Weiden und Gruppen solcher Bäume verteilen sich über das ganze Land, und aus den Gruppen der Laubbäume treten auf jeder Bodenerhebung die dunkeln Fichten hervor. Jeder Bauernhof hat seine Bäume und Baumgruppen. Nuß- und Obstbäume treten dahinter ganz zurück. Man sieht, wie das Land aus dem Wald herausgewachsen ist, der es einst ganz bedeckte. Jeder Acker und jede Wiese hat ein paar Bäume oder ein Wäldchen übrig gelassen. Da sich nun schon von der Donau an und mehr noch südlich von der Linie Pfaffenhofen—Landshut die Dörfer immer mehr in Einzelhöfe auflösen, die sich an die Hügel anlehnen oder die Hügel krönen, so entsteht eine der individualisirtesten Landschaften, die wir in Deutschland haben. Selbst die Kirche folgt diesem Zug. Gehört doch zu einem rechten Bauernhof auch eine Kapelle. Auch die einst zahlreichen Einsiedler haben Kirchlein hinterlassen, und manches alte Kirchlein steht mit wenigen Höfen zusammen als Kern einer alten Kirchgemeinde, von der sich ein jüngeres Dorf mit einer neuen großen Kirche abgezweigt hat. Nach Hunderten zählen die Kapellen und Kirchen, in denen nur an den Tagen der Patrone und sonstigen Feiertagen Gottesdienst gehalten wird, die aber dem Gebete ständig offen stehen. Das mit Sorgfalt unterhaltne eigne Kirchlein giebt dem Bauernhofe eine höhere Selbständigkeit. Das landschaftliche Auge freut sich der altersgrauen oder zierlichen Gotteshäuschen, unter denen manche uralten der romanischen Bauweise angehören. Es sind kleine Juwelen darunter, wo sich der Chor schön von dem Schifflein abhebt, während ein Seitenanbau die Kapelle einer frommen Stifterin vermuten läßt. Der Hof selbst zeigt in seiner rein weißen Farbe, von der sich die grünen Fensterläden abheben, welche Sorgfalt über ihm wacht. Das zweitwichtigste Bauwerk aber in dieser oberbairischen Landschaft ist sicherlich das Wirtshaus. Weithin sich ankündigend durch die blauweiße Fahnenstange, in schloßartiger Ausdehnung als ein gastlich erweiterter Bauernhof erscheinend, mit Bäumen vor dem Thore, unter denen Tische für biertrinkende Menschen und Futtertröge für haferfressende Pferde stehen, spricht es von dem Wohlbehagen und der Lebenslust, die in diesem Lande herrschen.

Digitized by Google

Wenn der den Hof oder die Gemarkung rings umziehende Wald an die Zeit erinnert, wo sich die Menschen mit Feuerbrand und primitivem Beil Raum im dem die Hochebne einförmig bedeckenden Walde schufen, so erinnern die Geweihe und „Gwichteln," die an der Wand der Wirtsstube hängen, an die Wald- und Jagdfreude, die in den Abkömmlingen der altbairischen Hinterwäldler lebendig geblieben ist. Schade, daß sie so oft keinen andern Weg weiß, sich zu äußern als das Wildern, das nirgends in Deutschland so verbreitet ist wie hier. Es sind oft nicht die schlechtesten, die wildern. Man hört wohl aus dem Vorleben eines besonders schneidigen und intelligenten Bauern die vertrauliche Mitteilung in bewunderndem Ton: Das war einst der gefürchtetste Wilderer weit und breit!

Von den Oberbaiern des Gebirges ist viel geschrieben worden, Kobell und Stieler sind ihre Dichter, die Bauernkomödie hat sie weithin populär gemacht. Vom Bauer der bairischen Hochebne meinte man, die Bauerndynastien auf den großen Höfen, die man von den Höhen des Wellenlandes und aus umbuschten Winkeln an den Flüssen und Teichen glänzend weiß herschauen sieht, könnten höchstens einen Kauz wie Immermann interessiren. Nun giebt es in Baiern Käuze genug, aber gerade die litterarischen sind hier die seltenste Gattung. Daß die Bauern der Hochebne aber höchstens Immermänner zweiter Klasse gefunden haben, unter denen Maximilian Schmidt sehr lesenswerte Sachen geschrieben hat, ist immerhin überraschend. Wenn sie des Sonntags zur Kirche gehen, die Männer im silberknopfbesetzten Wams, in Lederhosen und dem runden niedern seidenhaarigen Hut, die Weiber im schwarzseidnen Kopftuch, das den ganzen Rücken mit zwei breiten Flügeln bedeckt, nicht selten in schwerseidnem Rock, aber immer in dunkeln Farben, von denen die roten Strümpfe abstechen, ziehen stämmige Gestalten, entschlossene, harte Gesichter, doch auch manches freundliche Auge an uns vorüber. Wenn ich Dichter wäre, das Unverhüllte bis zum Rohen Wahre in diesen Gestalten würde mich viel tiefer ergreifen. Jede ist ein Typus. Hier ist das Mädchen, hier das Weib, hier der Greis. Keiner strebt, etwas andres zu sein. Wir wollen uns in andre Alters- und Standesklassen versetzen oder betonen das Individuelle bis zur Übertreibung. Hier dieser gebückt hinter den andern herschreitende Weißkopf ist so sehr Greis wie des Odysseus alter Vater, und der Wirt ist so sehr Wirt wie der in „Hermann und Dorothea." So wie die Höfe dieser Bauern immer unmittelbar ins Gras hineingestellt sind, dessen Wiesen, wenn auch baumbepflanzt, sich nach allen Seiten weit ausbreiten, ehe die braunen Äcker beginnen, so heben sich auch die Menschen unmittelbar von der Natur ab. Keine allzu häufige Berührung mit den Nachbarn schleift sie ab, sie entwickeln frei, was in sie hineingelegt ist.

Das in sie Hineingelegte ist nun allerdings von Landschaft zu Landschaft sehr verschieden. Zwischen dem Oberbaiern und dem Niederbaiern ist mindestens

Digitized by Google

soviel Unterschied wie zwischen dem Unterfranken und dem Mittelfranken. Der Oberbaier ist besonders nach dem Gebirge zu der germanischere von beiden. In der Tölzer und Lenggrießer Gegend und im Mangfallgebiet findet man Leute, die zu den schönsten Vertretern germanischer Männlichkeit gehören. Nach Salzburg hin überwiegen kleinere, dunklere Leute, von denen der Gendarm und der Forstgehilfe, aus Gott weiß welcher Quelle schöpfend, als von „verdruckten Welschen" sprechen. In Niederbaiern ist dann wieder einer der schwarzhaarigsten und dunkeläugigsten Menschenschläge zu Hause, die es auf deutschem Boden giebt, besonders von Regensburg gegen den Bairischen Wald und nach Amberg und Schwandorf hin. Aus dieser Gegend kommen tüchtige Soldaten; in ihr auch sitzt der „Kraftadel" roher Messerhelden. Nach Westen und Norden gehen diese bairischen Schattirungen allmählich in die Franken über. Gewöhnlich versteht man unter Altbaiern die Kreise Oberbaiern, Niederbaiern und Oberpfalz. In einzelnen Teilen entsprechen auch deren Grenzen dem alten Baiernland; aber dem Ganzen gegenüber ist doch die geschichtlich wichtige und bis in die Gegenwart herein wirksame Thatsache zu beherzigen, daß die östlichen Franken von den Baiern nicht scharf zu sondern sind, während zwischen den westlichen Franken Unterfrankens und den Baiern das ganze Schwabentum liegt. Daher ein unmerklicher Übergang vom Altbaiern zum Mittel- und Oberfranken. An Derbheit und Natürlichkeit kann es der Nürnberger mit dem Münchner aufnehmen; und dem Wohlleben ist der östliche Franke in Stadt und Land nicht abgeneigt, wenn er auch seine Lebensfreude nicht so laut und warm kundgiebt wie der Nachbar im Süden. Er ist allerdings regsamer, auch eigensinniger und rechthaberischer. Es ist aber doch soviel Übereinstimmendes diesseits und jenseits der Donau und Nab, daß die Verkittung der ostfränkischen mit den altbairischen Gauen auffallend leicht vor sich gegangen ist. Keiner von den Kleinstaaten, die Baiern bei der Auflösung des alten deutschen Reichs in sich aufnahm, hat eine so glänzende Vergangenheit geopfert wie Nürnberg. Nürnberg ist ohne Zweifel auch heute noch stolz auf seine Geschichte; es ist eine Persönlichkeit unter den deutschen Städten, nicht bloß eine Anhäufung von Häusern und Menschen. Es blickt auch nicht ohne Neid auf das von der Regierung und dem Hof so begünstigte München, das überdies durch den Fremdenzufluß mit leichterer Mühe Geld erwirbt als das mehr abseits gelegne Nürnberg. Der Nürnberger Kaufmann spricht daher schaudernd von dem Leichtsinn und der Genußsucht der Münchner. Die Hauptsache ist aber doch, daß sich Nürnberg unter bairischer Herrschaft wohl fühlen gelernt und einen fröhlichen Aufschwung genommen hat, wie es ihn in den letzten zwei Jahrhunderten seiner Selbständigkeit nicht erlebt hat. Die Kunstpflege der bairischen Könige hat Nürnberg ebenso wohl gethan wie München, und soweit die ältere französisch-zentralisirende Verwaltung einen zweiten Mittelpunkt überhaupt zulassen konnte, ist Nürnberg mehr als jede andre Stadt außer München begünstigt worden.

Digitized by Google

Im Eisenbahnnetz ist Nürnberg ohne Zweifel der zweite Knotenpunkt. Die altbairische Läßlichkeit war ganz geeignet, aus reichsstädtischen Zuständen schonend in die Stellung einer Provinzialstadt überzuleiten. Der konfessionelle Gegensatz ist im allgemeinen klug behandelt worden. Größer ist nach allen Zeugnissen der Abstand in den einst preußischen, früher ansbachisch-bayreuthischen Landesteilen empfunden worden. Preußen hatte hier vor Thorschluß noch einige seiner besten Leute hergesandt, Hardenberg, Humboldt, mit denen die altbairischen Beamten nicht konkurriren konnten. Diese standen z. B. im Bergwesen weit zurück. Die hie und da noch vorhandnen preußischen Sympathien haben aber nicht einmal vermocht, das Luisen-Festspiel auf der Luisenburg bei Wunsiedel über dem Wasser zu halten.

Doch zurück nach Altbaiern, und zwar recht in die Mitte hinein. Die vom Rhein her kommenden Nibelungen fanden in der Passauer Gegend nicht eben den freundlichsten Empfang. Von fränkischer Leichtlebigkeit und österreichischer Weichmütigkeit sind gerade hier die Altbaiern am weitesten entfernt. Nicht bloß die Bauern, auch die Bürger der in Altbaiern wenig zahlreichen Städte befleißigen sich nicht ungern einer naturwüchsigen Ungeschlachtheit. Wer sie nicht hat, erzieht sie sich an und gewinnt damit Lebensart. Grobheit, die mit Aufrichtigkeit und Mutterwitz verbunden ist, ziert den Mann. Ein grober Wirt zieht die Gäste an, statt sie zu verscheuchen. Neben Jagdgeschichten gehören Erzählungen von groben Wirten und Beamten zu den beliebtesten Würzen der Unterhaltung; und dazu passen trefflich die Maßkrüge kräftigen Bieres, wozu „abgebräunte" Kalbshaxen von fabelhafter Größe und unförmliche Portionen Kalbs- und Schweinsbraten verzehrt werden.

Die Neigung zur Volkstracht ist unter solchen Verhältnissen überall da, sie wagt sich in allerlei Formen schüchtern vor. Aber sie kommt zu keinem rechten Halt mehr, wenn er ihr nicht von außen geboten wird. Daran hat es nun gerade in Baiern nicht gefehlt. Im Gebirge sind schwarzlederne Kniehosen, Wadenstrümpfe, Joppe und „a greans Hüatl" mit dem Gemsbart oder der Spielhahnfeder gleichsam offiziell für alle Jäger und für viele Touristen. Wenn der Prinzregent mit seinem ganzen Jagdgefolge in dieser Tracht im Berchtesgadner Land, im Isarthal über Lenggrieß oder im Algäu jagt, giebt er ein weithin leuchtendes Beispiel der Schätzung der alten guten Tracht. In derselben Richtung sind die Volkstrachtenvereine wirksam und am meisten wohl einflußreiche Geistliche, die der jüngern Generation keinen Zweifel darüber lassen, daß die Tracht der eigentliche Kirchenanzug sei. Die Hauptsache ist aber doch immer, daß die züngelnden, wegspülenden Wellen des modernen Lebens überhaupt nie in diese alten Höfe so hineingedrungen sind, wie in die fränkischen und oberpfälzischen Dörfer. Darum steckt auch im Bau und Hausrat viel Altertümliches und Schönes, wovon leider das beste an die Trödler übergegangen ist. Ich habe romanische Säulen aus Untersberger Marmor im Giebel eines Bauern-

Digitized by Google

hauses gesehen und mir von Kennern erzählen lassen, daß in alten Häusern der Traunsteiner Gegend uraltes Balkenwerk mit herausgeschnitzten geknoteten Strickleisten erhalten sei. Ein großer Feind des Alten ist in Altbaiern das Feuer. Ein vom Blitz getroffner oder sonstwie in Brand geratner Einödhof ist natürlich fast rettungslos verloren. Die Höhen, auf denen die ältesten Höfe liegen, sind im Nagelfluhgebiet wasserarm. Brandstiftung dürfte kaum in einem andern Teile Deutschlands so häufig sein; sie ist nicht selten die Rache entlassener schlechter Dienstboten, leider auch des gekränkten Bauernehrgeizes und manchmal sogar der verschmähten Liebe.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Sonntagsheiligung. „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Geschäfte besorgen; der siebente Tag aber ist die Ruhe des Herrn, deines Gottes; an diesem Tage, dem Sabbath, sollst du keine Arbeit verrichten, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Ochs, noch dein Esel, noch all dein Vieh, noch der Fremdling, der in deinen Mauern weilt; gedenke, daß du selbst ein Sklave gewesen bist im Lande Ägypten, und daß dich der Herr, dein Gott, mit starker Hand und ausgerecktem Arm daraus erlöst hat." Es giebt wenig gleich große Worte unter all den zahllosen großen Worten des großen heiligen Buches, noch weniger, die durch all die Jahrtausende hindurch eine gleich gewaltige und gleich wohlthätige und dabei sicht- und greifbare Wirkung geübt hätten. Das Wort enthält die grundsätzliche Aufhebung der Sklaverei und die thatsächliche Aufhebung dessen, was unerträglich und was entehrend ist in der Sklaverei. Jede noch so widerwärtige Arbeit läßt sich ertragen, wenn auf die Arbeit ein Feierabend und auf die sechs sauern Tage ein frohes Fest der Ruhe folgt, völlig unerträglich wird die Plackerei erst, wenn sie Tag für Tag ununterbrochen fortgeht. Und sobald der Sklave als ein Mensch anerkannt ist, der nicht bloß als Arbeitswerkzeug betrachtet und behandelt werden darf, weil sich Gott um ihn kümmert und will, daß auch er seines Lebens froh werde, ist der Sklaverei das Entehrende genommen; die gemeinsame Ruhe und Feier, die auf die gemeinsame Arbeit folgt, verbindet den Sklaven mit der Familie, macht ihn zum Familiengliede und erhebt ihn zur Persönlichkeit. Denn auch die Arbeit ist ja gemeinsam, da dasselbe Gebot, das dem Sklaven die Ruhe sichert, dem Herrn die Pflicht der Arbeit auferlegt: Sechs Tage sollst du arbeiten! Nicht befiehlt der Herr, daß man am Sabbath opfere und gottesdienstliche Versammlungen besuche. Nur die Ruhe, die Erholung befiehlt er; das Gebot ist ein reines Humanitätsgebot. Freilich, als ein biblisches, nicht ohne Beziehung auf Gott; zu seiner Ehre soll alles geschehen, was geschieht, soll auch der Sabbath gefeiert werden, und darum ist die Sabbath-

Digitized by Google

ruhe zugleich Sabbathheiligung. Der Gott der Offenbarung hat eben die Welt so eingerichtet, daß seine Ehre und des Menschen Wohl unzertrennlich mit einander verbunden sind, und daß alles, was die eine fördert oder schädigt, auch das andre fördert oder schädigt. Übrigens würde die Anordnung eines Kultus am Sabbath dessen Charakter als eines Freudenfestes nicht beeinträchtigt haben. Bei der Anordnung der Opfer an den Festtagen heißt es jedesmal: Du sollst essen und trinken und fröhlich sein mit den Deinen! An die Stelle des Opfers, das nur in Jerusalem dargebracht werden darf, tritt am Sabbath das fröhliche Familienmahl, und die Ehre Gottes kommt nicht zu kurz dabei, denn der Hausvater hat die Pflicht, die Seinen daran zu erinnern, daß auch dieses Fest wie jede andre gute Gabe Gottes Geschenk ist, und hat der Großthaten Gottes für sein Volk zu gedenken. Später dienten dann diesem Zwecke auch noch die Synagogenversammlungen, die nicht vom göttlichen Gebote, sondern von der fortgeschrittenen Bildung und Einsicht des Volkes gefordert wurden. Dabei konnte es denn nicht fehlen, daß auch im Sklaven geistiges Leben geweckt und gefördert wurde, und so war auch von dieser Seite her dafür gesorgt, daß er zu sich selbst käme und eine Persönlichkeit würde.

Auch auf diesem Gebiete ist mit der Zeit Vernunft oft Unsinn, Wohlthat Plage geworden, wie wir aus dem Kampfe ersehen, den Christus gegen die rabbinische Sabbathfeier geführt hat. Aber was wollen die Lächerlichkeiten und Unbequemlichkeiten einer talmudischen oder puritanischen Sabbathruhe bedeuten gegen das Elend einer Arbeiterbevölkerung, die gar keinen Sonntag hat! Das moderne Leben hatte einem großen Teile des Volkes den Ruhetag geraubt, und daher ist seine gesetzliche Wiederherstellung als eine der wohlthätigsten und rühmlichsten Thaten unsrer Gesetzgebung zu preisen. Über kleine Unbequemlichkeiten, die dadurch verursacht werden, über Thorheiten, die dabei vorkommen, mag man lachen, darf sich aber dadurch nicht abhalten lassen, das Werk zu vollenden. Denn vollendet ist es noch lange nicht. Noch giebt es Scharen von Arbeitern, die selten, noch giebt es tausende, die nie einen Sonntag haben; zu ihnen gehören die meisten Bäcker und die Kellner. Wir kennen persönlich Knaben von vierzehn bis siebzehn Jahren, die im Jahre 365 sechzehn- bis achtzehnstündige Arbeitstage haben. In einer neuern Petition von Bäckermeistern wird gebeten, die Bäckereiverordnung entweder aufzuheben, oder wenigstens statt des Maximalarbeitstages nur eine Minimalarbeitsruhe von acht bis neun Stunden anzuordnen. Diese Bäckermeister würden also einen Lehrling oder Gesellen schon für geschützt ansehen, wenn er in der Woche bloß sieben fünfzehn- bis sechzehnstündige Arbeitstage hätte. Da bleibt also noch viel zu thun übrig.

Es will uns nun scheinen, daß sich die ausführenden Organe, anstatt an das Notwendige zu denken, was noch zu thun übrig bleibt, viel überflüssige Arbeit und Sorge machen. Ihre Thätigkeit erhält schon dadurch eine schiefe Richtung, daß sie immer von der Heilighaltung des Sonntags reden. Um die Heiligung haben sich weder die Gesetzgeber noch die Verwaltungsbeamten und die Richter zu kümmern; nur dafür haben sie zu sorgen, daß jedem Geschöpf, das ein menschliches Antlitz trägt, die von Gott verordnete Ruhe gesichert werde. Die Obrigkeiten der Neuenglandstaaten mochten vor zweihundert Jahren die gesetzliche Sonntagsheiligung anordnen, denn ihr ganzes Volk bestand aus gläubigen Puritanern. Die Gesetzgeber und die hohen Verwaltungsbeamten der heutigen europäischen Staaten dagegen haben größtenteils für den positiven Christenglauben irgend einen philosophischen Glauben eingetauscht, und schlecht stehen ihnen Maßregeln an, die nur

Digitized by Google

dann einen Sinn haben und gerechtfertigt sind, wenn sie aus einem gläubigen und frommen Herzen stammen. Die Obrigkeit hat nur dafür zu sorgen, daß der gläubige Teil der Bevölkerung in seiner Sonntagsheiligung nicht gestört werde. Nun wird aber auch der frömmste Christ weder durch den Anblick eines Photographieschaukastens noch durch den einer Radlerin in seiner Andacht gestört, die er ja nicht auf der Straße verrichtet, und ein Photographieschaukasten und eine Radlerin sind Dinge, an denen vielleicht ein individueller Geschmack, nicht aber das Gewissen Anstoß nimmt, auch das zarteste christliche Gewissen nicht. Wenn nun die Polizei, von der niemand zarte Empfindung verlangt, daran Anstoß nimmt, so macht sie sich lächerlich. Und das ist eine ganz andre Art Lächerlichkeit als die, von der wir oben sagten, man müsse sie mit in den Kauf nehmen. Wenn man einem Gaste abends ein Glas Bier anbieten oder wenn die Hausfrau Thee bereiten will, und es geht nicht — wegen der Sonntagsruhe, so ist das eine der lächerlichen Situationen, die das Gesetz solchen bereitet, die sich nicht vorsehen, und die man sich gefallen lassen muß; aber daß sich die Obrigkeit selbst durch völlig sinnlose Anordnungen und Verbote lächerlich mache, das ist nicht notwendig. Was die Jagd anlangt, von der vor kurzem viel die Rede war, so finden wir sie am Sonntag nicht deswegen unpassend, weil sie dem Jägersmann Vergnügen macht, sondern weil wir meinen, der Gott, der am Sabbath an den Ochsen und den Esel denkt, könne kein Gefallen daran haben, daß am Sonntag das Blut so harmloser Geschöpfe wie Rehe und Hasen vergossen werde. Die Jagd bleibt ein rohes Vergnügen, und darum paßt sie nicht für den Sonntag. Das alte Kirchengesetz hat wenigstens die venationes cum strepitu, also Treib- und Hetzjagden verboten.

Recht sonderbar nimmt sich eine Entscheidung des Kammergerichts aus. Der Oberpräsident von Brandenburg hat eine Polizeiverordnung erlassen, wonach an Feiertagen die Abhaltung von Volksversammlungen verboten sein soll. Auf Grund dieser Verordnung waren die Einberufer einer Versammlung verurteilt worden, und das Kammergericht hat die Revision mit der Begründung zurückgewiesen: „Der Oberpräsident ist der Meinung, daß durch öffentliche Versammlungen an den genannten Tagen deren äußere Heilighaltung gestört werde. Wenn er daher eine Polizeiverordnung erläßt, durch die er öffentliche Versammlungen an diesen Tagen gänzlich oder wenigstens während des Gottesdienstes verbietet, so ist dies eine ihm zustehende Regelung des Versammlungsrechts.“ Auf die Meinung des Herrn Oberpräsidenten kommt gar nichts an, sondern nur darauf kommt es an, ob eine Veranstaltung das religiöse Gefühl der christlich gesinnten Bevölkerung des Ortes verletzt. Nun wird dieses ohne Zweifel z. B. durch ein wüstes Lärmen Betrunkner oder durch zotenhafte Vorstellungen auf einem öffentlichen Platze verletzt, nicht aber durch eine Volksversammlung, die ernste Angelegenheiten behandelt, außerhalb der Stunden des Gottesdienstes. Eine Versammlung Sonntags morgens um neun Uhr ist an sich anstößig, doch würde für den Vernünftigen auch in diesem Falle der Anstoß wegfallen, wenn es sich um abhängige Leute handelte, die zu einer andern Stunde nicht abkommen könnten. Einen sehr peinlichen Eindruck würden dergleichen Verbote machen, wenn z. B. nur Arbeiterversammlungen an gewissen Feiertagen verboten würden; denn da in diesen gewöhnlich über die Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes beraten wird, so würde das Verbot auf eine Stufe zu stellen sein mit dem pharisäischen Verbot der Krankenheilungen am Sabbath, gegen das sich Christus so scharf mit dem Worte wendet: Der Mensch ist nicht des Sabbaths, sondern der Sabbath ist des Menschen wegen da. Wie sonderbar nimmt sich solchen Verboten gegenüber folgender Vorfall aus, der im September in einer

Digitized by Google

viel gelesenen Zeitung berichtet und bis jetzt noch nicht abgeleugnet worden ist.*) In einer kleinen Stadt wird ein zweitägiges Kreiskriegerfest veranstaltet, zum Verdruß der solidern Einwohner, denen noch ein mehrtägiges landwirtschaftliches Fest droht. Der erste Festtag ist ein Sonntag; der Verein feiert bis Mitternacht und zieht nachts $1^1/_2$ Uhr mit Blechmusik, Gesang und großem Lärm auf den Marktplatz ein — unter Führung eines höhern königlichen Beamten. Der Bürgermeister, bei dem keine Erlaubnis zu einem öffentlichen Einzuge eingeholt worden ist, untersagt für Montag den nächtlichen, lärmenden Einzug; dieser wird aber trotzdem wieder veranstaltet, unter der Führung desselben, dem Bürgermeister übergeordneten Beamten. Mögen die Gesetzgeber und die Verwaltungsbeamten die Sonntagsruhe dazu benutzen, recht fleißig in der Bibel zu lesen und den Geist in sich aufzunehmen, aus dem heraus Gesetze über die Sonntagsfeier zu erlassen und auszuführen sind!**)

Manövernachklänge. 1. Der bairische Landtag hat in der ersten Oktoberwoche auf Antrag des Zentrumsabgeordneten Dr. Schädler die heurigen großen Manöver zum Gegenstand einer Besprechung gemacht, die vier Tage gedauert, Erörterungen über alle möglichen Dinge, namentlich über die Entbehrlichkeit derartiger Übungen gebracht, dem Lande einiges Geld gekostet, sachlich aber nicht das mindeste genützt hat. Dem Kriegsminister von Asch, der ein schlagfertiger Redner ist, war es ein leichtes, die angebliche Beunruhigung, die wegen der Manöver im Lande herrschen soll, als künstliches Produkt nachzuweisen. Bei der ganzen Interpellation samt ihrer Begründung ist ein gut Teil zukünftiger Wahlmache mit untergelaufen, deshalb hat sich auch das bairische Landtagszentrum, das unter der Konkurrenz des Bauernbundes leidet, beeilt, den Antrag einzubringen. In den Reden der Zentrumsabgeordneten wurde klugerweise ein scharfes Betonen partikularistischer Gesinnung vermieden; doch hat es in der Rede des Dr. Schädler nicht an versteckten und offnen Spitzen gegen den Kaiser gefehlt, und der Kriegsminister hat auch, da es der Präsident der Kammer unterließ, gegen ein Hereinziehen der Person des Kaisers in die Debatte protestirt. Und vollends der bekannte Redakteur des Vaterlands, Dr. Sigl, hat in einem Ton, wie er bisher im Landtage nicht üblich gewesen ist, seiner Abneigung gegen die Manöver, gegen Preußen und gegen das Reich Ausdruck gegeben. Die Kundgebungen Sigls dürfen freilich nicht zu tragisch genommen werden; den Artikeln in seiner Zeitung wird im Norden wohl mehr Gewicht beigelegt, als in seiner engern Heimat. Aber es darf doch nicht verschwiegen werden, daß in der viertägigen Debatte, und zwar selbst auf der liberalen Seite, eine Stimmung zum Ausdruck gekommen ist, die, wenn auch nicht mit dem bösen Worte Reichsverdruß oder Partikularismus, doch als eine gewisse Unzufriedenheit mit einzelnen Vorgängen und Kundgebungen in der Regierung bezeichnet werden muß. Es ist neuerdings viel von dem Zunehmen des Partikularismus im Süden und vor allem in Baiern die Rede. Das ist aber

*) Das Blatt hat den Namen des Ortes, sowie Namen und Rang des höhern Beamten genannt.

**) Charakteristisch für das Verständnis, mit dem manchmal die untergeordneten ausführenden Organe das Wohl von Schutzbedürftigen wahrnehmen, ist folgender Vorfall. In einer Mittelstadt haben die Bäckerlehrlinge zu einer Zeit, wo ganz außergewöhnlich viel zu schaffen war, von Sonnabend Mittag bis Sonntag Mittag ununterbrochen gearbeitet. Kaum haben sie sich Sonntag Nachmittag schlafen gelegt, so erscheinen Polizisten, reißen sie aus den Betten und schleppen sie in den Fortbildungsunterricht.

Digitized by Google

nicht ganz berechtigt. Das Zentrum hat sich mit der Zugehörigkeit Baierns zum Reiche abgefunden; mehr als angesäuerte Liebe von ihm zu verlangen wäre ein verfrühtes Begehren. Geradezu partikularistisch dagegen ist der in den letzten Jahren in Altbaiern entstandne Bauernbund. Er ist entstanden durch die Unzufriedenheit über die neuen Handelsverträge und beruht parteipolitisch auf dem Gegensatze zwischen der katholischen Geistlichkeit und dem Bauernstande: der Bauernstand war der langjährigen Führung durch den Klerus müde geworden. Leider herrscht aber auch in den durchaus reichsfreundlichen Kreisen, die bisher die Träger des Reichsgedankens gewesen sind, eine gewisse Verstimmung und Unlust zu politischer Thätigkeit. Diese Verstimmung, die keineswegs als eine Verminderung der Freundschaft zum Reiche aufzufassen ist, ist zurückzuführen auf die Entlassung Bismarcks, der im Süden als der eigentliche Vertreter des Reichs galt, und der durch die schonende Behandlung der Stammeseigentümlichkeiten langsam, aber um so sicherer für das Sicheinleben in das neue Reich gesorgt hatte. Diese Unzufriedenheit ist durch manche Vorgänge in den letzten Jahren, durch eine gewisse Unstetigkeit in der innern und äußern Politik und durch das im Süden nicht gewohnte Hervortreten des Kaisers nicht vermindert worden. Dabei mag auch, wenn auch nicht in dem Maße, wie manche Blätter behaupten, die Reform der Militärstrafprozeßordnung eine Rolle spielen. Wir halten das Recht Baierns auf einen eignen obersten Gerichtshof in Militärsachen für ein Reservatrecht und daher eine Überstimmung Baierns im Bundesrate in dieser Frage für ausgeschlossen. Baiern hat eine dem modernen Prozesse entsprechende Militärstrafgerichtsordnung, und so ist sein Bedürfnis nach einer Neuregelung äußerst mäßig. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß der Süden Deutschlands dem Norden in der politischen Entwicklung vorausgeeilt ist. Erst in diesen Tagen sind an die Spitze zweier bairischen Provinzen zwei Beamte gestellt worden, die, bürgerlicher Herkunft, nur durch ihre Tüchtigkeit emporgekommen sind.

Immerhin bleibt die Manöverdebatte im bairischen Landtag ein merkwürdiges Ereignis in dem siebenundzwanzigsten Jahre des Reichs. Allein berücksichtigt man alle Umstände, so dürfen auch die Mißklänge, die aus den Kammerverhandlungen herausgeklungen haben, nicht zu hoch angeschlagen werden. Viel wichtiger ist, daß die Manöver das Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen den preußischen und den bairischen Truppen gestärkt und die volle Ebenbürtigkeit der beiderseitigen Truppen unter den Augen der beiden Landesherrn erwiesen haben. Gelingt es den neuen Männern in der Reichsregierung, unter Schonung der berechtigten Eigentümlichkeiten der einzelnen Bundesstaaten und Stämme in die Reichspolitik wieder eine gewisse Ruhe und Stetigkeit zu bringen, die auch die Kunst des Abwartens versteht, dann wird auch im Süden die Verstimmung wieder schwinden, in der gewisse Leute am liebsten ein Emporwuchern des Partikularismus sehen möchten.

2. Einer unsrer militärischen Mitarbeiter schreibt uns zu derselben Sache noch folgendes: Es liegt mir fern, hier über die politischen Gesinnungen der Klerikalen zu schreiben, wohl aber möchte ich einige Ansichten berichtigen, die von einzelnen Rednern dieser Parteien über Militärverhältnisse vorgebracht worden sind. Dahin gehört zunächst Schädlers Ausspruch: Manöver seien ganz und gar unnötig. Die Manöver bilden den Abschluß der alljährlichen Ausbildung. Der Soldat soll darin lernen, wie es im Kriege zugeht, welche Anstrengungen ihm zugemutet werden können, welche Entbehrungen er unter Umständen zu ertragen hat. Er soll ein Bild bekommen, wie etwa eine Schlacht aussieht. Er soll sehen, welch wichtiges

Digitized by Google

Förderungsmittel für gute Erfolge eine gute Marschdisziplin, ein sorgfältiger Vorposten- und Patrouillendienst ist. Der Führer übt sich in Beurteilung von Kriegs- und Gefechtslagen. Er lernt, auf Grund oft widersprechender Meldungen und Nachrichten über den Feind, die ihm von Patrouillen, Beobachtungsposten, Fesselballons usw. zugehen, Wahres von Zweifelhaftem oder Unrichtigem unterscheiden und in kurzer Zeit seinen Entschluß fassen und Anordnungen treffen. Der Verwaltungsbeamte wird sich der Schwierigkeiten der Verpflegung größerer Truppenmassen bewußt und lernt Lebensmittel so schnell als möglich an den richtigen Ort bringen. Aus alledem ergiebt sich, daß die Manöver, so wie sie in Preußen schon vor langer Zeit und seit 1866 in ganz Deutschland gehandhabt werden, keineswegs unnötig sind, daß man dabei eine Menge Dinge lernen kann, die zur erfolgreichen Führung eines Feldzuges unbedingt nötig sind. Dem Soldaten, der Manöver mitgemacht hat, werden die meisten Erscheinungen im Kriege nicht fremd und darum nicht auffallend sein, und der preußische Grundsatz ist gewiß richtig: Alle Ausbildung muß den Ernstfall, den Krieg, die Schlacht, das Gefecht im Auge haben, der Gedanke an den Krieg soll durch die ganze Erziehung des Soldaten und des Offiziers gehen. Im Manöver kommt, abgesehen von Tod und Verwundung, alles vor, was der Krieg bringen kann. Gerade die letzten Kaisermanöver haben im weitesten Sinn alles kriegsmäßig zu gestalten gesucht. Die Führer sahen sich großen Truppenmassen gegenüber, sie wußten vom Feinde nur, was ihnen durch Meldungen aller Art zukam, und hatten darnach und nach Maßgabe ihres Auftrags und des allgemeinen Kriegszwecks ihre Entschlüsse zu fassen, und zwar in wenigen Stunden, ja im Gefechte selbst, oft nur in wenigen Minuten. Diese Art der Ausbildung und Schulung des Geistes, insbesondre der Entschlußfähigkeit, kann kein Studium am grünen Tische ersetzen, auch nicht das sonst so schätzbare Kriegsspiel. Denn es ist etwas andres, im Lehnstuhl, umgeben von Büchern, vor einer großen Karte zu sitzen und die Thaten Friedrichs des Großen oder Napoleons I. zu überlegen und zu kritisiren oder im Kameradenkreise beim Kriegsspiele seine hölzernen Truppenzeichen vor- und zurückzuschieben, oder, wenn auch nur im Manöver, die Stellung des Feindes zu beurteilen, über Angriff oder Rückzug zu entscheiden und an die Unterbringung und Verpflegung von Mann und Pferd zu denken.

Wenn aber die Manöver nötig sind, so kann man auch nicht einzelne Vorgänge, wie z. B. den großen Kavallerieangriff unter Führung des Kaisers, verwerfen und als Schaustellung, als Prunkstück bezeichnen. Bloße Prunkstücke kommen bei uns nicht vor. Rußland zeigt dergleichen bei allen großen Paraden, wo die gesamte anwesende Reiterei in einer langen Frontlinie mit Hurra auf die kaiserliche Tribüne losstürmt und unmittelbar vor ihr Halt macht. Frankreich hat diese Schaustellung in letzter Zeit im Lager von Chalons nachgeahmt. Bei uns geschieht dergleichen nicht. Wohl aber sind wir auch heute noch, trotz rauchschwachem Pulver und Schnellfeuerwaffen, von dem Nutzen gewaltiger Reiterangriffe überzeugt. Schon seit Einführung der Schußwaffen glaubte man, die Zeit der Reiterangriffe und ihrer Erfolge sei vorüber, und diese Anschauung trat bei jeder Neuerung in den Schußwaffen wieder hervor. Trotz alledem haben wir großartige Erfolge der Reiterei im siebenjährigen Kriege, in den Napoleonischen Schlachten, ja noch im letzten deutsch-französischen Kriege erlebt, ich brauche nur an Roßbach, Zorndorf, Eylau, Moskwa, Leipzig, Mars-la-Tour usw. zu erinnern. Freilich, eine noch gänzlich unberührte Infanterie- oder Artillerielinie mit Reiterei anzugreifen, wäre ein Unsinn, aber einen bereits erschütterten Feind wird ein großartiger, im richtigen Augenblick angesetzter Reiterangriff auch heute noch unbedingt über den Haufen

Digitized by Google

werfen. Den richtigen Augenblick dazu erfassen, die Massen richtig formiren und mit Blitzesschnelle gegen den richtigen Punkt vorführen, das kann man im Manöver recht wohl lernen.

Daß Preußen mit seinen Manövern zur Ausbildung seines Heeres auf dem richtigen Wege ist, das ist durch die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 wohl zur Genüge bewiesen. Preußen hat von 1815 bis 1864, abgesehen von den Kämpfen 1848/49, keinen Krieg gehabt. Trotzdem schlugen seine Heere die Franzosen und die Österreicher, denen die Erfahrungen wirklicher Feldzüge und Schlachten in Algier, der Krim und Italien zur Seite standen.

Wenn sich schließlich ein Teil der bairischen Kammer Sorge macht, daß die Führung bairischer Truppen durch den Kaiser der Verfassung zuwider geschehen sei, so widerlegt sich dieser klägliche Vorwurf von selbst durch die Anwesenheit des Prinzregenten. Überdies hat der bairische Kriegsminister ausdrücklich versichert, es sei alles verfassungsmäßig zugegangen.

Anarchistenschutz. Wir trauten kaum unsern Augen, als wir vor einiger Zeit durch die Zeitungen die Nachricht gehen sahen von „einer in Berlin unter den Augen des Gesetzes tagenden Anarchistenversammlung, die den Beschluß gefaßt habe, dem zum Tode verurteilten (unterdes hingerichteten) Mörder Canovas und seinen internationalen Genossen ihre Sympathie kund zu geben," und hinterdrein die verblüffende Bemerkung, daß die „beaufsichtigenden Organe" (vermutlich wegen musterhafter Haltung der Herren Meuchelmörder) keinen Anlaß gehabt hätten, die Versammlung aufzulösen. Wir sind freilich selbst der Ansicht, daß, wenn überhaupt eine „Anarchistenversammlung" in derselben gemütlichen Weise wie etwa die Sitzung eines „gemeinnützigen Vereins" oder eines „Wohlthätigkeitsvereins" öffentlich angekündigt werden darf, also polizeilich genehmigt ist, und wenn das einfache und harmlose Thema: Billigung des Meuchelmords zu einem rechtzeitigen Verbot der Polizei nicht genügt, die Versammlung selbst von den mit der sehr heikeln Überwachung betrauten „Organen" nicht wohl aufgelöst werden kann, wenn nur Biergläser, Fensterscheiben, Tische, Stühle und Köpfe der erschienenen werten Zeitgenossen dabei wohl erhalten bleiben. Aber wir fragen doch: Warum wird eine solche Versammlung, warum wird ihre Ankündigung überhaupt geduldet, warum wird überhaupt in einem zivilisirten Staate einem, der in jeder Richtung den Schutz dieses Staates in Anspruch nimmt, erlaubt, sich öffentlich „Anarchist" zu nennen? Ein in der Wolle gefärbter freisinniger Bürger erklärt uns vielleicht mit berechtigtem Stolz auf seine Weltstadt, in der solche und noch ganz andre Kräfte sinnlos walten dürfen, daß sich Ideen nicht durch Polizeimaßregeln bekämpfen lassen. Wir sind ganz seiner Ansicht, sind aber bisher immer in dem Wahne gewesen, daß solche Ideen so etwas ähnliches wie „Ideale" wären. Worin erblickt nun eine löbliche Polizei die Ideale des Anarchismus, denen sie nicht zu Leibe gehen könne? Uns scheint, daß das Ideal des Anarchisten die Abschaffung des Idealen in der Welt überhaupt bedeute, an erster Stelle aber die Abschaffung des ganz überflüssigen Polizeistaats. Man rede uns auch nicht davon, daß das im Verborgnen schleichende Gift noch viel gefährlicher sei, als das bischen polizeilich konzessionirter Anarchismus. Ganz abgesehen davon, daß die Ideen sich hier schon in recht handgreifliche Thaten umgesetzt haben, welche Verwirrung müssen diese polizeilich gestatteten Anarchistenversammlungen und ihre öffentlichen Ankündigungen und Besprechungen in jugendlichen Köpfen anrichten, in denen ein Tropfen von jenem Gift schon eine gewisse Gährung hervorzurufen begonnen hat! Oder will man den ruhigen Bürger auf diesem Wege graulen machen vor der Gefahr des Anarchismus?

Digitized by Google

Das Bismarckdenkmal für Berlin. Es ist gekommen, was vorauszusehen war: bei dem zweiten Wettbewerb um das Denkmal für den Fürsten Bismarck, das vor dem Reichstagsgebäude auf dem Königsplatze errichtet werden soll, hat das Preisgericht dem Komitee die Ausführung des Entwurfs von Reinhold Begas empfohlen, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Entscheidung vom Kaiser gebilligt werden wird, wenn das Denkmal überhaupt zur Ausführung kommt. Wir erleben also ungefähr dasselbe Schauspiel wie bei dem Wettbewerb um das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. Zur ersten Konkurrenz hatte Begas freilich einen Entwurf eingesandt, aber ohne sich an die Bestimmungen des Programms zu halten und, wenn wir nicht irren, auch nach Ablauf des zur Einlieferung festgesetzten Termins. Die zweite, engere Konkurrenz, zu der Begas eingeladen worden war, hatte dann auf viele den Eindruck einer Scheinkonkurrenz gemacht, und es rief nicht die geringste Überraschung hervor, als Begas den Auftrag zur Ausführung erhielt. An dem ersten Wettbewerb um das Bismarckdenkmal hat sich Begas überhaupt nicht beteiligt, und zum zweiten ist er mit Diez in Dresden, Maison in München, Brütt und Manzel in Berlin eingeladen worden, um mit den Künstlern, die 1895 durch erste Preise ausgezeichnet worden sind, in die Schranken zu treten. Jedem der Bewerber war eine Entschädigung von 5000 Mark zugesagt worden, und diese Verheißung hat neben andern rein künstlerischen Gründen immerhin so stark gewirkt, daß nur zwei — Diez in Dresden und W. v. Rümann in München — der Einladung nicht gefolgt sind.

Wenn die Entscheidung bei dem Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm der Gegenstand einer vielfach berechtigten Kritik gewesen ist, so liegt dagegen die Sache beim Bismarckdenkmal wesentlich anders. Begas hat sich in mehreren Büsten Bismarcks als ein Künstler bewährt, der die dämonische, das allgemeine Menschenmaß weit überragende Genialität des einzigen Mannes so tief erfaßt und mächtig ergreifend zur Erscheinung gebracht hat, wie kein andrer Bildner außer ihm. Was Lenbach bei seinen Bismarckbildnissen, die übrigens bei der Massenproduktion des Künstlers von Jahr zu Jahr immer maskenartiger und lebloser werden, selten oder niemals völlig befriedigend erreicht hat: geschlossene Monumentalität der Haltung, das ist Begas auf den ersten Griff gelungen, und so hat er denn auch für die Berliner Konkurrenz eine Figur Bismarcks geschaffen, die die Figuren seiner Nebenbuhler, selbst die von Schaper und Siemering weit überragt. Man möchte diese Gestalt bei der Ausführung in keinem Zuge geändert sehen! Mit der Linken den Pallasch weit von sich haltend, die Finger der Rechten auf ein Schriftstück stützend, das über einen Baumstumpf gebreitet ist, so steht er hoch aufgerichtet da, das behelmte Haupt etwas nach rechts gewendet, als sähe er einen Gegner vor sich, gegen den er mit blitzenden Augen sein gutes Recht verteidigt. So haben die Pariser Advokaten und Politiker nach ihren eignen Aussagen den „schrecklichen“ Mann vor sich gesehen, als sie mit ihm wie Kleinkrämer um jeden Fußbreit Landes, um jeden Stein ihrer Festungen feilschten, und ihr thränenseliges Pathos, ihr klägliches Gewinsel an diesem rocher de bronze wirkungslos abprallte! Bedarf eine solche Figur, die allein ein Menschenalter deutscher Geschichte verkörpert, noch einer Erläuterung durch die üblichen Sockelreliefs und allegorischen Postamentfiguren? Auch Begas hat wie alle seine Mitbewerber auf dieses Beiwerk nicht verzichtet und wohl auch nicht verzichten können. Sie hatten alle mit der erdrückenden Nähe des kolossalen architektonischen Hintergrundes zu rechnen, und es entsteht die Frage, ob an dieser Stelle überhaupt eine befriedigende Wirkung erreicht werden kann, ohne daß die Figur weit über menschliches Maß gesteigert wird. Fast alle Bewerber haben sich mit der Lösung dieses Problems redlich abgemüht und wertvolles

Digitized by Google

Material geliefert, das man nicht unbenutzt lassen sollte, wenn wirklich eine monumentale Gestaltung des Platzes beabsichtigt wird. Einige haben die Figur Bismarcks soweit wie möglich vom Reichstagsgebäude abgerückt, um die Wirkung der hintern Kulisse weniger gefährlich zu machen, und um dann wieder der andern Gefahr der Isolirung der Figur auf dem großen Platze zu begegnen, haben sie um das eigentliche Denkmal in mehr oder weniger weiten Abständen noch andre Figuren versammelt. Eine völlig befriedigende Lösung ist aber keinem gelungen, und Begas selbst hat bei seinem Entwurf diesen schwierigen Punkt ganz unberührt gelassen, indem er überhaupt keinen Situationsplan eingesandt hat. Nur in der Gestaltung seines langgestreckten Unterbaues, dessen äußerste Enden mit allegorischen Gruppen besetzt sind, hat er ein Gegengewicht in der Front des Reichstagsgebäudes zu schaffen gesucht. Von diesen allegorischen Gruppen versinnlicht die eine durch einen Jüngling, der, in einem Folianten lesend, sich an eine ägyptische Sphinx lehnt, die Staatsweisheit, die andre durch eine nur leicht bekleidete, schlanke Jungfrau, die in der Rechten die Kaiserkrone emporhebend den Fuß auf eine niedergeworfen, ohnmächtig fauchende Löwin setzt, das über Frankreich triumphirende Deutschland. Dazu gesellt sich an der Vorderseite des hohen, an den Ecken von Säulen eingefaßten, die Figur tragenden Sockels ein von der Last der Erdkugel gebeugter Atlas, an der Rückseite ein junger Schmied, der an dem Schwerte hämmert, das die deutsche Einheit erkämpft hat. Man sieht, daß Begas mit Absicht dem gewöhnlichen Allegorienwesen aus dem Wege gegangen ist, und neben Verfehltem ist dabei manches Schöne und Edle aus seiner bildenden Hand hervorgegangen. Aber — wir wiederholen unsre Frage — ist bei einem Manne wie Bismarck nicht jede Erläuterung, die nicht aus seiner Gestalt, aus dem Ausdruck seines Gesichts herausgelesen werden kann, überflüssig?

Seine Mitbewerber haben es übrigens mit ihren Entwürfen sehr ernst genommen, man sieht, daß keineswegs die sichere Aussicht auf entsprechende Entschädigung für ihre Leistungen auf ihre Mitwirkung bestimmend eingewirkt hat. Ihre Bemühungen um die architektonische Gestaltung des Platzes, und viele Einzelheiten der Haupt- und der Nebenfiguren zeigen, daß wohl in jedem von ihnen während der Arbeit die Hoffnung auf die Erreichung des höchsten Zieles lebendig gewesen ist. Wir haben denn auch außer einer Fülle von reizvollen Nebenfiguren, in denen sich ein großer Reichtum schöpferischer Kraft und dichterischer Phantasie offenbart, eine stattliche Anzahl von Bismarckfiguren erhalten, von denen jede in ihrer Art vortrefflich ist, wenn sie den Vergleich mit dem Begasschen Bismarck nicht auszuhalten braucht. Völlig verfehlt ist eigentlich nur der von Maison in München geschaffne Bismarck, der unter dem Schutze einer steifarchaistischen Athenastatue in sich zusammengesunken so unglücklich auf einem Stuhle sitzt, daß in dem Beschauer die Erinnerung an das Leipziger Hahnemanndenkmal auftaucht. Es ist eine Verirrung, die nur insofern interessant ist, als ihr ein Künstler unterlegen ist, von dem man in gewissen Kreisen eine völlige Reformation der deutschen Plastik erwartet. Daß diese vorderhand noch nicht so dringend nötig ist, ist auch eines der tröstlichen Ergebnisse der Berliner Konkurrenz um das Bismarckdenkmal.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 43

Ausgegeben am 28. Oktober 1897

Inhalt:

	Seite
Der Reichskanzler und das preußische Ministerium	153
Die Besiedlung des brasilischen Alto-Uruguaygebiets. Von E. Kapff	162
Eine Lebensbeschreibung Kaiser Wilhelms I.	169
Altbairische Wanderungen. 3. 4. 5	180
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Der Südwesten Europas — Die Frauenarbeit in Deutschland — Einquartierung	190
Litteratur	197

Hierzu 1 Beilage: 1 Prospekt von der Verlagsanstalt F. Bruckmann A. G. in München, über den „Klassischen Skulpturenschatz".

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Citatenschatz

Geflügelte Worte und andere denkwürdige Aussprüche aus Geschichte und Litteratur

Von

Hans Nehry

Zweite Auflage. Gebunden 6 Mark

Dieser Citatenschatz stellt sich als keine gewöhnliche Sentenzensammlung heraus, wie er auch die vorhandnen Sentenzensammlungen, z. B. die trefflichen „Geflügelten Worte" von Georg Büchmann, nicht etwa überflüssig machen will. Er steckt sich die Grenzen weiter: er nimmt sich die deutschen und ausländischen Klassiker vor, die die Grundlage aller litterarischen Bildung ausmachen, und will aus diesen die Fülle von Aussprüchen bleibenden Wertes zusammentragen, die, einmal gelesen, sich mit ihrem Gedankeninhalte dem Gedächtnisse einprägen, ohne doch im Augenblicke mit ihrem ursprünglichen Wortlaute sofort wieder erzeugt werden zu können. . . . Es soll also eine wahre Quelle des Wissens sein, dieser Citatenschatz, eines großen geistigen Besitzes, den man hat, und der zur steten freien Verwendung immer offen gehalten werden muß. Während andre Sentenzensammlungen Einzelheiten ohne Einheit bringen, erhält der Grunowsche Citatenschatz durch diesen Gesichtspunkt die Eigenschaft von etwas Ganzem, Großem, Einheitlichem. Infolgedessen vertieft man sich auch mit einem ganz andern Genuß in diesen neuen Citatenschatz; suchte man in den frühern Sentenzensammlungen nach Einzelnem, um das Buch dann nach befriedigtem Interesse wieder fortzulegen, so führt hier das Einzelne zu immer weiterm Einzelnen, weil man einen Faden herausfühlt, der alles mit einander verbindet.

(Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung)

Geschichten aus Holstein

Erzählungen

von

Charlotte Niese

Fein gebunden 3 Mark 50 Pfennige

Auch diese neue Sammlung der schnell beliebt gewordenen Erzählerin wird viele Herzen erfreuen. Charlotte Nieses liebenswürdig-behagliches Fabulirtalent, ihr gemütvoller Humor, ihre Gabe, originelle Charaktere, für die sie neben einer besondern Vorliebe auch besondern Spürsinn hat, uns anschaulich zu schildern, ihre lustige Art, das Kleinstadtleben mit seiner beschränkten Enge darzustellen, das alles bewährt sich wieder in diesen sechs hübschen Studien, die sich übrigens auch zum Vorlesen in der Familie trefflich eignen. Alle tragen echt holsteinisches Lokalkolorit. In den ersten beiden und in der vierten Geschichte wendet die Erzählerin mit Geschick die Form der Rahmenerzählung an. Am besten scheinen uns die vierte und fünfte Skizze gelungen, namentlich jene mit ihrem feinen und diskreten Humor, die uns die Geschichte von Einem erzählt, „der nichts durfte." ist ein wahres kleines Kabinettstückchen. . . . Die Ausstattung ist ganz allerliebst. (Nordd. Allg. Ztg.)

Als der Großvater die Großmutter nahm

Ein Liederbuch für altmodische Leute

von

G. Wustmann

3. Auflage. In Damast gebunden 7 Mark

Das prächtige, „altmodische" Liederbuch, das der bekannte Verfasser der „Sprachdummheiten," der Leipziger Ratsarchivar G. Wustmann, mit emsigem Fleiß und feinem Verständnisse aus Almanachen, Taschen- und Deklamationsbüchern, sowie Sammlungen von poetischen Musterstücken aus der Zeit von 1740 bis 1840 zusammengetragen hat, wird uns schon in der dritten Auflage dargeboten, und wir zweifeln nicht, daß es auch diesmal wieder eine große Schar von Freunden finden wird, und zwar nicht nur unter den Alten, sondern auch bei dem jetzt glücklicherweise immer größer werdenden Teile der jüngern Generation, der nicht unbedingt ins Lager der „Modernen" übergegangen ist. Der aus echt deutschem Gemüt entspringende Hauch, durchaus nicht krankhafter oder schwächlicher Empfindsamkeit und Behaglichkeit, der aus diesen Blättern uns entgegenweht, berührt eigentümlich wohlthuend und erweckt eine harmlos-heitere Stimmung, die uns auf Augenblicke dem nervenaufreibenden, auch der heutigen Dichtung ihr Gepräge verleihenden Leben der Gegenwart völlig zu entrücken vermag. (Schlesische Zeitung. Breslau)

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Gesamtausgabe

Fein gebunden 5 Mark 50 Pfge.

Ein bezwingender Humor umspielt alle diese Gestalten, deren man lebhaft jede kleine Herzensregung nachempfinden kann, weil sie alle so wahr geschildert sind. . . . Wo, wie in diesen Erzählungen, die Sprache gleich einem frischen Waldbach über alle Unebenheiten und Steinchen rauher Charaktere mit leichtem heitern Wellengekräusel des Humors dahinfließt, wo sie den einfachsten Lebensverhältnissen ein wahres, klares Antlitz verleiht, da ist dem Leser die Entscheidung in dem heutigen Streit wohl nicht schwer, in dem Streit über die Daseinsberechtigung farbenfroher Malweise des echten Künstlers — und schwarz entwickelter photographischer Blitzlichtaufnahmen des markschreierischen Dilettanten. (Itzehoer Nachrichten)

. . . Ihr betreffendes Kolorit der altväterischen Zeit in ihrer glücklichen Beschränktheit, in ihrer Schlichtheit und Naivität, ohne das unruhige Hasten unsrer Tage, die Fülle von scharf, zum Teil meisterhaft gezeichneten Charakterfiguren giebt dem Ganzen einen überaus fesselnden Reiz. Es ist ein Buch, das man nicht nur einmal liest, sondern das man von Zeit zu Zeit gern wieder zur Hand nimmt, und dessen Lektüre stets erneuten Genuß bereitet. (Flensburger Norddeutsche Zeitung)

Digitized by Google

Der Reichskanzler und das preußische Ministerium

Seit dem Bestehen der Reichs ist es zweimal vorgekommen, daß der Reichskanzler nicht zugleich Präsident des preußischen Staatsministeriums war: in dem ersten Falle wurde das Ministerpräsidium von Fürst Bismarck an Graf Roon, in dem zweiten von Graf Caprivi an Graf Eulenburg abgegeben. In beiden Fällen dauerte die Trennung nur kurze Zeit, und durch den einen wie durch den andern ist, so verschieden auch der Ausgang und die Ursachen waren, die Meinung befestigt worden, daß beide Stellen in einer Hand vereinigt sein müßten. Fürst Bismarck hat dieser Meinung später bestimmten Ausdruck gegeben, und sie herrscht jetzt ganz allgemein. Sie drängt sich übrigens schon der natürlichen Betrachtung auf, denn zu dieser will es nicht passen, daß der höchste Beamte des Reichs in irgend welchem Betracht einem einzelstaatlichen Beamten nachstehen soll, sei es auch nur in der Reihenfolge der Unterschriften. Aus der einen Konsequenz entwickeln sich ja auch andre. So blieb in dem Caprivi-Eulenburgischen Fall Herr von Bötticher Vizepräsident des Staatsministeriums und unterzeichnete deshalb preußische Gesetze vor Graf Caprivi, der doch als Reichskanzler sein wirklicher Vorgesetzter war und blieb. Wirkt dergleichen nicht verwirrend? Man muß es doch wohl zu den Imponderabilien des Staatslebens rechnen, die nicht unbeachtet gelassen werden dürfen.

In dem Bismarck-Roonschen Falle ist nach außen nur die eine Konsequenz hervorgetreten, daß Fürst Bismarck für das preußische Staatsministerium erst an zweiter Stelle zeichnete. Die Ehre der ersten und den sonstigen Vorrang hat er sicher seinem treuesten Genossen in Krieg und Frieden von Herzen gegönnt, er war es ja selbst gewesen, der den Übergang veranlaßt hatte; aber sogar bei dieser intimsten Besetzung des Ministerpräsidiums stellte sich bald heraus, daß es der Reichskanzler in seiner eignen Hand haben müsse. Die Wiederübernahme war

Digitized by Google

ein Opfer, das Fürst Bismarck der Notwendigkeit einheitlicher Leitung brachte, denn unter den vielen Ämtern, die er nach und mit einander verwaltet hat, war ihm das Ministerpräsidium das am wenigsten wertvolle, ja geradezu unsympathisch, und er hat auch nachher immer wieder darauf hingewiesen, daß mit diesem Amte mehr aufreibende Thätigkeit als wirklicher Einfluß verbunden sei, und daß der Machtzuwachs, den es etwa gewähre, in dem größten Mißverhältnis zu der „dadurch gesteigerten moralischen Verantwortlichkeit" stehe. Mochte also am Ministerpräsidium das Wesentlichste der Nimbus sein, mochte es, als Waffe betrachtet, zu denen gehören, die in fremder Hand mehr gefährlich als in der eignen nützlich sind, so war es doch ein Teil des in Preußen vorrätigen Rüstzeugs, und Fürst Bismarck, der je länger je mehr erkannte, daß „das rein losgelöste Reichsministerium immer etwas in der Luft schweben" würde, mußte als Reichskanzler davon wieder Besitz nehmen.

Das unwillkommne Muß war ein Glied in der Kette von Maßregeln, durch die das Reich befestigt werden sollte, unter strengster Wahrung der verfassungsmäßigen Rechte des Bundesrats und der Einzelstaaten. Es handelte sich darum, die dem Kaiser zustehende Exekutive, dem wachsenden Bedürfnis entsprechend, reicher auszugliedern und ihre thatsächliche Macht durch enge Verbindung mit Preußen zu verstärken. Durch diese Verbindung war es auch möglich, den Behörden des Reichs Einfluß auf dessen Gesetzgebung zu verschaffen. Deshalb wurden durch allmähliche Teilung des ursprünglich einheitlichen Reichskanzleramts neue Reichsämter gebildet, ihre Vorstände sämtlich zu preußischen Mitgliedern des Bundesrats bestellt, zwei davon, die Staatssekretäre des Auswärtigen Amts und des Innern, sogar in der Regel zu Mitgliedern des preußischen Staatsministeriums ernannt. Als Ganzes war diese Entwicklung bei dem Abgang Fürst Bismarcks noch im Fluß. Es war ihm ja gelungen, auch für die dem Reich verfassungsmäßig eingeräumten Zuständigkeiten der Steuerauflegung und der Justizgesetzgebung im Reichsschatzamt und im Reichsjustizamt eigne Behörden zu schaffen; aber diese Schöpfungen standen noch abseits von den entsprechenden preußischen Ministerien, eine Verbindung, die ein mehr als gelegentliches Zusammenwirken sicherte, war noch nicht hergestellt. Ein Notbehelf vollends war es, daß Fürst Bismarck auch preußischer Handelsminister wurde, denn darin lag nicht einmal der Ansatz zu organisatorischer Anerkennung der Thatsache, daß der Handel, wie es Fürst Bismarck ausdrückte, nur die Reichsgrenze, aber keine Landesgrenze kennt. Es war daher auch natürlich, daß sich hier zuerst die Erschütterung der Bismarckischen Stellung ankündigte, indem Fürst Bismarck noch vor vollständigem Ausscheiden das Handelsministerium wieder abgab.

Unter dem zweiten und unter dem dritten Reichskanzler ist es im Handelsressort bei dieser Rückkehr zum Alten geblieben, dagegen sind die zugleich sachlichen und persönlichen Verbindungen und Ansätze dazu, die der erste Kanzler

Digitized by Google

erreicht hatte, aufrecht erhalten worden. Einen Fortschritt hat die Durchdringung der „Reichsministerien“ und der preußischen nur insofern gemacht, als der zweite Versuch, Ministerpräsidium und Reichskanzlerschaft zu trennen, die Notwendigkeit ihrer dauernden Vereinigung noch deutlicher gezeigt hat als der erste. Man könnte jetzt, natürlich nicht im verfassungsmäßigen, sondern im politischen Sinn, von einer Realunion beider Stellen sprechen.

Die eigentliche Domäne jedoch des Reichskanzlers in Preußen, das wesentlichste Stück seiner preußischen Hausmacht gleichsam ist nicht das Ministerpräsidium, sondern das Ministerialressort, mit dem die Instruirung der Bundesratsstimmen verbunden ist, das preußische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Die Herrschaft darüber sichert zunächst dem Reichskanzler in Preußen für Reichsangelegenheiten die große Selbständigkeit, die alle preußischen Einzelministerien haben, sodaß er in vielen Fällen frei entscheiden und instruiren kann, ohne das Staatsministerium als Ganzes zu befragen. Aber auch da, wo das Staatsministerium die Entscheidung hat, bei Gesetzentwürfen z. B., die im Bundesrat eingebracht werden sollen, gewährt das Ressort dem Reichskanzler ein bedeutendes Übergewicht. Er hat ja den Vortrag, es handelt sich um etwas, was aus seinem Spezialgebiet kommt und dahin zurückkehrt, gerade hier wird für seine Auffassung auch seine Stellung als Ministerpräsident in die Wagschale fallen, äußersten Falles bleibt er „formell berechtigt, mit den Anträgen im Bundesrate dennoch vorzugehen.“ Daß es jemals zu dieser ultima ratio gekommen sei, ist nicht wahrscheinlich, aber — um wieder Bismarckische Worte zu gebrauchen — „es genügt sehr oft, daß man eine Waffe hat, und daß dieser Besitz bekannt ist, ohne daß man in die Notwendigkeit käme, sie zur Anwendung zu bringen.“ Die praktische Folge hat der Besitz dieses Ressorts durch den Reichskanzler zu Bismarcks Zeiten sicher gehabt, daß Reichssachen im preußischen Staatsministerium glatter verliefen als Landessachen. Schon darum, weil dadurch in Reichssachen das Odium, das in der Stellung der Kabinettsfrage liegt, auf die etwaigen Opponenten abgewälzt werden konnte, während es in Landessachen immer auf dem betreibenden Teil haften blieb. Fürst Bismark hat sich gewiß nicht geirrt, als er diese Verschiebung schon 1867 im ersten ordentlichen Reichstage feststellte und ihre Bedeutung hervorhob.

Wenn hiernach der Minister, der die preußischen Bundesratsstimmen instruirt, die Aufgabe hat, „den Zusammenhang — nämlich Preußens — mit dem Reich innerhalb des preußischen Ministeriums zu kultiviren,“ so liegt ihm nicht minder die Pflege der preußischen Beziehungen zu den übrigen Bundesstaaten ob. Der Meinung, daß dazu der Verkehr im Bundesrat und mit den in Berlin residirenden Vertretern der Bundesstaaten genüge, ist Fürst Bismarck bei mehreren Gelegenheiten sehr bestimmt entgegengetreten; er wollte auch nichts von der Entsendung von Kommissarien ad hoc wissen: ständige müßten es

Digitized by Google

sein, die sich an Ort und Stelle einlebten, und sie müßten eine so ausgezeichnete Stellung haben, daß ihnen die Fühlung mit allen maßgebenden Kreisen, z. B. auch mit den Landtagen, erleichtert würde. Sie hätten alles, was wichtig sei, zu erforschen und zu berichten, ihrerseits zu sondiren und aufzuklären, es müßten in ihnen sogar Mittelspersonen gegeben sein, an die Landesherren zu „appelliren." Um Fürst Bismarck redend einzuführen: „Es ist vielleicht gerade der Widerstand meines Kollegen im Bundesrat, seine persönliche Abneigung gegen eine vorgeschlagne Maßregel, die ich zu überwinden habe; das kann ich nur, wenn mir die Mittel geboten werden, an die Quelle zu appelliren, aus der er seine Instruktion bezieht." Solche Mittelspersonen nun kennt nur der diplomatische Dienst, es sprechen also für die dauernde Beibehaltung gerade von Gesandtschaften in München, Dresden, Stuttgart usw. Gründe mit, die unmittelbar aus der Natur der betreffenden Funktionen fließen: der diplomatische Charakter ihrer Träger ist keine bloße Hofuniform, sondern das einzige entsprechende Kleid. Diese Gesandten sind auch notwendigerweise preußische, keine Reichsgesandten, denn sie sind zwar dazu bestimmt, das Bundesverhältnis zu pflegen und Reichsangelegenheiten zu fördern, aber das durchaus in der Richtung zu thun, die Preußen verfolgt und bei seinen Bundesgenossen durchzusetzen bemüht ist. Außerdem haben sie auch rein preußische Angelegenheiten zu besorgen: „den Schutz der Unterthanen, die Reklamationssachen" und dergleichen; Geschäfte, die allerdings weniger bedeutend sind und auch abnehmen, je mehr das Reich seine Zuständigkeiten ausbaut und dadurch einheitlicher wird.

Die Gesandtschaften Preußens stehen auf dem preußischen Budget, aber in der Verwaltung ist dieser unentbehrliche und wertvolle Rest seines diplomatischen Dienstes nicht ganz von dem Hauptstamm abgelöst worden, als dieser endgiltig aufs Reich überging. Das damals als Reichsbehörde geschaffne Auswärtige Amt nahm nämlich nicht nur den ganzen für das wirkliche Ausland bestimmten diplomatischen Dienst, sondern auch alle Berliner Büreaus des preußischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in sich auf, sodaß dessen Vorstand keine eignen Hilfskräfte mehr hatte, namentlich auch nicht für den Verkehr mit den Gesandten seines Ressorts. Thatsächlich ergaben sich daraus keine Schwierigkeiten, weil der Minister zugleich Reichskanzler und als solcher Vorgesetzter sämtlicher Reichsbehörden war; bei ihnen war er sicher, die nötigen Haupt- und Nebengehilfen zu finden. Fürst Bismarck, der damals am Ruder war, hielt sich dafür begreiflicherweise an den Erben des Hauptstammes, und so übernahm das Personal des neuen Auswärtigen Amts die betreffenden an sich preußischen Geschäfte, also die Korrespondenz, die Instruirung, die Personalsachen, die Verwertung der Berichte und Ergebnisse, unter und neben dem Chef. Dasselbe geschah, als die preußischen Gesandtschaften durch die beim päpstlichen Stuhl vermehrt wurden.

Digitized by Google

Für die Arbeit, die auf diese Weise vom Reich für Preußen geleistet wird, zahlt dieses eine Aversionalsumme, bei deren Beurteilung unter anderm zu bedenken ist, daß für den Minister der auswärtigen Angelegenheiten auf dem preußischen Budget kein Gehaltsposten steht. Fürst Bismarck hat überhaupt als solcher und als Ministerpräsident keinen Gehalt bezogen, seitdem er Bundeskanzler wurde, er hat also Preußen mehr als zwanzig Jahre umsonst gedient; es ist wohl nicht unangebracht, bei dieser Gelegenheit daran zu erinnern.

Die Wahl des Weges, der auf diese Weise eingeschlagen wurde, hängt nicht damit zusammen, daß Fürst Bismarck geglaubt hätte, der Verkehr mit Gesandten könne nur von Beamten geleitet werden, die selbst die diplomatische Laufbahn durchgemacht hätten. Für seine gegenteilige Ansicht braucht man nur darauf zu verweisen, in welchem Maße er Lothar Bucher an der Leitung der auswärtigen Politik beteiligt hat. Er wußte auch, daß sich diplomatische Schulung nicht durch Instruktionen beibringen läßt, und daß sich die Kenntnisse und amtlichen Erfahrungen, die ein Gesandter für deutsche Verhältnisse außerdem nötig hat, eher in dem innern Dienste Preußens oder des Reichs erwerben lassen als etwa bei den Botschaften in London, Paris oder St. Petersburg. Also, das Reichskanzleramt, an dessen Spitze überdies noch Minister Delbrück stand, war für diese Geschäfte ebenso brauchbar wie das Auswärtige Amt, aber dieses blieb, auch als Reichsbehörde, der unmittelbarsten Einwirkung Fürst Bismarcks unterworfen, und seine Einwirkung war keine bloße Oberleitung, sondern Mitthätigkeit, die sich auf den Betrieb selbst erstreckte; Fürst Bismarck hat nach seinem eignen Ausdruck dem Staatssekretär des Auswärtigen Amts „immer am meisten über die Schultern in das Papier“ gesehen. Auch diesen Staatssekretär hat er, bei derselben Gelegenheit sogar, als Minister im englischen Sinne bezeichnet, aber sein eignes Bedürfnis, in dem, was immer sein Ressort gewesen war, thätig zu sein, war zu groß, als daß er sich darin mit der Stellung des englischen Premierministers begnügt hätte. So blieben denn die betreffenden Dezernate und Bureaus ungetrennt oder im alten Zusammenhange bestehen; so lagen sie Fürst Bismarck am nächsten und bequemsten, und die Übersicht war ihm nicht erschwert.

Rechtlich blieb natürlich die Zuständigkeitsgrenze zwischen dem Reich und Preußen von diesem modus vivendi unberührt, für Fürst Bismarck selbst wurde sie auch dadurch nicht verdunkelt, aber für die allgemeine Auffassung verwischte sie sich je länger je mehr, weil die genauen Aufklärungen, die er gegeben hatte, in Vergessenheit gerieten, während das, was fortwährend in die Augen fiel, selbständig fortwirkte. Das war die Vereinigung der eigentlichen auswärtigen Politik und der preußischen Bundespolitik in einer Hand nicht nur, sondern auch in einer Ministerialbehörde. Für die Volksanschauung wurde sie zum festen Bestand und erhielt durch die Bismarckische Persönlichkeit eine fast mystische Weihe. Das Gebiet der auswärtigen An-

Digitized by Google

gelegenheiten war es ja, wo die glänzendsten Erfolge des ersten Reichskanzlers lagen, war doch sogar die deutsche Frage bis zu ihrer Lösung, der Gründung des Reichs, eine auswärtige Frage gewesen. Was war also natürlicher, als daß auch das auswärtige Ministerium als das führende erschien? daß sich die Meinung festsetzte, dieses Ministerium müsse die Führung auch in Zukunft behalten, auch dann, wenn Fürst Bismarck einen Nachfolger erhalte? Das war ein Irrtum, denn in regelmäßigen Zeitläufen ist das innere Staatsleben die Hauptsache, auch im Reich; die auswärtige Politik ist nur ein Mittel, ein sehr wichtiges zwar, das aber doch hinter andern zurücktreten kann, nicht vorzuherrschen braucht. Es war ferner nicht anzunehmen, daß alle Nachfolger oder nur der größere Teil davon die Fähigkeit zur obersten ministeriellen Leitung aus demselben Ursprung wie Fürst Bismarck schöpfen würden, denn auch in solchen Dingen gilt das Gesetz des Wechsels. Es hieß also, um einen militärischen Vergleich anzuwenden, den Rekrutirungsbezirk zum Schaden der Gesamtleitung verengern, wenn die Nachfolge auf den auswärtigen Dienst beschränkt wurde, oder es hieß den nicht daraus entnommnen Nachfolger für die unausbleibliche Vergleichung mit den Bismarckischen Leistungen noch schlechter stellen, wenn ihm auferlegt wurde, mit dem großen Vorgänger auch auf dessen eigenstem Gebiet zu wetteifern.

Als Graf Caprivi Reichskanzler wurde und die Nachfolge in ihrem vollen Umfang übernahm, trat die zweite Alternative ein. Die Kritik brach denn auch los, sie wäre durch seine Unerfahrenheit in den eigentlichen auswärtigen Angelegenheiten selbst dann herausgefordert worden, wenn er nicht so schnell die Wege seines Vorgängers verlassen hätte, und selbst eifrige Anhänger Graf Caprivis werden zugeben, daß er wohl daran gethan haben würde, die überwältigende Erbschaft um so viel zu entlasten, wir irgend zulässig war. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo sich der Reichskanzler auf seine notwendigen Funktionen zu beschränken hatte: er mußte sich dem Staatssekretär des Auswärtigen Amts gegenüber mit demselben Maß von Direktive und Überwachung begnügen, das Fürst Bismarck in den andern Reichsämtern ausgeübt hatte, und nur in dem Teil des Auswärtigen Amts, der sein preußisches Ressort betraf, mußte er die Verwaltung selbst in die Hand nehmen. Dieses konnte rein thatsächlich, ohne Störung der bestehenden Einrichtungen geschehen, aber auch so, daß das betreffende Personal aus dem Auswärtigen Amt ausschied und auf das preußische Budget überging. Wenn sich, wie zu erwarten, gegen die zweite Lösung der Vorwurf des Partikularismus erhob, so konnte er dadurch widerlegt werden, daß das preußische Ressort einen neuen Namen erhielt, der seine das Gegenteil von Partikularismus bedeutende Aufgabe klar bezeichnete. Das hatte Fürst Bismarck schon 1873 in Aussicht genommen, denn der Ressorttitel „Preußisches Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten“ war ihm anstößig, „weil, wie er sagte, ich gewohnheitsmäßig dafür

Digitized by Google

halte, daß auswärtige Angelegenheiten in Deutschland nie andre sein sollten, wie solche jenseits der deutschen Grenzen." Er wollte es lieber „Ministerium für die Reichsangelegenheiten" oder „für die deutschen Angelegenheiten" genannt wissen; die Benennung „Ministerium für die Bundesangelegenheiten" würde wohl ebenso bezeichnend sein, aber von vornherein preußische und außerpreußische Empfindlichkeiten, die Fürst Bismarck gefürchtet zu haben scheint, beschwichtigt haben. 1890 waren solche Empfindlichkeiten übrigens kaum mehr zu befürchten, und jede der drei Benennungen würde dazu beigetragen haben, die „reinliche" Scheidung der öffentlichen Meinung zu empfehlen.

Die äußern Verhältnisse waren also der Neuerung günstig, ihre von vernünftiger Selbstbegrenzung geforderte Durchführung aber war ganz in Graf Caprivis Hand gegeben, denn für den Vorschlag an entscheidender Stelle stand ihm der durchschlagende Grund zu Gebote, daß seine Arbeitskraft menschlich begrenzt sei. Er hatte ja als Chef der Admiralität das Terrain im Bundesrat und im Reichstag einigermaßen kennen lernen, aber nunmehr handelte es sich darum, dieses Terrain zu beherrschen und auch in den Reichsämtern, die er noch nicht kannte, Einsicht und Übersicht zu gewinnen. Dazu kamen noch in Preußen das Ressort und das Ministerpräsidium, die schwierigsten und verantwortlichsten Geschäfte, ihm nach Inhalt und Form gleich fremd. Das alles verlangte zur Einarbeitung ein Maß von Anstrengung, vor dem die meisten zurückgeschreckt wären; dieses Arbeitspensum jedoch mußte er bewältigen, wollte er sein Amt nur verwalten, geschweige denn ausfüllen. Dagegen noch mehr auf sich zu nehmen, sich auch noch in den diplomatischen Dienst mit seinen zahllosen sachlichen und persönlichen Einzelheiten zu vertiefen, das konnte er mit Erfolg ablehnen. Dazu riet sowohl sein eignes Interesse wie das seines Amts. Er konnte dann, von der Überlast befreit, doch einmal fertig werden und mit freiem Blick an die eigentliche Aufgabe der Leitung herantreten. Er rückte dadurch auch mehr aus der Schußlinie der Kritik heraus, und das war kein bloß persönlicher Gewinn. Er hatte ja die Nachfolge weniger aus Ehrgeiz als aus militärischem Gehorsam übernommen, das wußte man in allen politischen Kreisen und dachte auch nicht daran, vom Nachfolger so viel zu fordern, wie man es vom Vorgänger gewöhnt gewesen war. In dem Gebiet der innern Politik ist dem zweiten Kanzler diese resignirte Stimmung in der That bis zuletzt treu geblieben, aber in dem der auswärtigen schlug sie um, sobald als er auch darin als vollberechtigter Erbe auftrat. Das machte auf die Volksempfindung, innerhalb und außerhalb des Parlaments und der Presse, den Eindruck der Vermessenheit, zumal dann, als er die Wege seines Vorgängers verließ und durchkreuzte. Hiergegen half ihm keine Bewunderung seiner außerordentlichen Arbeitskraft, keine Anerkennung seiner Schlagfertigkeit und Redegewandtheit; das große Talent wurde von der Nachwirkung, von dem Schatten des Genius erdrückt.

Digitized by Google

Auch unter Fürst Hohenlohe sind die beiden Bestandteile des Auswärtigen Amts, der reichsdeutsche und der preußischdeutsche, ungetrennt geblieben. Es war das auch natürlich, denn Fürst Hohenlohe ist sich ohne Zweifel ihres verschiednen Wesens bewußt, aber er hatte keine Veranlassung, die Verschiedenheit äußerlich auszuprägen. Im Gegenteil; entsprachen doch dem status quo die beiden Umstände, die ihn selber zur Leitung der Geschäfte vorzugsweise befähigten: seine besondre Erfahrung in der auswärtigen Politik und sein allgemeines Ansehen in allem, was das Reich als Bundesstaat betraf. Auch für die eigentümliche Mittellinie, die er bei seiner unmittelbaren Einwirkung einerseits, bei der Zulassung und Verwendung fremder Thätigkeit andrerseits eingehalten hat, war es so, wie es war, bequemer, als wenn neue Einrichtungen getroffen worden wären. Theoretisch vollends war die ganze Frage ein quietum, und an dergleichen zu rühren widerstrebt bei Fürst Hohenlohe nicht nur, wie bei Fürst Bismarck, die politische Einsicht, sondern auch die angeborne Gemütsart, das Temperament.

Den Geschäften kam es zu gute, daß sich Fürst Hohenlohe nicht erst lange einzuarbeiten brauchte, er konnte seine Aufgabe sofort anfassen. In der Auslandspolitik sowohl als in der Bundespolitik sah man wieder Erfolge, und in kluger Weise kehrte die Leitung in die alten Geleise zurück, unter Wahrung der erforderlichen Selbständigkeit. Die öffentliche Meinung beruhigte sich wieder, ohne gerade in allem freudig zu folgen. Aber freilich nur auf diesen beiden Gebieten; in dem Teil der Reichsangelegenheiten dagegen, wo mit dem Reichstag zu rechnen ist, und auch in preußischen Landessachen verbreitete sich mehr und mehr das Gefühl der Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit. Jetzt ist die zornige Volksstimmung wieder da, die Graf Caprivi so schwer zu fühlen bekommen hat, und hat nur die Stelle gewechselt; Fürst Hohenlohe hat seine einst sehr große Volkstümlichkeit verloren, er ist fast ebenso unpopulär, wie es sein Vorgänger zuletzt war. Man kann hinzufügen, seine eigne Mitschuld daran sei geringer, weil sich vieles lange und ohne sein Zuthun oder Hingehenlassen vorbereitet hat; man wird aber doch zugeben müssen, daß seiner großen Klugheit und Menschenkenntnis kein gleiches Maß von Kraft und Gemütswärme entspricht, und daß es ihm namentlich an Initiative fehlt, daß er die Dinge gar zu sehr an sich herankommen läßt. Die Mischung von Geistes- und Charaktereigenschaften, die ihm seinen Platz als Staatsmann zuweist, ist überhaupt mehr auf Zeiten berechnet, die eine behutsame Lenkung mit starkem Bremsen empfehlen, als auf solche, die entschlossenes und schnelles Vorwärtskommen erfordern. Er scheint deshalb der Ergänzung zu bedürfen, auch darin, daß ihn die Geschäfte des Innern nach seiner ganzen staatsmännischen Vergangenheit erst in zweiter Reihe interessiren. Dagegen ist er nichts weniger als ein „müder Greis," er kann noch manchen seiner politischen Totengräber überdauern, und daß er mehr für sich reden läßt als selbst redet,

Digitized by Google

schadet, wie die Dinge stehen, sehr wenig, schließt aber herabsetzende Vergleiche aus. In einem ist Fürst Hohenlohe jedenfalls Meister, in kühler Selbstbescheidung, und das ist eine sehr staatsmännische Tugend.

Dadurch, daß Herr von Miquel aus seiner bisherigen Zurückhaltung in den Vordergrund getreten ist, ist die staatsmännische Ergänzung Fürst Hohenlohes eingeleitet worden. Das dauernde Zusammenwirken beider Männer ist wohl kaum dadurch gefährdet, daß sie etwa daran dächten, einander zu überflügeln, denn der erste und der zweite Minister haben mehr Takt als ein Teil ihres Gefolges, und beiden ist genügender Raum gegeben, sich zu bethätigen. Aber trotzdem ist die Lage prekär, aus einer ganzen Reihe von Ursachen, von denen hier zwei zu erwähnen sind. Zunächst fragt es sich, ob es gelingen wird, die Ausblicke, die Herr von Miquel eröffnet hat, zu einem festen Regierungsprogramm zu gestalten, rechtzeitig, vor dem Zusammentreten des Reichstags, oder ob man sich wieder, wie bei der Militärprozeßordnung und in der Frage des Vereinsrechts, das Kampffeld von der Opposition bestimmen lassen wird. Sodann ist zwar Fürst Hohenlohe durchaus rüstig, steht aber doch in sehr hohen Jahren, und auch Herr von Miquel ist ein bejahrter Mann. Unter allen Umständen liegt die Möglichkeit, daß das eingeleitete Zusammenwirken plötzlich abgebrochen werde, so nahe, daß man damit rechnen muß. Kommt es zur Erledigung der Reichskanzlerstelle, so werden für die Besetzung, wie bestimmt anzunehmen ist, nicht bloß hochgestellte Diplomaten in Betracht kommen, es mag sogar eine Nachfolge „aus Züchtung des innern Dienstes," wie sich einmal Fürst Bismarck in scherzhafter Form ausgedrückt hat, das Wahrscheinlichere sein. Diese Lösung wird auf vielen Seiten erwartet, sie liegt in der Luft.

Sich mit den darüber umlaufenden Gerüchten, mit solchen Personenfragen überhaupt zu beschäftigen, ist teils zwecklos, teils unzulässig, der Verfasser würde auch dadurch den festen Boden verlassen, auf dem er sich durchaus gehalten hat. Wohl aber sind im Hinblick auf die augenblickliche Lage die Ergebnisse der bisherigen Erörterung zusammenzufassen und noch weitere Erörterungen anzuknüpfen. Wenn dabei Personen genannt und beurteilt werden, so dient das, wie im bisherigen, nur dazu, die Sache zu veranschaulichen.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Die Besiedlung des brasilischen Alto-Uruguaygebiets

Von E. Kapff (Cannstatt)

Die Deutsche Post, die von dem Pfarrer Rothermund in S. Leopoldo, dem „Deutschesten der Deutschen“ in der brasilischen Provinz Rio Grande do Sul, herausgegeben wird, bringt eine Mitteilung, der wir eine weite Verbreitung in den kolonisationsfreundlichen Kreisen Deutschlands wünschen möchten. Schon vielfach ist von Kennern des Landes auf die Bedeutung des Waldgebietes der ehemaligen Jesuitenmissionen am obern Uruguay hingewiesen worden, ohne daß bisher von der Regierung des Staates Rio Grande eine Kolonisation in Angriff genommen worden wäre. Nun ist das Eis gebrochen und vorläufig wenigstens die Kolonie Guarany — genannt nach dem einst in jenen Gegenden seßhaften, jetzt nur noch spärlich vertretenen Stamm der Guaranyindianer — begründet worden; der neuernannte Leiter ist schon seit mehreren Monaten an der Stätte seiner künftigen Wirksamkeit. Die vermessenen Ländereien, ein Gebiet von 100 Quadratlegoas = 660 Quadratkilometer, also etwas größer als die beiden Fürstentümer Schaumburg-Lippe und Reuß ä. L., liegen an der Mündung des Comandahy (Bohnenfluß) in den Uruguay in dem Gebiet, das die Jesuiten zuletzt noch behaupteten, und weiter aufwärts entlang dem erstern Flusse. Von der Hauptstadt des Staates Rio Grande, Porto Alegre, führt die Reise dorthin über Cruz Alta, eine zwischen der eigentlichen deutschen Koloniezone der Serra Geral und den Uruguayniederungen gelegne Stadt, und dann über die am Ijuhy, einem Nebenfluß des Uruguay, sich hinziehende Kolonie gleichen Namens. Auf dem gebirgigen Nucleo Comandahy sollen Italiener, am Uruguay selbst Deutsche angesiedelt werden, und man hofft dann auf eine rasche segensreiche Entwicklung des neuen Gemeinwesens. Die Kolonielose betragen 250 × 1000 Meter und kosten je 350 Milreis (1 Milreis nach dem gegenwärtigen sehr niedrigen Kurs 60 bis 70 Pfennige), die innerhalb zweier Jahre zu bezahlen sind. Die Kolonisten werden auf Staatskosten an Ort und Stelle befördert und von Anfang an durch Weg- und Brückenbauten, für die sie Bezahlung erhalten, von der Regierung beschäftigt. Auch sämtliche Angestellte sollen aus den Kolonisten selbst genommen werden. Der Gewährsmann der Deutschen Post versichert, daß am Comandahy schon mehrere Deutsche von früher her ansässig

Digitized by Google

seien, die einen vortrefflichen Absatz für ihre Erzeugnisse sowohl auf der Wasserstraße des Uruguay flußabwärts, wie nach dem gegenüberliegenden argentinischen Ufer hätten. Man sollte also in Deutschland diese günstige Gelegenheit benutzen und recht viele Kolonisten hinüberschicken, da sich hier — d. h. in dem gesamten Waldgebiet des obern Uruguay — nicht nur Raum für Hunderttausende von Ackerbauern biete, sondern die Ländereien auch zu den besten im ganzen Staate gehören.

Diese Nachricht ist wichtig genug, um volle Beachtung zu verdienen und zu einer eingehenden Prüfung der in Betracht kommenden Verhältnisse anzuregen, soweit eine solche von hier aus ermöglicht ist. Wir stützen uns dabei auf die Aussagen urteilsfähiger und zuverlässiger Beobachter von Land und Leuten, vor allen Max Beschorens, über dessen achtzehnjährige Thätigkeit als Feldmesser in der Provinz seine wertvollen, von H. Lange veröffentlichten Aufzeichnungen (Petermanns Mitteilungen, 1889 bis 1890) berichten.

Klima und Bodenbeschaffenheit sind in dem viele Hunderte von Quadratmeilen umfassenden Gebiete der Missionen für die Besiedlung günstiger als in allen andern Teilen der Provinz. Daß das gelbe Fieber hier wie in ganz Rio Grande do Sul unbekannt ist, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Vereinzelte Schneefälle kommen nur auf der Hochfläche, nicht in dem jetzt der Besiedlung zu erschließenden Waldlande der Niederungen vor; auch der Reif, dieser Todfeind der Pflanzungen, ist in den Uferländereien des Rio Uruguay und seiner Nebenflüsse eine seltene Erscheinung. Bezeichnend für das ganze Waldland ist das Urteil Beschorens über das Thal des Goyo-en, wie der Uruguay eine Strecke lang in seinem Oberlauf heißt, an der Grenze von Sta. Catharina. „Was das Thal und das ganze Waldgebiet des Uruguay sein und werden könnten, davon kann man in Nonohay einen kleinen Begriff bekommen. Hier herrscht nie Mangel, obgleich der Ackerbau immerhin nur in sehr bescheidnem Maßstabe betrieben wird; hier giebt es alles zu jeder Jahreszeit, und wenn andre Gegenden darben und leiden, in Nonohay herrscht Überfluß. Wie nirgends an einem andern Punkte der Provinz sieht man hier die tropischen Produkte gedeihen neben denen der gemäßigten Zone, den Kaffeebaum und das Zuckerrohr neben der Kartoffel und dem Mandiocca, den Tabak und die Baumwolle neben dem Mais und den Bohnen.... Was hier fehlt, sind nur Menschen, tüchtige Arbeiter, tüchtige deutsche Kolonisten. Wer sich hier niederläßt und Lust zur Arbeit mitbringt, wird bald seine Mühe belohnt sehen, umso mehr, wenn er über Kapital verfügen kann zur Anlage von Branntweinbrennereien oder Schneidemühlen oder Farinhamühlen oder zur rationellen Bewirtschaftung der Kaffeepflanzungen."

Von den Waldbäumen werden der Theebaum (Ilex paraguayensis), der einen hauptsächlichen Ausfuhrartikel für die ganze Provinz liefert, und der Pinheiro (Araucaria brasiliensis) hervorgehoben. Unter den vielen Nutzhölzern steht der Ipé als „König der Hölzer" obenan. Beschoren sah Balken und

Digitized by Google

Pfosten von zwanzig Meter Länge aus diesem Holz in den Ruinen der ehemaligen Jesuitenkirche von S. Luiz, nach fast zweihundert Jahren noch vollständig erhalten und gesund. Die Bedingungen zum Gedeihen des Weinstocks sind gegeben, und auch die Pflege des Paraguaytheebaums und des Maulbeerbaums und die Zucht der Seidenraupe haben eine große Zukunft. Auch birgt der Urwald noch eine Menge von Pflanzen, deren Ausnutzung für die Zwecke der Küche, der Heilkunde und der Gewerbethätigkeit noch gar nicht oder kaum begonnen hat. Da der eigentliche Rio-Grandenser auf dem Camp nur Viehzüchter, Campeiro, im Walde „Theemacher" ist, ist der Ackerbau noch ganz unentwickelt.

Die Metallschätze, deren Förderung zur Zeit der Herrschaft des Jesuitenordens nicht unbeträchtliche Werte erzeugte, liegen vor allem in den an die eigentliche Waldzone angrenzenden Camp- oder Weidegebieten. Die Gold- und Silbergeräte der Jesuitenkirchen waren fast alle aus Metall gefertigt, das hier gefunden ist. Reiche Kupfererze und gediegnes Blei werden ebenfalls angetroffen, ohne daß bisher Schürfungen von Belang stattgefunden hätten. Dagegen bilden die massenweise vorkommenden Halbedelsteine, Jaspis, Chalcedon, Achat, Amethyst und allerhand Bergkrystalle, einen wichtigen Ausfuhrartikel, wie sie denn auch schon von den Jesuiten zu dekorativen Zwecken an ihren Bauwerken verwendet worden sind.

Das Gesagte wird genügen, um eine Vorstellung von der Zukunft des Gebiets der Missionen zu geben, in denen zur Zeit kaum mehr als 150000 Menschen wohnen, von denen auf das erst zu erschließende Waldland am Rio Uruguay, das etwa 16000 Quadratkilometer umfaßt, nur ein ganz kleiner Teil fällt. Freilich darf nicht übersehen werden, daß, soweit reiner Waldboden in Betracht kommt, in den ersten Jahren die Ausrodung der Urwaldbäume und später der Kampf mit dem üppig wuchernden Unkraut anstrengende Arbeit erfordern wird, und die Absatzwege zur Zeit noch großer Vervollkommnung fähig sind. Mit der Gründung neuer Kolonien wird aber auch die Anlegung neuer Verkehrswege Hand in Hand gehen, wie schon das Verfahren bei Gründung der ersten Kolonie Guarany zeigt. Ist auch der Uruguay nicht auf der ganzen Strecke, die das Gebiet der alten Missionen durchschneidet, unbedingt schiffbar, so gestattet er doch den größten Teil des Jahres hindurch eine beschränkte Schiffahrt. Außerdem ist die für die Erschließung des Landes wichtige Eisenbahnlinie, die über Cruz Alta an der Grenze von Sta. Catharina entlang durch den Staat Parana nach S. Paulo führen soll, bis zu der erstgenannten Stadt schon fertig, und der Ausbau einer am Ufer des Uruguay hinlaufenden Bahn im Nordwesten wird, wenn sich erst eine englische Gesellschaft dafür interessirt — deutsches Kapital hält sich ja von solchen anscheinend gewagten Unternehmungen bis jetzt fern —, nicht auf sich warten lassen.

Digitized by Google

Da nun die Frage, ob das Gedeihen fleißiger deutscher Ackerbauer und Handwerker in diesen Ländergebieten bei einem Ausbau der Verkehrswege wahrscheinlich ist, nach dem Urteile aller Sachverständigen bejaht werden muß, so handelt es sich nun um die Wege, die einzuschlagen sind, um die deutsche Auswanderung nach diesen Gebieten zu lenken. Nachdem die bisherigen Versuche deutscher und gemischter Konsortien zur Erwerbung größerer Ländergebiete in den Staatsländereien am Rio Uruguay — denn um solche, sogenannte terras devolutas, handelt es sich hauptsächlich — gescheitert sind, kommen für die Auswanderung erstens die von Staats wegen neu eröffneten Ländereien, zunächst also die neue Kolonie Guarany, in Betracht, sodann können Grundstücke, die schon in Privatbesitz sind, freilich um einen teurern Preis, angekauft und mit Kolonisten besetzt werden. Im letztern Falle fallen die oben angeführten staatlichen Vergünstigungen weg. An der Urbarmachung des neuen Landes werden sich jedenfalls auch manche alte Kolonisten deutscher Abstammung, die ihre frühern Besitzungen mit Gewinn zu verkaufen wünschen, beteiligen und so den Neulingen Halt und thatkräftige Unterstützung bieten. Da nun die vor kurzem in Hamburg begründete Hanseatische Kolonisationsgesellschaft für Südbrasilien ihre Thätigkeit zunächst auf die Besiedlung der von ihr erworbnen Ländereien in Sta. Catharina zu richten haben wird, so empfiehlt sich die Gründung einer weitern Gesellschaft, die sich in ähnlicher Weise die Besiedlung der Urwaldgebiete am obern Uruguay, je nachdem sie von der Regierung zugänglich gemacht werden, zur Aufgabe setzt. Denn es ist nicht zu bezweifeln, daß der einen Kolonie Guarany andre folgen werden.

Die Organisation denken wir uns etwa folgendermaßen. Die Gesellschaft besteht aus zwei Gruppen mit vollständig getrennten Befugnissen, einer in Deutschland und einer in Porto Alegre. Die deutsche hat kein Risiko, aber auch keinen Anteil an dem etwaigen Gewinn, da die Beteiligung an den drüben abzuschließenden Landkauf- und Ansiedlungsgeschäften Privatsache der einzelnen Mitglieder ist. Als Sitz der deutschen Gruppe denken wir uns eine größere Stadt des Binnenlandes, die einem mit starker kleinbäuerlicher Bevölkerung gesegneten Lande angehört, also etwa die Hauptstadt Württembergs oder des Elsasses, mit Zweigvereinen an einigen andern Orten und in der Reichshauptstadt. Auch in Hamburg oder Bremen müßte ein Mittelpunkt bestehen, dessen Aufgabe es wäre, die Auswandrer nach der Landreise in Empfang zu nehmen und ihnen bei der Weiterbeförderung an die Hand zu gehen, während der Verein im Binnenlande durch geeignete Vorträge und Veröffentlichungen über die Licht- und Schattenseiten der Auswanderung nach Südbrasilien, insbesondre nach Rio Grande do Sul, weitere Kreise aufzuklären und die Auswandrer vor Antritt der Landreise mit Rat und That zu unterstützen hätte. Es würde sich dabei nicht darum handeln, der deutschen Landwirtschaft Kräfte zu entführen, die ihr sonst erhalten blieben, sondern vor allem darum, die Aus-

Digitized by Google

wandrer, die bisher den Vereinigten Staaten und andern Ländern mit vorwiegend angelsächsischer Bevölkerung zu gute kamen, der für die deutsche Sache und auch für sie selbst ersprießlichern Kulturarbeit in Südbrasilien zuzuführen. Sodann ist zu bedenken, daß sich z. B. in Württemberg fortwährend zahlreiche tüchtige Bauernsöhne dem Handwerk und auch der Fabrikarbeit zuwenden, weil ihnen diese ein besseres Fortkommen versprechen. Bei günstigen Auswanderungsaussichten würden viele dem Berufe des Ackerbaus treu bleiben oder zu ihm zurückkehren. Aber gerade Leute, die sich zugleich auf Landbau und auf ein Handwerk verstehen, eignen sich wieder ganz besonders für die südbrasilische Kolonisation.

Da der Bremer Lloyd und die Hamburg-Südamerikanische Dampfschifffahrtsgesellschaft dem genannten Hamburger Verein für die Beförderung einer erwachsenen Person im Zwischendeck auf die nächsten drei Jahre eine Ermäßigung bis auf hundert Mark zugestanden haben, dürfte eine ähnliche Vereinigung auf dieselbe Vergünstigung zu rechnen haben. An die Stelle der bisherigen Agentenwirtschaft, die so viel zur Befestigung der gegen Brasilien herrschenden Vorurteile beigetragen hat, würde damit eine Vertretung kommen, die dem Auswandrer wieder Vertrauen einzuflößen und auch seine Interessen zu fördern geeignet wäre. Gebildet werden könnte sie vielleicht im Anschluß an bestehende Zweigvereine des handelsgeographischen Vereins oder der deutschen Kolonisationsgesellschaft. Für die Verlegung des Hauptsitzes nach Süddeutschland spricht neben der Dichtigkeit der kleinbäuerlichen Bevölkerung die Verwendbarkeit der hier anzuwerbenden Kolonisten für Weinbau und andre landwirtschaftliche Zweige, die bisher drüben fast ausschließlich in den Händen der italienischen Ansiedler waren.

Die Thätigkeit der zweiten Gruppe mit dem Sitz in Porto Alegre hätte zwei verschiednen Aufgaben gerecht zu werden: die Kolonisten, die den neu erschlossenen Staatsländereien im Uruguaygebiet zugeführt werden sollen, zu unterstützen und solche auf Privatländereien innerhalb der sogenannten deutschen Koloniezone oder weiter im Innern anzusiedeln. Sie hätte also die Ankömmlinge in Empfang zu nehmen und für die pünktliche Einhaltung der Versprechungen der Staatsregierung oder für das einstweilige Unterkommen bis zur Weiterreise ins Innere zu sorgen. Sodann hätte sie darauf zu achten, daß die deutschen Ackerbauer drüben in geschlossenen Massen angesiedelt und nicht mit Angehörigen eines fremden Volkstums vermischt werden. Die Wichtigkeit einer solchen Maßregel wird auch von vorurteilslosen Lusobrasiliern zugegeben, wie ja auch für die neue Staatskolonie eine geschlossene Ansiedlung von Deutschen geplant ist. Eine solche erscheint aber auch mit Rücksicht auf eine etwaige spätere Erneuerung der politischen Unruhen dringend geboten. Denn wenn es auch den Bemühungen des jetzigen thatkräftigen Präsidenten von Rio Grande, Dr. Julio de Castilhos, gelungen ist, während der letzten

Digitized by Google

Revolution die Kriegsfurie im wesentlichen von der deutschen Koloniezone fern zu halten, so ist doch die Sachlage für so weit ins Innere vorgeschobne Posten wie die neue Kolonie wesentlich anders. Es wäre im Interesse des Staatsoberhaupts, dessen Leitung der Provinz von der großen Mehrzahl der Deutschbrasilianer willig anerkannt wird, in diesen Ländergebieten eine ihm ergebne, friedliebende Bevölkerung zu wissen, die auf seinen Ruf im Falle der Not bereit wäre, etwaige Friedensstörer von ihren Grenzen fernzuhalten.

Zur Lösung der zweiten Aufgabe, der Unterbringung von Kolonisten in Privatländereien, ist vor allem die Verfügung über ein größeres Areal erforderlich. Mittellose Kolonisten würden hier umsonst oder gegen eine kleine Anzahlung Kolonielose angewiesen bekommen, deren Wert bis zur völligen Abzahlung mit sieben Prozent zu verzinsen wäre. Mit Zunahme der Besiedlung ist ein Steigen des Wertes der noch nicht abgegebnen Ländereien zu erwarten. Auf diesen würden Vendas, Geschäfte, die den Kolonisten ihre Erzeugnisse abkaufen, sowie deren Bedürfnisse decken, zu errichten sein. An dem Risiko, soweit von einem solchen überhaupt die Rede sein kann, und an dem Gewinn können, wie schon erwähnt, Mitglieder der ersten Gruppe privatim sich beteiligen.

In diesem Rahmen denken wir uns etwa die Organisation einer Gesellschaft gehalten, die es sich zur Aufgabe machte, nicht nur wie der Hamburger Verein auf den erworbnen Ländereien Kolonisten anzusiedeln, sondern auch eine gewisse Vermittlung zwischen der Regierung und den auf den Staatsländereien anzusiedelnden Kolonisten des Hinterlandes von Rio Grande zu übernehmen. Eine strenge Sonderung der Arbeits- und Interessengebiete der beiden Gruppen ist nötig, um den drüben wirkenden möglichst Freiheit der Bewegung zu lassen. Freilich müßte dann auch umso mehr Wert darauf gelegt werden, zuverlässige und tüchtige Kräfte aus den einflußreichen Kreisen des Porto-Alegrenser Deutschtums zu gewinnen. Wie uns aber von drüben versichert worden ist, böte das angesichts der großen Vorteile, die sich die Deutschen in Porto Alegre von einer vermehrten Einwanderung versprechen können, keine Schwierigkeiten.

Daß es aber nachgerade hohe Zeit ist, durch reichlichen Nachschub der deutschen Kolonisation in Rio Grande neue Kräfte zuzuführen, beweisen schon die Zahlen der Auswanderungsstatistik, wonach die Auswanderung von Deutschland nach ganz Brasilien in den Jahren 1891 bis 1896 von 3710 auf 986 Köpfe zurückgegangeu ist, wogegen sich die italienische Auswanderung nach Brasilien in den letzten Jahren verzehnfacht hat. Nun ist ja teilweise richtig, was Garibaldi, der einstige Kämpfer für die Unabhängigkeit Rio Grandes, in seiner Selbstbiographie von seinen drüben weilenden Landsleuten sagt. „Der Italiener ergötzt sich nicht am blauen Himmel des Auslandes, an den Reizen einer fremden Schönen; er verpflanzt sich nicht wie die Söhne des Nordens auf immer in ein fremdes Land. Er vegetirt, er wandelt düster und gedankenschwer auf der fremden Erde, und nie verläßt ihn das Heimweh nach dem

Digitized by Google

wunderschönen Vaterlande." Aber mögen auch noch so viele möglichst bald mit den ersparten Groschen nach der terra santa Italiens zurückkehren, es bleiben doch noch genug als seßhafte Ansiedler zurück, sodaß bei einer Weiterentwicklung der Dinge im gegenwärtigen Verhältnis die romanische Kolonisation gegenüber der germanischen außerordentlich an Bedeutung gewinnen wird.

Eine Zunahme der deutschen Auswanderung nach den Südprovinzen überhaupt würde aber auch gewiß eine vermehrte Anlage deutschen Kapitals in Brasilien herbeiführen. Eine solche liegt aber so sehr im Interesse der brasilischen Regierung, daß sie allen Grund hätte, statt den nativistischen Jakobinern Gehör zu schenken, eine in mäßigen Grenzen gehaltne Einwanderung von deutschen Bauern und Handwerkern zu begünstigen. Die Überhandnahme englischen Einflusses infolge des Schuldverhältnisses des Bundesschatzes zu der englischen Rothschildgruppe, dem einzigen, aber um so mächtigern ausländischen Gläubiger, und der riesigen englischen Kapitalanlagen besonders in den Nord-, Mittel- und innern Provinzen des Bundesstaats sollte doch nachgerade die ernsthaftesten Besorgnisse aller brasilischen Patrioten erregen. Das Schicksal des Stammlandes Portugal, das allmählich zu einem reinen Vasallenstaate Großbritanniens herabgesunken ist, spricht denn doch eine deutliche Sprache. Deutsches Kapital und deutscher Unternehmungsgeist aber, die vor allem für die Hebung der zurückgebliebnen Industrie Großes leisten könnten, werden mit Vorliebe dort einsetzen, wo durch solide deutsche Arbeit der Boden schon gelockert und eine starke Bevölkerung deutscher Abstammung gegenüber dem unberechenbaren, unruhigen Geiste der Lusobrasilier eine Bürgschaft für stetigen besonnenen Fortschritt giebt.

Nachtrag. Soeben ersehen wir aus einer Nummer von Koseritzens Deutscher Zeitung vom 6. August, daß einem Deutschen, Herrn H. Schüler, eine wichtige Eisenbahnkonzession vom Staatspräsidenten erteilt worden ist, die für die Kolonisation des Gebiets der sieben Missionen eine besondre Bedeutung hat. Es handelt sich um eine neue, diese Ländereien in weitem Umfange erschließende Linie, die, sobald die Regierung die Pläne gebilligt hat, in sechs Jahren fertig sein soll. Zu beiden Seiten der Bahn sind große Strecken „devoluten" Landes in die Konzession mit einbegriffen, die binnen zehn Jahren nach Eröffnung der sie durchlaufenden Bahnstrecke besiedelt sein sollen. Der Hektar kostet etwas über zwei Milreis. Wie versichert wird, handelt es sich diesmal nicht um papierne Abmachungen, sondern hinter dem Unternehmer soll eine kapitalkräftige Gesellschaft stehen, die den Plan möglichst bald zur Ausführung bringen will.

Digitized by Google

Eine Lebensbeschreibung Kaiser Wilhelms I.

Ueberall in unserm Vaterland erheben sich Denkmäler von Stein und Erz, die der Nachwelt das Bild des ersten deutschen Kaisers überliefern sollen. Nur langsam dagegen und vielfach noch unsicher tastend folgt die Feder des Historikers dem Stift und dem Meißel des bildenden Künstlers, um ihm ein monumentum aere perennius zu errichten. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Am schwersten wiegt der Mangel an zeitlicher Perspektive, die für den wissenschaftlichen Geschichtsforscher ebenso notwendig ist, wie die räumliche für den Maler und den Bildhauer. Aber gerade dieser Mangel wird hier doch wenigstens einigermaßen ausgeglichen. Die ersten acht Jahrzehnte, die das Leben Kaiser Wilhelms umfaßt, erscheinen nämlich schon jetzt als eine abgeschlossene geschichtliche Periode. Die großen Fragen, die sie an die Zeitgenossen, namentlich in Deutschland stellte: die Befestigung der neuen Machtverhältnisse nach den Erschütterungen und Umwälzungen der Napoleonischen Zeit, die Verdrängung des Absolutismus durch den Konstitutionalismus, die Befreiung des dritten Standes aus seiner sozialen und politischen Gebundenheit infolge der Revolutionen von 1789 ff. und von 1848, endlich die Vollendung der deutschen Einheit unter Preußens Führung — das alles hat eine endgiltige Lösung gefunden. Noch fluten einige Wellen von den Kämpfen, die um alle diese Fragen ausgefochten werden mußten, in die politische und soziale Tagesströmung herüber, aber nur Parteiverblendung kann den dauernden Bestand der großen Errungenschaften anzweifeln. Der Erfolg hat überall entschieden, auf welcher Seite das geschichtliche Recht und der geschichtliche Fortschritt war. Das ermöglicht es aber, schon heute mit ziemlich großer Objektivität auf die so nahe Vergangenheit zurückzublicken, die Grundzüge ihrer Entwicklung festzulegen und den Beweggründen wie der Handlungsweise nicht nur der Sieger, sondern auch der in jenen Kämpfen unterlegnen Parteien gerecht zu werden. Da außerdem gerade die letzten Jahre viel gutes und mannichfaltiges Quellenmaterial zu Tage gefördert haben, so mußte der Versuch, das Leben Kaiser Wilhelms I. von einem streng wissenschaftlichen Standpunkt zu betrachten, nicht nur verlockend, sondern auch lohnend erscheinen.

Über alle Erwartung glänzend hat Professor Erich Marcks in Leipzig

Digitized by Google

diese Vermutung durch seine Biographie Kaiser Wilhelms I. bestätigt.*) Schon lange als einer der tüchtigsten unter den deutschen Historikern bekannt, hat er durch diese Leistung seinen Ruf aufs neue begründet und sich um die nationale Geschichtschreibung wie um das Andenken des Kaisers große Verdienste erworben. Keiner würde die schwierige Aufgabe besser, nur sehr wenige würden sie gleich gut gelöst haben. Der einzige, der ihm die Palme hätte streitig machen können, Heinrich von Treitschke, der unvergeßliche und unersetzliche, ist dem Begründer des Reichs ja allzufrüh ins Grab gefolgt.

Den Grundsätzen der „Allgemeinen deutschen Biographie" entsprechend, bildet das eigentlich Biographische die Seele der Marcksschen Darstellung, und hierin liegt zum größten Teil ihr Wert und ihr Reiz. Natürlich läßt sich das von dem allgemein Geschichtlichen nicht trennen, aber überall steht doch die Persönlichkeit des Kaisers im Mittelpunkte des Interesses. Auch da, wo er in den Schatten größerer Ereignisse oder gewaltigerer Männer zurücktritt, verlieren wir ihn nie aus den Augen. Sein Verhältnis zu den ihm umgebenden Kräften und Ideen darzulegen, seine Beeinflussung durch andre und seinen Einfluß auf andre festzustellen, das ist die Hauptaufgabe, die sich Marcks gestellt hat. Wie ein feinsinniger Psycholog begleitet er seinen Helden auf seinem reichen und gesegneten Lebenswege. Aus seinem Charakter heraus erklärt er seine Entwicklung, seine Gesinnung, seine Thaten. Und wie eingehend und liebevoll, wie scharf und plastisch, wie unbefangen und gerecht hat er diesen Charakter erfaßt und geschildert! Höfische und volkstümliche Handlanger der Geschichtschreibung haben die persönliche Bedeutung Kaiser Wilhelms oft überschätzt. Für eine wissenschaftliche Biographie lag die Gefahr näher, sie zu unterschätzen. Von beidem hält sich Marcks gleichweit entfernt. Er verteilt Licht und Schatten, wie es ihm seine auf tiefeindringender Forschung begründete Überzeugung gebietet. Aber über dem ganzen liegt keineswegs die vornehme oder gar gleichgiltige Kühle kritischer Denkungsart. Er ist auch mit seinem Herzen bei der Sache. Dem Leser ist zu Mute, als ob aus dem Bilde, das vor ihm aufgerollt wird, überall die lieben und treuen Augen des greisen Herrschers herausschauten, die in ihrer wunderbaren Mischung von Hoheit und Güte — dem schönsten Erbteil der Königin Luise — eine ganze Welt zu stiller Ehrfurcht und Bewunderung zwangen. Es wäre natürlich kühn, die Auffassung und die Urteile, die Marcks giebt, als die allein giltigen für alle Zukunft hinstellen zu wollen. Aber kein zukünftiger Biograph Wilhelms I. wird achtlos an diesem Buche vorübergehen können.

In der Wiege von dem trügerischen Nachruhm Friedrichs des Großen stolz umstrahlt, dann in jähem Sturz landflüchtig und bettelarm durch die

*) Sie ist vor kurzem im 42. Bande der „Allgemeinen deutschen Biographie" erschienen und liegt nun erfreulicherweise in erweiterter Gestalt auch als besondres Buch vor (Leipzig, Duncker und Humblot, 1897).

Digitized by Google

Hand des gewaltigen Korsen, empfing Wilhelm I. seine ersten bleibenden Eindrücke in den großen Tagen der Reform und der Erhebung Preußens. „Man darf aus dem Ganzen seiner Entwicklung und dem Lebensalter, in dem er damals stand, vermuten, daß ihn der Geist der Stählung und der Befreiung vom Landesfeinde bereits tief ergriff; daß er die Neuschöpfung des Heeres, dem er jetzt eingereiht wurde, sah und verstand; daß ihn der ethische Zug der Arbeit und Erhebung und des auch bei Luise von tiefer, sittlicher Verachtung getragnen Hasses wider Napoleon berührte und hinriß: die auch dem Jungen und Einfachen faßbaren, elementaren Mächte und Erzeugnisse der Reformzeit; alles weitere blieb ihm wohl fremder, dies aber waren Eindrücke, wohl geeignet, einer Seele für immer Kraft und Richtung zu geben, und sie hat Wilhelm I. nie vergessen. Sofern sie sich in ihm mit dem Gefühl eines prinzipiellen Gegensatzes vereinigten, so wird dieser Gegensatz nach allem nicht dem alten preußischen Wesen, sondern dem revolutionär-französischen gegolten haben: er wird eher konservativ und legitimistisch, zugleich freilich auch in gewissem Maße national gewesen sein, als modern im Sinne der Reformer."

Nach wacker bestandner Feuerprobe aus den Befreiungskriegen zurückgekehrt, widmete er sich mit regem Eifer seinen militärischen Pflichten. Noch ohne Aussicht, dereinst den Thron zu besteigen, bereitete er sich im stillen darauf vor, der zweite große Soldatenkönig Preußens zu werden. Gleich Friedrich Wilhelm I. war ihm der Anblick seiner „blauen Jungen" allezeit der liebste auf der Welt, gleich jenem war er ein hervorragender, schöpferischer Organisator, aber kein genialer Führer des Heeres, gleich jenem war aber auch ihm die Armee nicht Selbstzweck, nicht bloße Parade- und Manövertruppe, sondern der feste Grundstein für Preußens Größe. „Nur mit offnem Widerwillen ertrug er die Selbstunterordnung Preußens unter Österreich. Man darf es wohl sagen: in der Nähe des Thrones war er, mehr als der Vater, unendlich mehr als der Bruder, die wahre Verkörperung des preußischen Bewußtseins, des preußischen Großmachttriebes."

So reifte er allmählich in ruhiger und harmonischer Entfaltung seiner Geisteskräfte zum Manne heran. Nur eine, freilich sehr schmerzliche Erschütterung verhängte das Schicksal über ihn: die unglückliche Liebe zur Prinzeß Elise Radziwill, an der er mit seinem warmen Herzen und tiefen Gemüt jahrelang schwer zu tragen hatte. Als er seine Gefühle der Staatsraison zum Opfer gebracht hatte, trat mit der bald darauf heimgeführten Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar, „der hochstrebenden, lebhaft und warm empfindenden Schülerin der klassischen und romantischen Bildung," zum erstenmal etwas ganz andersartiges und fremdartiges in den Kreis seiner Lebensanschauung hinein. Es war „eine Ehe, die gleichsam die zeitgeschichtliche Vereinigung des alten Preußentums mit den neuen Trieben der außerpreußischen deutschen Geisteswelt zu symbolisiren scheint."

Digitized by Google

Weit härtere Kämpfe aber sollte ihm die Auseinandersetzung mit den neuen Ideen bringen, die nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. unaufhaltsam über Preußen hereinbrachen. Mit Besorgnis blickte er auf den Gährungsprozeß der Zeit, mit Widerstreben folgte er den Experimenten des Königlichen Bruders, die ungerufnen Geister zu bannen, und heiß wallte sein ritterliches Soldatenblut auf, als der 19. März 1848 der Krone Preußens ihre tiefste Demütigung, die selbstverschuldete, schmachvolle Kapitulation vor der Revolution brachte. Aber seine gesunde Natur überwand auch diese Niederlage trotz all der bittern persönlichen Kränkungen, die sie für ihn zur Folge hatte. Nicht völlig gebrochen wie Friedrich Wilhelm IV., sondern umgewandelt und den Anforderungen der neuen Zeit gewachsen ging er aus der Krisis dieses heißen Jahres hervor. Der Schmerz um das verlorne, patriarchalisch-absolutistische Königtum zuckte in seiner Seele noch eine Weile nach, aber verhinderte ihn nicht, die Verfassung als vollendete Thatsache offen anzuerkennen und ehrlich zu halten. Umgekehrt begeisterte er sich anfangs warm für die gewaltige nationale Bewegung, die Deutschland durchströmte, während er durch den Fortgang der Arbeiten in der Paulskirche immer mehr ernüchtert und auf die altpreußische Bahn zurückgelenkt wurde, freilich auch hier bereit, neuen Most in die alten Schläuche zu füllen. „Wer Deutschland regieren will, schrieb er im Mai 1849, muß es sich erobern; à la Gagern geht es nun einmal nicht. Ob die Zeit zu dieser Einheit schon gekommen ist, weiß Gott allein! Aber daß Preußen bestimmt ist, an die Spitze Deutschlands zu kommen, liegt in unsrer ganzen Geschichte — aber das Wann und Wie? darauf kommt es an.“ Mit diesem Bekenntnis schloß er seine Rechnung mit den Ideen von 1848 ab. „Er hatte die Schicksalsfrage seiner eignen Zukunft gestellt.“

Die nächsten „trüben, bleiernen“ Jahre der Reaktion im Innern, der Schwäche nach außen verbrachte der Prinz von Preußen in stiller Zurückgezogenheit, aber in wachsendem Unmut über die Leitung der preußischen Politik. Mit heftigem Groll erfüllt ihn die Niederlage von Olmütz. Im Krimkrieg erblickt er „einen liberalen Kulturkampf des Westens gegen den Osten.“ Im Gegensatz zur preußischen Regierung und zur Kreuzzeitungspartei, im Gegensatz also auch zu Bismarck, dem er Gymnasiastenpolitik vorwarf, stand er auf der Seite der Westmächte, des liberalen, zivilisirten Europas. Die Hauptsorge und die Hauptthätigkeit widmete er aber auch während dieser Zeit den heimischen Militärverhältnissen, deren schwere Schäden sich ihm immer deutlicher offenbarten.

Ein müder Mann, der keine Zukunft mehr erwartete — so meinte er beim Eintritt in das siebente Jahrzehnt seines „vielbewegten Lebens“ seine Tage bald abschließen zu müssen. Aber „da er dem Ende zuzuschreiten glaubte, eröffnete sich dem Sechziger erst seine eigne Wirkenszeit: eine weltweite Zukunft, unvergeßlich in aller Geschichte.“ Noch lag sie dicht verschleiert vor seinem Blick,

Digitized by Google

und ehe wir uns den Schleier heben lassen, halten wir einen Augenblick inne, um den Worten zu lauschen, mit denen Marcks den Prinzen schildert in dem Augenblick, wo er das Szepter Friedrichs des Großen zu ergreifen sich anschickt: „Jetzt, im Jahre 1857, war seine Persönlichkeit längst ausgewachsen; sie war es seit zwei Jahrzehnten, und was sie seit 1840 neu erfahren hatte — für ein Leben beinahe genug —, hatte sie noch voller gereift. Auch jetzt noch war er vor allem der Offizier aus königlichem Geschlechte, die Gestalt hoch und kräftig, ritterlich und sicher, das Antlitz von großen und schlichten Zügen, das blaue Auge gütig, frei und fest, ein volles Abbild seines Wesens. Auch ein kritischer Beobachter empfand die »Vornehmheit« des Prinzen, der bei aller ungezwungnen und ungewollten Freundlichkeit, bei aller Milde gegen seine Umgebung, bei aller Bescheidenheit und Heiterkeit doch stets der große Herr war, geboren und herangebildet zum Befehlen; vornehm in aller äußern Würde der Erscheinung, des Auftretens, des Wortes, das er wohl zu handhaben wußte, in alledem ganz ohne Pomp und Pose, durchaus echt; vornehm zumal in der sachlichen Klarheit und Reinheit seines Willens, seiner Seele. Die bittern Jahre, die er hinter sich hatte, hatten den Adel seines Gefühls nicht getrübt; er war durch gehässige Feindseligkeiten hindurchgeschritten, hatte, da er der Zweite war und man ihn zurückschob, Groll und etwas wie Eifersucht nicht aus seinem Herzen fern halten können: es sollte sich zeigen, daß die Erinnerung daran alsbald, da er der Herr wurde, wesenlos von ihm abfiel und er innerlich er selber geblieben war, unfähig zu allem Niedern und allem Kleinen, großmütig im Vergeben, neidlos und selbstlos, zartsinnig und gerade. Seine Nächsten empfanden den einfachen Reichtum, die Wärme und Weichheit seines Herzens; bis in das hohe Alter hinein blieb ihm die rückhaltlose Aussprache seiner Empfindungen in stillen, schriftlichen Selbstgesprächen, in vertrauten Briefen ein Bedürfnis. Er folgte diesem nicht mit der Überschwänglichkeit seines ältesten Bruders, aber an Temperament fehlte es auch ihm keineswegs. Die Erregung konnte ihn in wichtigen Augenblicken, in Stunden einsamer Überlegung, aber auch bei Beratungen mit andern übermannen, sich in heftige Worte, in Thränen ergießen. Er rang sich dann wohl im Gebete wieder zu ruhiger Klarheit durch: die blieb der letzte Grundzug seines Wesens, im menschlichen und auch im religiösen Empfinden. Er behielt jene einfache, helle, zweifelsfreie Frömmigkeit, die er 1815 bekannt hatte, einen Glauben, der ihm »das Brot seines Lebens, der Trost seiner Schmerzen, das Richtmaß seines Handelns,« die Stütze in jeder schweren Entscheidung war. Er war wohlthätig, sparsam, bedürfnislos, unendlich fleißig, ein Mann der strengsten militärisch-sittlichen Selbstzucht, die der eignen Bequemlichkeit niemals schwächlich nachgab, der Pflicht und der Treue im kleinen und großen, von empfindlichem Gerechtigkeitgefühl und unbedingter Wahrhaftigkeit. In allem ausgeglichen und maßvoll, nicht leicht zu verkennen, aber schwer zu beschreiben,

Digitized by Google

weil sein Wesen aus allen Abweichungen immer so bald wieder zur Mitte zurückkehrt. Größe und Begrenztheit seiner Art hatten sich in diesen sechzig Jahren deutlich ausgezeichnet und bewährt: er war keine starke Natur, die sich selber gewaltig die Bahnen bricht, weder von niederwerfender Wucht, noch von leidenschaftlich-selbstbewußter Zähigkeit. Bisher hatte er den Anforderungen seines Lebens allen genügt. Er brauchte Rat und nahm die Einflüsse willig in sich auf, war gegen die Seinen, die Gemahlin, die Vertrauten von anhänglicher und dankbarer Treue. Daß er sich bis dahin von einem hätte leiten lassen, wird man nicht sagen können: er trug das Maß in sich, nach dem sein Wesen und sein Handeln sich immer wieder regelte. So hatte er bisher all seine Kämpfe gewissenhaft und ernsthaft, selbständig durchgestritten. So vorbereitet, männlich, praktisch, klar, welterfahren fand ihn die Stunde, die jetzt die Leitung seines Staates in seine Hände legte. Wie würde das höchste menschliche Amt von diesem fürstlichen Manne ausgefüllt werden, wie würde die neue, größere Pflicht auf sein Inneres zurückwirken? Vielleicht wird seine Gestalt den Spätern, denen sie weniger selbstverständlich ist, schärfer und eigner als uns vor das Auge treten; vielleicht wird sich ihnen auch das Schauspiel noch ergreifender darstellen, wie diese konservative, gleichmäßige Natur nun unmittelbar und entscheidungsvoll mit den Aufgaben und Gesinnungen einer wirren Zeit zusammentrifft, die der Zukunft auch so viel fremder und deshalb so viel charakteristischer erscheinen wird als uns. Das erkennen wir schon heute: unendlich Schwereres als bisher stand vor ihm, Gegensätze, die sich im Kampfe enthüllen und mit einander messen, neue Erfahrungen, die sich ihm selber ergeben mußten. Stärken und Schwächen seines Wesens sollten sich erst in ihnen ganz entfalten und ganz auswirken."

Die Jahre von 1857 bis 1862 sind für die Beurteilung der staatsmännischen Fähigkeiten Wilhelms I. in gewissem Sinne die wichtigsten und lehrreichsten überhaupt. „Damals hat Wilhelm I. versucht, die Fragen der Zeit selber zu lösen: er ist damit nicht durchgedrungen, aber er hat dennoch in diesen fünf Jahren sein Eigenstes gethan, und auch sachlich sind es die Zeiten der Grundlegung für alles Künftige." Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik trat die deutsche Frage immer schärfer in den Vordergrund. „Wer Deutschland regieren will, muß es sich erobern," hatte der Prinz von Preußen 1849 geschrieben. Jetzt, wo ihm das Schwert in die Hand gelegt war, zaudert er aber, es aus der Scheide zu ziehen, obwohl der Augenblick beim Ausbruch des französisch-österreichischen Krieges von 1859 manchem Kühnern sehr günstig schien. Marcks trifft wohl das richtige, wenn er unter den Gründen dieses Zauderns besonders das Gefühl der Verantwortung betont, das jetzt mit ganz andrer Wucht auf der Seele des Herrschers lastete als zehn Jahre früher.

Noch weit unglücklicher erschien in den Augen der Welt sein erstes Auf-

Digitized by Google

treten auf dem Felde der innern Politik. Das Ministerium der neuen Ära, seine erste selbständige politische Schöpfung entsprach in seinen Leistungen weder den Erwartungen seines Schöpfers noch den überschwänglichen Hoffnungen, mit denen es von der liberalen öffentlichen Meinung begrüßt worden war. Und nun gar erst die Militärreorganisation! Wir begreifen, daß vielleicht kein Stachel während seines ganzen langen Lebens sich so tief in seine Seele eingedrückt hat, wie der Widerstand gegen diese „seine erste große eigne Leistung im innern Staatsleben," die zugleich seine bedeutendste und verdienstvollste bleiben sollte. Hier kannte er kein Zaudern, kein Ausweichen, noch gar ein Zurück. Mit der Reorganisation der Armee stand und fiel er, und — er war nahe, bedenklich nahe daran, wirklich zu fallen. Der furchtbare Konflikt zwischen der Unmöglichkeit, sich mit der Mehrheit des liberalen Abgeordnetenhauses zu verständigen, und der Unmöglichkeit, das Aufgeben der Reorganisation vor sich, seinem Staate und der Geschichte zu verantworten, zerrieb seine moralischen und Willenskräfte in einer Weise, daß es mit seiner Energie und Staatskunst zu Ende war. Bekanntlich trug er im September 1862 seine Abdankungsurkunde fertig in der Tasche. Nur noch ein leiser Druck von irgend einer gegnerischen Seite, und sein politisches Dasein hätte mit einem schrillen Mißklang geendet. Es wäre vielleicht die größte Tragik in der preußischen Geschichte gewesen.

Da stellte der Genius seines Hauses und seines Staates ihm den gewaltigen Helden zur Seite, der ihm nicht nur den Ausweg aus den Nöten des Augenblicks, sondern zugleich die Bahn zur Unsterblichkeit wies.

Die Berufung Bismarcks zum Leiter der preußischen Politik stellt dem Biographen seines königlichen Herrn eine neue reizvolle, aber auch schwierige Aufgabe. Aber Marcks hat auch sie glänzend gelöst. Was er über das Verhältnis der beiden Männer zu einander sagt, gehört unstreitig zu dem besten in der an vortrefflichen Ausführungen so reichen Arbeit. „In die Kreise der neuen Ära — so zeichnet er den Beginn ihres gemeinschaftlichen Wirkens — paßte Bismarck nicht hinein; auch nicht in die Kreise des Regenten und Königs, wie sie damals waren. Weshalb aber eigentlich nicht? Man kann nicht sagen, daß damals die Ziele des Gesandten und des Herrschers soweit auseinandergegangen wären. In allen Beziehungen [der innern und auswärtigen Politik] war den beiden Männern eins gemeinsam, gerade das Spezifische in ihnen: die ausschließlich preußische Gesinnung. Nicht diese Ziele, auch nicht wichtige Einzelheiten des politischen Programms waren es, die sie trennten, sondern die Energie in der Verfolgung der Ziele. Dem Preußischen, Deutschen, Europäischen gegenüber — überall war doch ein Gradunterschied zwischen Wilhelm und Bismarck vorhanden; überall wollte der Zweite etwas mehr, war er freier, rücksichtsloser, kühner. Und dieser Gradunterschied war entscheidend. Erst wenn der Strom dieses preußischen Willens, der durch sie

Digitized by Google

beide floß, die Tiefe, die Höhe erreicht hatte wie in Bismarcks Seele, erst dann war er fähig, die Ufer zu übersteigen und seinen befruchtenden Segen weit über die Niederungen auszugießen, die nach ihm schmachteten wie Ägypten nach der Überflutung des Nils. Das Schöpferische begann erst in der Höhe Bismarcks. Allmählich erst wuchsen die Gedanken des Königs dieser zu. Erst wenn sie bis dahin gestiegen wären, konnte Bismarck mit Nutzen berufen werden zu wirken. Damit hängt aufs engste etwas andres, ganz Persönliches zusammen. Die Bedeutung seines Staatsmannes verkannte Wilhelm nicht, er war dazu viel zu sehr Menschenkenner und hörte überdies zu viel von ihm. Es lag in der Luft, daß dieser Mann einmal Minister werden müßte. Aber soweit man aus Erzählungen und Gerüchten, aus Anspielungen und den Thatsachen selbst, soweit man namentlich aus der innern seelischen Wahrscheinlichkeit das Verhältnis der beiden ahnend erschließen kann, so stand ein starkes Hindernis zwischen ihnen: eine ganz ausgeprägte Abneigung des Königs. Wilhelm vertrug bedeutende Männer und ließ Roons herbe Männlichkeit weit gewähren; aber vor diesem Genius durfte der Sohn Friedrich Wilhelms III. wohl ein gewisses Unbehagen spüren, vor diesem Gewaltigen, dessen Naturkraft über alles Korrekte und Überkommne so souverän hinwegsprang, vor diesem Manne des kalten Überlegens und der heißen Leidenschaft, des überwältigenden, ungeheuern Willens. Die herzliche Tiefe dieser Persönlichkeit konnte der König noch nicht ermessen; von ihrer unbedingten Treue mochte er überzeugt sein; aber wohin Bismarck ihn reißen konnte, davor hat ihm, so darf man vermuten, im stillen gegraut. Seine eigne, vornehme, gerade Art, allem Dämonischen so ganz fremd, männlich, aber milde, von jener Reinheit, die sich niemals beflecken kann, aber eben deshalb auch nicht dazu fähig ist, im harten Zusammenstoß des Weltlichen, im Gemenge der Politik das Große selber zu thun, das nun einmal nicht ausgeführt werden kann ohne den Griff auch in den Ruß und in den Schmutz hinein, ohne die Freiheit einer sich selber daransetzenden, verwegnen Entschließung, diese sittlich empfindliche Natur, die überdies die eigne, monarchische Würde sehr bestimmt empfand, sie wurde von Bismarcks dämonischer Kraft zurückgestoßen, sie mußte sich selber erst überwinden, ehe sie sich ihm anheimgab. Das war doch wohl der Kernpunkt; alles übrige, der allgemeine Haß, in welchem der kecke Junker von 1850 in der öffentlichen Meinung, der Streiter von Frankfurt unter den Eingeweihten stand, die tiefe Abneigung der Königin, die Scheu vor dem Eindrucke, den Bismarcks Ernennung also machen mußte, und den Wilhelm noch nicht wagen mochte, das kam zu jenem Hauptmotive wohl nur hinzu."

Bismarckische Ideen — und daneben Moltkische Thaten — treten nun sachlich immer mehr in den Vordergrund der Darstellung. Oft genug hat es den König Zeit und Selbstüberwindung gekostet, sich mit ihnen vertraut zu machen. In der Angelegenheit des Frankfurter Fürstentages von 1863, in

Digitized by Google

der dänischen und österreichischen Frage, in der Auffassung der Indemnitätsvorlage und in noch vielen andern Punkten von größerer und geringerer Bedeutung wich er anfangs von den Anschauungen seines Ministerpräsidenten ab, und es war mitunter sehr schwierig, die Kluft zwischen beiden zu überbrücken. Am schwersten fiel es wohl dem König, Bismarck auf dem Wege der liberalen Gesetzgebung zu folgen, die 1867 begonnen wurde, und am allerschwersten wurde ihm der Abschied von seinem geliebten alten Preußen, den die Krönung des deutschen Einheitswerkes von ihm — allerdings mehr äußerlich als thatsächlich — zu erheischen schien. Kein Tag in seinem neunzigjährigen Leben offenbart uns eine so tragische Erschütterung seines Innern, als jener 17. Januar des Jahres 1871. Während sich daheim im Vaterlande Millionen patriotisch glühender Herzen anschickten, ihm den langersehnten Kaisergruß entgegenzujubeln, saß er, der erwachende Barbarossa, im Siegerkranz eines märchenhaften Kriegsglücks in der Präfektur zu Versailles vor den Thoren der in den letzten Zuckungen des Widerstands liegenden Hauptstadt des Erbfeinds und fühlte sich „so moros, daß er drauf und dran war, zurückzutreten und seinem Sohne alles zu überlassen.“ „Wir verstehen ihn — so erläutert Marcks diese Stimmung —, wenn wir aus seines getreuesten Dieners, des Kriegsministers Munde eine ganz ähnliche Klage wie aus dem seinigen vernehmen. Ihr eigner Sieg schien die innere Welt dieser Sieger zu zertrümmern. Und sie überwanden sich beide, in die neue Welt überzutreten, die nicht die ihre sei. Es war wieder der Segen dieser zähen Treue, daß sie erwies, wie stark und sittlich lebensvoll das Alte war; weil es nicht leichthin sich selber darangab, eben darum blieb es in dem jetzt gegründeten, ehrlich von ihm ergriffnen neuen Reiche eine triebkräftige und leistungsfähige eigne Macht.“

Diese Worte führen von selbst dazu, auch die Kehrseite der Medaille ins Auge zu fassen. In den vielfachen Meinungsverschiedenheiten mit Bismarck erscheint der König im allgemeinen als der nachgebende, schwächere Teil. Aber es würde ganz falsch sein, in ihm etwa nur einen gelegentlichen Hemmschuh Bismarckischer Genialität zu sehen. Marcks wägt die Vorzüge des Königs mit demselben Gewicht ab wie die seines Ratgebers. Wilhelm ist ohne Bismarck nicht denkbar — ganz gewiß, aber Bismarck ebenso wenig ohne Wilhelm. Welcher Hohenzoller seit den Tagen des Großen Kurfürsten würde einen solchen Titanen in so unvergleichlicher Weise dauernd neben sich ertragen haben? Keiner, Friedrich II. freilich nur deshalb nicht, weil er den Genius in der eignen Brust trug. Aber auch Wilhelm I. würde es nicht vermocht haben, wenn er nicht eine mächtige Ader geistiger Verwandtschaft mit Bismarck gehabt hätte: den Trieb für Preußens Größe und Macht, und wenn nicht schließlich bei allen Differenzen die sachliche Notwendigkeit den Ausschlag gegeben hätte, deren Erkenntnis sich der Herrscher nicht verschließen konnte. So ertrug er den genialen Staatsmann an seiner Seite: willig, neidlos, ohne sich und seiner

Digitized by Google

Würde jemals das geringste zu vergeben und, je älter er wurde, auch mit steigender, herzlicher Vertraulichkeit und persönlicher Freundschaft.

Aber noch mehr als das. Er ertrug ihn nicht bloß — er trug und stützte ihn auch selbst. Nicht nur, daß er allen Versuchungen, sich von ihm zu trennen, mannhaft widerstand und schließlich durch das berühmte „Niemals" dem Bunde die Weihe fürs Leben gab; nicht nur, daß er den äußern Respekt und die Form des monarchischen Regiments streng aufrecht und sich selbst immer die Entscheidung vorbehielt — solch dekoratives Beiwerk in der Politik verblaßt ja für die geschichtliche Betrachtung sehr bald —, auch in der Wirklichkeit „hat er sich, als der Herr, in der Würde der wahrhaftigen Majestät allezeit zwischen und über den Großen, die er berufen hatte, behauptet. Den Zusammenhang zwischen ihnen allen stellte doch immer er selber dar." Die Besprechung der Vorgänge im Hauptquartier zu Versailles vor der Beschießung von Paris giebt Marcks Gelegenheit, sich deutlicher über diesen Punkt auszulassen. „In heftigen Reibungen arbeiten die starken Kräfte, in deren ureigner Gewalt und voller Bethätigung die Möglichkeit des Erfolges begründet war, jede von ihnen auf das äußerste angespannt, voll leidenschaftlichen Dranges zur That, zur Selbstentfaltung; sie sind zu mächtig, um einander nicht hart zu stoßen. Ein Anblick für den, der zu sehen versteht, reich an menschlich großem Reize, und überdies wären sie schwächer gewesen, was hätten sie dann gewirkt? Aber freilich, über ihnen mußte ein Herrscher stehen, der dafür sorgte, daß dem streitenden Wetteifer nicht die Unordnung entspränge, daß in dem unvermeidlichen Ineinandergreifen und Übergreifen der einzelnen Thätigkeiten doch jeder zuletzt seinen Kreis behielte und in diesem unbehindert bliebe; und dieser Herrscher bedurfte, um jene Großen zusammenzuhalten, eigner persönlicher Wucht und sicherer königlicher Weisheit." Läßt sich das Verhältnis des Herrschers zu seinen Paladinen treffender zeichnen, als wie es hier Marcks thut, der jedem Teile das Seine zuweist?

Noch volle siebzehn Jahre beschied das Schicksal dem aus dem ruhmreichsten seiner Kriege heimkehrenden greisen ersten deutschen Kaiser. An Handlungen oder gar schöpferischer Thätigkeit wird ja sein Leben nun ärmer. Selbst eine so gesunde Natur wie die seine taucht allmählich immer tiefer in die Dämmerung eines so wunderbaren Lebensabends hinab. Aber eine starke, lebendige Wirkung ging doch von ihm aus bis zum letzten Atemzuge, ja noch über das Grab hinaus. „Das war wirklich der Kaiser, wie Ehrfurcht und Glaube der Nation ihn träumen konnten. Mit der vollen Sicherheit, dem untrüglichen Takte, der schlichten Weisheit und Hoheit seines Wesens schritt er ihr jetzt voran; man vermöchte keine Persönlichkeit auszudenken, so geeignet wie die seine, um die oberste Spitze, die lebendige Darstellung der Einheit zu bilden." Weniger durch große Thaten als durch ihr Dasein übte seine ehrfurchtgebietende Persönlichkeit den Zauber und den Segen ihrer Wirkung aus.

Digitized by Google

Dennoch war er keineswegs gesonnen, sich in beschaulicher Muße auf sein Altenteil zurückzuziehen oder sich gar zum bloßen Schaustück der neuen Reichsverfassung herabdrücken zu lassen. Bis zum letzten Atemzuge hielt er die Fäden des Regiments straff in der Hand — die Frage, ob Stellvertretung oder Regentschaft des Kronprinzen nach dem Nobilingschen Attentat 1878, beweist deutlich, daß er seine Rechte zu Lebzeiten mit keinem zu teilen gewillt war. Durch fleißige, unermüdliche Arbeit suchte er sich aber auch die Ehren seiner Stellung täglich aufs neue zu verdienen. Es ist rührend, zu sehen, wie er sich noch im höchsten Alter einen Kursus über Encyklopädie der Rechtswissenschaft vortragen läßt, um einen Anhalt für die Entscheidung über die neuen Justizgesetze zu gewinnen. „Er hat dann die Entwürfe, die man ihm vorlegte, eigenhändig durchgearbeitet; man fand nach seinem Tode zahlreiche, engbeschriebne Bogen mit Auszügen daraus." Die Pflichttreue im großen wie im kleinen, dieser so hervorstechende Zug seines Charakters verbot ihm, müde zu werden, so lange es Tag war. Wer möchte wohl ermessen, welchen Einfluß sie auf seine erstaunliche körperliche und geistige Rüstigkeit ausgeübt hat! So begleitete er mit lebhafter persönlicher Teilnahme die Schicksale der Nation, die Wandlungen der Politik. Seelische Kämpfe blieben ihm auch jetzt nicht erspart: das Septennat, die Zivilehe, die Anknüpfung des Bündnisses mit Österreich, das seine Spitze gegen Rußland zu richten schien, und manches andre, besonders aus der Zeit der liberalen Ära, dies alles machte ihm Bedenken. Sogar körperliche Schmerzen mußte er, der Gütige und Milde, dem zur Verkörperung despotischen Wesens alles fehlte, nach dem Attentat Nobilings für sein Volk leiden. Aber das waren nur einzelne dunkle Wolken an dem Abendhimmel seines Lebens. Im ganzen überwog doch der Glanz, die Wärme, die innere Harmonie, worin sein reiches Tagewerk ausklang.

Wesentlich trug dazu der große allgemeine Umschwung der Politik bei, den Bismarck seit 1879 allmählich vorbereitete und dann in den achtziger Jahren mit ungeschwächter Geistes- und Willenskraft durchsetzte. Zum letztenmale mutete er seinem Herrn die Aufnahme neuer Ideen zu. Als der soziale Herrscher der beiden kaiserlichen Botschaften von 1881 und 1883 sollte er der Monarchie, dem Staate, der Gesellschaft neue Bahnen in eine kampfdrohende und vorläufig noch dunkle Zukunft weisen. Aber diese neue, vom weltgeschichtlichen Standpunkte aus betrachtet entschieden wichtigste Wendung, die Wilhelm überhaupt mitgemacht hat, wurde ihm persönlich am leichtesten. „Wie der Zollreform, so schloß er sich der Sozialreform mit freudiger Seele und vollster Hingebung an. Sie sagte seinem christlichen und seinem patriarchalisch-preußischen Gefühle zu; schon in den Zeiten, da Gedanken dieser Art nicht im Vordergrunde standen, als junger Prinz, als Prinz von Preußen, als König während des Konflikts, hatte er gelegentlich die sozialen Pflichten seiner Krone warm betont. So ließ er sich durch den Schwung der neuen Aufgaben, den Schwung der

Digitized by Google

nationalen Idee, die mit ihnen unlösbar verknüpft war, bis an sein Ende hinan immer vorwärts tragen; er lebte in der neuen Zeit und blieb ihr Haupt." Die Monarchie behielt die Führung, und auch jenes Altpreußentum, in dem Marcks den eigentlichen Kern der Persönlichkeit Wilhelms I. sieht, durchdrang wieder belebend und als fester Rückhalt die neuen Verhältnisse. „Das ganze alte Preußen mit seiner Tüchtigkeit und seiner Autorität, seinem Schatze an sittlicher Energie und an fester Einheit seines Heeres, seines Staates, seines in Leistung und Stellung nun von neuem erhöhten und gestärkten Beamtentums — deutlicher und maßgebender als je zuvor bethätigt es sich unter all den neuartigen Antrieben im deutschen Dasein der neuen Zeit. Dieses alte Preußen aber war Kaiser Wilhelm."

Glücklich — abgesehen von dem persönlichen Leid seiner letzten Tage — durfte der greise Herrscher sein Haupt zur Ruhe legen; getrosten Mutes durfte er vor seine Ahnen hintreten: einer gewaltigen Zeit preußischer und deutscher Größe hat auch er — nicht er allein und „nicht als Wilhelm der Große, soviel Großes wahrlich an ihm ist," aber doch auch gar nicht wegzudenken — den Stempel seiner Eigenart aufgeprägt.

Altbairische Wanderungen

(Fortsetzung)

3

Die steilen, zum Teil schroff felsenhaft in die Donau abfallenden Hügel, von denen die weiße Walhalla herunterschaut, breiten sich jenseits Straubing zu Waldbergen aus, deren breite, runde Formen an den Schwarzwald erinnern. Es ist eine der waldreichsten Landschaften Mitteleuropas. Von manchem Gipfel im Bairischen Wald erblickt das Auge des Wanderers nichts als Wald, soweit es reicht, hie und da einen dunkeln Seespiegel, eine graue oder rötlichgraue Granitwand oder einen weißen Quarzfels. An einem kühlen Apriltage, wo der Schnee noch überall in den Wäldern liegt und an den Waldrändern herausschaut, der Wald selbst fast schwarz unter einer tiefhängenden grauen Wolkendecke steht, und die Bergwiesen fahl, kaum grün angehaucht sind, ist die Landschaft fast melancholisch. Es ist das kälteste, was man sich denken kann.

Digitized by Google

Grün sind dann überhaupt nur die jungen Fichtenschläge. Auch die Felsen sind graulich, und die Häuser grau. Die schwere Rauchwolke, die über dem einen oder andern die Glashütte ankündigt, erheitert die Landschaft nicht. Nur nach dem Ausgang zu, wo die Thäler breit sind, die Bäche zwischen saftigen Wiesen hingehen und das Ackerfeld sich höher hinaufzieht, bietet auch der Bairische Wald freundliche Kulturbilder, die durch die Zeugen der industriellen Thätigkeit gehoben werden. Zwiesel mit seinem hochragenden Kirchturm, Gotteszell mit seinen freundlichen Häusern muten fast wie Marktflecken aus den Alpen an. Von den größern Orten, die „vor dem Wald" liegen, kann man das nicht sagen, vor allem nicht von dem als Übergangsplatz nach Böhmen so wichtigen Schwandorf, das in seinen alten Mauerresten eine echt koloniale Gründung um einen unschönen viereckigen Marktplatz mit lauter unbedeutenden Häusern und schmutzigen Straßen ist. Schwandorf hat eine gewisse nationale Bedeutung als letzte bairische Stadt gegenüber dem Tschechentum, wo es bei Taus sein Gebiet am weitesten nach Westen vorschiebt. Man würde hier gern eine recht blühende deutsche Stadt sehen. Auch Weiden und Furth im Wald sind unbedeutende Orte der Grenzzone, Tirschenreuth ist durch das Denkmal Schmellers verklärt, des großen Schöpfers des Bairischen Wörterbuchs, eines der bedeutendsten Geister, die der bairische Stamm zur deutschen Wissenschaft gestellt hat. Im übrigen Deutschland ist dieser auch rein menschlich anmutende Baier nicht nach Verdienst gewürdigt worden, soviel gutes auch Jakob Grimm von ihm gesagt hat. Sein Platz ist neben den Brüdern Grimm, nicht hinter ihnen.

Die Bewohner des Bairischen Waldes sind ein genügsames, fleißig arbeitendes Volk, sie haben sich etwas von der bairischen Heiterkeit bewahrt, unter Verhältnissen, die viel weniger günstig sind als die in und an den Alpen. Die „Waldler" lassen übrigens in der auffallend großen Zahl dunkelhaariger und schwarzäugiger untersetzter Menschen die Erhaltung keltischen Blutes in diesem Winkel vermuten, der geschichtlich zum Waldsaum des alten Bojerlandes, Böhmens, gehört. Vom Böhmerwäldler sind sie trotzdem wohl zu unterscheiden. Für die österreichischen Böhmerwäldler ist nicht bloß das fernere „Reich," besonders Schwaben und der Rhein, wo früher manche als Hausirer Wohlstand erwarben, ein glücklicheres Land. Das ist ja für alle Gebirgler jedes tiefergelegne Land mit besserm Boden und milderer Sonne. Er fühlt auch den bairischen „Waldler" schon sich überlegen. Und mit Recht. Die bairischen Waldbewohner sind in denselben Gebirgsteilen wohlhabender als die österreichischen. Dort sind nicht Fürsten und Grafen die Großgrundbesitzer, sondern der bairische Staat selbst, der wohl weiß, was er an diesem kräftigen Bauernstande hat. In Österreich stehen ein Fürst Schwarzenberg, der in Südböhmen über 145000 Hektar besitzt, und einige kleinere Herren zwischen den große Bauern und dem Staat. Von solchen Herren sind die Leute abhängiger als vom Staat. Es ist ein schlechter Zustand für die Bauern und für den Staat;

Digitized by Google

gut ist er nur für den Grundherrn und seine paar tausend Beamte, Waldhüter usw. Der österreichische Böhmerwaldbauer wohnt und ißt schlechter als der bairische und weiß das auch sehr gut. Beiden gemein ist, hier kann man sagen zum Glück, das bairische Phlegma, sonst wäre der Unterschied noch fühlbarer. Während sich aber der bairische Waldbauer auch der wohlthätigen Seite dieser Nationaleigenschaft, nämlich der läßlichen, humanen Verwaltung erfreut, die in dem wichtigen Forstfach immer rationeller geworden ist, hat der österreichische einen zum großen Teil tschechische Beamtenschaft über sich; und das empfindet er noch stärker.

Eigentümliche Züge prägt das Hinübergreifen des bairischen Stammes an dieser Stelle den westlichen Deutschböhmen auf. Auch auf der böhmischen Seite ist der Baier der Vertreter der Kraft und Derbheit, der Genußliebe und der Frömmigkeit; aber er liebt nicht die geistige Anstrengung, läßt vieles an sich vorbeigehen, ohne aufzusehen. Da zeigt der obersächsische und der schlesische Böhme einen ganz andern Charakter. Fast alle politisch und wissenschaftlich bedeutenden Deutschböhmen stammen aus dem böhmischen Erzgebirge und Mittelgebirge, hier liegt auch heute die politische Entscheidung über das Schicksal der Deutschböhmen. Der Westen, wo der bairische Stamm im Pfälzerwald und Böhmerwald vorherrscht, trägt wenig dazu bei. Im Böhmerwald und im Oberpfälzer Wald mag die Armut und Abgelegenheit der dünnen, städtelosen Bevölkerung eine gewisse Apathie erzeugen. Was für Geistesgaben aber hier in der Stille heranwachsen, davon sind Gluck und Adalbert Stifter Zeugen. Im Egerlande haben wir dagegen einen der reichsten Teile Böhmens, eine blühende, verkehrsreiche Stadt und einen urkräftigen Bauernstand. Aber was die Egerländer für das Deutschtum leisten, das machen sie mit Saufen ab, sagt man im übrigen Böhmen. Wo es gilt, einen großartigen Kommers zu feiern, da müssen die Egerländer heran mit ihrer echt bairischen Festfreudigkeit. Der Unterschied greift bis nach Oberfranken hinüber. Selbst im Königreich Sachsen kann man in dem germanischen Teil, im Vogtlande, die bairisch-oberfränkischen Charakterzüge noch recht gut durchfühlen, obwohl gegen Sachsen gerade wie im Fichtelgebirge auch die konfessionelle Grenze zwischen Katholiken und Protestanten sehr merklich ist.

Mit verschiednen Mitteln verfolgen die Baiern diesseits und jenseits der Grenze mit demselben Eifer, der gleichen liebevollen Hingebung den gleichen Zweck, die Pflege des Leibes. Den Hauptunterschied macht dabei eigentlich nur das Getränk. Der Baier trinkt fast nur Bier, der Böhme und Österreicher wechseln mit Wein ab, wobei sich das Unerwartete herausstellt, daß der Wein hier gerade so massenhaft genossen wird, wie dort das Bier. In den kleinen Städten Niederösterreichs trinkt der Bürgersmann nicht selten an einem Abend seine sechs bis acht „Halbe" Wein. Dieser österreichische Wein ist allerdings etwas teurer als das bairische Bier. Für 20 bis

Digitized by Google

24 Pfennige stillt der Niederbaier seinen ersten Durst mit einem Liter frischen Bieres. Um diesen Preis giebt es auch in den weinreichsten Gegenden Österreichs keinen trinkbaren Wein. Schon das ist ein Grund, warum der Österreicher noch weniger spart als der Baier. Dann kommt aber die Sorge für das Essen; die wird ernst genommen, oft leider ernster als jede andre. Frau Sorge steht am Herd der deutsch-österreichischen Familie, nicht als Armut, nein als Verschwenderin von Fleisch, Mehl und Schmalz, sie sorgt, daß die Schnitzel, die Bäuschel, das Gebackne und am Spieß Gebratne, das Luftgselchte und das Rauchgselchte, das Saure und das Eingmachte, die Knödel, die Nocken, die Nudeln, die Strudel, die Schmarren, die Strauben, und wie alle die künstlichen Erzeugnisse heißen, in tadelloser Güte auf den Tisch kommen. Die Gastfreundschaft, auch in einfachen Familien, leidet unter dem Bestreben der Hausfrauen, ihren Tisch nur mit dem Besten zu besetzen. Es ist mir vorgekommen, daß ich mit dem Hausherrn allein zu Tische saß, weil die Hausfrau über dem ganzen Essen nicht in der Küche abkommen konnte. So mag die im niedern Bürgerstand Baierns und Österreichs einst weitverbreitete Sitte entstanden sein, daß der Mann überhaupt allein zu Tische saß. Dennoch ist in den bessern Kreisen in Österreich die Geselligkeit noch nicht so in Schlemmerei und Protzerei ausgeartet wie in Deutschland. In Baiern ißt man auch viel, aber nicht so gut wie in Österreich. Zum Biere würden auch manche Feinheiten der österreichischen Küche gar nicht passen; dagegen sind die eigentümlichsten Erzeugnisse der bairischen Küche, die Mannichfaltigkeit der Würste, der Sauerfleische und Tellerfleische, der Knödel, des „Abgebräunten" bestimmt, zum Bier genossen zu werden. Man braucht keinen Physiologen zu fragen, um zu begreifen, daß zu einem bittersüßen, gehaltreichen Getränk, das nicht voll ausgegoren ist und nach altem Brauch mit 7 bis 8 Grad Wärme getrunken wird, keine feinen Speisen passen. Was die bairische Küche an Feinheit und oft auch an Schmackhaftigkeit zu wenig hat, ersetzt ihr das Bier; ein fetter Kalbsnierenbraten mit „Grösten" (gerösteten Kartoffeln) braucht Bier, um ganz genossen zu werden. Für manchen Geschmack ist überhaupt das Biertrinken die Hauptsache beim Essen, und so versteht man auch die keineswegs dem Mythus angehörigen Münchner Hofgeschichten, die von Prinzen erzählen, die auf die Dienste ihres Hofkochs abends verzichten, um sich eine Portion Kalbsbraten mit einer Maß frischen Bieres im „Bauerngirgl" oder im „Lachenden" holen zu lassen.

Hier wäre ja nun der Ort, um von der oft gerühmten und verspotteten Biergleichheit der bairischen Gesellschaft zu reden. Ich ziehe es aber vor, oft gesagtes nicht zu wiederholen, denn diese Gleichheit liegt nicht darin, daß Fürst und Bettler ihre Maß für 24 Pfennige trinken; dem bairischen Bier sind andre Seiten abzugewinnen. Ist es nicht eine große Sache, daß es gelungen ist, ein der Verfälschung und Verteuerung ungewöhnlich ausgesetztes Volksgenuß-

Digitized by Google

mittel bei riesig wachsendem Bedarf rein und billig zu erhalten? Was trinkt man in Nord- und Westdeutschland für Bier, und wie teuer muß es das Volk zahlen! Ich habe das Hofbräuhaus nie betreten ohne den Wunsch, daß es in andern Ländern und auf andern Gebieten nachgeahmt werden möchte; denn es hat ohne Frage heilsam gewirkt. Auch die äußere Wirkung ist nicht zu übersehen, daß das bairische Bier eins der wenigen deutschen Erzeugnisse ist, die ihren Weg um die Welt nur auf Grund der verbürgten Reinheit gefunden haben. Auch davon wäre zu reden, daß man begonnen hat, den Genuß des von Jahrzehnt zu Jahrzehnt stärker, d. h. alkoholreicher gewordnen Bieres einzudämmen. Das hat Schwierigkeiten, aber im Interesse des Volkswohlstandes und der körperlichen und sittlichen Gesundheit des Volkes mußte dem Übermaß des Biertrinkens entgegengetreten werden. Wohin soll es kommen, wenn es Dörfer in Oberbaiern giebt, wo die mäßigen Männer nur einige wenige sind, es aber nicht an Lümmeln fehlt, die täglich, solange das Geld reicht, zehn Maß Bier trinken?

4

Die Türme der Münchner Frauenkirche, deren abgestumpfte Kuppen etwas an Maßkrüge mit Zinndeckeln erinnern, sind banal im Vergleich mit dem lustigen Bau des Regensburger Domes, und an Höhe werden sie von dem Thurm der Landshuter Martinskirche (148 Meter), dem höchsten bairischen Kirchturm, übertroffen. Das hindert aber nicht, daß sie viel berühmter sind. So geht es auch mit andern Dingen, für die München den Ruhm hat, während sie besser in Augsburg, Nürnberg oder Regensburg sind. München ist die Kunststadt, aber die schönsten Reste älterer Kunstpflege haben jene andern Städte. Von München ist die deutsche Renaissance ausgegangen, deren alte Muster man in jenen andern studiren muß. München erzeugt zwar das meiste, aber nicht immer auch das beste Bier in Baiern. Aber München ist der Sitz der Regierung, die seit einem Jahrhundert planmäßig zentralisirt und dadurch in wenig günstiger Lage eine der schönsten, sehenswertesten und einflußreichsten Hauptstädte Mitteleuropas geschaffen hat. Man sagt Ludwig I. habe das neue München geschaffen; in Wirklichkeit hat er auf dem Kunstgebiet nur fortgesetzt, was die Bureaukratie unter seinem Vater begonnen hatte. Und so hat späterhin die Regierung besonders durch eine wohlüberlegte Verkehrspolitik mächtig zum Aufschwung Münchens beigetragen, während das benachbarte Augsburg gleichzeitig so benachteiligt wurde, daß es nicht bloß viele von seinen wohlhabendern Bewohnern, sondern auch einige seiner Industrien an München verlor. Die als „Augsburgerin" einst berühmte Allgemeine Zeitung ist wesentlich wegen Postschwierigkeiten nach München übergesiedelt, wo sie sich gerade zeitig genug einrichtete, um für den umsichtigen Lutz das offiziöse Sprachrohr bei der Vorbereitung der Absetzung Ludwigs II.

Digitized by Google

werden zu können. Seit jener Zeit, wo die Redaktion der Allgemeinen Zeitung die Mitwisserin wichtiger Staatsgeheimnisse war, ist das Blatt, dessen erstes Entstehen unsre größten Geister lebhaft interessirt hat, zurückgegangen. Schade, daß es die so manchem gebildeten Süddeutschen ans Herz gewachsene „Allgemeine" nicht verstanden hat, das vornehme süddeutsche Zentralorgan zu bleiben, das sie unter andern politischen Umständen gewesen war. Die zentralere Lage Münchens, das nie ein guter Zeitungsboden war, weil der Baier kein großer Leser ist, thuts also nicht unter allen Umständen.

Aber kommen wir auf Münchens Stellung zu Baiern zurück. Nachdem erst die Regierung, dann die Kunst, dann die Wissenschaft, endlich in den letzten Jahrzehnten die Kunstindustrie mit einigen Industriezweigen und die Fremdenindustrie die fähigsten Köpfe des Landes nach München hingezogen hatten, ist München mehr als ein bairischer Mittelpunkt geworden. Es ist gegenwärtig die größte Fremdenstadt Deutschlands, und zwar in viel größerm Maße, als es Frankfurt a. M. und Dresden gewesen sind. Allerdings hat München als Fremdenstadt auch vor seinen nächsten Wettbewerberinnen, Wien und Berlin, Vorzüge, die ihm eine Art von Unbesieglichkeit verleihen. Die frische Natur, die Nähe der Alpen und Italiens, die Kunstschätze und Kunstschulen, die Bibliothek, das behaglichere, einfachere und im ganzen noch immer billigere Leben, die Gemütlichkeit der Bevölkerung sind unverwüstliche Vorzüge. Mag auch ein oder das andre Fach am Theater, in der Musik, in den Künstlerwerkstätten oder auf dem Katheder nicht so gut besetzt und mögen vor allem die Sammlungen und Institute weniger glänzend ausgestattet sein, das macht gegenüber so großen Vorzügen gar keinen Unterschied mehr. Es ist und bleibt eine sinnige und wohlthuende Vereinigung von Genüssen, nach einigen Sommerwochen naturwüchsigen Lebens an einem frischen See oder in einem Gebirgsthal durch die Bildersäle des Glaspalastes zu wandern oder eine Mozartsche Oper in dem zierlichen Rokokosaal des Residenztheaters zu hören und, in so geschmackvoller Ausstattung, zu sehen. München ist besonders auch für die Nichtdeutschen ein Wallfahrtsort ersten Ranges geworden. Für die Franzosen, die seit 1871 langsam gelernt haben, ihre Flüge über Baden-Baden hinaus auszudehnen, sind München und Baireuth die großen Anziehungspunkte, ebenso wie sie 1890 ein unerwartet großes Kontingent zu den Besuchern des Oberammergauer Passionsspiels gestellt haben. Die englische, die nordamerikanische und vor allem auch die italienische Kolonie sind sehr stark. Vor allem aber übt München eine mächtige Anziehung auf die Deutschen aller Lande. Schweizer und Österreicher akklimatisiren sich hier leichter als irgendwo sonst in Deutschland, wofür besonders die Künstlerschaft beredte Beispiele liefert; Holbein hat seine zweite Heimat in Basel, der Basler Böcklin Heimat nnd Schule in München gefunden. Die Norddeutschen, die im Anfang über manches die Nasen rümpfen, was sie hier finden, zaudern nicht, sich der Vorteile ihres Aufenthalts bewußt zu

Digitized by Google

werden. Die Südwestdeutschen endlich fühlen sich hier erst recht zu Haus. Ich kenne Frankfurter, Stuttgarter, Karlsruher, die jedes Jahr mindestens eine Woche in München zubringen. Tief in Tirol hört man von Bauern und Jägern die Reize des Münchner Oktoberfestes preisen, der größten Vereinigung von Sehenswürdigkeiten und originellen Bierschenken, die man sehen kann, gewürzt durch Wettrennen, Wettschießen, Wettturnen u. dergl., durch Preisverteilung an Landwirte, deren Ausstellung Nebensache geworden ist. Soviel man auch gegen das Überhandnehmen des Biertrinkens und Würsteleſſens beim Oktoberfest losgezogen hat, man kann nicht leugnen, daß das Fest volkstümlicher geblieben ist als irgend ein andres sogenanntes Volksfest im heutigen Deutschland. Es kann und muß veredelt werden, aber hoffentlich bleibt dabei dem bairischen Volk die harmlose Genußfreude, die „die Wiese" zu einer gemein-bairischen Angelegenheit gemacht hat. Alle andern Feste der Art werden heutzutage in Deutschland nur vom niedern Volk genossen, auch wo sich ein regierender Fürst herabläßt, eine halbe Stunde dabei zu sein; in München hat sich das Bürgertum noch nicht davon ausgeschlossen. Für die Stämme Baierns hat dieses Volksfest die Bedeutung einer behaglich-festlichen Vereinigung, von der der Ruhm Münchens in die entlegensten Gaue getragen wird.

Die assimilirende Kraft des bairischen Stammes, die sich gegen die Deutschen andern Stammes immer stark gezeigt hat, bewährte sich auch in weiterem Felde. Sie gehörte einst zu den politischen Kräften Österreichs. Leider einst! Es ist von einsichtigen Österreichern oft hervorgehoben worden, daß Österreichs deutsche Bevölkerung nur durch die ununterbrochne Aufnahme reichsdeutscher Elemente die Anforderungen erfüllen konnte, die die Führung des Kaiserstaates in Krieg und Frieden an sie stellte. In den Fürstenschlöſſern Böhmens und in den alten Bürgerhäusern Wiens findet man gleich häufig die Erinnerungen an deutschen Ursprung der Begründer. Besonders die süddeutschen Reichsstädte haben zahlreiche Einwandrer geliefert. Es ist ganz begreiflich, daß man in Österreich selbst der Abnahme des Donauverkehrs nach Wien von Ulm abwärts einen Anteil an dem Rückgang des Wiener Deutschtums zuschreibt. In der österreichischen Armee spürt man den Mangel der einst so zahlreichen reichsdeutschen Offiziere noch empfindlicher; kein österreicher Stamm ersetzt den Kitt, den sie zwischen den Kameraden verschiedner Nationalität und besonders auch zwischen den „Kavalieren" und Bürgerlichen bildeten. Die Biographie Vincenz Lachners giebt ein hübsches Beispiel der Einwanderung aus Baiern nach Wien auf dem Donaufloß. Altbaiern ist dem Zufluß fränkischer und schwäbischer Elemente seit der Bildung des Königreichs unter der pfälzischen Dynastie weit offen, und seit einem Menschenalter nimmt der Südstrom Norddeutscher immer zu, von dem sich ein starker Arm nach München ergießt. Während es nun dem Altbaiern schon in Schwaben und Franken nicht recht gefällt und gar die Pfalz ihm ganz zuwider ist, fühlen sich die Fremden fast

Digitized by Google

ausnahmslos in Baiern wohl. Es ist eine wichtige politische Thatsache, daß das vor allem von den Schwaben und Franken gilt, die darauf angewiesen sind, mit den Baiern unter einem Szepter zu leben. Ob der heitre Unterfranke oder Pfälzer als Regierungsdirektor oder als „Schandi" (Gendarm) zu den schwerfälligen Altbaiern versetzt wird, er ist in kurzer Zeit daheim und vergißt im Bierland seine sonnigen Weingehänge. Bedenkt man die bunte Verschiedenheit der politischen Fetzen, aus denen das bairische Königreich durch Napoleons Gnaden zusammengeflickt wurde, so ist die Annäherung der drei Hauptstämme überraschend gelungen. München hat dazu sein redliches Teil beigetragen. Welcher Franke oder Schwabe ist nicht einmal in München gewesen und hat die Überzeugung mitgenommen, daß der bairische Unterthan mit einer so glänzenden, jeder Art und Stufe von Genußliebe entgegenkommenden Hauptstadt wohl zufrieden sein könne?

5

Das Hervortreten Baierns bedeutet für das ganze westliche Süddeutschland eine Verschiebung der seit Jahrhunderten gewordnen Verhältnisse. Wer hätte die Erhebung des „weit hinten" liegenden München zur Hauptstadt Süddeutschlands vor einem halben Jahrhundert für möglich gehalten? Seitdem Augsburg und Ulm mit dem scheidenden sechzehnten Jahrhundert ihre große Handelsstellung eingebüßt hatten, hatte sich das Land östlich von der Alb und der Regnitz immer mehr nach Osten zu geneigt, dem Lauf seines großen, damals für den Verkehr ganz anders maßgebenden Stromes folgend, während der Westen von der großen atlantischen und westeuropäischen Entwicklung rheinwärts und niederlandwärts gezogen wurde. Wien und Frankfurt wollten die Hauptstädte Süddeutschlands sein, aber beide waren zu exzentrisch gelegen, um das sein zu können, was dann München in so hervorragendem Maße geworden ist. München ist zunächst an die Stelle sowohl Regensburgs als Augsburgs getreten und hat auch nicht wenig von dem übernommen, was einst Nürnberg gehabt hat, nämlich Bedeutung in Kunst und Kunstgewerbe. Man kann München nicht die geistige Hauptstadt Süddeutschlands nennen; eine solche zu entwickeln ist ja unter deutschen Verhältnissen glücklicherweise überhaupt nicht möglich. Da würde sich vor allen Stuttgart schön bedanken! Aber allerdings übt München nicht bloß durch politische Mittel und als Verkehrspunkt seine Anziehung aus. In seiner Bedeutung sind geistige Elemente, die man sich aus dem Gesamtleben Deutschlands nicht mehr herausdenken kann. Zu dem, was dem Antlitz des heutigen Deutschlands geistigen Ausdruck verleiht, trägt außer Berlin München das meiste bei. Welcher Gegensatz zu der Zeit, wo Baiern am geistigen Leben West- und Norddeutschlands kaum Anteil nahm!

Man liebt es, das geistige Leben und Schaffen Münchens als eine zarte Pflanze darzustellen, für deren Gedeihen durch Ludwig I. und Maximilian

Digitized by Google

der ganz unkultivirte Boden mühsam habe zubereitet werden müssen. Nichts ist unrichtiger als das. München ist zunächst Kunststadt geworden, weil es die Hauptstadt der künstlerisch begabten Stämme der Baiern, Franken und Schwaben ist, in deren schönen, heitern Ländern die Kunstübung auch in den scheinbar dunkelsten Zeiten nie so heruntergekommen war, wie in den meisten Gebieten Norddeutschlands. Welche Dorfkirchen hat hier noch das achtzehnte Jahrhundert hingestellt! Ludwig I. hätte in seinen Bemühungen, eine deutsche Kunststadt zu schaffen, keinen Erfolg gehabt, wenn er nicht an künstlerische Traditionen in so manchen Teilen des Landes hätte anknüpfen und schlummernde Talente hätte wachrufen können. So beurteilt man auch die heutige Stellung und die Wirkungen der Kunststadt München ganz falsch, wenn man nicht berücksichtigt, wie empfänglich die Baiern für Kunst sind, und wieviel Künstlerisches landauf landab geschaffen wird. Der Bauer, der weit hinten im Traunthal sein Haus mit der Gestalt des heiligen Georg und des heiligen Florian bemalen läßt und auch seine Freude daran hat, wenn ihm der Maler das kleine Austräglerhäusl von oben bis unten blau und weiß mit bairischen Rauten tüncht, daß es „lustig ausschaugt“; der einsame Pfarrherr, der die Engel der Sistina mit hingebender Liebe für ein noch einsameres Bergkapellchen malt; der Schnitzer von Berchtesgaden oder Ammergau, der „Herrgöttle“ im Dutzend schneidet, dann aber in den Mußestunden sich in eine figurenreiche Krippe vertieft, die nach Jahren als echtes Kunstwerk ersteht, dessen größter Gewinn für ihn allerdings die Freude am Schaffen ist; der Algäuer Hirtenbub, der, zum Akademiker fortgeschritten, eine tiefempfundne Kreuztragung in sein altes, graues Dorfkirchlein stiftet; das sind alles Träger bairischer Kunst, die dafür sorgen, daß die Freude an Formen und Farben im Volke lebendig bleibt, und denen es aber auch zu danken ist, wenn den Münchner Kunst- und Kunstgewerbestätten immer neue Kräfte zufließen. Überall in Baiern ist die Freude an der künstlerischen Ausschmückung des Daseins ein Erbteil des Volkes. Welche Brunnen haben sich kleinere bairische Städte von Lindau bis Traunstein in den letzten Jahren gesetzt, wie schön sind die Rathäuser erneuert, und was für Kirchen sind z. B. allein in München neuerdings gebaut worden. Das sind ganz andre Wirkungen, als wie sie die einseitige Denkmalsmanie mit ihren langweiligen Wiederholungen in andern deutschen Ländern gezeitigt hat. Und dazu kommen die leicht verbreitbaren Erzeugnisse der Malerschulen, der Glasmalerei, die Reproduktionen und vor allem das Kunstgewerbe. Die Bedeutung der bairischen Kunst lernt man nicht in den gehäuften Ausstellungen des Münchner Glaspalastes kennen. Zu ihr gehört auch das dörfliche Wirtsschild, auf dem ein froher Künstler den dicken Wirt vor dem Faß in imposanter Rückenansicht dargestellt hat, zu ihr gehören prächtige Scheibenbilder, die vom Giebel eines Forsthauses herabschauen, Geschenke kunstliebender Waidmänner, und selbst die bis auf die Uhr und das Handtuch täuschend an die

Digitized by Google

Holzwand gemalte Zimmerausstattung, die man vor Jahren in einem primitiven Wirtshaus des Isarthales bewundern konnte.

Und das alles muß man sich in eine Natur hineindenken, die der künstlerischen Phantasie sehr viel bietet. Die bairische Hochebne ist allerdings, wie ihr Name sagt, an vielen Stellen eben. Wer mit der Eisenbahn von München nach Augsburg oder nach Dachau fährt, sieht um sich herum nur Moor, Heide, Wiese und Acker. Geht man aber eine halbe Stunde isaraufwärts, so steht man an der Pforte eines tief eingeschnittnen Thales, dessen Hänge einen der schönsten Buchenwälder tragen, und von dessen moränenbesetzten Rändern sich rechts und links eine im kleinen Rahmen ungemein mannichfaltige grüne, waldreiche Landschaft ausbreitet. Es ist die ernst-liebliche Landschaft, in die der grüne Würmsee und mit ihm Hunderte von kleinern Seen eingesenkt sind. In Harlaching bei München bezeichnet eine Denktafel den Ort, wo Claude Lorraine gemalt und seine Bewunderung des oberbairischen Himmels mit seinem reichen Licht und seinen feinen Wolkengebilden ausgesprochen haben soll. In den Akten ist das zwar nicht; die Hauptsache ist aber, daß es in der Natur ist. Der Himmel hat über der Hochebne, trotz des rauhen Klimas, eine wunderbare Klarheit, und wenn die Sonne scheint, ist sie lichtreicher als unten im Tiefland. Ich kam einmal mit einem Münchner Hygieiniker zusammen, der behauptete, die den Fremden anmutende Lustigkeit der Oberbaiern sei vor allem dem vielen Licht in ihrer Atmosphäre zuzuschreiben. Ich glaube mehr an die Mitgift der Stammeseigenschaften und an die im allgemeinen leichtern Lebensbedingungen im dünnbevölkerten Land, wiewohl es sehr eigentümlich ist, daß die Zierden der humorvollen oberbairischen Dialektdichtung, Kobell und Stieler, Kinder Eingewanderter waren, jener von einem pfälzischen, dieser von einem sächsischen Vater. Aber die Fliegenden Blätter sind allerdings echte Münchner Kindln, und so sind es auch die heitern Volksstücke, die das Gärtnertheater und die Schlierseer in ganz Deutschland populär gemacht haben. Von den Letzten aus König Maximilians Dichterkreis ist Paul Heyse im Münchner Licht alt geworden und Berliner geblieben, und Hermann Lingg, bairischer Schwabe, ist in seinem lieben München ernst und tief geblieben, wie er am Schwäbischen Meer geboren ward. Freuen wir uns trotzdem der hellen Sonne Oberbaierns — wenn sie scheint.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Südwesten Europas. Der erwachsene gesunde Mann kann Jahrzehnte leben, wirklich und im vollen Sinne des Wortes leben, ohne eine äußerlich sichtbare Veränderung zu erleiden. Völker dagegen verhalten sich wie der Mensch im Jugendalter, Leben im höhern Sinne kommt ihnen nur so lange zu, als sie wachsen und sich verändern. Diesem Kennzeichen nach zu urteilen zieht sich in unserm Erdteile das Leben gegen Norden und Osten zurück. England lebt zweifellos, denn es dehnt nicht bloß sein Gebiet aus wie Frankreich, sondern es sendet alljährlich Scharen von Ansiedlern in seine neuen Gebiete, sodaß nicht allein das Land, sondern das Volk wächst, und in dem innern Umwandlungsprozeß, dem merkwürdigsten der neuern Zeiten, der aus dem ehemaligen reinen Agrarstaate den reinen Industrie- und Handelsstaat gemacht hat, ist der abschließende Beharrungszustand noch lange nicht eingetreten. Rußland muß wenigstens leben wollen und zu leben versuchen, weil ein so ungeheures Gebiet nur von einem lebendigen, vorwärts strebenden Volke, das seinen sozialen Organismus den Anforderungen der sich wandelnden Verhältnisse anpaßt, auf die Dauer zusammengehalten und behauptet werden kann. Von unserm deutschen Volke aber hoffen wir wenigstens, daß die Gährungen, die in ihm arbeiten, nicht Auflösung, sondern Wachstum bekunden. Dagegen scheint für die romanische Welt und den großen Donaustaat die Zeit des Wachstums vorüber zu sein. Von Frankreich sagten wir früher schon einmal, es mache in politischer Beziehung den Eindruck der Abgelebtheit und Erstarrung. Durch das Geschrei der Politiker von Profession darf man sich nicht täuschen lassen, es ist eben nur Geschrei, nicht Äußerung wirksamer Kräfte. Der Bauer und der Kleinbürger — und aus diesen hauptsächlich besteht das französische Volk — haben sich mit dem herrschenden Staats- und Gesellschaftszustande abgefunden und wollen keine tiefgreifende Veränderung. Der Teil der Lohnarbeiter, der den Sozialismus anstrebt, ist viel zu klein, als daß er an den Versuch einer Umwälzung denken könnte, und der Monarchismus ist nur noch eine Redensart, aber keine die Republik bedrohende Macht mehr. Wie Herr Méline, so haben seine Vorgänger gesprochen, und so werden seine Nachfolger sprechen: wir wollen weder radikale Umwälzungen noch eine Reaktion, und damit werden sie den Wünschen der ungeheuern Mehrzahl der Bevölkerung entsprechen. Diese will, ungestört von großen Weltbegebenheiten, arbeiten und genießen und verlangt von ihren leitenden Staatsmännern weiter nichts, als daß sie sie vor gar zu arger Ausplünderung durch Spekulanten und politische Raubritter schützen. Seitdem die Bevölkerung zu wachsen aufgehört hat und damit die Nötigung zur Ausdehnung des Staatsgebiets weggefallen ist, fehlt auch die Haupttriebfeder zu innern Umbildungen. Wenn die Eitelkeit und das Sensationsbedürfnis des lebhaften Volkes von Zeit zu Zeit nach großen Thaten schreien, so steckt doch kein Ernst darin; für ein bloßes Spektakelstück bringt man keine Opfer. Es entspricht der allgemeinen Stagnation, daß der französische Ausfuhrhandel gar nicht wächst.

Auf der Pyrenäenhalbinsel sieht es sehr lebendig aus, aber es ist das Leben der Würmer in einem Leichnam. Hungerrevolten, anarchistische Attentate, Folterung von Gefangnen, Pronunciamentos unzufriedner Generale, Aufruhr in den Kolonien, das sind die Lebensäußerungen des spanischen Volkes. Sollte der drohende Karlistenaufstand ausbrechen, so würde das unglückliche Land eben einen Bürgerkrieg mehr zu verzeichnen haben, aber eine Besserung seines Zustandes würde ein Sieg der Karlisten nicht bewirken, denn vermöchten diese Herren etwas nützliches für ihr

Digitized by Google

Vaterland zu thun, so würden sie es längst unter der gegenwärtigen Regierung gethan haben. Nur wenn sie Beweise ihrer Rechtschaffenheit und Befähigung abgelegt hätten, die Regierung aber ihre Bemühungen um das Wohl des Landes vereitelt hätte, könnte man von einer Revolution Besserung hoffen. Der drohende Verlust ihrer letzten Kolonien besiegelt den politischen Tod der ehemals gewaltigen Kolonialmacht. Der Heimfall Kubas an die Vereinigten Staaten ist nur eine Frage der Zeit, und „Europa" hat sehr weise daran gethan, Kuba nicht wie Kreta und die Vereinigten Staaten nicht wie Griechenland zu behandeln. Der Katholizismus bringt in Verbindung mit einer glücklich angelegten Volksseele und in Konkurrenz mit andern Religionen, Konfessionen oder geistigen Richtungen sehr gute Wirkungen hervor; daß er aber für sich allein sittliche und soziale Übel weder zu verhüten noch zu heilen vermag, dafür hat Spanien fünftehalbhundert Jahre lang den unwiderleglichen Beweis geliefert.

Der italienische Volksgeist ist weit befähigter für eine vielseitige höhere Kultur als der spanische, und es scheint, daß der Katholizismus, der hier ebenfalls auf allen Gebieten bankrott gemacht hat, durch eine starke Gegenwirkung zu neuem Leben erweckt, mit der italienischen Volksseele eine zweite Vermählung feiern wird. Die Gegenwirkung ist vom Atheismus ausgegangen, der als die Religion des amtlichen modernen Italiens bezeichnet werden kann. Das Volk hat Grund, mit den herrschenden Klassen, Parteien und Kliquen unzufrieden zu sein, und wenn nirgends eine große Revolution mehr ausbricht, sondern ab und zu nur eine kleine Hungerrevolte gemeldet wird, so darf man daraus nicht schließen, daß sich seit dem sizilianischen Aufstande die wirtschaftlichen Verhältnisse gebessert hätten; auch heißblütige Südländer finden sich zuletzt darein, daß gegen den modernen Militärstaat mit Gewalt nicht aufzukommen ist. Die Unzufriedenheit ist nun bis in die Reihen der Einkommensteuerpflichtigen emporgestiegen, also bis in die Volksschicht, aus der sich das amtliche Italien: die Deputirtenkammer und die höhere Bureaukratie rekrutirt, und die Behörden haben alle Hände voll zu thun, um den Ausbruch von Finanzskandalen zu verhindern, an denen hervorragende Staatsmänner beteiligt sind. Was Wunder, daß sich die Massen von der neuen Religion des amtlichen Italiens, die solche Früchte trägt, ab- und der alten wieder zuwenden! Diese scheint aufs neue tiefe Wurzeln geschlagen zu haben. Ganz Italien ist mit einem Netzwerk klerikaler Vereine durchflochten, unter denen sehr heilsam wirkende Kredit- und Wohlthätigkeitsvereine sind, und alle diese Vereine stehen im Begriff, sich zu einem großartigen Verbande zusammenzuschließen, für den man den bezeichnenden Namen Democrazia cristiana wählen will. Berichterstatter der verschiedensten Parteilager stimmen darin überein, daß die katholischen Vereine wirklich bedeutendes für das Volkswohl leisten. Wenn nun Rudini diese klerikale Bewegung bloß zu dem Zwecke bekämpft, Herrn Zanardelli für sein Kabinett zu gewinnen, so kann einem eine Regierung, die gewaltige Volksbewegungen nach den Wünschen kleiner Persönlichkeiten behandelt, wirklich leid thun. Will er aber dem Katholizismus ernstlich zu Leibe, und greift er zu Polizeimaßregeln, anstatt durch soziale Reformen das Volk vom Klerus abzuziehen und für die Regierung zu gewinnen, so beweist das zwar noch nicht den Unverstand, aber jedenfalls die Ohnmacht der Regierung. Also Italien ist politisch noch nicht tot, es ist noch in einer Gährung, aber es könnte sein, daß das, was dabei herauskommt, den landläufigen Begriffen von Fortschritt wenig entspräche.

Lassen wir unsre Blicke über die Alpen in das Donaureich schweifen, so finden wir da, ähnlich wie in Spanien, viel Lärm, aber wenig wahres Leben, wenn auch immer noch mehr als im Lande Don Quixotes. Die sinnlose Balgerei im öster-

Digitized by Google

reichischen Abgeordnetenhause ist so widerwärtig, das Geschimpf und Geschwätz so kindisch, so albern und so gemein, daß man nichts dazu sagen, sondern diese Art, einerseits das „Christentum“ und andrerseits das „Deutschtum“ zu verteidigen, nur achselzuckend bedauern kann. Natürlich fällt die große Ministeranklageaktion ins Wasser, ohne eine andre Wirkung zu hinterlassen, als daß sich die Ankläger lächerlich gemacht haben. Eine Ministeranklage hätte in England einen Sinn, wo das Unterhaus die Macht hat, den Minister anzuklagen und zu verurteilen, aber sie hat keinen in Österreich, wo die Volksvertretungen nur so viel Macht haben, als ihnen der Kaiser lassen will. Übrigens wird dieser gar nicht in die Lage kommen, der Volksvertretung Gewalt anzuthun, denn, wie der Tscheche Herold richtig bemerkte, das Recht der Ministeranklage ist nur eine leere Form, da die Anklage von der Mehrheit des Abgeordnetenhauses erhoben werden muß, die österreichische Regierung aber so geschickt oder so glücklich ist, die Mehrheit stets für sich haben. Es kommt also bei allen diesen lärmenden Aktionen nichts heraus, und es bleibt dabei, daß sich die österreichischen Deutschen, so lange sie, abgeschnitten von der Hauptmasse der Deutschen, für sich allein bleiben, nicht zu helfen vermögen.

Die Frauenarbeit in Deutschland. Mit Recht wendet man der gesteigerten Teilnahme des weiblichen Geschlechts an der Erwerbsthätigkeit auch in Deutschland lebhaftes Interesse zu. Wer die Entwicklung unsers Wirtschaftslebens in den letzten drei bis vier Jahrzehnten mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, dem mußte die Entlastung der Haushaltungsarbeit als ein besonders bemerkenswerter Zug in die Augen springen. Mit der Vervollkommnung der Produktions- und Verkehrsmittel ist den Hausfrauen, Haustöchtern und schließlich auch den Hausmägden eine ganz gewaltige Masse von Arbeit abgenommen worden, zuerst in den wohlhabendern Familien, namentlich der Städte, dann in rascher Zunahme auch in der breiten Schicht der sogenannten arbeitenden Klassen bis in rein ländliche Bezirke hinein. Die Schilderung, die Schmoller in seiner Geschichte der deutschen Kleingewerbe im neunzehnten Jahrhundert von der Umwandlung auf dem kleingewerblichen Gebiete vor fast drei Jahrzehnten entworfen hat, war teilweise zugleich eine treffende Schilderung der Umwandlung und Entlastung der Frauenarbeit im Hause. Seitdem hat aber diese Erscheinung erst ihre allgemeine Bedeutung gewonnen. Von Jahr zu Jahr ist den Hausfrauen immer mehr fertig ins Haus gebracht worden, was sie früher mit großem Zeitaufwande selbst herstellen mußten. Selbst die Kinderkleidchen und die Strümpfe, die Ausstattungswäsche für die Töchter, das Bettzeug, deren Herstellung noch vor zwanzig Jahren täglich Stunden in Anspruch nahm oder doch ausfüllte, ja zum Teil Haupt- und Staatsaktionen im Haushalt waren, liefert jetzt der Gewerbtreibende und Kaufmann seit Jahren gut und billig. Bis in kleine Städte hat der Wasserleitungstechniker sein Arbeitsfeld ausgedehnt und damit eine beträchtliche Menge weiblicher Arbeitskraft frei gemacht, die Backöfen und Backtröge sind allmählich auch auf dem Lande vielfach aus dem Hause verschwunden, und die große Wäsche hat wenigstens in den Städten ihre Schrecken verloren. Und was noch an Haushaltsarbeit besteht, ist durch zweckmäßigere Arbeitsart und Arbeitsmittel bis zum Kartoffel- und Äpfelschälen hinab wesentlich erleichtert worden. Zahlenmäßig, durch „Enqueten“ und Zählungen, ist diese Entlastung der Frauen im Haushalt freilich nicht „festgestellt“ worden, aber das war trotzdem klar, daß die dadurch freigewordne Arbeitskraft nicht nur in Kerbschnitzerei und andern schönen Künsten aufgehen, sondern daß sie

Digitized by Google

auch in nützlicher erwerbender Arbeit, sei es im Gewerbe des Ehemanns und Vaters oder für fremde Unternehmer, sei es im Hause oder außer dem Hause, Verwendung suchen und finden würde. Man kann dem ja ebenso unglücklich gegenüberstehen wie der Verkopplung unzweckmäßig zerstreut liegender Felder und dergleichen. Darüber wollen wir nicht streiten; jedes Ding hat zwei Seiten, das Alte ebenso wie das Neue. Aber das ist doch wohl nicht zu leugnen, daß es unnatürlich und ungesund gewesen wäre, wenn sich nicht eine der Abnahme der Haushaltungsarbeit entsprechende kräftige Zunahme der Erwerbsthätigkeit der weiblichen Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten gezeigt hätte, vor allem eine stärkere Zunahme im Vergleich mit der männlichen Berufsarbeit, die ja von dieser Entlastung der Arbeit im Haushalt nicht berührt worden ist.

Die deutsche Berufszählung vom 14. Juni 1895 hat denn auch, wie zu erwarten war, gegen die Berufszählung vom 5. Juni 1882 eine stärkere Zunahme der Erwerbsthätigkeit der Frauen bestätigt. Folgende Zahlen geben ein Bild dieser Veränderungen. Es sind gezählt worden:

	1882		1895	
	Männliche	Weibliche	Männliche	Weibliche
Erwerbsthätige mit Hauptberuf	13372905	4259103	15506482	5264393
Dienstboten	42510	1282414	25359	1313957
Angehörige ohne Hauptberuf .	8082973	16827722	8850061	18667224
Sonstige Berufslose	652361	702125	1027259	1115549
im ganzen	22150749	23071364	25409161	26361123
Gesamtbevölkerung	45222113		51770284	

Vergleicht man diese Zahlen mit einander, so findet man, daß sich die Erwerbsthätigen um 17,80 Prozent, die männlichen Erwerbsthätigen um 16,3 Prozent, die weiblichen Erwerbsthätigen um 23,60 Prozent vermehrt haben, während die männlichen Personen im allgemeinen um 14,71 Prozent, die weiblichen um 14,26 Prozent zugenommen haben.

Man ist nun vielfach geneigt, aus diesen Zahlen ein beklagenswertes Übermaß der weiblichen Erwerbsthätigkeit herauszulesen, und wir wollen auch darüber nicht streiten. Bekehren würden wir wahrscheinlich doch keinen, der einmal an die völlige „Neuheit“ unsrer sozialen Verhältnisse glaubt, wie es die unfehlbare moderne Volkswirtschaftslehre fordert. Wie aber Miß Collet in ihrem Report on the Statistics of Employment of Women and Girls für England schon 1894 behauptet hat, daß man durch eine derartige Berechnung kein richtiges Bild von den Verschiebungen gewinne, die sich in der Zusammensetzung der männlichen und weiblichen Bevölkerung aus Erwerbsthätigen und Nichterwerbsthätigen vollzogen haben, so möchten wir auch für Deutschland empfehlen, noch einen Blick auf folgende kleine Zahlenreihe zu werfen. Sie bringt den Anteil der Erwerbsthätigen und Nichterwerbsthätigen unmittelbar zum Ausdruck.

	1882		1895	
	Männliche	Weibliche	Männliche	Weibliche
Erwerbsthätige mit Hauptberuf	60,38 %	18,46 %	61,03 %	19,97 %
Dienstboten	0,19 %	5,56 %	0,10 %	4,99 %
Angehörige ohne Hauptberuf .	36,49 %	72,94 %	34,83 %	70,81 %
Sonstige Berufslose	2,94 %	3,04 %	4,04 %	4,23 %
	100,00	100,00	100,00	100,00

Digitized by Google

Der Anteil der erwerbsthätigen Frauen von der Gesamtzahl der Frauen ist also um 1,51 Prozent gestiegen, der Anteil der Männer entsprechend um 0,65 Prozent, oder wenn man, wie man das eigentlich muß, die Dienstboten mit zu den Erwerbsthätigen rechnet, der Anteil der Frauen um 0,94 Prozent und der der Männer um 0,56 Prozent. Der Unterschied macht 0,38 Prozent. Spricht man also von einer sich infolge der bestehenden Wirtschaftsordnung vollziehenden, das Familienleben zerstörenden übermäßigen Entfremdung der Frauen von ihrem häuslichen Beruf, oder von einer die Männer in ihrer Erwerbsthätigkeit in unleidlichem Grade verdrängenden Konkurrenz der Frauenarbeit, so mag das nach der unfehlbaren Methode der modernen Volkswirtschaftslehre erwiesen sein, aber durch diese Zahlen wird es nicht erwiesen, viel eher der Gegenbeweis erbracht.

Man sage nicht etwa, wir wollten leugnen, daß in sehr vielen Einzelfällen eine höchst beklagenswerte Entfremdung der Frauen von ihrem häuslichen Beruf durch die Erwerbsthätigkeit stattfinde. Das thun wir ganz und gar nicht, wir verlangen vielmehr von allen Abhilfe, die helfen können, und das sind sehr viele. Aber im allgemeinen ist, soweit die Ergebnisse der Berufszählungen von 1895 und 1882 Beweiskraft haben, die oft gehörte, in der öffentlichen Meinung schon mit ihrem sensationellen Reiz beliebt gewordne Behauptung, daß das Familienleben durch die Frauenarbeit zerstört werde, vorläufig als eine arge Übertreibung nachgewiesen. Freilich wird kein Statistiker bestreiten, daß bei einer Berufszählung gerade die Erwerbsthätigkeit der Frauen am schwersten und deshalb am wenigsten genau zu erfassen ist. Auch wenn man die sogenannte „nebenberufliche“ Arbeit der Frauen, die wir in den gegebnen Zahlen nicht berücksichtigt haben, die aber an dem dargelegten Verhältnis auch nichts ändert, hinzurechnet, ist sicher eine große Zahl von Fällen weiblicher Erwerbsthätigkeit in den Antworten bei der Berufszählung einfach nicht angegeben worden. Zum Teil, weil sie zu gering waren, zum Teil aber auch, weil man sich scheute, als erwerbsthätig zu erscheinen, zum Teil endlich, weil man die Erwerbsthätigkeit gar nicht als etwas der häuslichen Stellung und dem häuslichen Beruf fremdes ansah. Je genauer die Zähler bei einer solchen Zählung zu Werke gehen, je mehr sie und die befragten Personen mit dem Sinn der Fragen vertraut sind, umso geringer werden natürlich die Fehler in den Ergebnissen sein. In Österreich hat sich durch genauere Zählung 1890 eine in die Hunderttausende gehende Zunahme der weiblichen Erwerbsthätigen allein in der Landwirtschaft gegen 1880 ergeben, und es ist als sicher anzunehmen, daß auch in Deutschland 1895 genauer gezählt, d. h. namentlich die Zahl der im Gewerbe und in der Wirtschaft des Ehemanns oder Vaters erwerbsthätigen Frauen und Töchter schärfer erfaßt worden ist als 1882. Ein Teil des Zuwachses an Frauenarbeit von 1882 bis 1895 besteht also wohl nur auf dem Papier, infolge der vollkommneren statistischen Behandlung.

Aber noch wichtiger ist für die Beurteilung der sozialen Zustände, ihrer Neuheit, ihres Verfalls usw., der Umstand, daß überhaupt die in der Wirtschaft oder im Gewerbe des Ehemanns oder Vaters thätigen weiblichen Personen in der Frauenarbeit eine ganz bedeutende Rolle spielen. Dazu kommen die gleichfalls sehr zahlreichen weiblichen Personen, die selbständig, z. B. als Inhaber oder Leiter von Betrieben, erwerbsthätig sind. Das sind mit verhältnismäßig wenigen Ausnahmen alles keine „modernen“ Existenzen, und sie sind auch der Familie und dem Hause in der Regel nicht gegen früher sehr entfremdet. Man hat sich bei der Berufszählung 1895 die Mühe genommen, die Familienangehörigen, die im Betriebe ihres Familienhauptes thätig sind, besonders und mit den Familienhäuptern zu-

Digitized by Google

sammen nachzuweisen. Wir stellen hier noch die in den amtlichen Nachweisen aufgeführten Zahlen der weiblichen im Hauptberuf erwerbsthätigen Familienhäupter und Familienangehörigen für die drei großen Berufsabteilungen: Landwirtschaft, Industrie und Handel und Verkehr, mit den Zahlen der überhaupt in diesen Abteilungen erwerbsthätigen weiblichen Personen zusammen. Es sind gezählt worden im Hauptberuf erwerbsthätige weibliche Personen

	in der Landwirtschaft	in der Industrie	im Handel usw.
1. Familienhäupter .	340863	510022	195817
2. Ehefrauen . . .	257703	28773	54898
3. Töchter	602857	28821	37954
4. andre Verwandte .	123645	11256	9011
Summa 1—4	1325068	578872	297680
überhaupt aber	2753154	1521118	579608

Dabei ist zu beachten, daß die unter 1 bis 4 aufgeführten Personen nur in einer Anzahl von Berufsarten der bezeichneten großen Abteilungen thätig sind, und man streng genommen auch nur die in diesen Berufsarten beschäftigten weiblichen Erwerbsthätigen überhaupt ihnen gegenüberstellen sollte. Aber auch so zeigen die Zahlen, in wie bedeutendem Umfang die weibliche Erwerbsthätigkeit in der Familie bleibt. Freilich unter den weiblichen Familienhäuptern, zumal in Industrie und Handel, dürften nicht wenige Existenzen von recht zweifelhafter wirtschaftlicher Unabhängigkeit sein, aber das thut hier nichts zur Sache. Die Statistik hat übrigens auch die Größenklassen der Betriebe, in denen diese weiblichen Angehörigen helfen, ersichtlich gemacht, und es ergiebt sich daraus, daß namentlich die kleinbäuerlichen, kleingewerblichen und die kleinen Handelsbetriebe ganz wie in alter Zeit die Stätte dieser Frauenarbeit sind.

Wir haben hier nur einen flüchtigen Blick in das sehr reiche und wertvolle Material, das unsre amtliche Statistik durch die Berufszählung von 1895 gewonnen und in ihren Tabellenwerken zum großen Teil auch schon der wissenschaftlichen und der allgemeinen Benutzung zur Verfügung gestellt hat, thun können. Ein Schatz von Belehrung ist darin enthalten, der hoffentlich recht bald von berufnerer Seite wird gehoben werden. Freilich, etwas ernüchternd für die Herren Doctores rerum novarum, die den Umsturz aller Verhältnisse nicht gerade verlangen, aber doch behaupten, wird diese Belehrung wohl ausfallen.

Einquartierung. Aus Sachsen erhalten wir noch folgenden „Nachklang aus dem Mannöver“: Nach den gesetzlichen Bestimmungen ist jede Stadt und Gemeinde verpflichtet, Einquartierung aufzunehmen, und das ist auch nötig, denn auch im Kriege biwackirt der Soldat nur im Notfall. Wie wird aber die Einquartierung beschafft? Nach den vom Kriegsministerium und den obern Behörden gegebnen Anordnungen ist das Sache der Gemeinden. Früher war es nun wohl meist Brauch, und an manchen Orten ist es noch so, daß von der Gemeinde die Einquartierung den Hausbesitzern auferlegt wurde. Mancher arme Mann, der mit Mühe sein kleines Anwesen hielt, mußte da Soldaten aufnehmen und verpflegen. Mann, Frau und Kinder wurden aus den gewohnten Räumen ausquartiert, um Raum für die Soldaten zu schaffen; mancher wohlhabende, ja reiche Mann aber, der nicht Hausbesitzer war, war von Einquartierung frei. Dieser Zustand war unhaltbar, und so ist denn jetzt meistens die Einquartierung auf alle Bewohner gemäß der zu zahlenden Gemeindesteuer verteilt. Die niedrigsten Steuerklassen bleiben, wenn irgend möglich, frei, in den

Digitized by Google

höhern kommt auf so und so viele Einheiten je ein Mann. Man könnte das für sehr gerecht halten, und doch gilt auch hier: Summum jus summa injuria. Man rechnet nämlich etwa Stabsoffiziere für zehn Köpfe, Offiziere für fünf, Feldwebel für drei, Unteroffiziere für zwei, Gemeine für einen Kopf. Wer also nach seinem Einkommen fünf Köpfe aufzunehmen hat, kann einen Offizier mit Burschen, einen Feldwebel mit zwei Mann, einen Unteroffizier mit drei Mann oder fünf Gemeine bekommen. Diese scheinbar gerechte Unterscheidung wird aber dadurch ins Gegenteil verkehrt, daß die Offiziere ohne Verpflegung, die Mannschaften mit Verpflegung einquartiert werden. Das letztere ist gewiß recht. Denn wenn nicht im Manöver gekocht wird, so muß man die Verpflegung den Quartiergebern überlassen, und zwar nach dem Grundsatze, „daß die Verpflegung im allgemeinen die sein soll, die der Tisch des Quartiergebers bietet.“ Denn selten wird eine Hausfrau bereit sein, ihre Küche, ihren Herd und ihr Kochgeschirr den militärischen Köchen zu überlassen, und wiederum wäre es viel verlangt, wenn der Hausfrau zugemutet würde, das, was die Mannschaft „gefaßt“ hat, besonders zuzubereiten. Daß aber unter diesen Umständen ein Offizier mit Burschen eine viel günstigere Einquartierung ist als z. B. ein Unteroffizier mit zwei Mann, liegt auf der Hand; denn wer imstande ist, einen Unteroffizier mit zwei Mann unterzubringen, wird in der Regel auch imstande sein, ein Zimmer für einen Offizier einzurichten. Daher werden Offiziere fast von allen Quartiergebern vorgezogen; sind sie doch ohne Verpflegung einquartiert und hauptsächlich um zu ruhen im Hause. Und einen Offizier im Quartier zu haben, gilt, namentlich in der Kleinstadt, auch noch als eine Ehre.

Wir wollen ein Beispiel geben. Da sind in einem Orte ein Fleischermeister und ein Lehrer. Der Fleischermeister, der ein höheres Einkommen hat als der Lehrer, bekommt einen Offizier mit Burschen, der Lehrer einen Unteroffizier und zwei Mann. Der Fleischer hätte in seinem Hause Platz genug, ohne große Änderungen und besondre Anschaffungen fünf Mann unterzubringen; der Lehrer gerät in Verzweiflung: seine vier Räume sind alle für die Familie notwendig; doch einer muß geräumt werden — also: das eigne Schlafzimmer. Eine Bettstelle wird dadurch geschafft, daß sich der Hausherr auf dem Sofa einrichtet, eine andre für die zwei Mann muß geliehen werden, dazu Decken, Betten, zum mindesten ein Strohsack. Mit schweren Opfern ist das endlich zu stande gebracht, und nun ziehen die drei von dem regendurchweichten Acker einkehrenden Soldaten durch die „gute Stube“ in die nicht allzubequeme Kammer, begleitet von dem angstvollen Blick der Hausfrau. Und nun die Verpflegung! Das Wetter ist schlecht, die Leute bleiben im Hause, der Unteroffizier hat wohl gar seine Korporalschaft bestellt, und einer nach dem andern klingelt draußen und muß von der Hausfrau, die dabei in der Küche beschäftigt ist, eingelassen werden. Mit Grauen sieht sie ihre peinlich sauber gehaltnen Sachen benutzt, die Küche wird mit durchnäßten und durchschwitzten Kleidern behängt, und dazwischen soll die Frau kochen. Und was? wie viel? Wir wollen ihr wünschen, daß sie die Leute zufriedenstelle und keine weitern Unannehmlichkeiten habe. Es können auf diese Weise leicht ganz unmögliche Verhältnisse eintreten. So erhielt z. B. in einer kleinen Stadt eine alleinstehende Lehrerin einen Mann, ein Junggeselle, der ein Garconlogis bewohnt, drei Mann. Was sollten sie machen? Ausquartieren. Gut! Macht täglich für den Mann 2,50 bis 5 Mark. Ist es Recht, daß die Lehrerin 25 bis 50 Mark, denn zehn Tage dauert die Einquartierung, aus ihrem doch knapp genug bemessenen Einkommen opfert, während Gastwirt, Fleischer und Bäcker trotz ihrer Einquartierung doppelten und dreifachen Gewinn einstreichen?

Digitized by Google

Man hat an diesem und jenem Ort solchen unhaltbaren Verhältnissen abzuhelfen gesucht, und der eingeschlagne Weg ist nicht unglücklich gewählt. Es wird im Laufe der Jahre durch einen allgemeinen Steuerzuschlag eine Manöverkasse bis zu einer bestimmten Höhe gesammelt. Kann oder will nun jemand die auf ihn fallende Einquartierung nicht aufnehmen, so zahlt er täglich für den Mann etwa zwei Mark in die Gemeindekasse, und die Gemeinde quartiert die Leute aus diesen Beträgen und den Zuschüssen aus der Kasse ein. Das ist ein Anfang zu ausgleichender Gerechtigkeit. Schwer bleibt es immer noch für die Lehrerin, zwanzig Mark zu zahlen. Aber wie soll sie sich verhalten? Frei darf sie die gleichmachende Gerechtigkeit nicht lassen, und in ihrem einen Zimmer kann sie niemand aufnehmen! Da siehe du zu!

Aus alledem geht wohl hervor, daß die Einquartierungsverhältnisse einer Umgestaltung bedürfen. Dazu anzuregen ist der Zweck dieser Zeilen. Als Vorschlag mag gelten: Die Einquartierungslast ist vom ganzen Lande zu tragen; denn es ist nicht gerecht, daß einzelne Gegenden davon betroffen, andre davon verschont bleiben. Den von Einquartierung betroffnen Gemeinden wird eine so große Summe zur Verfügung gestellt, daß in der Hauptsache dafür die Mannschaften bei freiwillig sich meldenden Quartierwirten untergebracht werden können, oder die Gemeinde belegt öffentliche Räume, wie Turnhallen, Schulen (Verlegung der Ferien) und läßt gemeinschaftlich kochen.

Litteratur

Zur neuesten Handelspolitik. Sieben Abhandlungen von Dr. Alexander Peez, Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses. (Wien, Georg Szelinski, 1897)

Einige von diesen Abhandlungen sind Vorträge, die der Verfasser von 1889 ab in der Versammlung österreichischer Volkswirte gehalten hat. An die jeweiligen Zeitumstände und die jüngsten volkswirtschaftlichen und handelspolitischen Ereignisse anknüpfend, führt er in immer neuen interessanten Wendungen und mit wechselndem reichen Begründungsmaterial den Gedanken aus, daß den drei Riesenmächten: Rußland, England und Nordamerika gegenüber keiner der kleinen Staaten Mittel- und Westeuropas seine Selbständigkeit zu behaupten vermöge, und daß es für sie keine andre Rettung gebe, als den Zusammenschluß zu einem mitteleuropäischen Wirtschaftsgebiete und Zollbunde. Er beleuchtet die Klugheit der russischen und der englischen Politik wie die Thorheit der französischen Gloirepolitik, erzählt die Entwicklung des österreichischen Staates und schließt mit einer glänzenden Schilderung der alten und der neuen Phönizier. Er giebt zu, daß die mitteleuropäische Politik mit dem Abschluß des Dreibundes und den Handelsverträgen von 1892 einen Anlauf zu der empfohlnen Politik genommen habe, bedauert aber, daß es eben bei Anläufen geblieben sei, und daß je länger je mehr alle höhern Gesichtspunkte in dem kleinlichen Feilschen um unbedeutende Augenblicksvorteile untergehen. Entschiedner Feind jeder Art von Sozialismus, fürchtet er, daß die mitteleuropäischen Staatswesen zwischen den beiden Mühlsteinen: Sozialismus und Militarismus

Digitized by Google

werden zerrieben werden. Er zitirt das Wort, mit dem Lord Derby am 8. Januar 1880 die Besorgnisse der Engländer vor der festländischen Konkurrenz niederzuschlagen versucht hat: „Unsre Konkurrenten auf dem europäischen Festlande haben weder so billige Kohle noch so billiges Eisen. Sie haben nicht einmal freie Arbeit. Denn die Arbeit ist nicht frei, wenn, wie jetzt in ganz Europa, ein junger Mann zulassen muß, daß man ihn aus seinem Geschäfte nimmt und nötigt, drei oder vier Jahre seines Lebens in Kasernen oder Zelten zu verbringen. Der größte Teil des Kontinents gehört zu großen soldatischen Reichen, und Militarismus ist unvereinbar mit Industrie im großen Stil. Kaiser, Großherzöge, Feldmarschälle und andre erschreckliche Persönlichkeiten dieser Art haben nicht den ernsten Willen, daß in ihren Reichen die Industrie sich entfalte. Sie brauchen etwas ganz andres, nämlich eine Bauernschaft, zu Hause genug hungernd, um den Soldatenstand als Verbesserung ihrer Lage zu wünschen, und unterwürfig genug, um den eignen Bruder niederzuschießen, auf Befehl und ohne zu fragen, warum.“ Nun würde sich zwar Lord Derby, wenn er heute noch lebte, bereits davon überzeugt haben, daß Militarismus und Industrie im großen Stil einander nicht unbedingt ausschließen, und daß es Kaiser giebt, die sehr ernstlich wollen, daß die Industrie in ihren Staaten blühe. Das weiß natürlich auch Peez, aber er bleibt trotzdem dabei (S. 232 bis 233): „Ein Staat kann nicht zwei Seelen haben. Wo der Militarismus herrscht, bilden sich mit Notwendigkeit Regierungsanschauungen, Grundsätze, Klasseninteressen und Klassengegensätze heraus, die für die schaffenden Berufsstände schädlich sind. [Außerdem] ist zu erwägen, ob nicht gerade die abnorme Steigerung des Rüstungswesens dem Sozialismus in die Hände arbeitet. In den Augen der sozialistischen Führer erscheint der bewaffnete Friede, ähnlich wie der übermäßig entwickelte Beamtenstaat, schon als eine Art Vorspiel der sozialistischen Zukunft. Sie erblicken darin eine sozialistische Organisation, freilich eine solche, die von den bestehenden Herrschaftsinteressen und zu deren Vorteil einseitig geschaffen und daher verwerflich ist. Das Prinzip wäre ihnen schon recht, nur die Personalvertretung gedenken sie später zu ändern. Die allgemeine Schulpflicht ist gut, die daraus entspringende Verbreitung einer großen Geistesbildung ist gut, die allgemeine Wehrpflicht für den Notfall ist gut, und die soziale Versicherung der Arbeiter ist gut, aber in all dies die ungeheuern Kosten der Rüstungen und die daraus entspringende stetig wachsende Steuerlast und Kassengemeinschaft hineingepflanzt macht das Gute schlecht, auf die Dauer unerträglich und führt schnurstracks in den Sozialismus hinein, der vor den Millionenheeren nicht Halt machen wird.“ Eine Kleinigkeit hat uns beim Lesen des schönen Buches geärgert: das oft wiederkehrende Wort Meterzentner. Möchten doch die Österreicher dieses dumme Wort endlich einmal preisgeben! Was in aller Welt hat denn der Doppelzentner mit dem Metermaße zu schaffen? Ein Doppelzentner Gold füllt bedeutend weniger und ein Doppelzentner Heu bedeutend mehr Raum als einen Kubikmeter.

Geschichte der deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Friedrich Vogt und Max Koch. Mit etwa 170 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 23 Faksimilebeilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1897

Der trefflichen englischen Litteraturgeschichte von Richard Wülker läßt das Bibliographische Institut nun die deutsche folgen. Während aber jene nur von einem Manne geschrieben ist und darum ein einheitliches Gepräge zeigt, hat sich diese eine Arbeitsteilung gefallen lassen müssen: Vogt hat das Mittelalter und die

Digitized by Google

Reformationszeit, Koch die neuere und neueste Entwicklung von Opitzens Reform bis auf die „Versunkene Glocke“ und „Hannele“ geschrieben.

Den ersten Teil zu lesen ist ein Genuß. Der Verfasser ist ein gelehrter Mann; er schöpft überall aus der Fülle selbsterarbeiteter Kenntnisse und selbstgefundner Gedanken. Hie und da läuft wohl auch ein Wörtchen mit unter über streitige Fragen, ja wir werden sogar auf einer halben Seite über Handschrift A, B und C des Nibelungenliedes unterhalten, die dem Laien neuerdings meist in der scherzhaften Beleuchtung von Hans Hoffmanns bekannter Novelle erscheinen; aber diese kleinen Schwächen schaden dem ausgezeichneten Gesamteindruck nicht. Überall ist der Verfasser ein freudiger und geschickter Diener seiner Aufgabe, das deutsche Schrifttum „durchaus gemeinverständlich“ darzustellen; er hat einen sichern Takt in der Scheidung des Wichtigen und Unwichtigen und feinen Sinn für das, was den Gebildeten anziehen und für die entlegnen Gebilde erwärmen kann. Die Philologie hat es zu wege gebracht, Nibelungen und Gudrun, Wolfram und Walther mit dem fahlen Dunste gelehrter Langweiligkeit zu umgeben; Vogt trägt eine Ehrenschuld seiner Wissenschaft ab, indem er diesen Dunst wegbläst und die großen Dichtungen und die großen Dichter unsrer ersten Blütezeit den Gebildeten wieder menschlich nahe bringt.

Anders steht es mit dem zweiten Teile. Wir haben ihn mit der durch den ersten begründeten freudigen Hoffnung zu lesen begonnen; wir haben uns absichtlich vorher die Schwierigkeiten vergegenwärtigt, die einer lesbaren und volkstümlichen Darstellung der neuern Zeiten entgegenstehen; wir haben uns gegen eine Enttäuschung mit Wohlwollen gewappnet; aber sie ist doch nicht ausgeblieben. Zwar schöpft auch Koch aus gründlichen Studien, und die Darstellung des siebzehnten Jahrhunderts bringt viel des Interessanten. Der Prüfstein des Ganzen aber muß die Behandlung unsrer großen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts sein und vor allem der Glanzzeit Weimars. Diese müssen wir aber leider als ganz ungenügend bezeichnen. Zunächst fehlt es an der Darstellung der Gedankenzusammenhänge. Rousseaus gewaltiger Einfluß auf Goethe und Schiller wird nur mit wenigen Worten berührt. Friedrichs des Großen hemmende und fördernde Einwirkungen kommen gar nicht zu ihrem Rechte (im Register findet sich nicht einmal der Name Friedrichs). Die Behandlung Goethes und besonders Schillers ist äußerst dürftig und dabei ganz zersplittert; namentlich ihre gemeinsame Wirksamkeit, die Krönung unsrer ältern, der Ausgang unsrer neuen Entwicklung ist völlig unzureichend geschildert. Man kann ja darüber streiten, wie weit eine umfassende Litteraturgeschichte das Biographische zu berücksichtigen habe; aber das dürfte doch feststehen, daß der Zusammenhang von Leben und Dichten schon um des letztern Willen in einem so dicken Buche einigermaßen zur Geltung kommen müßte. Aber selbst hinter den landläufigen Schulleitfäden bleibt Koch hier manchmal zurück. Wir hören nichts von dem grundlegenden Briefwechsel Schillers und Goethes über die epische Kunst; die Xenien, ihre Voraussetzungen, ihr Inhalt, ihre Wirkung, die alle in so eminentem Sinne litterargeschichtlich sind, werden auf zehn Zeilen abgemacht; ja die großartige dramatische Thätigkeit Schillers von der „Maria Stuart“ bis zum „Demetrius“ muß sich gefallen lassen, auf einer Seite und zwölf Zeilen abgethan zu werden, während die „Räuber“ allein doch eine Seite und fünf Zeilen erhalten haben. Vom „Ring des Polykrates“ weiß Koch nicht mehr und nichts besseres zu sagen, als daß Schiller darin in den Bänkelsängerton verfalle! Dagegen ist Koch sehr freigebig mit emphatischem Lobe für Richard Wagner, der nun, nachdem er lange genug die Köpfe der Musiker verwirrt hat, auch noch die

Digitized by Google

der Litterarhistoriker verdrehen zu sollen scheint. In die Darstellung der neuesten Litteratur hat Koch mit der Fertigkeit eines wohlgeschulten Registrators alle möglichen Leute einzuschachteln verstanden. Mit ein paar Worten wird dieser oder jener Zug eines Autors gestreift, aber der Leser hat davon meist so gut wie nichts. Was soll es z. B. nützen, wenn bei Fritz Reuter gesagt wird, daß „der Dichter der tollen »Vagel- und Minschengeschichte Hanne Nüte« in »Kein Hüsung« mit furchtbar bitterm Ernste die unfreie Notlage des besitzlosen Landarbeiters enthüllt." Wer „Hanne Nüte" nicht gelesen hat, kann aus dem Zusatz „toll" nichts schließen; wer aber das Werk kennt, für den enthält er einen ganz nebensächlichen, bedeutungslosen Zug. Auch Unvollständigkeiten fallen auf, die der Mangel an Raum schlechterdings nicht rechtfertigt. Waren alle Gedichtbände Geibels erwähnt worden, warum fehlt der gedankenschwerste, die „Gedichte und Gedenkblätter"? Wenn von Geibels Dramen „Brunhild" genannt wird, warum schweigt der Verfasser von „Sophonisbe," von „Meister Andrea" und zumal von dem Meisterstück: „Echtes Gold wird klar im Feuer"? Dagegen verweilt Koch gern und lange bei den Allerneuesten. Aber wenn wir auch ganz davon absehen, daß über diese das Urteil noch viel zu sehr schwankt, so hätte doch die Rücksicht auf den rein äußern Bau des Buches eine so starke Beschäftigung mit dem Unabgeschlossenen verbieten sollen: der „Versunkenen Glocke" ist mehr als doppelt so viel Raum gewidmet als Schillers „Demetrius" und seinen gesamten dramatischen Entwürfen!

So leidet die Darstellung Kochs, wir könnten das an zahlreichen Fällen nachweisen, an großer Ungleichmäßigkeit. Aber das ist ein äußerer Fehler. Der innere, an dem das Buch krankt, soweit es sich mit der neuern Litteratur beschäftigt, ist der Mangel an eindringender und der Größe des Gegenstandes entsprechender Würdigung unsrer großen Litteraturperiode und der Mangel an richtigem Gefühl für das, was der gebildete Deutsche vor allen Dingen in einer umfassenden Geschichte unsers Schrifttums erwartet. Wer in Schillers „Ring des Polykrates" Bänkelsängerton zu hören vermag, dessen Führung hat der Deutsche das Recht abzulehnen. Es ist uns schmerzlich, dieses Urteil fällen zu müssen, aber man bedenke auch, welchen Einfluß ein in vielen Tausenden zu verbreitendes Buch ausüben kann. Hier hat die unabhängige Kritik die Pflicht, ihre Stimme zu erheben und dem Schaden vorzubeugen.

Von den Bildern kann man nur gutes sagen. Ihre Zahl hält sich, andern ähnlichen Unternehmungen gegenüber, in löblichen Grenzen. Jedes ist tadellos ausgeführt, einzelne der zum Mittelalter gehörenden sind Meisterstücke der Technik. Über die Auswahl läßt sich aber rechten: die bunte Schlußszene aus Richard Wagners „Parsifal" und das Bild des Bühnenfestspielhauses von Bayreuth würde man gern entbehren, wenn statt dieses Hauses, in dem und um das so viel Lärm geschlagen wird, lieber jene stillen unscheinbaren Häuser an geeigneter Stelle abgebildet worden wären, aus denen ungleich mehr Segen und Erbauung in das deutsche Volk ausgegangen ist: das Goethehaus und das Schillerhaus in Weimar. Und sicherlich würde mancher Leser lieber als die Parsifalszene in einer schönen Nachbildung jene große Szene gesehen haben, die sich noch heute Tag für Tag vor dem Weimarer Schauspielhause abspielt, und deren Regisseur Meister Rietschel ist. Aber das ist Geschmackssache. Der „reine Thor" hat ja auch seine Gönner.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 44

Ausgegeben am 4. November 1897

Inhalt: Seite

Ein Gesetz zur staatlichen Selbsterhaltung. Von L. Bandler 201
Der Reichskanzler und das preußische Ministerium. (Schluß) 209
Die großen Kunstausstellungen des Jahres 1897. 2. Dresden 218
Altbairische Wanderungen. 6. 7. (Schluß) . . 229
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Agrarische Mißerfolge — Zwei Antrittsreden akademischer Volkswirte in Preußen — Der Index in Vergangenheit und Gegenwart 237

Hierzu 1 Beilage: 1 Prospekt von der Verlagsbuchhandlung Gebrüder Borntträger in Berlin über das Werk Kannenberg, Kleinasiens Naturschätze.

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Soeben ist erschienen:

Deutsche Bürgerkunde

Kleines Handbuch des politisch Wissenswerten

für jedermann

von

Georg Hoffmann und **Dr. Ernst Groth**
Landgerichtsdirektor Oberlehrer

Zweite, stark vermehrte Auflage

Gebunden 2 Mark 50 Pfge.

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Digitized by Google

Ein Gesetz zur staatlichen Selbsterhaltung

Vielfach und vielseitig ist schon der Ruf erklungen, der weitern Ausbreitung der Sozialdemokratie als einer Partei des Umsturzes entgegenzutreten, und es sind zu diesem Zweck schon verschiedne Wege eingeschlagen worden. Aber bisher sind alle Bemühungen vergeblich gewesen. Nicht nur daß sich die Zahl der sozialdemokratischen Abgeordneten im Reichstag zu der ansehnlichen Höhe von achtundvierzig gesteigert hat: die Sozialdemokratie hat auch schon in die Volksvertretungen der Bundesstaaten und in die Vertretungen der Gemeinden ihren Einzug gehalten. So sind, um nur ein Beispiel anzuführen, bei der letzten Wahl zum gothaischen Landtag, der im ganzen aus neunzehn Mitgliedern besteht, sieben ausgesprochne Anhänger der Sozialdemokratie gewählt worden.

Wie ist ein solches Verhalten eines großen Teils der Wähler des deutschen Volkes zu erklären? Wie können sie Männer zur Mitwirkung an den wichtigsten Handlungen unsers staatlichen Lebens und Strebens berufen, die es offen aussprechen, daß sie die ganze Staatsordnung von Grund aus beseitigen wollen? Wie kommt es, daß gerade in Deutschland die Feinde der bestehenden Ordnung um so viel zahlreicher sind als anderswo, in Deutschland, das in seiner ganzen geschichtlichen Entwicklung von Anfang an der monarchischen Staatsform treu geblieben ist? Und wie ist es möglich, daß gerade in unsrer Zeit die Sozialdemokratie so um sich greift, wo die bestehende Staatsform sich so bewährt und dem Volke so wertvolle Früchte gereicht hat? Das deutsche Vaterland ist einig, ist groß und mächtig nach außen, Handel und Verkehr blühen; der Wohlstand mehrt sich, und die Genüsse des Lebens werden auch den Ärmern immer mehr zugänglich; nirgends ist so wie bei uns für die handarbeitenden Klassen gesetzliche Fürsorge getroffen bei Krankheit, Unfall,

Digitized by Google

Gebrechlichkeit und hohem Alter; Rechtssicherheit und Rechtsschutz walten überall und über jedem im Reiche, die Wissenschaften weisen herrliche Erfolge auf, und auch den Künsten wird Pflege und Förderung zu teil. Und dabei doch so viele, die diese Staatsordnung umstürzen wollen oder doch den Umstürzlern ihre Stimme geben?

Wenn ich versuche, hier einige Gedanken zur Beantwortung dieser Frage auszusprechen, so muß ich vorausschicken, daß unter Sozialdemokratie hier immer nur die Bestrebungen dieser Partei gemeint sind, die auf die Beseitigung der gegenwärtigen Staatsordnung abzielen; alle übrigen Ziele der Sozialdemokratie und namentlich ihre Bestrebungen zur Hebung der arbeitenden Klassen in materieller und gesellschaftlicher Hinsicht werden in diesem Aufsatz in keiner Weise berührt.

Gewiß giebt es manche Punkte in unserm staatlichen Leben, über die man eine von der herrschenden Richtung abweichende Meinung haben kann, und gewiß werden von der gegenwärtigen Regierung mitunter Maßnahmen getroffen, über die sich weite Kreise mit Recht beklagen und Unzufriedenheit empfinden. Aber darin liegt doch kein hinreichender Grund, die gesamte Staatsordnung zu hassen und auf ihre Beseitigung zu sinnen. Dieser Unzufriedenheit würde man doch dadurch Ausdruck geben können, daß man Männer in die gesetzgebenden Körperschaften wählte, die die gegenwärtigen Vertreter der mißliebigen Regierungsmaßnahmen bekämpfen, aber doch dabei auf dem Boden der geltenden Staatsordnung stehen. Nein, der Grund des staatsfeindlichen Wählens liegt bei vielen Staatsbürgern in andern Umständen. Er ist zum großen Teil darin zu finden, daß das Volk nicht recht sicher ist, wie es die Lockungen der sozialdemokratischen Agitatoren beurteilen und sich ihnen gegenüber verhalten soll. In den §§ 80 bis 86 des Strafgesetzbuchs sind zwar Unternehmungen gegen die Landesherren und die Verfassung mit schweren Strafen bedroht. Aber zum Thatbestand dieser Verbrechen gehört notwendig, daß Gewalt angewendet worden ist. Nirgends ist es zur Zeit von Staats wegen bestimmt ausgesprochen, daß schon die Umsturzbestrebungen an sich, also auch bei Vermeidung von Gewalt, gemeingefährlich und verboten sind. Im Gegenteil, die Sozialdemokratie ist staatlich völlig anerkannt, Männer, die sich ausdrücklich als Sozialdemokraten bekennen, sitzen in den gesetzgebenden Versammlungen des Reichs und der Bundesstaaten, bilden förmliche Fraktionen, werden in die Kommissionen, sogar in die Verfassungskommission gewählt, ihre Reden ebenso wie ihre Parteiversammlungen sind Gegenstand langer Abhandlungen in der Presse aller Parteien. Man kann es während der Parlamentssitzungen fast täglich sehen, daß Mitglieder der übrigen Parteien mit den Führern der Sozialdemokratie freundlich verkehren, daß sogar Vertreter der Regierungen mit ihnen Freundlichkeiten und Händedrücke austauschen. Kann man sich da wundern, daß das Volk die sozialdemokratischen Werbungen nicht schroff ab-

Digitized by Google

weist? Trotz aller Belehrungen in Schrift und Wort glaubt eben das Volk nicht, daß die Sozialdemokratie wirklich etwas Unrechtes und Schlimmes sei.

Hier thut eine klare und offne Scheidung not. Es muß auf politischem Gebiete das Tischtuch zwischen den staatserhaltenden Parteien und den Umstürzlern zerschnitten, nicht als politische Gegner, sondern als politische Feinde müssen die Umstürzler angesehen und behandelt werden. Es muß von Staats wegen ausgesprochen werden, daß die Bestrebungen der Sozialdemokratie staats- und gemeingefährlich und daher verboten sind. Wie viele Handlungen der Menschen sind im Strafgesetzbuch unter Strafe gestellt, die für das Gemeinwohl und für Leib, Leben und Gut der Einzelnen nicht so gefährlich sind wie die Bestrebungen der Sozialdemokraten! Wenn auch die Führer dieser Partei immer betonen, daß sie ihre Pläne nicht auf dem Wege der Gewalt, sondern auf dem Wege der Gesetzgebung durchführen wollen, so lehrt doch die Geschichte aller Zeiten und Völker, daß sich radikale Wandlungen althergebrachter Staatsformen nie friedlich vollziehen, sondern Tausenden von Staatsbürgern das Leben kosten und unermeßlichen Verlust am Volksvermögen herbeiführen. Außerdem ist aber zu beachten, daß jene Versicherungen gesetzmäßigen Vorgehens nur sehr geringen Wert haben. Denn die Führer der Sozialdemokratie wissen recht wohl, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen jede Anwendung von Gewalt die größte Thorheit wäre, da sie vollständig aussichtslos sein würde, und erfolglose Gewaltthaten der Partei sehr schaden würden. Denken wir uns aber den Fall, daß Deutschland einen ungünstigen Krieg zu führen hätte, daß das Heer von auswärtigen Feinden in Anspruch genommen oder durch Niederlagen geschwächt wäre: würden dann die Führer, auch wenn sie noch wollten, die Bahn gesetzlichen Handelns einhalten können? Würden nicht vielmehr die „Genossen" mit aller Macht verlangen, daß die günstige Gelegenheit benutzt werde, die Versprechungen von Volksherrschaft und Volksglück zu erfüllen? So gewiß, wie das eingedämmte Wasser nicht still steht, wenn die Schranken beseitigt sind, so gewiß würde dann der Ausbruch einer Revolution nicht mehr verhindert werden können. Wenn sich also auch die Handlungsweise der Sozialdemokraten jetzt noch von Gewalt freihält, so führt doch die Verfolgung ihrer Ziele schließlich unausbleiblich zu Frevelthaten. Und dieser letzten Folgen ihrer Bestrebungen sind sich die „Genossen" auch recht wohl bewußt. Sowohl wegen des verbrecherischen Willens als auch wegen der verbrecherischen Wirkung bilden also die Umsturzbestrebungen an sich, auch ohne Anwendung von Gewalt, einen kriminellen Thatbestand mindestens in demselben Maße wie die Erregung von Aufläufen, die Aufhetzung verschiedner Volksklassen zu Gewaltthätigkeiten gegen einander, das Anzünden von Feuer an gefährlichen Stellen und andres mehr.

Man braucht aber gar nicht die strafrechtliche Theorie zu Hilfe zu nehmen, um die Strafbarkeit der sozialdemokratischen Bestrebungen zu begründen: das

Digitized by Google

Recht der Selbsterhaltung und der gesunde Menschenverstand bieten zwingende Gründe dafür. Gewiß müssen in einem Staatswesen die verschiedensten politischen Richtungen Raum haben, und je höher die Entwicklung des Staatsgedankens und des Staatslebens ist, um so freier werden die Staatsbürger in politischer Hinsicht sein. Aber kein gesunder Organismus duldet Elemente, die die Absicht seiner Vernichtung haben; solange er kräftig genug ist, stößt er sie ab. Und der Staatskörper sollte ruhig Kräfte auf sich einwirken und in seinem Innern um sich greifen lassen, die ihn zerstören und verderben wollen? Ist es nicht geradezu unvernünftig, daß Männer, die offen erklären, daß sie die gegenwärtigen Grundlagen des Staatswesens beseitigen wollen, doch für fähig gehalten werden zur staatlichen Mitarbeit auf diesen Grundlagen? Ist es nicht der reine Hohn auf unser ganzes Verfassungsleben und zugleich empörend für unser religiöses und sittliches Gefühl, daß Männern der Eid der Treue gegen das Staatsoberhaupt und die Verfassung abgenommen wird, die mit allen Mitteln auf den Untergang des monarchischen Staats hinarbeiten? Solche Zustände sind Anzeichen eines krankhaften, schwächlichen Daseins, einer Erschlaffung der Willenskraft, sich selbst zu erhalten.

Manche treue Staatsbürger meinen zwar, die Mitarbeit der Sozialdemokraten an den Geschäften der gesetzgebenden Körperschaften werde insofern heilsam wirken, als ihnen dabei die Unmöglichkeit der Durchführung ihrer Pläne klar gemacht, die Schwere der Verantwortlichkeit des Gesetzgebers zum Bewußtsein gebracht werde, und dadurch die Gegensätze würden gemildert werden. Aber abgesehen davon, daß diese Meinung bis jetzt, also nach einer fast dreißigjährigen Mitwirkung der Sozialdemokraten an der Gesetzgebung, keine Bestätigung gefunden hat, übersehen jene Optimisten auch, daß es den sozialdemokratischen Genossen nicht auf die Mitarbeit, sondern auf die Herrschaft ankommt. Herrschen wollen sie, und um das zu erreichen, müssen die jetzigen Inhaber der Staatsgewalt niedergeworfen werden.

Wieder andre halten die sozialdemokratische Bewegung für eine rein geistige, die nicht mit Strafgesetzen zum Stillstand gebracht, sondern mit „geistigen Waffen“ bekämpft werden müsse, und sie fürchten, daß, wenn die Öffentlichkeit den Bestrebungen verschlossen werde, diese dann im Geheimen um so fanatischer fortgesetzt werden würden. Diese Auffassung entspringt dem deutschen Idealismus, der die Verhältnisse gern von hohen Gesichtspunkten aus beurteilt, dabei aber die Wirklichkeit und ihre praktischen Forderungen verkennt. Es handelt sich bei den sozialdemokratischen Bestrebungen eben nicht allein um geistige Güter, um Hebung einer großen Volksklasse, sondern sie sind in erster Linie ein Angriff auf das bestehende Staatswesen, ein Kampf um die Herrschaft. Das Volk müßte auf einer ideal hohen Stufe geistiger Bildung stehen, wenn in einem solchen Kampfe die geistigen Waffen der Mahnung und Belehrung den großen Massen gegenüber genügen sollten. Und was die Furcht

Digitized by Google

vor den geheimen Wühlereien anlangt, so ist zunächst zu erwarten, daß, wenn erst das Volk weiß, daß jene Bestrebungen strafbar sind, viele, die sich nur aus äußerlichen Gründen bisher Sozialdemokraten nannten, sich von dem verbotnen Treiben fernhalten werden. Denn der Sinn für Gesetzlichkeit liegt tief in unserm Volke begründet. Außerdem würde es aber ein trauriges Zeichen für unsre Polizei sein, wenn es ihr bei ihrer gegenwärtigen Ausbreitung und Organisation, bei den jetzigen Hilfsmitteln im Verkehrs- und Benachrichtigungswesen nicht gelingen sollte, geheimen strafbaren Agitationen auf die Spur zu kommen und sie zu unterdrücken.

Die Hauptschwierigkeit, ja die einzige Schwierigkeit liegt in der Frage: Was ist unter Umsturzbestrebung zu verstehen? Die Antwort würde dahin zu geben sein: Unter das Strafgesetz fallen alle Bestrebungen, die auf Beseitigung der Hauptgrundlagen unsrer Staatsordnung gerichtet sind, der Grundpfeiler, die durch das Wesen unsrer Staatsordnung bedingt werden und für ihr Bestehen unentbehrlich sind. Diese Hauptgrundlagen aber sind: die erbliche Monarchie, und die auf den Wahlen des Volkes beruhende, mit dem Gesetzgebungs- und Steuerbewilligungsrecht ausgestattete Volksvertretung. Ein auf solcher Begriffsbestimmung beruhendes Strafgesetz würde sich also nicht nur gegen solche richten, die die erbliche Monarchie abschaffen wollen, also nicht nur gegen die Sozialdemokraten, Sozialisten, Kommunisten, Anarchisten und wie sich die Umstürzler sonst nennen mögen, sondern auch gegen etwaige Gelüste hyperkonservativer Kreise, die das Heil von der Abschaffung der Parlamente und der Wiederherstellung der absoluten Monarchie erwarten. Ein solches Gesetz würde überhaupt nicht auf bestimmte Personenkreise beschränkt sein, es würde also kein Ausnahmegesetz sein, sondern den Staatsverrat, wie man die bezeichneten Umsturzbestrebungen kurz nennen mag, überall da treffen, wo er gefunden wird; mit diesem Gesetz würde der Thatbestand einer neuen strafbaren Handlung aufgestellt werden, der sich den im Strafgesetzbuch bereits enthaltenen Bestimmungen über den Hochverrat und Landesverrat anreihen würde.

Wenn durch ein solches Gesetz dem politischen Treiben gewisse Schranken gesetzt werden würden, so bliebe doch den Staatsbürgern ein weites Gebiet politischen Wirkens und Strebens offen, und alle die verschiednen Parteirichtungen, die auf dem Boden der konstitutionellen Monarchie stehen, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, würden durch das Gesetz in keiner Weise beengt werden. Ja auch das sozialdemokratische Programm würde in den Punkten, die sich nicht auf Abschaffung der bestehenden Staatsform beziehen, ungestört weiter verfolgt werden können. Denn zum Thatbestande der neuen Strafhandlung würde gehören, daß die Bestrebung auf Beseitigung der bestimmt bezeichneten Staatseinrichtungen abzielt. Alle, die diese Einrichtungen nur in einzelnen, ihren Bestand nicht in Frage stellenden Beziehungen ändern

Digitized by Google

oder sonstige Einrichtungen des Staatswesens bekämpfen wollen, würden damit nicht gegen das neue Gesetz verstoßen.

Was die in dem Gesetz anzudrohende Strafe anlangt, so würde ihr Schwerpunkt darin zu liegen haben, daß die, die dem Gesetz zuwiderhandeln, an dem fernern Mißbrauch der staatsbürgerlichen Rechte auf eine gewisse Zeit gehindert werden. Eine solche Strafe würde sowohl der politischen Natur des Vergehens selbst wie auch dem Gefühl des Volkes für Recht und Billigkeit entsprechen. Denn wer ein Gebäude von Grund aus einreißen will, kann nicht beanspruchen, an den Arbeiten zu seiner weitern Erhaltung und Entwicklung teilzunehmen. Auf den zeitweiligen Verlust der politischen Rechte, namentlich des aktiven und passiven Wahlrechts, müßte daher in allen Fällen der Zuwiderhandlung erkannt werden. Von der Gefängnisstrafe würde in Beziehung auf die Dauer nur ein mäßiger Gebrauch zu machen und ganz davon abzusehen sein, wenn mildernde Umstände vorliegen, z. B. in der ersten Zeit nach der Einführung des Gesetzes, Verführten und Unwissenden gegenüber.

Um ferner Sicherheit dafür zu bieten, daß das Gesetz unabhängig von den politischen Strömungen und den Machthabern gehandhabt werde, wäre ausdrücklich zu bestimmen, daß Zuwiderhandlungen dagegen der Zuständigkeit der ordentlichen Gerichte unterliegen.

Nach alledem würde den Hauptbestimmungen des Gesetzes etwa folgende Fassung zu geben sein:

Wer Bestrebungen kundgiebt, fördert oder sich zu solchen bekennt, die darauf abzielen, die erbliche Monarchie oder die auf den Wahlen des Volks beruhende und mit dem Gesetzgebungs- und Steuerbewilligungsrecht ausgestattete Volksvertretung eines Bundesstaats oder des Reichs zu beseitigen, wird, sofern er nicht nach andern Bestimmungen eine schwerere Strafe verwirkt hat, wegen Staatsverrats mit Gefängnis bestraft. Außerdem ist auf den Verlust der aus öffentlichen Wahlen für den Verurteilten hervorgegangnen Rechte und auf die Unfähigkeit, in öffentlichen Angelegenheiten zu stimmen, zu wählen oder gewählt zu werden oder andre politische Rechte auszuüben, auf die Dauer von 3 bis 10 Jahren zu erkennen.

Sind mildernde Umstände vorhanden, so kann auf diesen Verlust und auf diese Unfähigkeit allein erkannt werden.

Zuständigkeit und Verfahren richtet sich nach den Vorschriften des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafprozeßordnung.

Man wird vielleicht einwenden, daß ein ähnliches Gesetz bereits bestanden und zwölf Jahre lang gegolten, nach allgemeinem Urteil aber den gewünschten Erfolg nicht gehabt habe. Aber das vorgeschlagne Gesetz unterscheidet sich von dem frühern doch wesentlich dadurch, daß 1. es nicht bloß gegen sozialdemokratische, sozialistische oder kommunistische Umsturzbestrebungen, sondern gegen alle derartige Bestrebungen, mögen sie herkommen, von wem sie wollen, gerichtet, mit andern Worten, daß es kein Ausnahmegesetz, sondern ein Gesetz ist, dem alle Staatsbürger ohne Ausnahme unterworfen sind; 2. daß der

Digitized by Google

Begriff „Umsturzbestrebung“ genauer und greifbarer festgestellt ist; 3. daß es nicht bloß die in Vereinen, Versammlungen, Druckschriften und geschäftsmäßigen Agitationen betriebnen Bestrebungen verbietet, sondern auch jeden einzelnen bestrafen will, der sich überhaupt irgendwie mit Umsturzbestrebungen in offenkundiger Weise befaßt, und 4. daß der Schwerpunkt der Strafe in dem zeitweiligen Ausschluß von der Mitwirkung an den staatsbürgerlichen Aufgaben liegt.

Ich bilde mir keineswegs ein, daß mit dem Erlaß eines solchen Gesetzes die Umsturzbestrebungen aufhören würden. Solche Bestrebungen wird es geben, solange es Menschen giebt. Aber aufhören würde die Verwirrung, die gegenwärtig im Volke bis hinauf in die höchsten Kreise herrscht über die Beurteilung der Umstürzler in politischer Hinsicht, insbesondre der Sozialdemokraten, aufhören würde der vernunftwidrige Zustand, daß Männer an den gesetzgeberischen Aufgaben unsers Staatswesens mitarbeiten, die offen den Untergang dieses Staatswesens erstreben, aufhören würde die Schmach, daß die höchsten Ehrenstellen, die das Volk zu verleihen hat, Männer erhalten, die in ihrer Eigenschaft als Vertreter des Volkes dem Staatsoberhaupt in absichtlich offenkundiger Weise und grundsätzlich die althergebrachte Huldigung verweigern.

Eine unerläßliche Voraussetzung aber für die günstige Aufnahme und Wirkung des vorgeschlagnen Gesetzes im Volke würde sein, daß den Staatsbürgern, die an den Hauptgrundlagen unsrer Staatsordnung festhalten, auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete volle Freiheit, sich zu vereinigen und zu versammeln, gewährt würde. Der Erfüllung dieser Voraussetzung können, wenn alle umstürzlerischen Bestrebungen überhaupt verboten sein werden, ernste Bedenken kaum entgegenstehen. Eine solche Freiheit besteht thatsächlich schon in andern Ländern und auch in einzelnen deutschen Bundesstaaten, wo den Staatsangehörigen durch die Verfassung das unbeschränkte Recht gewährleistet ist, zu Zwecken, die den Strafgesetzen oder der Sittlichkeit nicht zuwiderlaufen, Vereine zu bilden oder sich friedlich und ohne Waffen zu versammeln. Werden umstürzlerische Bestrebungen unter das Strafgesetz gestellt, so sind in diesen Staaten alle Vereine und Versammlungen, die solchen Zwecken dienen, von selbst verboten, oder sie sind aufzulösen, wenn solche Bestrebungen zu Tage treten. Damit wäre auch die schwierige Frage, in welcher Weise das Vereins- und Versammlungsrecht im Reiche geregelt werden soll, am einfachsten gelöst, und zugleich am ehrlichsten. Denn was war es denn, was hauptsächlich den jüngsten Regierungsentwurf über das Vereinswesen der Mehrzahl der Volksvertreter als unannehmbar erscheinen ließ? Daß man fürchtete, und zwar trotz der Versicherung der Regierungsvertreter fürchtete, daß die dehnbaren Bestimmungen des Entwurfs auch einmal von andern Vertretern der Regierung gegen die eignen Parteibestrebungen angewandt werden würden. Diese Furcht ist leider nicht unbegründet, und darin ist ein weiterer Grund des Anwachsens der sozial-

Digitized by Google

demokratischen Stimmenzahl zu finden. Regierungsvertreter und auch ein großer Teil der höhern Volksklassen haben es sich angewöhnt, Männer, die eine andre politische Richtung als sie verfolgen, namentlich wenn diese Richtung die Politik der Regierung bekämpft, nicht als ehrliche Gegner, sondern mit Argwohn und Mißtrauen zu betrachten und sie zu den Feinden der gegenwärtigen Staatsordnung überhaupt zu zählen und darnach zu behandeln. Dadurch wird mancher verbittert und giebt dann, um seiner Unzufriedenheit Ausdruck zu geben, seine Stimme für den sozialdemokratischen Kandidaten ab. Würden die staatstreuen Oppositionsparteien allseitig, namentlich auch von der Regierung, als eine vollberechtigte Macht im politischen Leben des Volkes anerkannt und hinsichtlich ihrer Treue zu dem Vaterland und der gegenwärtigen Staatsordnung als gleichwertig mit den Regierungsparteien geachtet, so würden sie sicherlich noch weit mehr als bisher ein Wall werden gegen alle Umsturzbestrebungen. Und wäre denn der Schaden für den Staat wirklich so groß, wenn einmal Männer aus dem Zentrum oder den liberalen Parteien berufen würden, das Ruder des Staatsschiffes zu führen? Ihre monarchische Treue, ihre Liebe zum Vaterland ist über jeden Zweifel erhaben, und ob im übrigen ihre Anschauungen zweckmäßig und heilsam sind, das würde sich in der Praxis bald zeigen. Sind sie es nicht, so wird ihr Regiment nicht lange dauern, und das Volk wird auf diese Weise am nachdrücklichsten über seinen Irrtum belehrt werden. Daß der Schaden eines solchen Wechsels für das große Ganze nicht unerträglich ist, zeigt England; wie oft wechseln dort konservative und liberale Ministerien!

Schließlich will ich nur noch kurz auf eine weitere günstige Folge hinweisen, die sich aus dem Erlaß eines Gesetzes, wie das hier vorgeschlagne, ergeben würde. Das starke Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmenzahl und das Verhalten der sozialdemokratischen Abgeordneten im Reichstag haben bei einem großen Teil des deutschen Volkes das allgemeine gleiche Wahlrecht einigermaßen in Mißkredit gebracht. Würden die offenkundigen Umstürzler vom aktiven und passiven Wahlrecht ausgeschlossen, so fiele ein großer Teil jener Bedenken weg, und unser Wahlrecht würde gesichert sein.

Mehr Ernst, Entschiedenheit und Strenge gegenüber den Umstürzlern jeder Richtung, mehr Freiheit und Vertrauen für die übrigen Staatsbürger, das ist es, was uns heutzutage not thut, dringend not thut, damit sich das deutsche Volk nicht daran gewöhne, mit dem Feuer zu spielen.

Koburg L. Bandler

Digitized by Google

Der Reichskanzler und das preußische Ministerium

(Schluß)

Der Reichskanzler muß in Preußen Ministerpräsident und zugleich Vorstand des Ministeriums sein, das jetzt Preußisches Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten heißt, aber richtiger Preußisches Ministerium für Bundesangelegenheiten heißen sollte. Ohne diese preußische Hausmacht hat der Reichskanzler rechtlich gar keinen und thatsächlich keinen genügenden Einfluß auf die Reichsgesetzgebung; er hat sie auch dazu nötig, mit den außerpreußischen Bundesstaaten ein bundesmäßiges Verhältnis zu pflegen. Die ministerielle Leitung der Reichsexekutive hat der Reichskanzler von Verfassungs wegen, die obern Reichsämter sind ihm als Organe der Reichsexekutive untergeordnet, er kann rechtlich und thatsächlich in jedem von ihnen selber verfügen, allen gegenüber hat er die Stellung des englischen Premierministers. Das Auswärtige Amt des Reichs ist in alledem nicht anders gestellt als jedes andre Reichsamt, vom Reichskanzler hängt es ab, in welchem Umfang er in den Geschäftsgang der auswärtigen Politik des Reichs eingreift; nach Zeit und Umständen kann es angebracht sein, daß er in den Geschäftsgang andrer Reichsämter häufiger und tiefer eingreift. Es ist deshalb nicht nötig, daß der Reichskanzler aus dem diplomatischen Dienst genommen werde, nach Zeit und Umständen kann eine andre Schulung wichtiger sein. Die Verbindung, worin das in Berlin thätige Personal des preußischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten mit dem Auswärtigen Amt des Reichs steht, ist hergebracht, weil bisher sämtliche Reichskanzler die auswärtige Politik des Reichs als ihre Spezialität angesehen haben; diese Verbindung verschleiert jedoch das wirkliche Wesen der rechtlichen Zuständigkeiten und wird sich auch als Verwaltungshindernis fühlbar machen, wenn die Spezialthätigkeit des Reichskanzlers eine andre Richtung nimmt. Dann ist Trennung, und zwar endgiltige, angebracht; der Geschäftsverkehr mit den preußischen Gesandtschaften geht dann vom Ressort selbst aus, ihr diplomatischer Charakter ist jedoch beizubehalten, weil er ein wesentliches Stück zur Erfüllung ihrer Aufgabe ist.

Was die politische Lage so schwierig macht, hat seinen Grund nicht in den Beziehungen zum Auslande, sondern in innern Verwicklungen. Für den

Digitized by Google

Reichskanzler ergiebt das gleichsam eine politische Frontveränderung, wahrscheinlich auf längere Zeit. Es ist die Umkehrung dessen, was lange Jahre bestanden hat, namentlich während der Zeit, wo Staatsminister Delbrück an der Spitze des Reichskanzleramts stand. Die Konsequenz, daß nunmehr dem Auswärtigen Amt dieselbe Bewegungsfreiheit gelassen werden kann wie damals dem Reichskanzleramt, drängt sich von selbst auf, und ihr Gewicht wird noch dadurch verstärkt, daß der auswärtige Dienst in der Bismarckischen Tradition einen festen und dauernden Wegweiser hat, der eine ständig eingreifende Oberleitung des jeweiligen Reichskanzlers entbehrlich macht. Wenn daher der Reichskanzler den Schwerpunkt seiner besondern Thätigkeit in die andern Reichsämter verlegen kann und durch die politische Lage darauf hingewiesen wird, so ist es natürlich, daß auch die Kenntnisse und Erfahrungen, die auf dem entsprechenden Boden erworben werden, für die Besetzungsfrage wichtiger sind als diplomatische Schulung und die Vertrautheit mit den bestimmenden Kräften im Leben des Auslands. Mehr als sie bedeutet jetzt die Vertrautheit mit den Bedürfnissen und den Hilfs- und Heilmitteln unsers eignen Staatslebens; ein Mann, der wie Fürst Bismarck beide Gebiete beherrscht, bleibt, ganz abgesehen von der Geisteskraft, eine Ausnahmepersönlichkeit. Dann ist auch die Zahl der Kandidaten „aus Züchtung des innern Dienstes," dessen breiterm Raum entsprechend, größer, die Auswahl also nicht so beschränkt, und es finden sich darunter, weil sie im Inlande gewirkt haben, eher Männer, die als weitere Mitgift Personalkenntnis und persönliches Ansehen mitbringen, im Bundesrat z. B. und im Reichstag. Wieviel hat doch Fürst Hohenlohe vor Graf Caprivi schon dadurch vorausgehabt, daß es sich bei seiner plötzlichen Berufung nach Berlin für jedermann von selbst verstand, es könne ihm gar keine andre Stellung angeboten werden als die des Reichskanzlers, sonst müsse man auf ihn verzichten! War dieses hohe Ansehen nicht eine sehr wertvolle Zugabe, und war es nicht weniger in dem hohen Rang und in der diplomatischen Vergangenheit seines Trägers begründet, als in seiner sonst erworbnen Auszeichnung: als bairischer Ministerpräsident, als Reichstagsabgeordneter, als Statthalter, als Vertrauensmann vieler Bundesfürsten, namentlich der süddeutschen? Einem homo novus, und Graf Caprivi war nicht viel mehr, kann der Mangel an Ansehen für eine längere Übergangszeit durch nichts ersetzt werden, nicht durch die glänzendsten Eigenschaften, nicht einmal durch das höchste Maß von kaiserlichem Vertrauen, denn persönliches Ansehen im politischen Leben läßt sich nicht verleihen, sondern will erworben sein. Sind nun unter unsern hochgestellten Diplomaten ähnlich ausgestattete Männer noch vorhanden? Nur der Botschafter Graf Hatzfeld zählt zu seinen sonstigen Vorzügen noch den Ruf, sich auch in Berlin ausgezeichnet zu haben.

In welchem Zweige des innern Dienstes die Qualifikation, wenn dieser Ausdruck hierher übertragen werden darf, erworben worden ist, dürfte weniger

Digitized by Google

ins Gewicht fallen. Betrachtet man die Ressortverteilungen in Preußen, so ist ein gewisser Vorrang des Finanzministeriums unzweifelhaft, denn die seinem Träger zustehende Budgetverwaltung bringt es mit sich, daß er in alle Ressorts Einblick erhält, mit den Bedürfnissen, Einrichtungen und Leistungen aller bekannt werden muß. Der Finanzminister kann auch sein Amt nicht ausfüllen, ohne parlamentarisch hervorzuragen. Mit ihm müssen alle andern Minister rechnen, und es kann nicht anders sein, als daß sich sein Relief auch im Staatsministerium als Kollegium wirksam zeigt. Wenn nun bei Herrn von Miquel noch große und in die Augen fallende Erfolge hinzukommen, auf dem dornigen Gebiet der Steuerpolitik sowohl wie in früher bekleideten Stellungen, so ist es begreiflich, daß ihn die öffentliche Meinung als den „Mann der Zukunft" ansieht. Er würde als Reichskanzler, und auch das ist wichtig, preußischer Finanzminister bleiben können, keine der an die aktive Bekleidung der Stelle geknüpften Quellen von Einfluß aufzugeben brauchen, weil er in seinem Ministerium so sicher und eingearbeitet ist, daß er es als Nebenamt fortführen könnte, ohne die Zügel aus der Hand zu verlieren. Also, das natürliche, auch von Fürst Bismarck anerkannte Übergewicht des Finanzministeriums tritt augenblicklich noch mehr hervor als sonst, aber es steht doch nicht so, daß nicht auch andre Ressorts als Vorstufen und Zugaben zu der ministeriellen Oberleitung des Reichs in Frage kommen könnten. So scheint zwar das Kriegsministerium nur Spezialität zu sein, aber es scheint nur so, denn gerade unter den preußischen Kriegsministern sind Männer von umfassendem Gesichtskreis nicht selten gewesen; man braucht nur aus älterer Vergangenheit Boyen und aus jüngerer Graf Roon zu nennen, und in ganz neuer Zeit hat Herr Bronsart von Schellendorf den Eindruck gemacht, daß die Energie und die Frische, womit er sein Fach vertreten hat, auf einer Charakter- und Geistesbildung beruhe, die ihn befähigen würde, auch die allgemeine Leitung zu übernehmen und klare Bahn zu schaffen. Vom Minister des Innern ferner verlangt schon der Umfang und die Bedeutung der von ihm vorzuschlagenden Stellenbesetzung eingehende Kenntnis des ganzen Staatslebens; selbst Feinde Graf Eulenburgs und des jetzigen Oberpräsidenten von Puttkamer werden ihnen weder diese Eigenschaft noch andre, die erforderlich sind, bestreiten. Um nur noch ein Ministerium zu nennen, so hat das für Landwirtschaft sehr lange im Hintergrunde gestanden, ist aber durch die Zeitverhältnisse politisch so wichtig geworden, daß es sehr wohl als Durchgang zur Reichskanzlerstelle, vielleicht sogar in Personalunion damit gedacht werden kann.

Alle diese Beispiele sind aus den ministeriellen Verhältnissen Preußens gewählt worden, jedoch nur als Beispiele, denn für die Personenfragen sind die Landesgrenzen längst verwischt, und der Reichskanzler muß zwar im preußischen Ministerium Wurzel fassen und dazu befähigt sein, braucht aber nicht daraus hervorzugehen und schon Minister gewesen zu sein. So nimmt

Digitized by Google

unter den nichtpreußischen Staatsmännern Herr von Mittnacht eine so hervorragende Stelle ein, daß man sich wundern muß, ihn noch nicht in die Zeitungskombinationen hineingezogen zu sehen. Er würde wohl nicht leicht die schwäbische Temperatur mit der norddeutschen vertauschen, aber die Landsmannschaft an sich wäre kein Hindernis.

Die ministerielle Oberleitung des Reichs und die in Preußen müssen, wie dargelegt worden ist, regelmäßig in einer Hand vereinigt sein, aber das, was sie an Machtmitteln gewähren, ist dem Grade und dem Wesen nach so verschieden, daß auch der Machtanteil, der aus den Reichsfunktionen erwächst, genauer bestimmt werden muß; in der bisherigen Darstellung ist er mehr formulirt als auseinandergesetzt worden.

Was die Gesetzgebung anlangt, so hat der Reichskanzler an der Feststellung des Gesetzesinhalts rechtlich gar keinen Anteil, er hat nur die verantwortliche Gegenzeichnung bei Errichtung (Ausfertigung) und Bekanntmachung der Gesetzesurkunde. Juristisch ausgedrückt heißt das: er ist gehalten, darauf zu sehen, daß in die Gesetzesurkunde kein andrer Inhalt aufgenommen wird als der zwischen Bundesrat und Reichstag festgestellte, und daß die Formen der Bekanntmachung beobachtet werden; er hat auch dafür zu sorgen, daß Ausfertigung und Bekanntmachung nicht unterbleiben. Das sind keine Rechte, sondern Pflichten, freilich nur bedingte Pflichten, insofern nämlich, als sich der jeweilige Reichskanzler von ihnen dadurch frei machen kann, daß er seine Entlassung nimmt. Dann kommt es für ihn gar nicht zur rechtlichen Verantwortlichkeit. Wenn sich dann kein Nachfolger findet, der die Pflichten auf sich nehmen will, so steht verfassungsrechtlich der Reichsorganismus still, denn die Reichsexekutive kann ebenfalls nicht mehr arbeiten, weil sie zwar verfassungsmäßig vorzugsweise dem Kaiser zusteht, von ihm jedoch nur durch den Reichskanzler ausgeübt werden kann. Also ein funktionirender Reichskanzler ist ein wesentliches Stück des ganzen Räderwerks; der Kaiser, um diese Seite der Sache hervorzuheben, kann gar nicht sein eigner Reichskanzler sein, es ist rechtlich unmöglich. Es ist aber auch politisch unmöglich, wie folgende Erwägung darthut. Die Reichsthätigkeit darf nicht nur niemals stillstehen, sondern muß sogar in lebhafter Bewegung erhalten werden. Sie kann sich auch nicht auf die Exekutive beschränken, denn beim Regieren und Verwalten stellen sich immer wieder neue Bedürfnisse heraus, denen genugzuthun neuen Gesetzesinhalt verlangt. Da dessen Feststellung übereinstimmende Beschlüsse des Bundesrats und des Reichstags voraussetzt, so bedarf der Kaiser für diese Körperschaften eines Vertreters, um die sachliche Übereinstimmung der Beschlüsse mit den Exekutivbedürfnissen zu erreichen. Als Vertreter ist der Reichskanzler gegeben, und nur er, nicht sowohl weil er von Rechts wegen im Bundesrat den Vorsitz führt, als darum, weil er auch in der Exekutive den Kaiser vertritt und daher deren Bedürfnisse am besten kennt, am stärksten empfindet. Für ihn

Digitized by Google

ist es eine Hemmung, wenn sie nicht befriedigt werden, er hat das größte Interesse daran, daß Abhilfe geschaffen werde, er ist nicht imstande, sein Amt mit Erfolg zu verwalten, wenn er keinen politischen Einfluß auf den Inhalt der Gesetze hat. Dazu nun muß er der Vertrauensmann des Bundesrats und des Reichstags sein, und das ist nur möglich auf Grund von Eigenschaften, von denen wieder der Satz gilt, daß sie sich nicht verleihen lassen; der Reichskanzler muß sie selbst erwerben oder als eigne Ausstattung mitbringen. Ihr Besitz verlangt einen ganzen Mann, und der hat eignen Willen. Der Reichskanzler ist ja gehalten, seinen Willen wie seine Kraft dem kaiserlichen Befehl, der ihn ans Ruder berufen hat und davon wieder abrufen kann, dienstbar zu machen; aber er darf nicht darauf verzichten, auf den Inhalt des Befehls einzuwirken, und er braucht für die eigene Entschließung und die eigne Thätigkeit breiten und freien Raum. Beides muß jedem Reichskanzler gesichert sein, sonst stockt das Leben des Reichs. Nur um den Preis dieser Stockung kann der Kaiser im politischen Sinne sein eigner Kanzler sein.

Das Gewicht des Reichskanzlers im Bundesrat wird verstärkt, wenn er darin über die zahlreichen Stimmen Preußens verfügt; das ersetzt ja nicht das Vertrauen, aber ergänzt es durch greifbare Macht. Darüber ist noch eine Bemerkung nachzuholen. Fürst Bismarck hat es 1873 für möglich erklärt, daß der Reichskanzler ganz aus dem preußischen Ministerium ausscheide, denn er müsse das volle Vertrauen des Kaisers, der verbündeten Regierungen, des Reichstags haben, und dies gebe ihm thatsächlich eine so große Autorität, daß die siebzehn preußischen Stimmen gar nicht dauernd gegen seine Meinung abgegeben werden könnten; er habe ja auch indirekte, aber nachdrückliche Mittel, auf die Entschließungen in Preußen einzuwirken, darunter sei die Kabinettsfrage nur das äußerste, keineswegs das einzige. Die Ausführungen sind hier nur angedeutet; um sie vollständig zu würdigen, muß man die betreffende Rede — vom 25. Januar 1873 — nachlesen. Der geistige Genuß davon ist groß, aber Fürst Bismarck hat den Gedanken später für immer verworfen und sogar bis zu seinem Abgang unablässig daran gearbeitet, daß sich die innige Verbindung des Reichs und Preußens noch in andern Ämtern ausdrücke, daß sie, dem Einfluß des Personenwechsels entzogen, zu einer ständigen Einrichtung werde. Was dem damaligen Gedanken Bedeutung giebt, ist also nicht die praktische Seite, sondern die Thatsache, daß in diesem Falle wirklich einmal Fürst Bismarck einen Zustand ins Auge gefaßt hat, der, wenn überhaupt, nur auf seine gewaltige Persönlichkeit anwendbar ist. Davor hat er sich sonst immer bewahrt. Es ist ja richtig, daß das Verfassungswerk den Stempel des ersten Kanzlers trägt, aber es ist so gestaltet und ausgebaut, daß kein Kanzler ein Stück davon entbehren kann; es fordert wohl noch weitern Ausbau, aber der Grundplan ist auf die Dauer angelegt, nicht auf bestimmte Personen berechnet.

Daß der Reichskanzler Einfluß auf die Gesetzgebung hat, überhaupt in

Digitized by Google

allem der „Macher“ ist, ist etwas, was von den meisten Politikern innerhalb und außerhalb des Reichstags als selbstverständlich angesehen wird. Dem Fürsten Bismarck werden noch die Wendungen in den Ohren klingen: „der Herr Reichskanzler hat gesagt,“ „der Herr Reichskanzler muß,“ und was man vom Reichskanzler in der Gesetzgebung erwartet, zeigt sich in der Häufigkeit von Beschlüssen, durch die er aufgefordert wird, dem Reichstag Gesetzentwürfe vorzulegen. Wenn das Drängen unbequem wurde, so hat sich Fürst Bismarck nicht immer mit Hervorhebung der politischen Hindernisse begnügt, sondern auch zuweilen darauf hingewiesen, daß verfassungsrechtlich wohl der Reichstag, nicht aber der Reichskanzler die Initiative habe. Das war jedoch nur Kampfmittel; da, wo es sich um sein Hauptstreben, die Befestigung des Reichs, handelte, bedurfte es keines Antriebes, da war er immer im Vorsprung, und außerdem lag seiner ganzen Art nichts ferner, als irgend welche Konsequenz seiner Stellung abzulehnen. So hat er denn als Reichskanzler auch die Gesetzgebung mit allem Eifer als eigne Angelegenheit betrieben und an seinen Mitarbeitern im Reich die Fähigkeit, ihn dabei zu unterstützen, besonders hochgeschätzt; gerade damit hängt es zusammen, daß sie in den Bundesrat und, wenigstens teilweise, in das preußische Staatsministerium gezogen wurden. Er hat überhaupt ihre Stellung so sehr als möglich gehoben, immer mehr ministerähnlich gemacht, mit einem Wort die Staatssekretäre des Innern, des Auswärtigen Amts, des Reichspostamts usw. als Kollegen behandelt, nicht bloß so bezeichnet. Er durfte daher sagen, „daß sie sich einer sehr großen Selbständigkeit erfreuen und im ganzen schwerlich klagen werden über ein bureaukratisch bevormundendes Eingreifen“; ein andermal: „ich glaube, daß, wenn alles genau erwogen wird, die Reichsminister, die durch die Verantwortlichkeit eines einzigen Kanzlers gedeckt sind, der mit sich reden läßt, viel freier und unabhängiger dastehen als die preußischen Minister, die absorbirt werden durch die Beschlüsse eines Kollegiums, das nicht mit sich reden läßt, weil es einfach abstimmt und die Stimmen zählt.“ Als Beispiele dafür, daß aus diesen Worten keine Selbsttäuschung spricht, dienen die schon einmal in dieser Darstellung angeführte Delbrückische Amtsführung und die des Staatssekretärs von Stephan.

In der einen Beziehung freilich hat Fürst Bismarck immer daran festgehalten, daß die „Reichsminister“ und die preußischen verschieden gestellt sein müssen: „ich halte an und für sich eine kollegialische Ministerverfassung für einen staatsrechtlichen Mißgriff und Fehler, von dem jeder Staat sobald als möglich loszukommen suchen sollte, und ich bin soweit entfernt, die Hand dazu zu bieten, daß diese fehlerhafte Einrichtung auf den Bund übertragen werde, daß ich vielmehr glaube, Preußen würde einen immensen Fortschritt machen, wenn es den Bundessatz adoptirte und nur einen einzigen verantwortlichen Minister hätte!“ Auch für die Wirkungen des Unterschieds ist

Digitized by Google

wieder Fürst Bismarck anzuführen: „ich kann im Reiche Rechenschaft und Aufklärung über die Sache fordern, ich kann Bericht fordern und dann wenigstens mein Veto, mein Inhibitorium sofort einlegen, kurz, ich bin berechtigt, im äußersten Fall zu verfügen, was man so unabhängigen Charakteren gegenüber oder dem Maße von Unabhängigkeit des Charakters gegenüber, das mit großer Tüchtigkeit verbunden zu sein pflegt, sehr schwer und selten thut. Ich halte mich im ganzen immer nur verantwortlich für die im großen Durchschnitt richtige Wahl der Personen. Außerdem, wenn ich diese Verantwortung gefährdet fühle, bin ich in der Lage, bestimmt zu sagen: dies will ich nicht, und bestimmte Forderungen zu stellen, was einstweilen zu geschehen hat." Diese Art von Unterordnung beeinträchtigt nicht die Selbständigkeit des Denkens und Handelns, wohl aber macht sie die Kehrseite, die auch diese Tugend hat, unschädlich, das Auseinanderlaufen derer, die einem gemeinsamen Zweck dienen. Sie schwächt auch nicht, sondern spornt das Verantwortungsgefühl an, das des untergeordneten Kollegen, weil seine Leistung immer offen liegt und nie das persönliche Gepräge verliert, das des Premierministers, weil alle Leistungen in ihm gipfeln, und er die seinige so hoch steigern muß, daß die entsprechend gespannte Erwartung nicht getäuscht wird. Sind etwa die englischen Minister weniger selbständige Männer als die preußischen? Und doch geht in England die Befugnis des Premierministers nach Lord Palmerstons Zeugnis soweit, daß er die Entlassung jedes der andern Minister fordern kann. Und was ist denn politische Verantwortlichkeit? Auch darauf giebt Fürst Bismarck klare Antwort: „in der Politik besteht, meinem Gefühl nach, die Verantwortlichkeit darin, ob jemand schließlich nach dem Urteil seiner Mitbürger sich blamirt in der Politik, die er macht, oder nicht." Von der Blamage wird doch auch der betroffen, der eine bestimmte Politik mitmacht, an hervorragender, wenn auch zweiter Stelle, und er wird um so mehr mitbetroffen, je mehr sein Thun und Lassen persönliches Thun und Lassen ist, nicht durch Kollegialabstimmung gedeckt und verdeckt wird, „wo jeder berechtigt ist, sich damit zu entschuldigen, er hätte wohl gewollt, aber die andern nicht, und wo keiner weiß, wer der andre und wer der eine ist." Also die Verantwortung der ministerähnlichen Reichsbeamten, die unter dem Reichskanzler stehen, ist recht kräftig ausgeprägt, und auch sie ist politischer Art, aber sie kann nicht zwischen den Reichskanzler und die politische That treten. Wenn er sich im Einklang mit den Befehlen seines kaiserlichen Auftraggebers weiß, und wenn er weiß, was er im Bundesrat und im Reichstag durchsetzen oder rechtfertigen kann, so hat er freies Feld vor sich. Darum steht er doch nicht vereinsamt da; im Gegenteil, denn um ihn stehen alle seine Mitarbeiter, die höhern und die niedern, mit Rat und That, unzersplittert und ohne fremde Ziele, seine Waffen hat er nur gegen den Gegner zu kehren. Wenn dann auch nicht alles gelingt oder nicht gleich, so ist doch nichts versäumt worden,

Digitized by Google

und das Bewußtsein der Verantwortlichkeit wird nicht dadurch gepeinigt, daß vorhandne Hilfsmittel unbenutzt geblieben sind. Im Reich ist auf diese Weise größere „Aktionsfähigkeit“ bei geringerer Arbeit erreicht, und das, was an Arbeit erspart wird, ist der schwerste und aufreibendste Teil, die dornige Aufgabe, unter gleichberechtigten Kollegen Übereinstimmung zu erzielen.

Nicht die Menschen fehlen, sondern die Übereinstimmung, hat einmal Fürst Bismarck von den preußischen Ministerialverhältnissen gesagt. Die Menschen, die preußischen Minister, sind von demselben Fleisch und Blut wie ihre Reichskollegen, haben dieselbe staatsmännische Schule durchzumachen, denselben Mut und guten Willen notwendig und auch in Wirklichkeit, aber die kollegialische Verfassung richtet ihren Blick vorwiegend auf das Ressort, auf das Besondre und Trennende, während jene die Spitze, das Einigende, das nach dem Zug der Zeit vorherrschende Bedürfnis an Gesamtleistung gar nicht aus dem Auge verlieren können. Weil in Preußen die Übereinstimmung infolge der kollegialischen Abstimmung so schwer zu erreichen ist, weil es dort häufig vorkommt, daß die Staatsministerialsache unter den Tisch fällt, ohne ein andres Gegenmittel für den nächstbeteiligten Minister als das äußerste, die Kabinettsfrage, deshalb wendet sich auch das an sich gleich starke Verantwortungsgefühl des preußischen Ministers dem Ressort zu und vom Staatsministerium ab. Im Ressort ist er frei und findet er genug, was seinen Thätigkeitstrieb ausfüllt, aber er schließt sich auch immer mehr gegen das Ganze ab und wird darin durch den Einfluß seiner Räte, der mit der Absonderung wächst, noch bestärkt; Menschenschuld wirkt dabei nicht mit, ja man kann sagen, daß, je tüchtiger und darum selbstbewußter der Minister ist, die Wirkungen um so schärfer hervortreten müssen. Aber alle thätigen Ursachen wirken doch so zusammen, daß das Ministerpräsidium zu einem „ornamentalen Glied“ des Ganzen herabsinkt. Daß das aus der Einrichtung folgt, ist für den Ministerpräsidenten kein Trost, denn wenn er ein hochstrebender Mann ist — und das soll doch jeder Ministerpräsident sein —, so fühlt er vor allem die Hemmung. Sein Blick ist doch auf das Ganze gerichtet, da ist das Feld seiner Thätigkeit und seines Thatendrangs. Bedenkt man nun, wie gering seine rechtliche und thatsächliche Macht ist, wie er sich jeden Schritt, der der Übereinstimmung nähert, erkämpfen muß, so wird man die Bitterkeit begreiflich finden, mit der sich ein Mann wie Fürst Bismarck über diese Dinge aussprach, und daß er auf den „Ressortpartikularismus,“ auf die „acht Ressortstaaten,“ auf die „Geheimräte“ schalt. Nicht die Menschen meinte und traf er damit, sondern die Sache, etwas, was ihn mit dem Druck des tragischen Konflikts durch seine ganze Amtsführung begleitete; seine Schärfe ging aus dem edelsten Verantwortlichkeitsgefühl hervor.

Die Gefahr, daß die preußische Ministerialverfassung auf das Reich ausgedehnt werde, liegt fern, denn die Bestrebungen, die darauf gerichtet sind, die

Digitized by Google

Funktionen und die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers zu teilen, decken sich mit denen, die das „Reichsministerium“ in einen Ausschuß der jeweiligen Reichstagsmehrheit verwandeln möchten. Die Bestrebungen können nur auf Kosten der verfassungsmäßigen Rechte des Bundesrats Erfolg haben, und daß man das im Bundesrat weiß und dagegen auf der Hut ist, beweisen die Verhandlungen, die zu der preußischen Erklärung vom 5. April 1884 geführt und sich daran geknüpft haben (vgl. Kohl, Bismarcks Reden, Band 10 S. 220—222). In dieser Hinsicht also ist die Stellung des Reichskanzlers unverändert geblieben und gesichert, und die größere „Aktionsfähigkeit“ des Reichs hat im Vergleich zu Preußen nicht abgenommen. Wie kommt es nun, daß es trotzdem — darin sind ja die Klagen einmütig — zu keiner rechten Übereinstimmung mehr kommen will? Da die Einrichtungen nicht die Schuld tragen, so müssen wohl die Menschen „fehlen.“ Jeder Teil wälzt natürlich die Schuld auf die andern. Wie es damit in Wirklichkeit steht, ist eine weitschichtige Untersuchung, die über den Rahmen dieser Erörterungen hinausgeht, aber ein Stück menschlicher Schuld kann auf dem durch sie gewonnenen Boden festgestellt werden. Und das ist auch nötig, denn dieses Stück wird fast ausnahmslos von den streitenden Teilen übersehen oder verschwiegen. Es ist die Thatsache, daß die große Mehrzahl des Volks, der Gebildeten namentlich, die politischen Vorkommnisse nur mit dem Auge des Zuschauers oder des Richters begleitet und kein Gefühl dafür hat, daß sie selbst mitverantwortlich ist. Denn der Satz, daß jedes Volk die Regierung hat, die es verdient, hat ja nur beschränkte Giltigkeit, aber ganz unbeschränkt gilt, daß das deutsche Volk den Reichstag hat, den es verdient. Das Reichstagswahlrecht ist nicht etwa aufgedrängt, sondern herbeigewünscht und mit Freude begrüßt worden und würde nicht ohne die größte Opposition beseitigt werden können: das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht kann vielleicht überboten, aber kaum unterboten werden. Schließlich weichen auch bei allen Wahlrechten, die nicht auf Privilegien aufgebaut sind, die Wirkungen wenig von einander ab; die Ausnutzung ist das, was die Verschiedenheit des Ergebnisses bestimmt. Wer von uns, außerhalb des Zentrums und der Sozialdemokratie, macht sich das klar, und was für Pflichten daraus folgen? Wie viele versäumen schon die leichteste dieser Pflichten, die, überhaupt zu wählen! Und doch heißt es auch Wahlmann sein, im politischen Sinn, uud als solcher nicht nur in der Wahlperiode, sondern allezeit zu werben und zu wirken. Nur dadurch thut jeder der Verantwortlichkeit Genüge, die auf ihm liegt.

Wir klagen, daß wir keinen Bismarck mehr haben; mit Recht, insofern als wir ihn behalten haben könnteu, aber mit Unrecht, insofern als wir uns selbst anklagen sollten, und als wir nicht bemüht sind, an der Ausfüllung der Lücke mitzuarbeiten. Nach Vermögen natürlich und mit dem, was uns geblieben ist. Ist uns doch das Verständnis seiner geistigen und politischen

Digitized by Google

Erbschaft nicht verschlossen, wenn wir uns anstrengen, hineinzudringen, und kann es ihm doch sogar in einem der Geringste gleich thun, in dem hohen Ernst, womit er seine Verantwortlichkeit aufgefaßt hat. Hier gilt es Selbsthilfe, damit wird es wieder zu rechter Übereinstimmung kommen und wieder vorwärts gehen. E. K.

Die großen Kunstausstellungen des Jahres 1897

2. Dresden

Daß in die Kunstverhältnisse Dresdens seit einigen Jahren ein neuer Geist eingezogen ist, kam den außerhalb Sachsens lebenden Kunstfreunden erst zur Kenntnis, als vor drei Jahren auf der Berliner Kunstausstellung mehrere Gemälde für die königliche Galerie angekauft wurden, die bei ihrer Vorführung in Dresden mehr Entsetzen als Freude erregten. Dresden hatte seit dem Beginn der siebziger Jahre, wo das Ausstellungswesen zuerst ins Kraut schoß, um sich dann schnell wie eine lästige Wucherpflanze zu verbreiten, zwei Jahrzehnte hindurch eine völlig neutrale Rolle gespielt. Die Ausstellungen in dem keineswegs einladenden Bauwerk auf der Brühlschen Terrasse waren nur ein Markt für die sächsischen Künstler. Wer sich von auswärtigen daneben einfand, wurde geduldet, wenn auch nicht gerade mit freundlichen Augen angesehen. So schlichen diese Ausstellungen langsam durch die Jahre dahin, bis endlich durch den Neubau der Kunstakademie auch für ein würdiges Ausstellungsgebäude gesorgt wurde. Als dieses 1894 durch eine Ausstellung unter dem Patronat der Akademie eingeweiht wurde, glaubte man in Dresden aller Sorge um die Zukunft überhoben zu sein. Aber man hatte die Rechnung ohne die jugendlichen Titanen gemacht, die unter der Oberfläche von Alt-Dresden wühlten. Auch stellte sich sehr bald heraus, daß nur wenige von den Räumen, die für eine Ausstellung von Kunstwerken bestimmt waren, genügendes Licht empfingen, und bald pflanzte sich die Mißbilligung der neuen Räume von den Jungen zu den Alten fort. Über dem Erbauer des Akademie- und des Kunstausstellungsgebäudes, die ein von kurzsichtigen Leuten vorgeschriebnes Bauprogramm zusammengeschmiedet hatte, hat sich das Grab geschlossen. Konstantin Lipsius war keine geniale Natur, aber ein tüchtiger Mann von großem Wissen und Können, und er wußte auch schwierige und undankbare Aufgaben zu bewältigen, besonders in seiner Stellung als Baubeamter des

Digitized by Google

sächsischen Staats, selbst wenn sein künstlerisches Gefühl gegen solche Aufgaben trotzig auffuhr. Es wäre also ein Unrecht gegen den Toten, wenn man ihm allein zur Last legen wollte, was andre mit ihm verschuldet haben, und vollends, wenn man ihm gar den Vorwurf machen wollte, daß er nicht scharf und weit genug in die Zukunft geblickt hätte.

Auch Dresden will jetzt eine Ausstellungsstadt sein wie München und Berlin. Es ist lange genug hinter den beiden Nebenbuhlerinnen auf dem Kunstmarkt zurückgeblieben, obwohl es als Kunststadt ältern Ruhm hat als sie, und seine Ansprüche haben durch das Wachstum der Stadt und durch die Hebung des Wohlstandes der Bewohner eine sichere materielle Grundlage gewonnen. Mit der Erweiterung der Stadtgrenzen und der Verschönerung und der größern Auslüftung der innern Stadt ist auch ein andrer Geist in die Bevölkerung eingedrungen, der sich politisch sogar zu revolutionären Äußerungen erdreistet hat und selbst auf den friedlichern Gebieten der Kunst und Litteratur eine aufsässige Miene zeigt. Zuerst waren es zwei oder drei Männer in hochgebietender Stellung, die den Kampf gegen den Konservatismus in den Kunstanschauungen der Dresdner aufnahmen, dann gesellten sich zu ihnen journalistische Kampfhähne, und unter diesem doppelten Schutze thaten mehrere gleich fortschrittlich gesinnte Kunsthändler Ausstellungsräume auf, in denen immer das Neueste vom Neuen unter dem Beifallsgeschrei der radikalen Kunstkritiker dem verblüfften Publikum gezeigt wurde.

Zur weitern Vervollständigung dieses Werks wurde eine Reform der Kunstakademie unternommen, indem man Künstler, die als Verfechter der neuen Richtung viel gerühmt wurden, zu Lehrern berief. Diese gewagten Versuche sind nicht immer geglückt. Die weisen Herren haben nicht mit der Unbeständigkeit dieser Übermenschen gerechnet, die sich nur widerwillig in die Regeln des akademischen Unterrichts fügen, und es ist fraglich, ob die, die geblieben sind, noch lange aushalten werden. Ein Mann wie Gotthardt Kühl braucht andre Luft zum Atmen als die Dresdner, wenn er nicht in philisterhafter Biedermeierei untergehen will, und Wallots schöpferische Kraft, die am Reichstagsgebäude gelernt hat, ihre Schwingen bis zu den Wolken zu erheben, wird auch bald erlahmen, wenn ihm außer seiner Lehrthätigkeit an der Akademie und an der technischen Hochschule nur Nutzbauten übertragen werden, bei denen der Künstler hinter dem Werkmeister zurücktritt.

Bei dem großen Aufschwung, den Dresden in den letzten Jahren genommen hat, wollen wir aber die Hoffnung nicht aufgeben, daß unsre Befürchtungen, die namentlich aus dem Mißverhältnis zwischen Wollen und Können erwachsen sind, unbegründet sein werden, und der äußere Erfolg der ersten internationalen Kunstausstellung in Dresden unterstützt diese Hoffnung. Die Dresdner haben mit ihren Lokal- und Sonderausstellungen in den letzten Jahren zwar immer ein kleines, aber doch ein freundliches Glück gehabt, weil sie gute Rechner und

Digitized by Google

darum auch Meister in der Beschränkung sind. Die Industrieausstellung von 1896 hat trotz der großen Konkurrentin in Berlin ohne Fehlbetrag abgeschlossen, und als Reingewinn ist der Stadt ein monumentales Ausstellungsgebäude am Rande des großen Gartens geblieben, das allen Ausstellungszwecken, selbst denen einer Kunst- und Kunstgewerbeausstellung durch provisorische Einbauten, durch Dekorationen und sonstige Anordnungen angepaßt werden kann. Die Probe darauf ist in diesem Jahre gemacht worden, und sie ist glänzend ausgefallen. Schwach oder ungenügend beleuchtete Räume wird es in jedem Kunstausstellungsgebäude geben, das auch nach außen hin seine Würde in künstlerischer Gestaltung offenbaren will. Aber so wenig Räume dieser von den Künstlern mit Recht gehaßten Art hat außer dem Dresdner kein andres Ausstellungsgebäude aufzuweisen. Ein besondres Verdienst ist das ja heute nicht mehr, nach der großen Summe von Erfahrungen, die auf dem Gebiete des modernen Ausstellungswesens gesammelt worden sind, und zumal in Dresden nicht, wo ein gewaltiger Platz zur Verfügung stand, dessen einsame Lage durch keine für reichlichen Lichtzufluß gefährliche Nachbarschaft bedroht wird.

Bei weitem weniger beifallswürdig als das Gebäude, seine Dekoration und seine Einrichtung für den besondern Zweck ist sein Inhalt, wenn man nämlich den gewöhnlichen Maßstab internationaler Kunstausstellungen anlegt. Bisher hatte man geglaubt, daß diese alle Richtungen der Kunst eines Landes widerspiegeln müsse, um lehrreich und der Wahrheit entsprechend zu wirken. Es scheint aber, daß dieses Ziel in Deutschland, bei dem Wettbewerb andrer Nationen, die auch internationale Kunstausstellungen haben wollen, ohne schwere, unberechenbare Geldopfer nicht mehr zu erreichen ist. München hat diesen Umschlag der Stimmung so bitter erfahren wie noch nie zuvor. Die Franzosen, auf die man in München immer sicher gerechnet, mit denen man in schweren Zeiten sogar den letzten Trumpf ausgespielt hat, sind dort in diesem Jahre nur mit Werken vertreten, die die geringe Achtung der französischen Künstler vor Deutschland oder vielmehr vor dem deutschen Kunstmarkt mit unverschämter Aufrichtigkeit kennzeichnen, und in Dresden findet man auch nicht viel besseres. Die Leitung der Dresdner Ausstellung ist aber, wie es scheint, von vornherein so klug gewesen, auf ein Unternehmen im großen Stile zu verzichten. Sie hat sich mit einer pars pro toto begnügt, sie hat sich auf einen Ausschnitt aus dem modernen Kunstschaffen beschränkt, und um gleich aufs Ganze zu gehen, hat sie bei ihren Einladungen besonders die Künstler berücksichtigt, die sich am meisten von der Überlieferung entfernt haben, und von denen man eine Umwälzung in der modernen Kunst erwartet, deren Ziel vorläufig noch in tiefem Nebel verborgen ist.

Nicht bloß einzelne Künstler, sondern auch Künstlervereinigungen haben sich sowohl von jedem Zusammenhang mit der Kunstgeschichte als auch von den alten Künstlerverbänden losgesagt, um neue zu stiften. Der bekannteste

Digitized by Google

dieser Sonderbünde, die „Münchner Sezession," hat aber in München soviel zu thun gehabt, daß sie den Dresdnern nur einen Auszug aus ihren letzten Ausstellungen in München gewähren konnte. Man wird vielleicht einwenden, daß solche Äußerlichkeiten, die bei den Sonderausstellungen fremder Nationen, die immer zwischen Berlin und München wandern, ebenfalls zu bemerken sind, auf den innern Wert einer Kunstausstellung keinen Einfluß ausüben könnten und dürften, daß es ganz gleichgiltig sei, ob ein Kunstwerk zuerst in München, in Berlin oder in Dresden gezeigt wird. Gewiß ist dieser Einwand für Kunstfreunde berechtigt, die das Gebotene behaglich zu Hause genießen wollen, ohne die Erwerbung weiterer Kunstkenntnisse durch unbequeme Reisen bezahlen zu müssen. Wer aber mit Ernst der modernen Kunstentwicklung folgen will, darf sich solche Reisen nicht verdrießen lassen. Die Wahrnehmungen, die er dabei macht, kann er durch Mitteilung den Daheimgebliebnen zu gute kommen lassen, wie es hier geschieht, und diese Wahrnehmungen laufen am Ende darauf hinaus, daß die meisten der Kunstwerke, die von ihren Urhebern auf die Wirkung in großen Ausstellungen berechnet worden sind, den häufigen Transport nicht vertragen: in dem Grade, wie ihre äußere Erscheinung an Glanz abnimmt, vermindert sich ihre geistige Wirkung. Und darnach hat der Beurteiler die Schwankungen in der Entwicklung jedes Künstlers abzuschätzen.

Nun macht man gerade bei den Mitgliedern der Münchner „Sezession," wenn man auch nur ihre Dresdner Ausstellung mit der Münchner vergleicht und nicht weiter zurückgreift, die Beobachtung, daß sich die äußern Eindrücke schon nach Ablauf eines Jahres abstumpfen, ohne daß die geistige Grundlage oder, wie die Herren gern sagen, das „geistige Fluidum" durch die absonderliche Oberfläche stärker hindurchwüchse. Und außer auf die neue Technik, die sich mit der alten Überlieferung völlig zu brechen vermaß, hatten die Sezessionisten doch auch auf den neuen und tiefen Gedankeninhalt gepocht, wenigstens die Stimmführer, neben denen freilich allerlei kleines Volk herlief, das nur durch technische Kunststücke und Gewaltthaten von sich reden machte. Was es mit dem neuen Gedankeninhalt auf sich hat, zeigen uns Dresden und München, wo die „Sezession" die Summe von etwa drei Arbeitsjahren vorführt, sehr deutlich. Mit der alten Bildersprache haben die Herren ganz und gar nicht gebrochen, und zwischen der überlieferten Technik und der neu erfundnen ist der Zusammenhang auch nicht völlig zerrissen worden. In Dresden sieht man ein Bild Fritz von Uhdes, das einen Zug von Reisigen in spätmittelalterlicher Tracht darstellt, die beim Herausreiten aus dem Walde einen kometenartigen Stern erblicken. Es sollen die heiligen drei Könige sein, die auf ihrer Wallfahrt nach Bethlehem das verheißene Wahrzeichen erblicken. Die grelle Lichtwirkung im einzelnen und der malerische Gesamtton weisen auf Rembrandt, und an Rembrandt schließt sich auch Uhdes „Himmelfahrt Christi" in München an, wenn auch der holländische Meister, selbst in den fast uner-

Digitized by Google

gründlichen Tiefen seines Helldunkels, nicht so schonungslos mit menschlichen Gestalten umgegangen ist, wie es dem Münchner Künstler, besonders bei der unbeschreiblich verunglückten Figur des gen Himmel fahrenden Heilands, beliebt hat. In einigen Köpfen derer, die dem Heiland nachschauen, hat sich Uhde allerdings zu einer gewissen Tiefe der Charakteristik herbeigelassen. Aber wie selten ihm diese gelingt, beweisen am besten seine Bildnisse, die fast immer nur die stumpfe Oberfläche wiedergeben, ohne das Leben, das dahinter thätig ist. Franz Stuck, der zweite der Führer der Sezession, verliert sich mehr und mehr in grobsinnliche, dekorative Wirkungen und enttäuscht dadurch schmerzlich die Hoffnungen derer, die von ihm eine Wiederbelebung der großen Kunst idealen Stils erwartet und mit voreiliger Sicherheit prophezeit hatten. Der von den Rachegöttinnen verfolgte Frevler (in Dresden), eine Abwandlung eines oft von großen und kleinen Künstlern verkörperten Gedankens, die nichts wesentlich neues bietet, fesselt nur durch die malerische Stimmung, nicht durch Tiefe und Originalität der Charakteristik, und ganz darauf verzichtet hat Stuck bei der Vertreibung des ersten Menschenpaares aus dem Paradiese (in München), indem er die beiden Vertriebnen nur von der Rückseite ihrer Körper zeigt, die zwar gewaltige Fleischmassen, aber keine Spur von Gemütsbewegungen enthüllen.

Die jüngern Mitglieder der Sezession suchen natürlich ihre künstlerische und materielle Förderung in der Nachahmung ihrer Führer. Julius Exter schließt sich mehr an Uhde an, und Christian Speyer, der fröhliche Militärmaler, ist auf den Gedanken gekommen, die bei seinen Studien in Pferdeställen und auf Manövern gewonnenen Kenntnisse in einem großen Triptychon zu verwerten, das, ganz im Stile von Stuck gemalt, im Mittelbilde den Ritt der apokalyptischen Reiter durch die Luft darstellt, über eine Landschaft, deren idyllische Reize wir aus dem Predellabilde kennen lernen. Wir müssen uns, wenn wir hinter dem vorwärtsdrängenden Strom der Zeit nicht zurückbleiben wollen, an diese technischen Ausdrücke für mittelalterlichen Kirchenschmuck gewöhnen. Ein moderner Maler vermag die Fülle der Gesichte, die ihn bedrängt, die ihm schlaflose Nächte und thatenlose Tage bereitet, nicht mehr auf einem Bilde zu gestalten. Er bedarf einer Ergänzung, eines Kommentars, und dazu hat das Triptychon der mittelalterlichen Kirchen ein willkommnes Hilfsmittel geboten. Für religiöse und profane Malereien, auf denen große Gedanken breitgetreten werden sollen, ist das Triptychon Mode geworden, und wer heute auf einer Ausstellung etwas erreichen will, der sucht sich eine Komposition aus, die sich auf drei Tafeln ausstrecken läßt. Es hat das sogar einen materiellen Nutzen. Ein Münchner Maler, namens Richard Riemerschmid, hat ein solches Triptychon von riesigen Maßen gemalt, das in der Mitte den „Garten in Eden" und auf den schmalen Seitenflügeln Adam und Eva darstellt, und dieses Ungeheuer hat den Vorzug gehabt, für die Dresdner Gemäldegalerie angekauft zu werden. Das große Mittelbild, das das Paradies noch in un-

Digitized by Google

verlornem Zustande darstellt, ist die Hauptsache: eine Landschaft, deren Hauptbestandteil der Apfelbaum ist, den der Künstler mit einer gelben Kreislinie umzogen hat, vermutlich, weil er nicht jedem Beschauer seines Bildes das Verständnis für die Situation zutraut. Die Bäume haben, wie es bei einem richtigen Symbolisten selbstverständlich ist, rote und safrangelbe Blätter, die Wiese ist allerdings grün, sieht aber wie Spinat aus, und wo dieser wunderbare Garten aufhört, dehnt sich bis tief in den Horizont hinein eine Meeresfläche, deren tiefe Bläue sich mit der grünen Wiese und den roten Blättern zu einer Dissonanz der Farben verbindet, die nur krankhaften Augen einiges Wohlgefallen erregen können. Wer kann sich aber heute vermessen, auch nur eine Krankheit unsrer an zahllosen Gebrechen leidenden Zeit heilen zu wollen? Am allerwenigsten ist ein donnerndes Pathos das Allheilmittel. Ein Savonarola würde heute mit Hohngelächter überschüttet werden, und selbst ein Abraham a Santa Clara würde in der Gemeinde der Skeptiker und der Virtuosen eiskalter Blasirtheit nur noch ein mitleidiges Lächeln über seine Ausdrucksweise erwecken, da sie der greisenhafte Cynismus unsrer Jugend längst zu weit größerm Raffinement ausgebildet hat.

Auf den schmalen Flügeln des Riemerschmidschen Triptychons sieht man die ganzen Figuren von Adam und Eva, silbergrau auf grauem Grunde, aber nicht gemalt im gewöhnlichen Sinne, sondern in Flachrelief dargestellt. Max Klinger ist wohl der erste gewesen in unsrer Zeit, der, vermutlich durch Studium altflorentinischer Kunst angeregt, auf großen Bildern Plastik und Malerei verbunden hat. Ein Parisurteil war das erste Werk dieser Gattung, und seitdem sind sieben Jahre verflossen, ohne daß er etwas rechtes aus seinen Versuchen herausgezogen hätte. Sein „Christus im Olymp," den er in diesem Jahre in der sonst nur wenig durch ihren Inhalt hervorragenden Kunsthalle der Leipziger Gewerbeausstellung, in einem eigens auf richtige Höhenverhältnisse und richtige Lichtzufuhr konstruirten Saale ausgestellt hat, ist nur eine ins Riesige gesteigerte, aber nirgends vertiefte Wiederholung jener auf die Verbindung von Malerei und Plastik gerichteten Versuche. Wenn ein Künstler aufhört, mit den wirklichen Verhältnissen, unter denen wir leben und alle Geschlechter vor uns zu leben gezwungen und gewohnt waren, zu rechnen und seinen durch den zufälligen Besitz materieller Mittel geförderten Launen schrankenlos nachgeben kann, so ist das eine Ausnahmeerscheinung, die man je nach dem Standpunkt, den man einnimmt, als krankhaft oder als das Erzeugnis eines Geistes von „michelangelesker" Größe bezeichnen kann. Aber eine künstlerische Regel daraus ableiten zu wollen, wäre für junge Künstler geradezu eine gefährliche Verirrung, zu der der Ankauf des Riemerschmidschen Bildes für die Dresdner Galerie leider ermuntert. Wenn wir nicht irren, hat insbesondre diese Art der Verbindung von Flachrelief mit Öl- und Temperamalerei ihre besondre Pflege in dem Lande des Nebels und der Grillen, in England, gefunden, wo

Digitized by Google

man, um dieses abenteuerliche Zwittergeschöpf auch sprachlich als solches zu kennzeichnen, dafür den Ausdruck gessopainting (Gipsmalerei) ersonnen hat.

Immerhin hängt die neuerdings in allen Ländern plötzlich in die Mode gekommne Form des Triptychons oder, wie die Fremdwörterjäger ohne Achtung vor der Logik sagen, des „Dreibildes" mit der Überlieferung zusammen, solange sie sich auf religiöse Darstellungen erstreckt. Doch ist auch hierbei nicht zu übersehen, daß die Flügel eines mittelalterlichen Triptychons dazu bestimmt waren, umgeklappt zu werden, um das Mittelbild zu verdecken, das als das Kostbarste und Bedeutsamste nur an hohen Festtagen gezeigt wurde. Bei dem modernen Triptychon fällt aber die Rücksicht auf die Zweckmäßigkeit weg, und die tote Form ohne Sinn ist geblieben. Bei einem Triptychon Walter Firles, das in München zu sehen war, war die Dreiteilung insofern durch den Gegenstand, eine Darstellung der heiligen Nacht, gerechtfertigt, als das Mittelbild ein ärmliches Gemach mit der Madonna und dem in der Krippe liegenden Kinde darstellte, während auf dem rechten Seitenbilde ein Engel andächtig durch das Fenster hineinblickt, und auf dem linken Seitenbilde ein andrer Engel durch die offenstehende Thür Hirten und Feldarbeiter hineingeleitet, um das holde Wunder zu schauen. In München sah man aber auch Triptycha, auf denen Kapitel aus modernen naturalistischen Romanen erzählt oder Phantasien überreizter Künstlergehirne zu Gestalten geformt waren. Der belgische Maler Léon Frédéric hatte in Berlin ein Triptychon unter dem Titel „Die Arbeit" ausgestellt, auf dessen Mittelbilde man ein weit sich ausdehnendes Ackerland sah, während die zu seiner Bestellung nötigen Gerätschaften und Werkzeuge die Seitenflächen füllten. Vollends zu einer Spielerei hat Gotthardt Kuehl, gegenwärtig der Hauptvertreter der modernen Richtung in Dresden und, soweit die Künstler in Betracht kommen, der Mittelpunkt der auf eine völlige Umwälzung der bisherigen Anschauungen zielenden Bewegung, die Mode herabgedrückt. Seine „Spezialität" ist die Schilderung der Insassen der Versorgungs- und Waisenhäuser in den Niederlanden und in seiner Vaterstadt Lübeck, und eine besondre Vorliebe hat er für die rotröckigen Waisenmädchen des Amsterdamer Bürgerwaisenhauses, wobei es nicht immer klar ist, ob ihn das stets geschäftige, aber doch nicht freudlose Leben dieser Armen mehr interessirt oder ihre roten Röcke. Auf dem in Dresden ausgestellten Triptychon, das er ihnen gewidmet hat, um endlich einmal aus dem Vollen schöpfen zu können, bricht jedenfalls die Freude an der scharlachroten Farbe so ungestüm hervor, daß die Geschichte selbst seinen begeistertsten Verehrern zu bunt oder vielmehr zu rot geworden ist. Denn diese Farbe beherrscht alle drei Teile des Bildes in einem Grade, daß trotz gewisser Feinheiten des Helldunkels niemand mehr von dem feinen koloristischen Geschmack, den man bisher an den Bildern Kuehls gerühmt hat, zu reden wagt. Mit dieser Verirrung in der koloristischen Haltung des Bildes stimmt auch sein Inhalt überein.

Digitized by Google

Während auf dem rechten Flügel die Rückkehr der Mädchen aus der Kirche, auf dem linken Flügel ihr Schulunterricht dargestellt ist, führt uns das Mittelbild ihre Thätigkeit in der Küche, bei der Verteilung der Suppe an die Kleinen vor. Vom materialistischen Standpunkte aus mag ja diese Anordnung richtig sein; aber man wird zugeben, daß die ursprüngliche Bedeutung des Triptychons durch solche Ausartungen zur Farce, zum bloßen Atelierwitz herabgewürdigt wird.

Daß Phantasten, Symbolisten und Mystiker an dieser Modethorheit sehr stark beteiligt sind, ist selbstverständlich, wird uns aber durch die Ausstellung in Dresden, die ja den stärksten Auszug aus der modernsten Kunst bietet, den man bisher an einem Orte genossen hat, noch ausdrücklich bezeugt. Eine besonders auffallende Leistung auf diesem Gebiete hat Fritz Mackensen in einem dreiteiligen Bilde zur Schau gestellt: „Trauernde Familie." Er ist das Haupt oder doch das begabteste Mitglied einer Malerkolonie, die sich vor etwa drei Jahren in Worpswede, einem Dorfe bei Bremen, niedergelassen hat, um, wie vor einem halben Jahrhundert die Meister von Fontainebleau, von allen Einflüssen der modernen Kultur und der alten Überlieferung unberührt, ganz der Natur zu leben. Seit zwei Jahren treten sie auch bereits mit den Erzeugnissen ihrer Kunst auf den großen Ausstellungen in geschlossener Reihe auf. Was sie aber bisher geschaffen haben, namentlich auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei, ist teils von einem maßlos trüben und trocknen Naturalismus beherrscht, teils von einer überschwänglichen Phantastik, die uns nur seltene Ausnahmezustände der Natur vor die Augen zaubert. Nur Mackensen hat sich im vorigen Jahre in der Schilderung eines Gottesdienstes im Freien zur Frühlingszeit mit lebensgroßen Figuren als ein scharfer Charakterzeichner bewährt, der die Leute, die er zu malen unternahm, gründlich kennen gelernt und alles herausgeholt hatte, was aus den verschlossenen Seelen dieser niederdeutschen, hartköpfigen Marsch- und Geestlandsbewohner ans Tageslicht zu ziehen ist. Auf dem neuen Bilde, dessen Mittelteil eine trauernde Familie aus dem Handwerker- oder Arbeiterstande am offnen Sarge eines kleines Mädchens darstellt, hat er diese Kraft der Charakteristik noch zu größerer Schärfe und Härte gesteigert. Zugleich ist aber auch die Farbe so hart, spröde und trocken geworden, daß man auch nicht mehr koloristische Gründe anführen kann, die das Mißverhältnis zwischen dem Umfang des Bildes und seinem geistigen und sachlichen Inhalt rechtfertigen. Auf dem Mittelbild tritt uns das Alltagsleben in seiner trübseligsten Erscheinung, die menschliche Gestalt in trauriger Verkümmerung durch harte Arbeit entgegen; die Absicht der Seitenbilder ist, durch Phantastik über das Elend des Erdenlebens hinwegzuhelfen: links ein tief in Schnee gehüllter Friedhof mit einem Kindergrab, rechts derselbe Schauplatz; aber ein Engel hat das Kind aus seiner dunkeln Gruft geholt und führt den neuen Engel sanft in das himmlische Reich.

Digitized by Google

Es ist noch nicht lange her, daß die Wortführer der „neuen Kunst“ die Parole ausgegeben hatten, daß der Inhalt eines Kunstwerks nichts bedeute, daß die Form, aber nur die neue, ungewöhnliche alles sei. Schneller, als sie geahnt haben, ist der Rückschlag eingetreten. Die neue Technik ist so rasch das Gemeingut aller ihrer Anhänger geworden, vermutlich weil sie sich sehr leicht erlernen ließ, daß sie heute bereits unausstehlich langweilig geworden ist, und man bleibt schon wieder gern vor Bildern stehen, die uns, wenn auch von jedem koloristischen Reiz entblößt, wenigstens etwas zu denken und zu sagen geben, wie das Triptychon des Einsiedlers von Worpswede.

Es ist wenigstens ein Gewinn, wenn auch nur ein kleiner, den wir aus den deutschen Abteilungen der Dresdner Ausstellung ziehen. Was bliebe aber übrig, wenn wir die Sonderausstellungen der fremden Künstler, die jetzt als die Stützen der modernen Kunst gepriesen werden, auf ihren geistigen Gehalt prüfen wollten? Aus dem beinahe vollständigen Material der Dresdner Ausstellung greifen wir nur zwei Proben heraus: den belgischen Bildhauer Konstantin Meunier und den französischen Auguste Rodin.

Die belgische Plastik hat sich etwa seit einem Jahrzehnt auf den europäischen Ausstellungen in ungewöhnlichem Maße hervorgethan, bei weitem mehr als die Malerei, die als willfährige Schleppenträgerin der Franzosen alle Narrheiten mitmacht, die in Paris auftauchen und jedesmal bald wieder verschwinden. Die Bildhauer Belgiens lassen sich im großen und ganzen in drei Gruppen teilen, wobei wir die alten Begriffe beibehalten, weil sie verständlich sind, wenn sie sich auch nicht vollkommen mit der Sache decken. Die eine Gruppe arbeitet im Stile der Überlieferung, im Anschluß an die Antike, oft auch im Anschluß an die Gotik, und ihre Vertreter befriedigen vorzugsweise das Bedürfnis der Kirchen und sonstigen Andachtsstätten. Die zweite Gruppe sucht tiefe und große Gedanken in engem Anschluß an die Natur, an die wirkliche Erscheinung zu verkörpern, und da ihre Mitglieder gelernt haben, den menschlichen Körper mit großer Virtuosität zu beherrschen und den Menschen ihrer Umgebung bis tief in die Seele zu sehen, bilden sie Einzelfiguren und Gruppen, in denen sie die kühnsten und gewaltsamsten Bewegungen mit scheinbar spielender Leichtigkeit zur Anschauung bringen, oder sie schaffen in Porträtbüsten täuschende Abbilder wirklichen Lebens. Die bedeutendsten Vertreter dieser Richtung sind zur Zeit van der Stappen und Jules Lambeaux. Lambeaux ist freilich, wie man sich auf der Dresdner Ausstellung überzeugen konnte, mehr ein Virtuose der Form, dem die gewagteste Stellung und Bewegung gerade die liebste ist, und der mit lustiger Keckheit den strengen Gesetzen der Plastik ein Schnippchen schlägt. Dagegen ist van der Stappen ein ernster Künstler, der die Wucht und Würde des monumentalen Stils fast immer zu erreichen weiß und daneben ein trefflicher Porträtbildner ist. Aber nicht diese Künstler, in denen noch etwas von dem edeln Feuer der Wappers, Gallait und de Biefve lebt, gelten

Digitized by Google

als die Führer der belgischen Plastik, sondern die dritte Gruppe, die Naturalisten, an deren Spitze Jules Lagae und Meunier stehen. Lagaes Bildwerk „Die Sühne," zwei halbnackte Greise, fleischlose, jammervoll anzuschauende Gerippe, die, von einer unbekannten Schuld gedrückt, gefesselt nebeneinander herwanken, war bereits in München und Berlin zu sehen, ehe es nach Dresden kam, und hier wird es seine dauernde Stelle behalten, weil man diesen Gipfel des Naturalismus trotz der durchaus skizzenhaften Behandlung der Figuren für würdig erachtet hat, der königlichen Sammlung im Albertinum einverleibt zu werden. Dieselbe Auszeichnung ist einem kolossalen Hochrelief von Meunier widerfahren, das die Industrie durch die Gestalt mehrerer Hochöfenarbeiter oder Schmiede symbolisiren will. Meunier bewegt sich nämlich mit seiner Kunst fast ausschließlich unter den Arbeitern des großen Bergwerkbezirks im Becken von Charleroi, und er bemüht sich seit Jahren, in zahllosen großen und kleinen Gips- und Bronzefiguren, in Ölbildern, Aquarellen, Pastellen und andern Zeichnungen das Los dieser Armen und Elenden, dieser „Enterbten des Glücks" zu schildern. In Dresden hat man ihm einen besondern Saal eingeräumt, der an siebzig solcher Schöpfungen enthält: Bergleute, Puddler, Schmiede, Minenarbeiter, Kohlenzieher, Glasbläser, seltner Feldarbeiter, zum größten Teile als Einzelfiguren, zum kleinern zu gemeinsamem Tagewerke verbunden. Bei den meisten dieser kleinen Bronzefiguren ist nur der Kopf sorgsamer durchgeführt, sozusagen herauspolirt, Körper, Extremitäten, Kleidungsstücke sind mit Absicht nur roh skizzirt, bisweilen nur angedeutet. Was uns aber die Köpfe zu sagen haben, ist Stumpfsinn, Gleichgiltigkeit, Unzufriedenheit, Unmut, Erbitterung, alles fast bis zur Grimasse, bis zur Fratze gesteigert. Die Kunst soll und darf gewiß nicht an den Nachtseiten des menschlichen Lebens, an Schuld, Elend, Mühsal und hartem Frohndienst vorübergehen. Wenn sie aber aus solchen Schilderungen, die noch dazu sachliche und künstlerische Übertreibungen enthalten, ein Gewerbe macht, erniedrigt sie sich zur Tendenzmacherei und hört auf, Kunst zu sein.

Die höchste Steigerung hat diese rohe Art zu skizziren, die der Tod jeder wahren Plastik ist, durch den Franzosen Rodin erreicht. Er arbeitet an einem Denkmal für Viktor Hugo, einer Aufgabe, zu der übrigens seine bombastische Art vortrefflich paßt, und als Proben davon hat er einen Kopf des Dichters und eine Verkörperung der innern Stimme(!), vermutlich als Sockelfigur, ausgestellt. Beide Werke machen den Eindruck von roh behauenen Marmorblöcken, die noch nicht über die erste Anlage gediehen sind, etwa wie die Köpfe von Michelangelos Mediceerdenkmälern oder wie seine Gruppe der Grablegung Christi im Dome zu Florenz oder gewisse Madonnen, die er aus Verdruß unvollendet gelassen hat, weil er sich bei der Marmorarbeit verhauen hatte. Die Werke Rodins sind aber nicht Marmorarbeiten, sondern Gipsabgüsse, die schon von vornherein auf das Fragmentarische berechnet waren, weil das Un-

Digitized by Google

vollendete, das im Entwurfe stecken Gebliebne in unsrer greisenhaften Zeit, die sich lieber an Trümmern als an abgerundeten Kunstwerken begeistert, unendlich interessanter, weil rätselhafter ist.

Auch bei einer längern Wanderung durch die Irrgänge der modernen Kunst, zu der uns die Dresdner Ausstellung noch ein weites Feld eröffnet, würden wir immer zu demselben Ergebnis kommen: Gedankenarmut und Mangel an schöpferischer Kraft verbergen sich unter allerlei gleißenden Flittern und grellfarbigen Fähnchen und Lappen, und der Erfolg der Spekulation bleibt nicht aus, indem eine gedankenlose Menge in Begeisterung über die Wunder und Kniffe der neuen Techniken ausbricht. So werden die modernen Zimmereinrichtungen des Pariser Kunsthändlers Bing, die ein Hohn auf den gesunden Menschenverstand sind, die Gemälde der belgischen Punktierer und Symbolisten, der holländischen „Breitmaler," deren Bilder ein Mosaik aus Farbenflecken sind, der schottischen Träumer und der englischen Phantasten mit gläubiger Bewunderung hingenommen, und der Same, der davon ausgeht, fällt leider auf empfänglichen Boden.

Der Deutsche hat diese unheilvolle Neigung seit Jahrhunderten, und wir wissen, daß sie unheilbar ist. Schon vor fünfzig Jahren hat einer, den das deutsche Volk zu seinen größten Helden zählt, dagegen geeifert. „Ich möchte den Herren, die so gern ihre Ideale jenseits der Vogesen suchen, eines zur Richtschnur empfehlen, was die Engländer und Franzosen auszeichnet. Das ist das stolze Gefühl der Nationalehre, welche sich nicht so häufig dazu hergiebt, nachahmungswerte und bewunderte Vorbilder im Auslande zu suchen, wie es hier geschieht." So sprach Bismarck am 15. Juni 1847 im Vereinigten Landtage.

Es fehlt ja auch jetzt nicht an Augenblicken, wo das „Gefühl der Nationalehre" unter uns wieder aufflammt. Dürfen wir dazu den Beschluß rechnen, den die Dresdner Bürgerschaft kürzlich unter der Führung ihres Oberbürgermeisters gefaßt hat, den Beschluß, im Jahre 1899 eine Ausstellung der deutschnationalen Kunst und des nationalen Kunstgewerbes zu veranstalten?

Digitized by Google

Altbairische Wanderungen

(Schluß)

6

München's wissenschaftliche Bedeutung ist nicht so augenfällig wie seine Stellung in den bildenden Künsten, in Musik, Theater und Dichtung. Aber im Besitz der zweitgrößten und besten Bibliothek in Deutschland (die Hof- und Staatsbibliothek hat 900000 Bände, wozu die Universitätsbibliothek, die junge, aber sehr gut ausgestattete Bibliothek der Technischen Hochschule, das an Seltenheiten sehr reiche Konservatorium der Armee u. a. kommen), des großartigsten paläontologisch-geologischen Museums der Welt, einer der besten Mineraliensammlungen, eines ausgezeichneten Herbariums, der für Kunststudien viele gute Dinge enthaltenden Sammlungen der Glyptothek, des Nationalmuseums, des Münzkabinetts, des Ethnographischen Museums, der großen Archive, bietet München den wissenschaftlichen Studien treffliche Hilfsmittel und Anregungen. An der Universität und der Technischen Hochschule, der Tierarzneischule, der Kriegsakademie lehren Männer, die zu den Zierden der deutschen Wissenschaft gehören. Es gab Jahrzehnte, wo Chemie, Physiologie, Zoologie, Paläontologie, Ingenieurwissenschaften, Zweige der Medizin und Juristerei in München den Mittelpunkt ihrer Lehre und Forschung hatten. Diese Dinge verschieben sich immer rasch. So ist jetzt der Glanz der Münchner Wissenschaft blässer als vor dreißig Jahren. Aber noch immer wird in München sehr tüchtig gearbeitet. Man braucht nur an die Historische Kommission und an das prachtvolle chemische Laboratorium zu erinnern. Und alle die Münchner Hochschulen werden mit jedem Jahre besser besucht. Im Vergleich mit den Mitteln, die Berlin zur Verfügung stehen, bietet und leistet München überraschend viel. Zugleich hat es den großen Vorteil, daß es noch nicht so großstädtisch zerstreuend auf Professoren und Studenten wirkt wie Berlin. München gestattet noch immer durch seine einfach-behaglichen Lebensformen ein genußreiches Zusammenleben und -arbeiten, wo Berlin die Menschen isolirt, übersättigt oder abhetzt. Berlin hat in den letzten Jahrzehnten öfter die Erfahrung gemacht, die in Paris alt ist, daß hinberufne Gelehrte aufhörten zu produziren,

Digitized by Google

sobald sie in der Hauptstadt akklimatisirt waren. Das Münchner Leben bringt Gelehrte, Dichter, Künstler mit allen andern Ständen in die engste Verbindung. König Maximilians Tafelrunde, die Liebig und Geibel, Sybel und Kobell vereinigte, ist nichts künstliches gewesen, sondern sie war nur die königliche Form für eine in der Münchner Auffassung von Verkehr eingeborne Abneigung gegen bloße Standes- und Gattungssonderungen. Der enge Verkehr der ältern und jüngern Künstler ist anerkanntermaßen von ebenso großem Vorteil für die Münchner Kunst gewesen, wie die Unterweisung in Malklassen und Ateliers. Daß die behagliche Geselligkeit am Biertisch, der nirgends in der Welt so verführerische Stätten bereitet sind wie in München, viele vom ernsten Arbeiten abzieht, ist unzweifelhaft wahr, es gilt das übrigens mehr von den Jüngern der Wissenschaft als der Kunst. In einer Geschichte der deutschen Kunst, die den Rahmen und Hintergrund der Ereignisse berücksichtigt, werden immer einzelne Münchner Bierlokale genannt werden, in denen sich berühmte Gruppen junger Künstler bildeten, so wie die französische Litteraturgeschichte Pariser Kaffeehäuser historisch gemacht hat. In der Corneliusschen Zeit war es der Stubenvoll, und aus dem Ende der sechziger Jahre wäre der Lettenbauer zu nennen, wo Courbet, struppig, in Hemdärmeln und Bier aus Maßkrügen trinkend, das Evangelium der modernsten Richtung verkündete.

Es ist eine Eigentümlichkeit des „dunkeln" Baiern, daß das Unterrichtswesen im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses steht. Das kommt von den Angriffen des Zentrums, das in jeder Tagung an dem Kultusbudget herumnörgelt und besonders mit den philosophischen Fakultäten aller drei Landesuniversitäten nicht zufrieden ist. Zu einem Zurückschrauben der ganzen Entwicklung hat es aber dadurch nie kommen können, höchstens zu einer Verlangsamung. Und die Thatsachen zeigen, daß die Universitäten im ganzen nicht gelitten haben. Das Kliquenwesen hat nie allmächtig werden können, und kein Dozent hat nach 1870 Baiern aus politischen Gründen verlassen. Lutz war als Kultusminister liberaler als Müller und Landmann, hatte von früherm herzlicherm Einverständnis her eine persönliche Schwäche für die Altkatholiken, auch nachdem er sie als Katholiken hatte fallen lassen müssen, und war nicht ganz frei von politischen Erwägungen bei Neubesetzungen. Aber er bewährte doch jederzeit dabei gesunden praktischen Sinn und scharfe Menschenkenntnis. Ihm ist die Offenhaltung der bairischen Universitäten für die Wettbewerbung des ganzen deutschen Gelehrtentums zu danken. Eine Rückkehr zu der Abschließung vor Maximilian II. wäre nach dem Tode dieses Herrschers noch möglich gewesen, heute ist sie undenkbar. Es ist freilich auch undenkbar, daß noch einmal alle historischen Lehrstühle an der Münchner Universität mit Protestanten und Altkatholiken besetzt werden wie unter Lutz. Auch den vorwiegend protestantischen Charakter des Oberschulrats wird man nicht aufrecht erhalten. Gerade die Lutzische Unterrichtspolitik hat in den katholischen Kreisen Baierns aufrüttelnd

Digitized by Google

gewirkt, es wird mehr wissenschaftlich gearbeitet, besonders auch an den früher sehr stagnirenden Lyceen der Bischofsstädte. Über den Zuwachs an jungen Gelehrten aus den katholischen Kreisen kann man sich im Interesse der Allgemeinheit nur freuen. Natürlich werden diese dann auch ihren Anteil an der Leitung der Geschäfte verlangen, und es wird hoffentlich eine „Parität" möglich werden, die in der Mitte liegt zwischen den zwei extremen Auslegungen dieses Wortes, die in Baiern immer einander so bitter bekämpft haben. Auf katholischer Seite verlangte man die Vertretung nach der Kopfzahl der Konfessionen, auf protestantischer nach der Befähigung. Karl Stieler hat den Unterschied in einem oberbairischen Wahlschnaderhüpfl witzig dargestellt, wo einer dem Hansei sagt, der mit den Schwarzen geht: Bei enk (euch) san do die mehrere Dumma. Hansei antwortet offenherzig:

Ja ja, dös glaub i selber bald,
Die Dümmern san mir scho,
Aber die mehrern san mir do (doch).

7

Die Politik, auf die ich von München aus gekommen bin, ist im Leben der bairischen Hauptstadt ein viel fremderes Gewächs als die Kunst. Der Baier möchte sich eigentlich gar nicht um Politik kümmern, wenn es nach ihm ginge. Er hat nichts von der Rechthaberei und dem Widerspruchsgeist, die im Charakter des Franken liegen. Dieser Unterschied zwischen den beiden Stämmen zeigt sich am deutlichsten beim Militär, wo der Altbaier trotz seiner gelegentlichen Ausschreitungen als der folgsamste Soldat gilt, während sich Pfälzer und Unterfranken am schwersten unterordnen. In den fränkischen Gauen haben demokratische Richtungen immer viel mehr Anhänger gehabt als in den bairischen und bairisch-schwäbischen. Der Baier kümmert sich nicht gern um fremde Angelegenheiten, während der Franke beweglich und neugierig ist. Ohne viel Redens und Aufhebens von der Anhänglichkeit an sein Fürstenhaus, die ihm selbstverständlich ist, ist der Baier der loyalste Unterthan von der Welt. Ihm ist eben wohl, wenn alles um ihn herum soweit in Ordnung ist, daß er auf seiner Scholle ungeschoren bleibt. Er ist sowohl zu bequem als zu stolz, politischen Idealen nachzustreben. Niemand kann konservativer „von Natur" sein als der bairische Bauer. Wenn die Sozialdemokratie in Baiern in halbstädtischen Wahlkreisen mehrmals starke Rückschläge erfahren hat (so noch neulich in ganz auffallender Weise im Bezirk Weiden), so hängt das mit diesem realpolitischen Zug zusammen; außerdem kommt aber auch dabei die geringere Schärfe der Standesunterschiede in Betracht. Der altbairische Bauer und Bürger gehen aufrecht durch die Welt und beneiden niemand, und die altbairische Aristokratie zeichnete sich früher durch ihre Anspruchslosigkeit aus. Man konnte vor einem Menschenalter noch das Bäuerliche als den

Digitized by Google

Grundzug der altbairischen Gesellschaft bezeichnen, ganz entsprechend der Thatsache, daß Baiern das eigentlichste Bauernland ist. Selbst die Prinzen kleiden sich, wenn sie als Jäger die Berge des Algäu oder des Berchtesgadner Landes durchstreifen, in das Jagdgewand, das aus etwas gröberm Stoff die Bauernburschen tragen; und wer dem Prinzregenten dort begegnet, glaubt einen alten, verwitterten Bauersmann mit auffallend freundlichem und intelligentem Blick zu sehen. Militarismus, Kastengeist und Geld arbeiten leider heftig daran, diesen schönen Zustand zu zersetzen. In der einst so einfachen bairischen Aristokratie sind die Geldheiraten an der Tagesordnung, und die Verjudung macht Fortschritte. Baiern, und besonders München, übt auch eine merkwürdige Anziehung auf die Geldaristokratie andrer Himmelsstriche aus, die es hier leider! leichter als anderswo zu Rang und Titeln oder wenigstens zur Anerkennung ihrer anderswo gekauften Titel bringt.

Im allgemeinen gewinnt man in Baiern immer noch mehr als in vielen andern Teilen Deutschlands den Eindruck einer kernigen Gesundheit des Volkskörpers, die nicht so leicht durch die krankmachenden Einflüsse des Tages zu erschüttern sein wird. Die Gefahr liegt hier mehr im Innern des Körpers als in den äußern Einflüssen. Ein sich selbst täuschendes Gesundheitsgefühl möchte ich aber jenen bajuvarischen Nationalstolz nennen, der von oben her mächtig genährt wird. Die ganze Welt beneidet uns um unsre Zustände! hört man sagen. Ja, Baiern kann um vieles beneidet werden, aber das liegt fast alles mehr im Volk und im Lande als in der jeweiligen Regierung. Es wird leicht übersehen, wieviel Heilsames von außen gekommen ist. Man hätte die Mißerfolge von 1866 nicht so bald und so ganz über den an der Seite Preußens 1870 erreichten Erfolgen vergessen sollen. Die Armee ist unendlich viel besser geworden. Daß sie aber auf die Stufe herunterkommen konnte, auf der sie sich bei aller Tapferkeit 1866 befand, wird für alle Zeiten den Ruhm selbst so trefflicher Männer wie Walter, Spruner, von der Tann u. v. a. trüben, die nicht scharf genug gegen die Verlotterung angekämpft hatten. Baiern hat ja immer vortreffliche Soldaten geliefert, und unter den Offizieren sind immer hochgebildete Leute zu finden gewesen. Heute verbinden manche in wohlthuender Weise die bescheidne Männlichkeit des süddeutschen Kavaliers mit preußischer Strammheit, während wenige Jüngere die letztere in lächerlicher und herausfordernder Weise hervorkehren. Ältere Offiziere klagen, daß mit vielem Guten von Norden her auch absolut Verwerfliches, wie die streberische Ordenssucht, eingedrungen sei. Ich will nicht untersuchen, wie weit die Klagen über Günstlings- und Prinzenwirtschaft hier tiefere Begründung haben als anderwärts. Es macht mir mehr Freude, das unbeeinflußte Urteil eines norddeutschen militärischen Kenners wiederzugeben: er bezeichnete die erste bairische Brigade letzten Sommer als einen der bestgeübten Truppenteile der deutschen Armee. Schade, daß man aus dem schönen Münchner Leibregiment, um

Digitized by Google

die preußische Garde nachzuahmen, ein Regiment mit ganz vorwiegend adlichem Offizierkorps zu machen sucht. Das ist ein unbairisches und höchst unkluges Beginnen, unter hiesigen Verhältnissen und angesichts der wachsenden plutokratischen Verbindungen dieses Adels sogar nicht unbedenklich.

Der bairische Beamtenstand hat stets das Lob der Ehrlichkeit, der Unparteilichkeit und eines Vorgehens nach dem Grundsatz „Recht und Billigkeit" verdient. Er enthält sehr viel Intelligenz, die sich aber nicht immer sehr hervorthut; und das Verdienst macht bis zu den Spitzen seinen Weg, wobei manchmal, wie so ziemlich überall, Verwandtschaft und Freundschaft unmerklich oder auch merklich nachhelfen. Die höhern Verwaltungsstellen sind hier nicht das Erbteil einer anspruchsvollen Aristokratie geworden, wie in manchen Teilen Norddeutschlands; und zum Wohl des Landes. Um Beamte von höchster Bildung und im besten Sinn bürgerlichem Auftreten, wie den jüngst verstorbnen Ziegler, Regierungspräsidenten von Oberbaiern, oder den noch rüstig arbeitenden Finanzminister Riedel kann manches deutsche Land Baiern beneiden.

Auffallend selten sind im letzten Menschenalter adliche Politiker von Bedeutung in Baiern ans Ruder gekommen. Leute wie Stausenberg, Frankenstein, Preysing sind immer in der Opposition geblieben. Es ist, als ob die durch den Orden der bairischen Krone geadelten Oberbüreaukraten solche Talente nicht liebte. Durch einen merkwürdigen Zufall haben sich bei der Fuchsmühler Affaire die beiden Adlichen, von Crailsheim, Minister des „schönen Äußern" und des Königlichen Hauses, zugleich Leiter der Verkehrsanstalten, der in der Kammer unglaublich hohl sprach, und der mit seinen Untergebnen zusammen schwer kompromittirte Minister des Innern von Feilitzsch, der das ganze Unglück erst aus der Zeitung erfahren hatte, am meisten blamirt. Jene Verhandlungen ließen erkennen, daß die ganze Verwaltungsmaschine etwas verlottert war, und zwar mehr in den obern Teilen als in den untern. Zentrumsleute, Bauernbündler, Liberale und Sozialdemokraten haben noch nie in der bairischen Kammer einen so vollständigen konzentrischen Angriff auf das Ministerium gemacht, das doch thatsächlich nichts andres thun, als kapituliren konnte. Und das hat es in der That gethan, und zwar so, daß es eigentlich hätte zurücktreten müssen. Aber in dieser Volkskammer giebt es viele Leute, die dem alternden Prinzregenten die Unlust eines Ministerwechsels gern ersparen möchten. Und so erinnert denn das Regieren in Baiern manchmal etwas an das „Wursteln" im österreichischen Nachbarland, wie es bei der tiefwurzelnden Stammverwandtschaft nicht anders sein kann. Schade, daß dabei das Wohl des Volks nicht überall so thätig und umsichtig gefördert wird, wie es zu wünschen wäre. So ist im Vergleich mit der Schweiz die Alpwirtschaft in Baiern auffallend zurückgeblieben, da sie von der Regierung nicht energisch genug vorwärtsgedrängt wird.

Digitized by Google

Prinz Ludwig von Baiern, der nach menschlichem Ermessen eines Tages die bairische Krone tragen wird, läßt in der ganzen Art, wie er die Pflichten eines Thronfolgers auffaßt, deutlich merken, daß er die Dinge einst anders behandeln wird. Früher beargwöhnte man seine angebliche Hinneigung zur klerikalen Partei, und später wurde ihm sein unbefangner Verkehr mit allen Schichten der Gesellschaft als Popularitätssucht ausgelegt. Das war in einer Zeit, wo sich das gute Baiernvolk noch nicht mit dem Verlust seines Ludwig II. ausgesöhnt hatte, der doch eigentlich seinen Unterthanen wenig Liebe erzeigt hatte. Der arme Narr! Diese Urteile haben sich gründlich geändert. Wo immer Prinz Ludwig in den letzten Jahren das Wort ergriff, sprach er mit Klarheit und Bestimmtheit von Sachen, die er genau kennen gelernt hatte. Über seine Reden liest man nicht weg, wie über andre Fürstenreden, die der Menschheit „Schnitzel kräuseln." Er macht keine Phrasen. Ja er hat es verstanden, gelegentlich einmal gerade das auszusprechen, was das Volk dachte. Besonders dankbar kann man ihm dafür sein, daß er seine Auffassung von der Stellung Baierns zum Reich ganz unzweideutig kundgegeben hat; sie ist für Baiern und Nichtbaiern gleich verständlich, zufriedenstellend. So weit man in politischen Dingen Prophezeiungen wagen kann, können beide mit einem solchen Fürsten zufrieden sein. Gerade Deutschland kann in seiner „höchsten Aristokratie" Leute von anerkannter Tüchtigkeit und Thatkraft brauchen; sie sind heute doppelt nötig, wo der mittlere Adel immer mehr von seinem Ansehen einbüßt, weil er mehr fordert, als er leistet. Übrigens hat auch das musterhafte Familienleben des Prinzen Ludwig wesentlich zur Steigerung seiner Popularität beigetragen. Kurz, man kann sagen, daß er ein König nach dem Herzen seiner Baiern sein wird. So wie sein Vater etwas veradeltes Bäurisches hat, so mag wohl mancher Fremde in München sich gefragt haben: Welcher Großbräuer mag das sein, dem alles so ehrerbietig Platz macht? Prinz Ludwig liebt es, in bürgerlicher Kleidung und allein die Straßen zu durchwandern, die Neubauten zu betrachten und mit vorübergehenden Bekannten zu plaudern. Niemand vermutet in dem vierschrötigen Mann, dessen bebrilltes Gesicht freundlich in die Welt schaut, einen künftigen König.

Baiern und das Reich! Besteht wirklich die Reichsverdrossenheit, von der uns die Berliner Blätter letzten Sommer zu unterhalten wünschten? Ja, sie besteht, und zwar ist ihr Daseinsrecht hier genau dasselbe, wie anderswo das des „Rackers von Staat." Der Baier liebt sein Baiern warm, weil das sein Mutterboden ist, des Franken Liebe ist schon weniger warm, weil er diesem Königreich erst spät eingegliedert worden ist. Ja ich weiß einen oberfränkischen Winkel, wo die preußischen Sympathien aus anspach-bayreuthischer Zeit noch recht lebendig sind. Das findet man begreiflich. Ist es nicht natürlich, daß man auch an die Liebe zum Reich gewöhnt werden muß? Es wäre thöricht, mehr zu verlangen, als die aus verständiger Erwägung hervorgehende Erkenntnis von dem Wert

Digitized by Google

der Zugehörigkeit zum Reich. Man darf kühn behaupten, daß diese von Jahr zu Jahr stärker geworden ist und immer noch zunehmen wird, während sich allerdings die nationale Begeisterung der Jahre nach 1870 nicht so fortgepflanzt hat, wie man einst hoffen mochte. Der Kulturkampf, die innerpolitischen Fehler der nationalliberalen Partei, die früher in Baiern fast die alleinige Trägerin dieser Begeisterung war, die wirtschaftliche Entwicklung mit ihren Enttäuschungen für Bauern und Bürger, das Steigen der Steuerlasten, das „Wapperlgesetz" und so manches andre hat ernüchternd gewirkt. In die Lücken der alten nationalliberalen Führer ist kein gleichwertiger Ersatz eingerückt. Doch das ist eine Erscheinung, die nicht auf Baiern beschränkt ist. Viel zu viel Wert legt man in Norddeutschland dem Siglschen „Vaterland" und ähnlichen Organen bei, die einem Preußenhaß Ausdruck geben, der nur bei einigen extremen Politikern besteht. Diese in Baiern selbst größtenteils übel berüchtigten Leute vergrößern die stille Abneigung, der preußisches Wesen in ganz Süddeutschland begegnet, die aber vielmehr Gemüts- als Verstandessache ist. Der Verstand erkennt die Verdienste an, die sich Preußen um Deutschland, einschließlich Baierns erworben hat, das Gemüt fühlt sich zurückgestoßen von so mancher Charaktereigenschaft der Norddeutschen und besonders der Nordostdeutschen; gerade mehr äußerliche Fehler, wie Eitelkeit, Geschwätzigkeit, Prahlerei, Überhebung stoßen am meisten ab. Tüchtige Preußen und das Tüchtige an den Preußen haben die ernsthaften Leute in Baiern jederzeit anerkannt. Kann man es aber einem Stamme von so ausgeprägter Eigenart verdenken, wenn er sich gegen die Schmälerung seines Rechts, nach seiner Art zu leben, mit allen Mitteln wehrt? Die Norddeutschen, die jetzt alljährlich so zahlreich ins Land kommen, sollten doch etwas um sich schauen, damit sie begreifen lernen, daß keinem deutschen Stamm die Gleichmacherei so von Natur aus zuwider sein muß wie dem bairischen, und daß es vielmehr im Interesse Gesamtdeutschlands liegt, eine gesunde Eigenart zu pflegen, wo sie noch ist, als unorganische Aufpfropfungen aufzuzwingen. Das Beispiel Badens, das seinen zu raschen Anschluß an Preußen mit einer latenten immerfort wachsenden Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit in allen Schichten des Volkes erkauft hat, sollte zur Warnung dienen. Natürlich denke ich bei diesen Bemerkungen nicht in erster Linie an die paar Reservatrechte, sondern an die allgemeine Achtung des Rechts auf eignes Leben unter eignen Bedingungen.

Von den vielbesprochnen Reservatrechten möchte ich nur die Post erwähnen; die ist typisch für die Stellung des Volkes zu diesen Dingen. Die bairische Post bedient ihr Publikum billiger als die Reichspost und ist darauf bedacht, wie besonders das vortreffliche Landpostwesen zeigt, keine begründete Anforderung unbefriedigt zu lassen. Die Post kann sogar als die öffentliche Einrichtung Baierns bezeichnet werden, die am wenigsten zu Ausstellungen Anlaß giebt. Sollten nun auch einmal unsre Postmarken statt der Löwen den

Digitized by Google

Adler tragen, so wäre doch unter allen Umständen der bairische Postillon zu schützen. Der gehört zur Landschaft. Die preußische Post hat den guten alten Postillon schlecht zurechtgestutzt. Man sehe nur diese steife Zivilpickelhaube mit der sparsamen Andeutung eines Haarbüschleins, und die trübe dunkelblaue Uniform mit den grell ziegelroten Aufschlägen. Was für ein andrer Kerl ist da ein bairischer Postillon mit seinem hellblauen Frack, seinen weißen Lederhosen und seinen hohen Stiefeln! Mit Recht verehrt die ganze Anwohnerschaft einer Landstraße ihren Postillon und ist stolz auf ihn. Und auch er kann stolz sein: Kaulbach und Schwind haben ihn verewigt, und Karl Stieler hat ihm einen seiner feinsten Aufsätze gewidmet. Wenn er an Feiertagen in Blau und Silber und mit weißem Federbusch am Hut auffährt, ziert er die ganze bairische Welt. Er repräsentirt den Staat besser als ein Dickbauch von Minister in Frack und Degen. Kein Wunder, wenn er ein heiterer Gesell ist, zu dem wir uns auch dann hingezogen fühlen, wenn er von seinem Bock herunter „sakrisch" flucht und wettert. Er ist eben doch schon äußerlich kein Alltagsmensch wie der preußische und Reichspostillon, und in ihm hat sich noch ein Stück Reisepoesie in die Gegenwart gerettet. Kurz, für den bairischen Reservatspostillon müßte eigentlich jeder Deutsche von Geschmack eintreten.

Vergesse man doch nicht über dem Streit um Äußerlichkeiten und Äußerungen, daß die ganze Kulturentwicklung Baierns seit einem Jahrhundert das Volk immer mehr an das übrige Deutschland angenähert und angeschlossen hat. Vor hundert Jahren war Baiern eine Welt für sich. Und heute? München teilt sich mit Berlin in die geistige Führung Deutschlands, der wirtschaftliche Zusammenhang ist nicht mehr aufzulösen, die Gemeinsamkeit der politischen Interessen und Gefahren ist unter all dem Hader der Parteien immer mehr gewachsen, der Bund mit Österreich hat selbst leidenschaftliche Großdeutsche versöhnt. Ob Deutschland mehr gewonnen hat durch den Wiedereintritt seines Südostens in das gemeinsame Leben, oder ob Baiern der Niederlegung der Dornröschenhecke, hinter der es sich abgeschlossen hatte, mehr zu danken hat, wollen wir nicht entscheiden. Das eine aber steht für jeden fest, der Land und Volk und die Geschichte des Volkes kennt, daß Baiern auf das übrige Deutschland angewiesen ist, und daß man das hier überall recht gut weiß, wo überhaupt politisches Urteil zu Hause ist. Die Bedeutung Baierns für Deutschland wird dagegen im „Reich" nicht so gewürdigt, wie man wünschen möchte. Baiern wird zwar wie ein Eckstein angesehen, der die Südostseite des Reichs kräftig stützt, für viele ist aber Altbaiern nichts als ein Ballast, der das Reichsschiff beschwert. Das sind echt kleindeutsche Anschauungen.

Baierns Stellung kann nur aus einer großdeutschen Auffassung verstanden werden, die seine geographische und Stammesverbindung mit dem bairischen Stamm außerhalb Deutschlands würdigt. Es ist der Übergang zu den alten Baierngauen in den Ostalpen und der mittlern Donau und der

Digitized by Google

Übergang von den Süddeutschen des Westens, einschließlich der Schweizer, zu denen des Ostens, endlich das Bindeglied zwischen Deutschland und Italien. Da alle diese Beziehungen über die politischen Grenzen hinauswirken und durch Wechselströme wirtschaftlicher und geistiger Art die Völker immer mächtiger auflockern, in Bewegung setzen und einander entgegenführen, so wird das innere Leben und Wachsen eines Landes wie Baiern von weitreichender Bedeutung. Für jeden, der des Glaubens lebt, daß Deutschlands Interessen- und Wirkungssphären in Europa mit dem militärischen Übergewicht und der teuer erkauften industriellen Überlegenheit noch lange nicht beschlossen und festgelegt sind, und daß in ihrer Ausbreitung den bestehenden Nachbarschaftsverhältnissen eine vorbereitende Rolle zugeteilt ist, sind die bairischen Zustände und Entwicklungen eine wichtige gemeindeutsche Angelegenheit.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Agrarische Mißerfolge. Dr. Buchberger, der Leiter des badischen Finanzwesens, ist der beste Kenner der landwirtschaftlichen Zustände seiner engern Heimat und einer der anerkannt besten Kenner des Agrarwesens überhaupt. In seinem neuesten Buche nun: Grundzüge der deutschen Agrarpolitik unter besondrer Würdigung der großen und kleinen Mittel, beweist er, wie wir aus der Nationalzeitung erfahren, u. a., „daß mindestens ein Teil jener Vorschläge auf wirtschaftlichem Gebiete, die man als große Mittel zu bezeichnen pflegt, entweder überhaupt unerfüllbare Anforderungen an die Staatsgewalt stellt oder, wenn erfüllbar, nur unter starker Schädigung der Interessen andrer Berufsstände zu verwirklichen ist.“ Da wir das Buch selbst noch nicht zu Gesicht bekommen haben, so wissen wir nicht, ob Buchberger das Verbot des Terminhandels zu den großen oder zu den kleinen Mitteln rechnet; soll es zu den großen gehören, so muß noch eine dritte Art dieser Klasse bezeichnet werden: Mittel, die möglicherweise andern Leute nutzen, den Landwirten aber schaden. Daß das Mittel nichts nützt, liegt klar am Tage. Die Getreidepreise sind in die Höhe gegangen, aber selbst die Deutsche Tageszeitung wagt nicht zu behaupten, daß das eine Wirkung der Börsenreform sei; die Preise sind in aller Welt gestiegen, weil die Welternte mittelmäßig ausgefallen ist. Die liberale Presse behauptet sogar, die deutschen Preise seien infolge des jetzigen mangelhaften Preisnotirungswesens hinter dem Weltmarktpreise zurückgeblieben. Diese Behauptung hat die Zentralnotirungsstelle der preußischen Landwirtschaftskammern in einem Rundschreiben zu widerlegen gesucht, aber sie ist nicht so weit gegangen, zu behaupten, daß die Preise in Deutschland über dem Weltmarktpreise stünden. Und der Nachweis selbst wird von den nicht agrarischen Kennern des Geschäfts als

Digitized by Google

ganz wertlos mit der Bemerkung abgefertigt, daß eben jetzt bei uns feste Preise, die mit den Auslandspreisen verglichen werden könnten, gar nicht vorhanden seien. Man hat also bei dem Zurückbleiben hinter den Weltmarktpreisen nicht an einen allgemein anerkannten Preis zu denken, sondern nur die Thatsache ins Auge zu fassen, daß bei dem jetzigen Zustande der Landwirt leichter vom Händler übers Ohr gehauen werden kann. Die Frankfurter Zeitung erzählte am 22. September von einem großen süddeutschen Getreidehause, es habe nach dem Wegfall der Berliner Börsennotiz in Norddeutschland Weizen um 10 Mark billiger gekauft, als es sonst nach der Marktlage möglich gewesen wäre. Aus diesem Grunde kann auch der weitere Nachweis, den jenes Rundschreiben zu führen sucht, nicht verfangen, daß die Getreidepreise jetzt bei uns nicht mehr so „wilden" Schwankungen unterlägen wie in Newyork und in Riga. Vor Aufhebung des Terminhandels hätten die „Paritätsdifferenzen" zwischen Newyork und Berlin von $1^1/_2$ bis 14,75 Mark geschwankt, jetzt schwankten sie nur noch von 5,50 bis 14,25 Mark. Nun finden wir aber jetzt täglich in den Handelsnachrichten, und zwar in denen agrarischer Blätter, unter der Überschrift „Produktenmarkt" Notirungen, die folgendermaßen aussehen: Weizen p. 1000 kg loco 173,00—186,50, feiner 183,00—186,50, mittlerer 173,00—181,75, geringer 134,00—138,00. Giebt es etwas „wilderes," als wenn auf einem und demselben Markte an einem und demselben Tage Preise gezahlt werden, die sich zwischen 134 und 186,50 bewegen, also um 52,50 Mark schwanken, und kann da von einer Vergleichung mit den Auslandspreisen überhaupt noch die Rede sein? Die Agrarier werden sagen, die weit auseinander stehenden Preise bezögen sich ja auf verschiedne Sorten. Aber erstens können wir uns nicht erinnern, daß früher jemals die Preise für verschiedne Gütegrade so weit auseinander gegangen wären, zweitens schwanken auch die Preise für dieselbe Sorte noch um 4 Mark, und drittens nutzt die Unterscheidung der Sorten dem verkaufenden Bauer sehr wenig. In einer Sitzung des landwirtschaftlichen Vereins zu Gleiwitz am 26. Oktober wurde darüber geklagt, daß man bei aller Bereitwilligkeit der Proviantämter, direkt von den Produzenten zu kaufen, nicht in der Lage sei, an die Ämter zu verkaufen; denn die Proviantämter seien an die amtlichen Preisnotirungen gebunden. Diese würden seit Suspendirung der Getreidebörse von Polizeibeamten besorgt, aber dabei würden gewöhnlich ganz niedrige Preise aufgezeichnet, zu denen so gute Ware, wie sie von den Proviantämtern gefordert werde, nicht abgelassen werden könne. Die Landwirte sehen ja nun auch allgemein ein, daß ihnen das Verbot des Terminhandels nichts genützt hat, und ihre Theoretiker, vor allen Herr Ruhland, mühen sich ab, darzulegen, daß das teils an der falschen Fassung, teils an der schlechten Ausführung des Börsengesetzes liege. Wir können nur unsern wiederholt ausgesprochnen Wunsch nochmals wiederholen, die Regierung möge Herrn Ruhland mit der Abfassung neuer Gesetze und Herrn von Ploetz mit ihrer Ausführung betrauen, damit wir nach dieser Seite hin endlich einmal Ruhe bekommen.

Des Theoretisirens werden wir nun freilich selbst angeklagt, unter anderm in einer Reihe von Aufsätzen des „Zentralorgans für die Interessen des Mühlengewerbes" (von Nr. 35 an). Der „Deutsche Müller" führt keine geringere Autorität gegen uns ins Gefecht als einen Antwerpner Getreidegroßhändler, Herrn Hammesfahr, der die Wirksamkeit des Terminhandels genau so darstellt, wie es unsre Agrarier thun. Wir können uns ganz gut denken, wie ein Getreidehändler zu dieser Auffassung kommt. Der Getreidehandel unterscheidet sich, wie schon vor mehr als hundert Jahren Justus Möser hervorgehoben hat, dadurch von jedem

Digitized by Google

andern Handel, daß der Händler nicht einfach mit einem Zuschlag zum Einkaufspreise verkaufen kann, sondern daß er zum Marktpreise des Tages sowohl einkaufen als verkaufen muß. Kosten, Arbeitslohn und Gewinn kann er ganz allein aus den Preisschwankungen herausschlagen. Er hat es nicht so bequem wie der Bierhändler, dem beim Absatz jedes Schoppens fünf Pfennige in die Tasche fallen, er muß spekuliren oder seinen Handel einstellen. Dieser Handel ist also der gefährlichste und aufregendste, den es giebt. Was Wunder, wenn der Händler entweder dem wildesten Spekulationsfieber verfällt, oder bei soliderer Anlage mit Abscheu vor der Spekulation erfüllt wird und nun in dem Organ der Spekulation, im Terminhandel, die Ursachen der Übel sucht, die in der geschichtlich gewordnen Natur seines Gewerbes stecken. Nicht wir theoretisiren, sondern Theorien sind die künstlichen und schwer verständlichen Berechnungen, mit denen Hammesfahr und andre zu beweisen suchen, daß der Händler oder der Spekulant bei fortdauerndem Preisdruck mehr gewinnen könne als bei hohen Preisen und beim Wechsel hoher und niedriger Preise. Wir bleiben bei unsrer Ansicht, die keine Theorie, sondern Erfahrungsthatsache ist, und die durch nichts von dem, was möglicherweise in den Spekulantenkreisen vorgeht, erschüttert werden kann. An sich möglich, obwohl beim heutigen Weltverkehr praktisch schwer ausführbar, wäre die Erzwingung hoher Preise bei reichlichem Getreidevorrat, weil ja diese Vorräte eingesperrt oder, wie das früher die Holländer mit den Gewürzernten gethan haben, zum Teil vernichtet werden könnten. Dagegen ist es schlechthin unmöglich, bei ungenügendem Vorrat die Preise niedrig zu halten. Denn da Brotgetreide in allen Kulturländern täglich in großen Massen verbraucht wird, so würde der zu niedrige Preis eine reichliche Befriedigung des Bedürfnisses zur Folge haben, diese aber sehr bald den Vorrat erschöpfen. Die Erschöpfung des Vorrats würde an dem Orte, wo sie zuerst offenbar würde, den Preis erhöhen, nach dem Orte des höhern Preises würden die noch übrigen Vorräte strömen, und bald würde die Erschöpfung überall offenkundig sein und der Preis überall gleich hoch stehen. Der „Müller“ schreibt, Überproduktion sei es nicht, was den niedrigen Preis verschulde; „die Thatsache, daß mehr Getreide vorhanden ist, als konsumirt wird, kann an sich noch nicht als Überproduktion betrachtet werden, denn in jeder gesunden Wirtschaft muß für den Fall der Not ein Sparpfennig vorhanden sein.“ Ganz richtig, und für diesen Sparpfennig oder vielmehr Sparscheffel hat die Spekulation seit Einführung des Weltverkehrs gesorgt, indem sie bei jeder bedrohlichen Abnahme des Vorrats den Getreidepreis stark in die Höhe getrieben und dadurch den Verbrauch der ärmern Klassen beizeiten so weit eingeschränkt hat, daß die vorhandnen Vorräte, wenn auch knapp, bis zur nächsten Ernte reichten. Hätte sie das nicht gethan, so oft es nötig war, hätte sie auch nur ein einziges Jahr lang die Preise niedriger gemacht, als es den Vorräten entsprach, so wären diese im April oder Mai vollständig aufgezehrt gewesen, und im Juni wäre das Volk Hungers gestorben. Statt dessen haben wir folgendes erlebt. Die reichlichen Ernten gestatteten niedrige Preise und reichliche Versorgung bis 1890. Dann stiegen infolge knapperer Ernten die Preise, bis Europa im Jahre 1891 Teuerung, und die ärmste der europäischen Bevölkerungen, die russische, Hungersnot hatte. Hierauf folgten wieder reichliche Ernten mit durchaus entsprechenden Preisen — den Vorräten entsprechend, ob sie dem Bedürfnis der Landwirte entsprachen, kommt hier nicht in Betracht —, bis die diesjährige knappe Ernte den Preis wieder erhöhte und Rußland wieder mit Hungersnot bedrohte. Es bleibt dabei, der Getreidepreis wird durch die Ernte gemacht — durch die Welternte natürlich, seitdem wir den Weltverkehr haben —

Digitized by Google

und durch nichts sonst. Natürlich haben wir nicht das geringste dagegen, wenn man das Börsenspiel einschränkt oder verbietet und betrügerische Spekulanten mit den härtesten Strafen belegt. Wir finden es sogar sehr unrecht, daß ein Mann wie Sternberg freigesprochen wird, von dem die Frankfurter Zeitung in ihrem Handelsblatt schreibt: „Thatsache ist, daß an seiner geschäftlichen Thätigkeit das deutsche Sparkapital eine schwere Zahl von Millionen eingebüßt hat, während er dabei ein reicher Mann geworden ist"; nicht, daß der Staaatsanwalt eingeschritten ist, tadelt das Blatt, sondern daß er es nicht weit früher gethan hat. Also nicht gegen eine scharfe Überwachung der Börse und gegen strenge Bestrafung von Börsenjobbern schreiben wir, beides wäre uns vielmehr, wenn es irgendwo in der Welt geschähe — es geschieht leider nirgends —, hoch willkommen, sondern gegen den schädlichen Aberglauben, den man unsern Landwirten eingeimpft hat, daß die Börse die Getreidepreise mache, und zwar allemal niedrig mache, einen Aberglauben, der auf einer Stufe steht mit dem andern, die Goldwährung sei der Preisdrücker. Diesen zweiten Aberglauben haben in Nordamerika die Silberminenbesitzer den Bauern beigebracht, und weil sie mit Hilfe der Bauern nicht ans Ziel kommen, haben sie sich zur Abwechslung wieder einmal mit Überreichung eines unverschämten Wunschzettels an die englische Regierung blamirt. Diese hat aber, wie seinerzeit Bismarck, gedacht, es würde eine unverantwortliche Dummheit sein, auf Kosten des eignen Staats die Schmerzen der amerikanischen Silbermänner stillen zu wollen. Zwar ist England selbst Silberinteressent — in Indien, aber die indische Regierung hat das amerikanische Rezept abgelehnt; sie ist mit dem jetzigen Zustande zufrieden, wo die Rupie einen von ihrem schwankenden Silberwert abgelösten festen Kurs behauptet, ähnlich wie in den letzten Jahren der österreichische Silbergulden. Auch das Wohlwollen Frankreichs hat den Amerikanern nichts genützt, dem seine $2^1/_2$ Milliarden Franks Silber Schmerzen bereiten; dieses Silber, meint Lexis, würde bei Ausbruch eines Krieges so wirken, wie wenn die Regierung schon 1400 bis 1500 Millionen Papiergeld ausgegeben hätte. Also mit allen diesen Kunststückchen ists nichts. Wollen die Landwirte auch bei guten Welternten hohe Preise haben, so müssen sie Zölle durchsetzen, die hoch genug sind, als Sperrzölle zu wirken. Herr Méline hat den Mut zu diesem Experiment gefunden. Wenn ihn bei Ablauf der Handelsverträge auch unsre verbündeten Regierungen finden sollten, so würden wir kein Wort dagegen schreiben, sondern nur die möglichen Wirkungen erörtern.

Zwei Antrittsreden akademischer Volkswirte in Preußen. Am 15. Oktober d. J. hat Professor Schmoller seine Antrittsrede als Rektor der Universität Berlin gehalten, und am 27. Oktober Professor Reinhold seine Antrittsvorlesung als Lehrer der Volkswirtschaft an derselben Hochschule. Wenden wir uns zunächst zu dem Neuen, dem Unbekannten. Das Kopfschütteln unsrer Akademiker über die Berufung Reinholds und noch mehr das über seine Tischreden nach dieser Berufung war zu begreifen, und man wird sich nicht zu wundern haben, wenn auch sein Debüt am 27. Oktober von recht vielen mit Kopfschütteln aufgenommen wird. Die „Kreirung" Schopenhauers, vielleicht auch des christlichen Pessimismus in der nationalökonomischen Rolle hat manches befremdliche, aber wenn es heute in Berlin einen Hörerkreis zu fesseln gilt, so ist sie vielleicht gerade Erfolg versprechend, vorausgesetzt, daß ihr Vertreter das außergewöhnliche Maß von Geistreichigkeit und philosophischer Tiefe hat, das ihre glückliche Durchführung voraussetzt. Es ist eine Riesenaufgabe, die sich der Debütant gestellt hat, und die

Digitized by Google

Kühnheit, mit der er das thut, flößt Achtung ein, aber für ein Urteil über den Ausgang giebt sie noch keinen Anhalt. „Geschichte, Kritik und Aussichtslosigkeit des Sozialismus" ist der Gegenstand der Reinholdschen Vorlesungen in diesem Semester, und entsprechend auch das Thema seiner Antrittsrede vom 27. Oktober. Ein Problem höchster und erschütternder Natur enthalte, so sagte er etwa, die Geschichte des Sozialismus, „die Geschichte des menschlichen Selbstbewußtseins." Dieses Problem zu lösen, reiche „die Kraft des nationalökonomischen Sozialismus" nicht aus, „bei allem Fleiß in Einzeluntersuchungen." Zur richtigen Lösung der sozialen Frage „verhülfen die erkenntnis-theoretischen Untersuchungen und die Psychologie." Die deutsche nationalökonomische Wissenschaft habe „die Unzulänglichkeit ihrer Thesen, mit nicht genügender Selbstbescheidung, noch nicht erkannt." Wir müßten die Welt nehmen, wie sie sei. Im wesentlichen könne sie von Menschenwitz nicht geändert werden. So müsse die in ihrer Position bedrohte Gesellschaft, vom Schicksal gezwungen, eintreten für das Bestehende, als ihr Verhängnis, ja im Sinne des Staatsrechts als zweckmäßiges Unrecht. Die Sozialisten wollten, ob sie es wüßten und sagten oder nicht, nur die Rollen wechseln. Die Expropiateurs sollten nach dem Satze von Karl Marx expropriirt werden. Das müsse der von des Gedankens Bläße angekränkelten modernen Gesellschaft den Willen zum Leben stärken und dem durch ein beunruhigtes Gewissen gestärkten Instinkt, jenes unschuldige nachtwandlerische Schaffen wieder ermöglichen, wodurch allein etwas Großes gedeihen könne. Diese Proben, denen ein vom Redner selbst geprüfter Bericht nicht zu Grunde liegt, und die dementsprechend nur mit Vorbehalt gegeben werden, müssen heute als Andeutung genügen. Wie der neue Professor sich seine Aufgabe stellen will, was er als Lehrer leisten wird, liegt in dickem Nebel.

In autorisirtem Wortlaut bringt die Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 15. Oktober d. J. die „Rede bei Antritt des Rektorats, gehalten am 15. Oktober d. J. von Gustav Schmoller" über „Wechselnde Theorien und feststehende Wahrheiten im Gebiete der Staats- und Sozialwissenschaften und die heutige deutsche Volkswirtschaftslehre." Der Inhalt des Druckbogens verliert nichts an seiner Bedeutung dadurch, daß er gleichsam als Frühgeburt zur Welt gekommen ist — die Rede ist ja auch glücklicherweise am 15. Oktober in Berlin gehalten worden, und das Übermaß von Schnelligkeit in der Veröffentlichung hat also keine übeln Folgen gehabt —, vielmehr darf man auch heute noch mit Fug und Recht auf ihn zurückkommen. Unbestritten steht der Redner durch seine ganze wissenschaftliche Stellung, durch seine Wahl zum Rektor der Berliner Universität und durch diese Rektoratsrede selbst im Vordergrunde des Interesses für alle, denen der staatswissenschaftliche Unterricht an den preußischen Universitäten für reformbedürftig gilt. Wie nicht anders zu erwarten war, bietet auch diese Rede Schmollers wieder eine Fülle geistreicher Gedanken, interessanter Andeutungen, lehrreicher Rückblicke, dankenswerter Anregungen, auf die im einzelnen einzugehen hier unmöglich ist. Aber es scheint sich dabei doch die Leistung allzusehr in den Einzelheiten zu erschöpfen, und die Formulirung des Gesamtergebnisses, des Endurteils, die Feststellung des praktischen Ziels, über das man im Augenblick mehr als jemals nach berufner Belehrung verlangt, etwas zu kurz zu kommen. Allerdings sagt der Redner mit aller Schärfe: „Wer nicht auf dem Boden der heutigen Forschung, der heutigen gelehrten Bildung und Methode steht, ist kein brauchbarer Lehrer," aber was das Wesen der heutigen Forschung, der heutigen gelehrten Bildung und Methode sei, das wird dem Leser nicht scharf genug vor Augen geführt. Fast scheint es so, als habe man dieses positive Urteil nur in folgenden Sätzen zu suchen: „Allerwärts, am meisten

Digitized by Google

aber wieder in Deutschland, trat die abstrakt rationalistische Behandlung, welche aus einigen voreilig formulirten Prämissen die Erscheinungen erklären und zutreffende Ideale für alle Zeiten und Völker aufstellen will, zurück. Man ging an eine methodische Einzelforschung und realistische Detailarbeit in der Wirtschaftsgeschichte, in der Wirtschaftspsychologie, in den Untersuchungen der Markt-, Geld-, Kredit- und der sozialen Verhältnisse. Man wurde sich endlich bewußt, daß nur methodische Schulung und jahrelange Spezialisirung sichere gelehrte(?) Resultate liefert, daß die nationalökonomischen Arbeiten von Dilettanten, oft aus dem Handgelenk von heute auf morgen entworfen, die Wissenschaft mehr kompromittiren als fördern. Die Nationalökonomie hörte auf, eine freie Kunst für jedermann zu sein; sie wurde eine Fachwissenschaft wie andre. Es brach sich auf einzelnen Gebieten derselben die Erkenntnis Bahn, daß große, langwierige Beobachtungsreihen, sorgfältig ausgeführte Materialiensammlungen nötig seien, daß man zu wissenschaftlichen Gesetzen und sichern allgemeinen Urteilen über Bewegungstendenzen nur kommen könne, wenn vorher eine große, brauchbare deskriptive staatswissenschaftliche Litteratur hergestellt sei. Man war sich bewußt, daß man auf diesem Wege nicht allzu rasch vorankomme, daß man so nicht schnell dazu komme, den Schleier von dem Bilde zu Sais zu ziehen. Aber man tröstete sich mit der alten Wahrheit, daß halb oft besser sei als ganz. Man sah mehr und mehr ein, daß man besser durch Monographien als durch Lehrbücher die Wissenschaft fördere. Man begriff, daß vielfach nur das organisirte Zusammenwirken von Mehreren und Dutzenden, oft von Hunderten und Tausenden, wie wir es in der Statistik, in den Enqueten, in den Publikationen gelehrter Gesellschaften, z. B. in denen des Vereins für Sozialpolitik, vor uns haben, uns einigermaßen sicher orientire. Man erreichte aber damit auch, was in den andern Wissenschaften in ähnlicher Weise längst geschehen war, was einst den Benediktinerabteien durch solches Zusammenarbeiten gelungen war: eine breite sichere Kenntnis der Wirklichkeit." Das ist so ziemlich das, was des Redners eigne Methode, die Volkswirtschaftslehre seiner Schule charakterisirt, aber durchaus nicht von allen den Lehrern der Gegenwart, die er sicher nicht unter die unbrauchbaren werfen will, wie Adolf Wagner z. B., durchweg als richtig anerkannt wird. Schon deshalb ist das Mitgeteilte kein hinreichend klarer Aufschluß über das, was der Redner vom Volkswirtschaftslehrer verlangt, und doch durfte man gerade von ihm in diesem Falle, nach dem so harten Ausspruch über die „Strafprofessoren" jüngst in Köln und bei der in der Rede selbst erklärten Absicht, über die Brauchbarkeit und Unbrauchbarkeit abzuurteilen, volle Klarheit über das, was er billigt und was er verdammt, verlangen. Diese Klarheit hat er auch nicht geschaffen dadurch, daß er Verwahrung einlegte gegen „die Berechtigung des jetzt so oft gehörten Wortes, es müßten an den Universitäten alle vorhandnen Richtungen der Wissenschaft gleichmäßig Vertretung finden," indem er sagte: „weder strikte Smithianer noch strikte Marxianer können heute Anspruch darauf machen, für vollwertig gehalten zu werden," und gewiß mit vollem Recht von den „Vertretern der wirtschaftlichen Klasseninteressen" sagte: „auf die Lehrstühle der Universitäten gehören sie nicht." Das sind doch eigentlich Selbstverständlichkeiten, die nur so nebenbei passiren konnten, und die nur aus der Rede des preußischen Unterrichtsministers in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 4. Mai d. J. eine gewisse Berechtigung gewinnen. Darum handelt es sich aber in der Hauptsache gar nicht bei der lebhaften und vielseitigen Unzufriedenheit, die seit Jahren immer mehr gegen die heute auf den preußischen Universitäten vorherrschenden Volkswirtschaftslehre und ihre Methode laut geworden ist, bei den Angriffen, die sich vielfach

Digitized by Google

unmittelbar gegen den wenigstens angenommnen übermäßigen Einfluß des Redners gerichtet haben, und auf deren Abwehr er es am 15. Oktober augenscheinlich mit abgesehen hatte.

Vor allem wird an dieser Lehrmethode getadelt, daß sie den Schülern zu sehr die Stellung von Forschern zuweist. Die Einzelforschung und Detailarbeit, an sich auch als Lehrmittel von großem Wert, verleitet den Lehrer leicht zu schweren pädagogischen Fehlern. Es ist in gewissem Grade berechtigt, die methodische Schulung dadurch erreichen zu wollen, daß man die jungen Leute, obgleich sie im Leben und in der Wissenschaft noch Studenten, Schüler sind, recht frühzeitig mit Detailforschungen betraut, in denen „Ergebnisse" um so eher und leichter erzielt werden, je weiter die Spezialisirung geht, je ausschließlicher sich der Schüler und Forscher in einer Gestalt auf seine Spezialität beschränkt. Wer den Reiz kennt, den es hat, sich als angehender Zwanziger unter den wissenschaftlichen Autoren nicht nur gedruckt, sondern, wie dies hier fast immer zu erreichen ist, auch als „Quelle" zitirt zu sehen, der versteht die große Beliebtheit der besprochnen Methode bei den jungen Leuten, und es ist ja auch ganz ungeheuer, was an solchen Quellenwerken jugendlicher Forscher in unsern modernen volkswirtschaftlichen Seminarien usw. produzirt worden ist. Daß man sie produziren ließ, war für die Wissenschaft sehr verdienstlich, weil man ihr Materialien sammelte, aber daß man die sammelnden jungen Herren lehrte, sich wegen dieser Arbeiten als die Volkswirte und Sozialpolitiker von Fach zu fühlen, sie als solche gleichsam diplomirte, war ein Mißgriff, unter dessen Folgen die deutsche Volkswirtschaftslehre noch lange kranken wird. Es wäre auch gegen die menschliche Natur und vollends gegen die Natur wissenschaftlich strebsamer junger Menschen, wenn sie sich, getragen von dem stolzen Gefühl, die Nationalökonomen und Soziologen vom Fach zu sein, damit beschieden, die handlangernden Lehrlinge in der Wissenschaft zu spielen, nicht auf das Ganze gehen, nicht selbst „Gesetze" entdecken und formuliren, kurz nicht Staatswissenschaftler, Politiker und schließlich Staatsmänner sein wollten, nachdem sie kaum den Doktorhut erworben haben. Mehr als in andern Wissenschaften setzt die Forschung in den Staatswissenschaften eine in Lebenserfahrungen wurzelnde Reife des Urteils voraus, und es ist etwas gewagt, die in einigen Semestern erlangte „methodische Schulung" dieser jungen staatswirtschaftlichen Fachleute so allgemein als das Bessere der nationalökonomischen Arbeit von Dilettanten gegenüber zu stellen, auch wenn diese jahrzehntelang in der verantwortlichen Praxis als Verwaltungsbeamte, Richter oder Geistliche geschult sind. In diesem Sinne der Staatswissenschaft, zu der der akademische Lehrer seine Schüler zu erziehen die Aufgabe hat, den Charakter einer selbständigen Fachwissenschaft zusprechen zu wollen, ist falsch und der Staat hat allen Grund, einer darauf konsequent abzielenden akademischen Praxis nachdrücklich entgegenzutreten.

Es mag unerörtert bleiben, ob es im Interesse der Förderung der nationalökonomischen Wissenschaft an sich nach ihrem heutigen Stande besser sei, diese Masse von „Monographien" von Anfängern in die Welt setzen zu lassen, als Lehrbücher zu schaffen. Für den volkswirtschaftlichen Unterricht, wie wir ihn auf den Universitäten brauchen, ist sicher das Gegenteil richtig. Wenn in den Vorlesungen den Studenten das Verständnis für die Werke eines Mannes wie Adolf Wagner gründlich erschlossen wird, wenn sie mit dieser wissenschaftlichen Schulung in das praktische Leben als Beamte oder in andre Stellung eintreten, so wird damit der Aufgabe der staatswissenschaftlichen Lehrstühle besser gedient, mögen Wagners Lehren auch oft genug der Korrektur in der Praxis bedürfen, als wenn durch Spezial-

Digitized by Google

forschungen gezüchtete nationalökonomische und sozialpolitische Fachleute nach drei- oder vierjährigem Studium auf die zu verbessernde Welt losgelassen werden. Es ist seinerzeit der interessante Vortrag Brentanos über die Stellung der Studenten zu den sozialpolitischen Aufgaben der Zeit (gehalten am 15. Januar d. J. zur Eröffnung der Thätigkeit des sozialwissenschaftlichen Vereins der Studirenden an der Universität München) in den Grenzboten besprochen und in ihm die sehr berechtigte Warnung vor der Gefahr gefunden worden, die darin liegt, daß die Forscher die Interessenten fragen. „Die Notwendigkeit — sagte Brentano — statt aus aprioristischen Annahmen die Gesetze des Wirtschaftslebens abzuleiten, führt uns dazu, den Interessenten aufzusuchen, und das Aufsuchen des Interessenten setzt uns in Gefahr, von dem Netz seiner Interessen umgarnt zu werden. Also bedienen Sie sich der Methode aller wahrhaft wissenschaftlichen Forschung, der Beobachtung der Einzelerscheinungen, um von ihnen ausgehend zu allgemeinen Sätzen zu gelangen, aber bedienen Sie sich derselben mit der Vorsicht, welche die besondre Natur der auf unserm Wissensgebiet zu beobachtenden Erscheinungen erheischt.“ Ja wenn nun aber diese besondre Natur überhaupt die nationalökonomische und namentlich die sozialpolitische Studentenforschung in den meisten Fällen ganz unangebracht erscheinen ließe, wenn ihre Gefährlichkeit ihre Zulässigkeit überhaupt in Frage stellte? Die Fallstricke, die die „Sophistik der Interessenten“ dabei den Forschern legt, sind es wahrlich nicht allein, die sie gefährlich machen; unser eignes Wahrnehmungsvermögen spielt uns den Erscheinnngen gegenüber, um die es sich hier handelt, nur gar zu leicht die schlimmsten Streiche, selbst wenn langjährige Erfahrung unsern Blick geschärft, unser Gefühl gegen störende Eindrücke abgestumpft, unsre Vertrauensseligkeit in Vorsicht verwandelt hat. Viel mehr noch müssen natürlich die jungen Forscher der Gefahr unterliegen, falsch zu beobachten. Dagegen können die gelehrten Vorübungen in den Seminarien nur sehr wenig schützen. Die jungen Herren müßten nicht jung sein, wenn bei dieser Methode nicht trotz ihres Stolzes auf die Exaktheit, in der scheinbar ihr Wesen besteht, der Vergewaltigung der Wirklichkeit durch vorgefaßte Meinungen und Modeirrtümer Thür und Thor geöffnet würde, wie ja auch in der Kunst der Jungen eine sich der absolutesten Unabhängigkeit rühmende, aber von krankhaften Zeitströmungen völlig beherrschte Beobachtung der Wirklichkeit den Beobachtern nicht deren getreues Bild, sondern nur allzuhäufig ihre Karrikatur vorgespiegelt und für immer eingeprägt hat.

Die Wertschätzung der eignen Wissenschaft sollte die Professoren der Volkswirtschaft gegen die Massenzüchtung solcher Forscherlehrlinge mißtrauisch machen, und diese Wertschätzung ist bei Schmoller doch wahrlich nicht gering. Wenn er sagt, „die neuere Wirtschaftslehre und Sozialwissenschaft habe sich in ganz andrer Weise als die ältere auf Psychologie uud Ethik gestützt, sie habe die Volkswirtschaft wieder in richtigem Zusammenhang mit der ganzen übrigen Kultur verstehen und betrachten gelehrt, sie habe die Funktion und die Stellung von Moral, Sitte und Recht im Mechanismus der Gesellschaft richtiger gestimmt, sie habe den großen Prozeß der gesellschaftlichen Differenzirung (ohne dieses schöne Wort scheint es nun einmal nicht mehr zu gehen!) und Klassenbildung tiefgreifender als der Sozialismus untersucht und in seiner Bewegung seine Folgen verstehen lernen; sie habe damit für das große Problem unsrer Zeit, die sozialen Kämpfe und die soziale Reform, den Boden des Verständnisses gewonnen und die Wege angedeutet, die über die Schwierigkeiten weghelfen“ — so soll dagegen gar nichts eingewendet werden. Aber daß gerade diese Leistungen zu rühmen sind, daran haben die systematischen Lehrbücher und ihre genialen Schöpfer wohl mehr Verdienst als jene Masse jugend-

Digitized by Google

licher Detailforschungen, die zersplittern statt zusammenzufassen, die viel eher dazu führen, den Zusammenhang der Dinge zu übersehen, statt ihn zu erkennen, das Äußerliche an den Erscheinungen zu überschätzen, die psychologischen und ethischen Grundlagen aber gerade zu unterschätzen. Dafür liegen die sprechenden Beispiele in der Masse sozialpolitischer Monographien der Berliner Schule vor unsern Augen.

Und mit diesen Fehlern der Lehrmethode hängt es eng zusammen, wenn der jetzt in Preußen und in Deutschland die Volkswirtschaftslehre beherrschenden Richtung mit einer gewissen Berechtigung die Einseitigkeit ihrer Arbeiterfreundlichkeit vorgeworfen wird, wogegen sich der Redner am Schlusse seiner Rede noch besonders verwahrt. Für die große Kulturaufgabe der Menschheit einzutreten, die Lage der arbeitenden Klassen fortgesetzt zu heben, ist selbstverständliche Voraussetzung bei einem akademischen Volkswirtschaftslehrer; aber darüber kann kein Zweifel bestehen, daß die Masse unsrer jungen, unreif zu Staatsmännern vom Fach gestempelten Herren Staatswissenschaftler infolge ihrer fehlerhaften Schulung in eine verhängnisvoll einseitige Liebhaberei für die untern, ungebildeten Schichten des Volks hineingeraten und dadurch zum großen Teil die wissentlichen und unwissentlichen Bundesgenossen des Sozialismus, wie ihn die Sozialdemokratie vertritt, geworden sind. Die ganze Schärfe, mit der sich Schmoller in seiner Rektoratsrede gegen diesen Sozialismus ausspricht, wird ihm nicht den Vorwurf ersparen, daß er die Gefährlichkeit seiner Methode gerade in dieser Richtung bedenklich unterschätzt und außer Acht gelassen habe. Jedenfalls ist die Rektoratsrede vom 15. Oktober d. J. eine Mahnung für den preußischen Unterrichtsminister, die Eingliederung der staatswissenschaftlichen Lehrstühle in die juristischen Fakultäten, als den ersten einleitenden Schritt zu einer Reform dieses Unterrichts, möglichst zu beschleunigen.

Der Index in Vergangenheit und Gegenwart. Der diesjährige Katholikentag hat frisch, frei und fromm die heikle Frage des päpstlichen Zensurrechts behandelt, und damit die der geistigen Freiheit, die die katholische Kirche ihren Angehörigen zubilligt. Die Ausführungen des Rektors Dr. Huppert aus Bensheim gipfelten, soweit es sich um die Verteidigung des kirchlichen Zensoramts handelte, in dem Satze: „Der Papst thut in der Ausübung dieses Amts nichts andres als der preußische Kriegsminister, der die sozialdemokratischen Schriften in der Kaserne verbietet," und soweit es sich um die Ansprüche der Kirche auf diesem Gebiete überhaupt handelt, in den Sätzen: „Wir sind eine große Glaubensarmee. Unser oberster Kriegsherr ist Gott, und der heilige Vater sein Stellvertreter, und in dieser Eigenschaft ist der Papst berechtigt, alles von uns fern zu halten, was dem Leben des Glaubens schaden kann."

Mit Rücksicht darauf erscheint ein kurzer Blick auf die Haupteinrichtung päpstlicher Zensur, den Index, auf ihre geschichtliche Entwicklung und namentlich auf die Frage von Interesse: Was ist im Laufe der Jahrhunderte und insonderheit zu Beginn dieses Jahres durch die Encyklika officiorum et munerum vom 27. Januar geschehen, um diese in ihrem Wesen und ihrer äußern Form der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts entstammende Waffe des Papsttums der allgemeinen Entwicklung der Dinge anzupassen?

Indices librorum prohibitorum, Verzeichnisse verbotner Bücher sind, wenn wir von einem decretum de libris recipiendis vel non recipiendis des Papstes Gelasius I. auf der römischen Synode von 496 absehen, zunächst keine rein kirchliche Einrichtung. Die ersten derartigen Anordnungen gingen von Karl V. und den Niederlanden aus, dann machte sie sich der selbstherrliche Heinrich VIII. von England zu nutze. Das erste

Digitized by Google

Verzeichnis verbotner Bücher wurde 1529 von ihm erlassen, es folgten dann mit solchen auf königliche oder kaiserliche Verordnung hin die Universitäten der Sorbonne und von Löwen. Zu einer kirchlichen Waffe wurden sie erst durch den Kardinal Caraffa, den spätern Papst Paul IV., dessen Ruhmestitel scharfe Bücherzensur und die Neugestaltung der römischen Inquisition bildeten, er war es, der die Tragweite der Indexeinrichtung der vordringenden Reformation gegenüber begriff und ausbildete und sie 1562 dem Tridentiner Konzil unterbreitete. Ursprünglich zur Prüfung und Berücksichtigung der reformatorischen Forderungen der Zeit zusammenberufen, war das Konzil dank päpstlicher Politik allmählich zu einem Kampfkonzil gegen diese Forderungen geworden. Die Ergebnisse von Kommissionsberatungen über Bücherzensur wurden Paul IV. zur endgiltigen Fassung und Verkündigung übergeben, eine Arbeit, der sich der Papst mit bemerkenswertem Eifer — et ipsi etiam legimus, sagt Paul IV. in der Bulle Dominici gregis custodiam — und Schnelligkeit erledigte. Ein erstes Verzeichnis verbotner Bücher rein kirchlicher Natur war inzwischen schon 1557 aufgestellt, aber wieder zurückgezogen worden und wurde dann 1559 herausgegeben. Es war in drei Klassen geordnet. Die erste umfaßte Schriftsteller, deren sämtliche über religiöse Dinge handelnde Schriften verboten wurden; die zweite Bücher, die ohne Verfassernamen erschienen waren; die dritte Bücher mit Verfassernamen. Wichtiger als dies Verzeichnis erscheinen die in der Gesamtsitzung des Tridentiner Konzils vom 4. Dezember 1563 aufgestellten allgemeinen Regeln, die Pius IV. am 24. März 1564 veröffentlichte, weil sie Geist und Buchstaben der Anwendung vorschreiben. So stellt sich der Index in seiner Gesamtheit, rein äußerlich betrachtet, als eine Äußerung des international beschickten Konzils dar, auf dem, wenn auch nur in abgeschwächtester Weise, die reformatorischen Meinungen zu Worte kamen, dem Geiste nach aber, der ihn anregte und über seiner Entwicklung wachte, als eine durchaus römische und päpstliche Einrichtung. Dem entspricht, daß wie damals so auch heute außer der 1571 errichteten Indexkongregation, an deren Spitze jetzt ein deutscher Kardinal, Andreas Steinhuber steht, und der „Kongregation der heiligen römischen und allgemeinen Inquisition“ auch dem Papst das Recht zusteht, selbständig einzelne Bücher auf den Index zu setzen. Bezeichnend ist, daß eine im sechzehnten Jahrhundert auftauchende Einrichtung, die indices expurgatorii, Verzeichnisse der Bücherstellen, die zu streichen oder zu verändern waren, wenn sie von Katholiken benutzt werden sollten, von Rom aus wieder unterdrückt wurde.

Der Index nebst den Tridentiner Regeln hat im Laufe der Zeiten durch Clemens VIII. (1569), Alexander VII. (1664) und Benedikt XIV. (1758) formale Umgestaltungen, Zusätze und Abänderungen erfahren. Alexander VII. gab die Dreiklasseneinteilung der Verzeichnisse auf und setzte die alphabetische Ordnung an ihre Stelle. Benedikt XIV. fügte im Hinblick auf die verbotnen nicht im Index stehenden Bücher allgemeine Verordnungen und besondre Anweisungen für die Thätigkeit der Kongregationen des Index und der Inquisition hinzu. Milderungen des Kampfmittels der Gegenreformation werden in diesen Arbeiten von zwei Jahrhunderten auch wohl katholische Schriftsteller nicht entdecken können, und den technischen Wandlungen des geistigen Verkehrs der Neuzeit Rechnung zu tragen versuchte man erst im Beginn dieses Jahres.

Schon im Jahre 1870 richteten mit Rücksicht auf das vatikanische Konzil die französischen Bischöfe eine Adresse an den heiligen Stuhl, „daß die Regeln und alles, was den heiligen Stuhl beträfe, eine durchgreifende Änderung erführen (soient établis d'une façon entièrement nouvelle), die sie unserm Zeitalter mehr

Digitized by Google

anpaßte und die Befolgung ihrer Bestimmungen erleichterte," und die deutschen Bischöfe schlossen sich mit der Bitte um „Prüfung und Neufassung" des Index an. Aber die Kurie ist bekanntlich Meisterin des passiven Widerstandes, erst am 27. Januar dieses Jahres ist die Encyklika officiorum et munerum erschienen, die den bezeichnenden einleitenden Satz bringt: „Wir haben uns entschlossen, die alten Bestimmungen des Index unter Aufrechterhaltung ihres Wesens etwas zu mildern, sodaß es für niemand mehr, der den guten Willen dazu hat, schwierig oder peinlich sein kann, sich ihnen anzupassen." Thatsächlich umfaßt die Encyklika neuere Erscheinungen des geistigen Lebens abwehrend und verurteilend, aber im übrigen baut sie sich oft in wörtlicher Fassung auf den Tridentiner Regeln auf. Das trifft ganz besonders zu für die grundlegenden Regeln I und II. Auch heute noch sind verboten: alle Bücher, die die Häresie (Ketzerei), das Schisma (die Trennung von der Kirche) oder irgend einen sich gegen die natürlichen Grundwahrheiten richtenden Irrtum predigen; ferner ganz allgemein alle ausdrücklich von Religion handelnden, von Nichtkatholiken verfaßten Bücher, wenn nicht ihre Rechtgläubigkeit festgestellt ist (Artikel 5, 7, 8 der Bulle). Es sind weiter verboten: Bibelübersetzungen jeder Sprache von Nichtkatholiken verfaßt oder von Bibelgesellschaften verbreitet, endlich der Gebrauch von Übertragungen in Volkssprachen, wenn sie nicht ausdrücklich kirchlich anerkannt sind (Artikel 5, 6, 8). Die Geistesarbeit von Nichtkatholiken und von drei Jahrhunderten auf religiösem Gebiet soll so mit einem Federstrich für die katholische Welt verurteilt werden. Regel VII des Tridentiner Konzils erfährt durch Artikel 9 und 10 die Erweiterung, daß anstößige Klassiker in Schulen usw. gelesen werden können, wenn die anstößigen Stellen ausgemerzt sind. Eine gesunde Grundlage zeigt der an Regel VII und IX sich anlehnende Artikel 13 der neuen Verordnung, der zum Aberglauben verführende Bücher, ekstatische und Visionsbeschreibungen und dergleichen verbietet; innere Angelegenheiten der Kirche regeln mit vollem Recht die Artikel 15 bis 20, die sich gegen nicht anerkannte Bilder, Ablässe, Liturgien, Litaneien und Gebetbücher wenden. Wie dehnbar dagegen, und deshalb für die Gewissensfreiheit gefährlich, sind Verbote von Büchern, die Beleidigungen Gottes, der heiligen Jungfrau, des heiligen Stuhles, der katholischen Hierarchie, des geistlichen oder religiösen Standes enthalten, die das Duell, den Selbstmord, die Ehescheidung, geheime Gesellschaften oder Irrtümer verteidigen, die vom heiligen Stuhl verdammt sind (Artikel 11 und 14)!

Etwas wirklich neues bietet, da weder das Zeitalter Pauls IV. noch das Benedikts XIV. die nach den Anschauungen der katholischen Kirche allerdings moralisch nicht bestehende Preßfreiheit, unser heutiges Zeitungswesen und die Beteiligung von Geistlichen an ihm kannte, Kapitel VIII der Encyklika Leos XIII. Die Inquisition verbot seinerzeit den gesamten Verlag von zweiundsechzig aufgeführten Buchdruckern, weil diese einzelne ketzerische Bücher veröffentlicht hatten. Solche Waffen würden sich heute als stumpf erweisen, und so beschränkt sich Leo XIII. darauf, das Halten und Lesen von Zeitungen zu verbieten, die systematisch die Religion und die guten Sitten angreifen; Laien und namentlich Geistliche dürfen nichts darin veröffentlichen; jede Veröffentlichung der Geistlichen in religiösen und weltlichen Dingen unterliegt überhaupt der Begutachtung und Erlaubnis der Obern, ebenso die Übernahme der Leitung eines täglich oder periodisch erscheinenden Blattes oder einer Zeitschrift (Artikel 21, 22, 41, 42). Diese Anordnungen bedeuten eine große Stärkung des bischöflichen Einflusses, sie sind auch wohl als Waffe gegen die namentlich in Amerika, Frankreich und Belgien der Kurie gegenüber immer selbständiger auftretenden jüngern christlich-demokratischen Geistlichen gedacht.

Digitized by Google

Wie die durch Leo XIII. in ihrer Giltigkeit aufgehobnen Tridentiner Regeln, und wie die in Kraft gebliebnen Anweisungen Benedikts XIV., bilden natürlich auch die neuen Bestimmungen einen Teil des geltenden Rechts der katholischen Kirche. Die Strafe für ihre Übertretung ist die sogenannte Reservatexkommunikation, wenn es sich um das Lesen und Behalten häretischer Bücher [illegible]handelt, der Kirchenbann ohne Einschränkung, wenn es sich um die Herausgabe nicht anerkannter Bibelausgaben handelt. Die Artikel 27 bis 29 und 31 suchen den Gebrauch der abwehrenden und strafenden Bestimmungen den ungemein verwickelten und unübersichtlichen Verhältnissen des heutigen geistigen Verkehrs und Lebens anzupassen: die Befugnisse der Bischöfe nach allen diesen Richtungen sind außerordentlich erhöht, und es wird auch die Verpflichtung des katholischen Laien zur Denunziation anstößiger Bücher, die übrigens geheim bleiben soll, verkündigt. Ob man sich schmeichelt, damit zum Ziele zu kommen? Dem Vorwurf, daß durch die Indexverbote die wissenschaftliche Entwicklung und Fortbildung auf katholischer Seite gehemmt werde, tritt man von katholischer Seite mit dem Hinweis auf die Artikel 27 bis 29 entgegen, nach denen „wissenschaftlich gebildeten und auch theologisch urteilsfähigen“ Männern die Erlaubnis zum Lesen verbotner Bücher „bereitwilligst und unentgeltlich“ von dem Diözesanbischof oder der Indexkongregation erteilt wird (Wetzer und Welte, Kirchenlexikon). Die allgemeine Entwicklung und Fortbildung der urteilslosen Masse der Gläubigen zu fördern hat die katholische Kirche ja nie als ihre Aufgabe angesehen.

Ob die neuen Indexbestimmungen den Erwartungen und Wünschen derer, die sie vor mehr als einem Vierteljahrhundert so lebhaft herbeisehnten, der französischen und deutschen Bischöfe entsprechen? Wir wissen es nicht. Ihre Voraussetzung war ja natürlich die Mitarbeit eines Konzils an dieser wichtigen Frage, nicht die bloße Willensäußerung des inzwischen allerdings mit der Unfehlbarkeit umkleideten Papstes. Sicherlich haben sie nicht die Wünsche der allerdings nichts weniger als maßgebenden Laien- und Klerikerelemente der katholischen Kirche befriedigt, die bei Gelegenheit des vatikanischen Konzils in Adressen und Zuschriften die vollkommne Aufhebung der Indexkongregation forderten, Bestrebungen, denen übrigens schon Gregor XIV. in der Encyklika Mirari entgegentreten mußte.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 45

Ausgegeben am 11. November 1897

Inhalt: Seite

Gedanken eines Freisinnigen über die freisinnige Partei 249
Handelsverträge und die Flottenfrage 263
Mein Haus. Von Theodor Duimchen 272
John Brinckman. Von Ernst Brandes. (Schluß) 278
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Der Beruf der Rekruten — Zur Agrar- und Handelspolitik der Vereinigten Staaten von Nordamerika 290
Litteratur 295

Fr. Vilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Soeben ist erschienen:

Martin Bötzinger

Eine Erzählung

aus dem siebzehnten Jahrhundert

von

J. H. Löffler

2 Bände, fein gebunden 10 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Digitized by Google

Gedanken eines Freisinnigen über die freisinnige Partei

Es ist eine alte und wohlbegründete Erfahrung, daß Bewohner alter Handelsstädte, zumal solcher, die ehemals frei waren oder es noch sind, in überwiegender Mehrzahl politisch freisinnige Anschauungen haben, mögen sie nun zum handeltreibenden Teil der Bevölkerung gehören oder nicht. Die Luft macht es, so zu sagen. So sehr auch viele von ihnen an althergebrachten Einrichtungen hängen, politisch konservativ ist nur ein verschwindender Teil. Der auch in den Nachkommen immer noch fortwirkende Stolz auf bürgerliche Selbständigkeit, auf das, was die Heimat aus eigner Kraft vollbracht und errungen hat, beugt sich gar zu ungern Vorschriften von oben her, die alle eigne Erwägung ausschließen und nur Gehorsam fordern. Der Blick auf den weitausgedehnten Verkehr mit fremden Völkern und Ländern, auf die Vorteile des beständigen lebhaften Austauschs erweitert und kräftigt den Sinn des Einzelnen wie der Blick auf die weite Meeresfläche und erzeugt ein unbeugsames Widerstreben gegen eine Einschränkung und Unterordnung, die nicht aus freier innerer Neigung hervorgeht; eine solche giebt es aber auch, denn gerade jener Blick ins Weite lehrt die Notwendigkeit von Ordnung und Gesetzen, aber es müssen selbsterkannte und selbstauferlegte sein. Und hält nun jenen innern Freiheitsdrang ein äußerer Zwang nieder, so kann er sich wohl in starrem Schweigen beugen, innerlich aber befestigt er sich umso mehr, und wo ihm Raum zur Bethätigung gelassen wird, bei Wahlen oder in geheimen Gesprächen, da bricht er in alter Kraft hervor. Es ist nicht wohlgethan, diesen Sinn tüchtiger Männer durch Drohungen oder Strafen niederzudrücken, selbst nicht, ihn in Worten als tadelnswerte Auflehnung gegen die Regierungsweisheit zu brandmarken. Damit treibt man ihn, der ja doch nur das Wohl des Ganzen will, wenn auch auf eigne Art, zuletzt in das Bett wirklich gehässiger Strömung

Digitized by Google

gegen das ihn unterdrückende Staatsganze hinein. Viel richtiger ist es, ihn zu benutzen, ihn zu belehren, wo er irre zu gehen scheint, und ihm würdige Ziele zum Wohle der Allgemeinheit zu stellen, dabei aber ihm möglichst wenig Schranken zu setzen, und auch die mit Milde und Aufklärung, nicht mit Gewalt. So wird sich eine fruchtbare, für alle Teile des Vaterlands förderliche Arbeit entwickeln, in der jeder Teil nicht nur zu seinem Wohl, sondern auch zu dem Wohl aller andern arbeitet, und das mit Freudigkeit.

Solche Anschauungen haben sich auch in mir von klein auf in meiner Vaterstadt Danzig ausgebildet, und obwohl ich seitdem durch manche Gaue des Vaterlands umhergetrieben worden bin, das Ideal des Fortschritts der Menschheit durch möglichst ungehemmte Entwicklung aller Kräfte, aber in den Bahnen vernünftiger Gesetze, ist in mir nur immer klarer geworden, ob ich auch Bekannte von mancherlei Parteien gehabt, reden gehört und mit ihnen geredet und Zeitungen von verschiednen Farben gelesen habe. In andersgesinnter Umgebung habe ich schweigen gelernt, wo Reden nichts nützte oder gar schadete. Darum ließ sich doch innere Selbständigkeit und Unabhängigkeit bewahren. Das angeborne Streben nach möglichster Unabhängigkeit verstärkte sich mit den Jahren, selbst in abhängiger Stellung; keinem schuldig zu sein und sich von niemand beeinflussen zu lassen als von Gewissen und Überzeugung, das wird mir lebenslang das Ideal der persönlichen Stellung bleiben.

Man wird mir also wohl nicht bestreiten, daß ich auf freisinnigem Anschauungsgrunde stehe; und es wird mir, wenn ich jetzt meine Gedanken über das ausspreche, was sich heutiges Tages im öffentlichen Leben freisinnig nennt, wohl niemand den Vorwurf machen, daß ich aus Parteifeindschaft ein ungünstiges Urteil ausspräche, wo sich mir ein solches aufdrängt.

Unsre heutigen Freisinnigen haben sich in die zwei Gruppen der „Volkspartei“ und der „Vereinigung“ geteilt. Daß die letztere aus der Gesamtpartei austrat, ist entschieden zu billigen. Sie allein trägt den Keim einer regierungsfähigen großen liberalen Partei in sich, da sie es nicht allein auf die „Ideale“ abgesehen hat, sondern auch auf Erreichung wünschenswerter Zwecke bedacht ist, indem sie der Regierungsgewalt gegenüber eine verträglichere Haltung einnimmt als die „männliche Linie“; bei ihr ist nicht nur vom „freisinnig,“ sondern auch vom „deutsch“ etwas zu merken. Freilich hat sie so manche idealistische Rauheiten mit der andern Hälfte gemein, was erst neuerdings sehr merklich geworden ist. Und wie wenig sich mit noch so schönen freisinnigen „Prinzipien“ ein gegebner Staat regieren läßt, zeigen z. B. die französischen Radikalen, die, sobald sie bei der Umdrehung der Windmühle nach oben kommen, für die Zeit ihres Regiments sehr viel von ihren Idealen weglassen. Und noch weniger ist dergleichen in Deutschland möglich. Idealen stehen immer andre Ideale im Wege: dem der unbeschränkten Versammlungs-

Digitized by Google

und Redefreiheit das des bürgerlichen Friedens; dem des alldurchdringenden Einflusses der Volksvertretung das der Ordnung aller Dinge durch Sachverständige; dem der weitesten Ausdehnung des Wahlrechts das der geistigen Reife als Bedingung für staatliche Thätigkeit; dem Ideal der reinen Volksgerichte das Ideal der strengen Gesetzmäßigkeit; dem des Volksheers das der möglichst guten Vorbereitung für den Kriegsfall usw. Jedes einzelne von ihnen hat viel Verlockendes; es ist kein Wunder, daß sie so zahlreiche Anhänger haben, und in der Theorie kann man ja jedem seine eignen Ansichten über Staatsbeglückung lassen. Aber nicht zu dulden ist, wenn er in rücksichtsloser Durchführung seines eignen Ideals das entgegenstehende, ebenso berechtigte einfach beiseite schiebt; ein solches Verfahren in praktischer Ausführung kann einen Staat nur unglücklich machen, wie die Geschichte der letzten hundert Jahre mehrfach gezeigt hat, und muß schließlich an seiner eignen Einseitigkeit scheitern. Das gilt sowohl für die Fanatiker der Ausdehnung, wie für die der Beschränkung. Unterdrückte Ideale sind die gefährlichsten Feinde jeder dauernden Herrschaft, des Volks wie der Monarchen. Blindheit zeigt es, über die Staatslenker, die auch der andern Art von Idealen etwas Rücksicht widmen, zu schelten oder zu spotten, Blindheit, die gewöhnlich auf der Seite der Verantwortungslosigkeit ist, und die, solange sie bei Worten bleibt, wiederum Spott, wenn sie sich zu Thaten fortreißen läßt, die schärfste Zurückweisung verdient, mag sie nun am Kneipenstammtisch oder in der Studierstube, am grünen Tisch im luftabgeschlossenen Bureauzimmer, auf der Ackerscholle, auf dem Podium des Baugerüstes, im durchqualmten Versammlungssaal oder sonst wo auftreten. Alle diese Orte gewähren viel zu engen Überblick, das Wohl des ganzen Staats zu erkennen. Nur wer, sein Ideal im Herzen, hinausgeht und alle Verhältnisse und Bedürfnisse leidenschaftlos untersucht, auf sie sein Ideal anwendet und den andern Idealen anfugt, alle unnützen Kanten abschleifend, der allein bringt etwas zu stande, was Dauer verspricht, und das muß doch Ziel und Ende aller Politik sein. Aber das thun leider unsre Freisinnigen lange, lange nicht genug, am allerwenigsten die „Männlichen“; aber auch die andre Linie hat darin noch sehr viel zu lernen. Daher aber thun sie sich selbst, dem Staat, der der freisinnigen Ideale nicht entbehren kann, und dem Ansehen dieser Ideale im Volke großen Schaden. Nicht so sehr die wirkliche oder angebliche Reaktion entzieht der freisinnigen Partei die Bedeutung und die Wahlstimmen im Lande, wie die Thorheiten ihrer eignen Führer und Vertreter.

Diese Unzufriedenheit, die ein großer Teil des freisinnigen Bürgertums, und darunter gerade die Gebildetsten und Nachdenklichsten, mit der gegenwärtigen freisinnigen Partei, besonders der „Volkspartei,“ empfindet, betrifft teilweise die Ideale selbst, wie sie sich in den Fortsetzern der alten Fortschrittspartei entwickelt haben, ganz besonders aber die „Parteitaktik.“

Digitized by Google

Das Streben, dem Volke möglichst großen Anteil an der Lenkung seiner Geschicke zu verschaffen, hat sich leider im Widerspruch gegen die absolutistischen Neigungen früherer Regierungen entwickeln müssen, und es ist daher verständlich, wenn sich damals unter den Liberalen ein Mißtrauen gegen die Regierung überhaupt ausbildete, eine stete Neigung, der Macht der Staatslenker mit der Macht des Parlaments entgegenzutreten, sie schon als solche für Unterdrücker der Bürgerschaft und Feinde jedes freiern und höhern Strebens zu halten, dagegen die Opposition für die wahre Blüte des Geistes nach jeder Richtung hin, und somit jeden Angriff gegen die Regierung für einen Kampf der Freiheit gegen die Knechtschaft, des Guten gegen das Böse; eine Anschauung, die alles Ernstes zu dem berühmten Satze führte: „Ich kenne die Absichten der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie.“ Es hat ja Zeiten gegeben, wo solche Theorien nicht ganz ohne Berechtigung waren, und auch noch in der „Konfliktszeit“ der sechziger Jahre hat ihnen die Regierung durch allzu große Schroffheit und Unterdrückungsmaßregeln persönlicher Art Vorschub geleistet. Aber jene Zeiten sind doch vorüber. So manche einst nur ersehnte Ideale der Liberalen sind längst verwirklicht, wie gleiches Wahlrecht, Preßfreiheit, Gewerbefreiheit. Das Prinzip der liberalen Partei kann also heute unmöglich noch sein: Kampf gegen die Regierung! Und doch sollte man das glauben, wenn man das Auftreten unsrer freisinnigen Führer im Parlament und draußen betrachtet, die es immer noch als den Hauptruhm der Volksvertretung darstellen, der Regierung eine Niederlage bereitet zu haben; gerade wie in so manchen Stadtverordnetenversammlungen viele Bürgervertreter der Ansicht sind, nur zu dem Zweck gewählt zu sein, um dem Magistrat „ordentlich auf die Finger zu sehen“ und ihn recht oft durch Ablehnungen zu demütigen. Einer solchen Anschauungsweise, die die Eierschalen des konstitutionellen Lebens noch nicht abgestreift hat, können sich ruhig denkende Menschen nicht anschließen, die nicht Freude am Konflikt, sondern an wirklichen Fortschritten haben. Sie werden der Regierung widerstehen, wo sie den leitenden Grundsätzen vernünftiger Entwicklung nicht genügend Rechnung zu tragen scheint, und wo sie nicht hindern können, da werden sie wenigstens zu mildern suchen; aber wo es sich nicht um solche Fragen handelt, oder wo die Regierung, wenn auch vielleicht nicht ganz, doch im wesentlichen mit ihnen in Einklang ist, werden sie sie eifrig und freudig unterstützen, unbekümmert darum, ob man sie in gewissen Kreisen „Streber,“ „Byzantiner,“ „Wadenstrümpfler“ und dergleichen schilt. Damit glauben sie der Sache der Freiheit besser zu dienen, als die stürmischen Redner mit ihrem „alles oder nichts,“ mit ihrem „voll und ganz“ und „unentwegt,“ das sich für Übungen in Rhetorenschulen, aber nicht für ernstliche Arbeit eignet. Weite Kreise der liberalen Bürgerschaft lehnen jenes Prinzip „Kampf gegen die Regierung!“ entschieden ab und verweigern ihre Stimmen einem Manne, der ihnen nur Ablehnungen als Erfolg seiner Thätigkeit verheißt.

Digitized by Google

Ebenso verlangen sie eine entschiedne Einschränkung des Ideals vom Kampfe gegen Adel und Agrarier. Das wäre ja gewiß kein Liberaler, der der Bevorrechtung des Adels als Adels das Wort redete, der einen einzigen Stand als den allein oder fast allein maßgebenden anerkennen und alle staatlichen Maßregeln von der Rücksicht auf ihn abhängig machen wollte, wie es leider jetzt von einer großen Partei geschieht. Die Forderung, daß ein Stand oder gar die Gesamtheit der Warenabnehmer sich große Opfer auferlegen soll, um dem Stande der Warenerzeuger Vorteil zu bringen, ist entschieden vom liberalen Standpunkt verwerflich, von dem aus alle Stände gleiches Recht haben und jeder Lohn verdient, der Gutes leistet. Als die Blüte, als die Edelsten der Nation erkennen wir nur die an, aus deren Thätigkeit Segen für die Nation entspringt, und Unfreiheit sehen wir nicht in der Abkunft von bürgerlichen Eltern, sondern in der Unfähigkeit, seine Leidenschaften zu beherrschen und sich zu nutzbringender Arbeit aufzuschwingen. Aber wir werden uns auch sehr davor hüten, in den Bürgern und Arbeitern die alleinigen Besitzer der Weisheit zu sehen und, im Gefolge verblendeter Theoretiker und gemeiner Neidlinge, Adel mit Unwissenheit, Besitz mit Herzlosigkeit einfach und allgemein gleichzustellen. Ein solches Treiben widert sehr viele an, die es deutlich vor Augen sehen, wieviel Gutes von manchen Angehörigen der gescholtnen Klassen gewirkt wird. Und ebenso sind sie auch bereit, der Landwirtschaft solche Hilfe zukommen zu lassen, die andern nicht schadet, sobald sie nur anerkennt, daß auch bei ihr untaugliche Menschen dem Verderben überlassen werden und ungünstige Zeitläufe so gut wie möglich ertragen werden müssen. Einem so wichtigen Stande muß geholfen werden, mit leeren Scheltreden gegen Junker usw. richtet man nichts aus; das sieht auch der Bürger, besonders in kleinen Städten, die Not leiden, wenn es den Gutsbesitzern schlecht geht. Auf gleichem Boden gleiche Hilfe, aber weder einseitige Bevorzugung, noch einseitige Benachteiligung.

Endlich giebt es auch zahlreiche Liberale, die für das Ideal „So wenig Steuern wie möglich!“ kein Verständnis haben. An Steuern bereichert sich bei uns niemand; werden sie gefordert, so soll das Geld zum Wohle des Staates dienen. Und dennoch gilt es als ein furchtbares Brandmal, ein schrecklicher Vorwurf, wenn von einer Regierung gesagt wird, sie verlange neue, etwa gar viele neue Steuern. Auch das sind noch die Eierschalen des Konstitutionalismus. Soviel ist doch gewiß, daß, wer z. B. 36 Mark jährliche Steuern aufbringt, auch 40 Mark aufbringen kann, ohne dem Exekutor zu verfallen; und eine solche Erhöhung würde dem Staate eine Summe einbringen, um deren Bewilligung unsre Freisinnigen das fürchterlichste Kriegsgeschrei erheben. Entbehrungen um des eignen Haushalts willen wagen sie nicht zu verbieten, aber Entbehrungen um des Staatswohls willen werden als der schrecklichste der Schrecken hingestellt. Um der schönen Augen der Kellner

Digitized by Google

willen opfert der Deutsche jährlich unzählige Mark an Trinkgeld; nur die Hälfte davon statt für jenen edeln Zweck für nützliche Staatseinrichtungen hinzugeben, das — gilt als einfach unmöglich. Und doch, wie viele Kriegsschiffe z. B. könnten davon gebaut werden! Dem Spießbürger freilich erscheinen von allen Ausgaben die Steuern als die unnützesten, weil er dafür nicht wie beim Kaufmann oder in der Kneipe sofort etwas in die Hand bekommt. Statt ihn aber zu belehren, bestärken ihn die freisinnigen Führer in dieser Abneigung; und solche Männer verlangen unsre Unterstützung bei der Wahl! Ganz gewiß soll auf die Zahlungsfähigkeit der Bürger Rücksicht genommen werden bei neuen kostspieligen Einrichtungen, ganz gewiß sollen die Kosten gerechterweise mehr aus den vollern Schränken als aus den leerern genommen werden, und in diesem Sinne war die Einführung der Selbsteinschätzung eine der vortrefflichsten Maßnahmen ausgleichender Gerechtigkeit, der bisher gerade von so vielen Vermögenden Hohn gesprochen worden war. Das alles ist gewiß. Aber noch viel gewisser ist: Salus publica suprema lex! Vor allem das für den Staat notwendige, dann das für ihn sehr nützliche, und dann erst die Schonung des Geldbeutels! Nur wo der zweite Grundsatz ganz übermäßig hohe Belastung bringen würde, darf er durch den dritten eingeschränkt werden; und erst bei dem nur Wünschenswerten darf die Geldfrage eine Hauptrolle spielen. Privatus illis census erat brevis, commune magnum — das war das Ideal einer Republik! Und auch heutzutage wirtschaftet auch die liberalste Republik nicht ohne Steuern — und oft wie hohe! Das ist verständigen Liberalen ebenso gut bekannt wie Konservativen, und deshalb wollen jene von den unverständigen Steuernhetzern nichts wissen.

Was die andern Ideale der freisinnigen Partei betrifft, so gilt es, wie gesagt, nur sie mit der wirklichen Welt und den entgegenstehenden Idealen in Einklang zu bringen; an sich findet die liberale Bürgerschaft ihre Vertretung durch die Partei gerecht, aber diese Bedingung muß durchaus eingehalten werden. Vor dem Mißbrauch der Freiheit müssen wir ganz ebenso sehr geschützt werden, wie vor dem Mißbrauch der Gewalt — das ist eine Forderung, die heutzutage fast noch dringender ist als die Abwehr der Reaktion, da die Reaktion ohnehin bei unsern heutigen Staatseinrichtungen eine viel geringere sein kann als am Anfang unsers konstitutionellen Lebens, aus dem dies Schlagwort stammt. Vorwärts schreiten wollen wir, aber nicht vorwärts taumeln!

Noch viel mehr aber als falsche oder zu schrankenlos hervorgedrängte Grundsätze thut der freisinnigen Partei Schaden die „Parteitaktik.“ Die Mißbilligung, ja Entrüstung, die diese unter ihren eignen Angehörigen erweckt, ist den Herren zuweilen auch schon recht vernehmlich ins Ohr geklungen. Ich rechne hierher den Widerstand gegen Ausnahmegesetze, ihre Wahl- und parlamentarischen Bündnisse, ihre Redeweise, ihre Obstruktion u. dgl.

Digitized by Google

Ist es nicht seltsam, daß man eine Maßregel gegen einen anerkannten Übelstand darum zu vereiteln sucht, weil sie sich eben nur gegen diesen Übelstand richtet? Soll eine ganze Familie kurirt werden, weil ein einzelner krank ist? Eine entschieden schädliche Gruppe aber soll darum nicht bekämpft werden, weil sie auch zu den Staatsbürgern gehört, oder wie die Gründe lauten! Sozialisten, Anarchisten, Jesuiten, Polen, Französlinge — eine Zusammenstellung, bei der einem begeisterten Freunde des deutschen Reichs doch das Herz im Leibe lachen muß! Diese braven Leute müssen nur ja bis aufs letzte Pünktchen alle Freiheiten genießen, die es giebt, lieber noch ein paar mehr, als andern erlaubt ist, damit uns nur ja nicht Unduldsamkeit vorgeworfen werden könne! Man sollte freilich meinen: entweder ist ihre Schädlichkeit nicht bewiesen, dann behalten sie ihre Rechte, oder sie ist bewiesen, dann werden sie ihnen soweit eingeschränkt, daß sie kein Unheil stiften können. Aber nein, eingeschränkt dürfen sie erst werden, wenn sie wirklich ordentlichen Schaden angerichtet haben, daß es deutlich zu fühlen ist für die, die nicht sehen können, das ist freiheitlich! Nach derselben Taktik dürfte auch ein Seeräuberschiff nicht eher weggenommen werden, als bis ihm gerichtlich nachgewiesen ist, daß gerade diese Mannschaft sich gegen die Strafgesetze vergangen hat. Das Prinzip also über alles! Nur ja keine Vorbeugung! Und will man soweit nicht gehen, wozu dann der thörichte Kampf gegen Ausnahmebestimmungen für Reichsschädlinge? Gewiß, das Reich geht nicht zu Grunde, wenn auch alle die Maulwürfe unter ihm wühlen und bohren, dazu ist sein Fundament, die Vaterlandsliebe in allen deutschen Gauen, viel zu stark. Aber sie bringen doch manche Risse hervor, bringen manchen Teil zum Einstürzen, machen manchen Raum unbewohnbar — und das sollen wir alles ruhig mit ansehen? Und warum? Weil so ein Wühler doch auch ein lebendiges Geschöpf ist! Nun denn, ihr Herren von der Theorie, so laßt gefälligst eure verehrten Privatbaulichkeiten nach Belieben untergraben und umstürzen — was ja auch schon reichlich geschehen ist! —, aber verlangt nicht von uns, auch von uns andern Freisinnigen nicht, daß wir gleichfalls stillhalten sollen, die Spaten in der Hand!

Noch weit bedenklicher und dem Ansehen des Freisinns im Lande noch weit schädlicher sind seine Bündnisse. Erkennt ihr Führer es denn wirklich an, daß der Zweck die Mittel heiligt, welcher Art sie auch immer sein mögen? Um einen freisinnigen Abgeordneten durchzubringen, der in Wirklichkeit auch nicht entfernt die Mehrheit im Wahlkreise für sich hat, nehmt ihr z. B. in unzähligen Fällen die Hilfe der Ultramontanen an, das heißt der Partei, die mit dem Liberalismus einzig und allein beim Kampfe gegen die Regierung, und auch da keineswegs immer, wie ihr wohl wißt, übereinstimmt, in ihren positiven Zielen aber das gerade Gegenteil des Liberalismus ist, da sie keine Selbständigkeit des Einzelnen, keine freie Bewährung der Kraft, keine geistige Entwicklung duldet, ja ihrer ganzen Grundlage nach nicht dulden kann, sondern

Digitized by Google

alles unter eisernem Druck halten will, in den unzerbrechlichen Fesseln der Unterwerfung unter höhere Bestimmung, die noch dazu in den Händen einer nichtdeutschen Gewalt zusammenlaufen! Und umsonst bekommt ihr ja bekanntlich deren Unterstützung auch nicht, sondern ihr müßt ihnen dafür versprechen, sie in einem andern Wahlkreise zu unterstützen oder für Gesetze zu stimmen, die nach ihrem Sinne sind. Rom thut nichts umsonst. Und mit solchen Anforderungen wagt ihr es vor die freisinnige deutsche Wählerschaft zu treten? Da wundert euch auch nicht, wenn sie von ihrer Freiheit Gebrauch macht und euch den Gehorsam versagt! Es giebt doch glücklicherweise noch recht viel Liberale, die sich schämen, einen solchen Vertrag gutzuheißen, der um der Taktik willen empfohlen wird, ja die es schließlich vorziehen, einen konservativen, aber ehrlichen und aufrichtigen Vertreter zu haben, als einen freisinnigen, der auf Kredit von den Ultramontanen gewählt ist und daher in seinem Verhalten keine Freiheit mehr hat. Und wenn nun auch im Reichstag diese „Stimme fehlt" — wäre das denn eine Stimme, die uns wirklich gehört und zukommt? Wenn wir sie ferner haben, dann haben wir, euch folgend, auch so und so viel Ultramontanen Plätze im Reichstag verschafft, die den freisinnigen Grundsätzen in vielen Fällen geradezu entgegenwirken! Schöne Vorteile, die hier die Taktik einbringt! Wie müssen die wohl zur Ausbreitung liberaler Gesinnung beitragen! Aber auch im Reichstage selbst an der Seite dieser Partei zu stehen, ihr die freisinnigen Stimmen zu leihen, wo es Befreiung des Ultramontanismus von gesetzlichen Schranken gilt, um dafür vielleicht mit ihrer Hilfe einen mißliebigen — ja, mag es auch sein, einen reaktionären Regierungsvorschlag zurückzuweisen, auch das ist eine für manchen Freisinnigen im Lande unverständliche Politik. Kann das eine an Thaten fruchtbare Mehrheit geben, eine Mehrheit, die einer Regierung ein bestimmtes Gepräge aufdrückt? Nimmermehr! Stürzen könnt ihr gemeinschaftlich, aber auch nicht einen Zoll hoch gemeinschaftlich bauen! Zum Bauen braucht ihr Kräfte, die mit euch wenigstens einige Verwandtschaft haben, und die wohnen doch wohl nicht in ultramontanen Geistern. Doch nein, erreicht habt ihr ja etwas! Sie haben euch, einer Partei von zwanzig Stimmen, zu einem Sitz im Präsidium verholfen, und noch dazu bei einer Gelegenheit, wo ihr so recht aus dem Herzen aller vaterlandsliebenden einheitsfrohen deutschen Männer gesprochen habt! Das war doch ein rühmenswerter, wohlverdienter Erfolg! Nicht wahr, da haben alle, alle Liberalen jubelnd hinter euch gestanden, als ihr dem Manne, der selbst nach dem Urteil der Feinde doch etwas mehr für Deutschland gethan hat, als eure ganze so schön zusammengesetzte Mehrheit, den Glückwunsch auch im Privatstande versagtet! Nein, wahrhaftig, da hättet ihr lieber den Ultramontanen auch den dritten Platz im Vorsitz des Reichstags lassen sollen, der die Rückberufung der Jesuiten verlangt hat! So aber sitzt ihr von ihren Gnaden im Bündnis mit ihnen dort, trotz eurer geringen Zahl — wie ehrenvoll! Und

Digitized by Google

kaum auf den Platz gelangt, mußte der betreffende Herr schleunigst „Gesundheitsrücksichten bekommen," um nicht mit dem Kaiser auf das Wohl des Mannes anstoßen zu müssen, dessen „Niederlage" ihm zu seinem Ehrensitz verholfen hatte! Das war euer Erfolg! Wie oft dagegen habt ihr es erleben müssen, daß eure schwarzen Freunde nur gerade so weit mit euch gingen, wie es ihnen paßte, und so manche wirklich oder angeblich reaktionäre Maßregel durchsetzen halfen! Was ist also nach allem die Frucht der Freundschaft? Nur die, euch und mit euch leider auch den Liberalismus im Lande immer unbeliebter zu machen!

Noch viel weniger verstanden wird aber von den Nichttaktikern unter den Liberalen das vielgepriesene, mit so vielen Erfolgen gekrönte Bündnis mit den Sozialdemokraten. Die freisinnige Partei wehrt sich doch mit Entrüstung gegen den Vorwurf, daß sie die „Vorfrucht der Sozialdemokratie" sei, sie schließt in sich eine Menge von Leuten, denen nichts ferner liegt als Gütergemeinschaft mit der großen Masse und dergleichen, darunter sehr viele, deren einziges Streben auf Erwerben und Besitzen geht; sie hat allezeit die Macht des Gedankens über die Gewalt gepriesen, und trotzdem geht sie in unzähligen Fällen das Wahlbündnis ein, schützt die „Genossen" aus allen Kräften vor strengen Maßregeln, sucht ihnen aufs gewissenhafteste die Freiheit der Entwicklung zu wahren, stimmt so ziemlich allen ihren Angriffen gegen das Bestehende bei — verstehe das, wer kann, oder vielmehr, wer „Taktik" hat! 1893 erklärte Virchow sogar, wenn er selbst nicht in die Stichwahl käme, den Sozialdemokraten empfehlen zu müssen! was freilich nur zur Folge hatte, daß die freisinnige Partei drei Berliner Wahlkreise verlor. Damals und seitdem ist dieselbe Taktik oft genug verfolgt oder wenigstens von der Parteileitung empfohlen worden, glücklicherweise nicht immer mit Erfolg, da tausende von freisinnigen Wählen davon nichts wissen wollten, daß ein Wolf besser sei als ein strenger Hund. In mehreren Fällen hat die Taktik allerdings wirklich zur Wahl von Sozialdemokraten geführt, was dann von dieser Partei regelmäßig als ein Beweis ihres Wachstums dargestellt wurde und so ihr Ansehen, ihr Selbstbewußtsein, ihren Übermut und damit ihre Angriffslust immer mehr steigerte. Freilich haben sie sich auch manchmal dankbar bewiesen, und ein großer Teil der kleinen freisinnigen Reichstagspartei befindet sich nur darum im Palais, weil sie den Meistern des Verneinens als die tüchtigsten Gesellen erschienen sind. Und solche Leute nennen sich Vertreter des Bürgertums!

Für den Schutz, den die Parlamentsfreisinnigen den Sozialdemokraten gewähren, führen sie gewöhnlich als Grund oder vielmehr Entschuldigung an, daß diese immer mehr von ihren revolutionären Grundsätzen abkämen und sich zu einer „sozialen Reformpartei" entwickelten. Wären sie das wirklich, so könnte man sie ja eher gewähren lassen in der Hoffnung, daß sie nur mit Gründen kämpfen und Gegengründe ruhig anhören werden; denn dann hätte

Digitized by Google

man doch die Überzeugung, daß man leicht so einleuchtende Gegengründe gegen sie anführen könnte, daß sie an der Sinnlosigkeit ihrer Forderungen zu Grunde gehen müßten, wie die „Freilands"streber und andre. Und das wäre das beste, denn Gewaltmaßregeln erwecken zu leicht, wenn sie auch noch so berechtigt sind, Sympathie für die Betroffnen und stärken sie dadurch, zumal wenn sie, wie es leider oft geschieht, von den untergeordneten Organen ungeschickt und ohne Einsicht ausgeführt werden. Im Grundsatz ist es unzweifelhaft richtig, daß sich Ideen durch ihre Aussprache und Ausführung als richtig oder falsch erweisen müssen, um entweder zur Herrschaft zu gelangen oder überwunden zu werden, daß verkehrte Ideen durch die Thorheiten ihrer Verwirklichung am klarsten ad absurdum geführt werden. Aber auch angenommen, daß die „Reformideen" der Sozialdemokratie auf friedlichem Wege durchgeführt werden könnten, so könnte man es doch unmöglich auf eine Probe ankommen lassen, obwohl die am besten die Unhaltbarkeit zeigen würde; die Opfer an allem, was den Menschen heilig und wert ist, wären zu ungeheuer. Und friedlich wären sie auch gar nicht durchzuführen; nur mit Gewalt würde sich die große Mehrzahl alles von den Sozialdemokraten Verurteilte entreißen lassen. Es bleibt also die Überwindung durch Erörterung, und auf die haben sie ja einen gerechten Anspruch — solange sie eben selbst in maßvollen Formen bleiben und auch andre reden lassen, wie es sich für eine „Reformpartei" gehört, die allein durch die Gewalt ihrer Gründe siegen will. Aber thun sie denn das? Üben sie nicht ihrerseits die Unterdrückung bis auf den heutigen Tag in schärfster Form? Geben sie den Arbeitern, die anders gesinnt sind, Freiheit der Rede und der Abstimmung? Lassen sie einen arbeiten, der nicht streiken will? Kämpfen sie unter sich und gegen die „Bourgeois" nur mit Gründen? O nein, sondern — freilich unverbürgten Gerüchten nach! — sehr häufig mit Getobe, Niederschreien und Boykott! Und Menschen, die derartig Gewalt üben, wollen über Gewalt klagen? Nein, da hört, wenn auch nicht das Streben nach Beseitigung von Übelständen, denn das ist des Staates Pflicht, doch die Diskussion auf. Das ist keine Reformpartei, mag sie in ihrem gedruckten Programm etwas von gewaltsamer Durchführung stehen haben oder nicht. Auf den Wortlaut des Programms geben sie ja auch selbst nicht allzuviel, wie sich bei den Erörterungen über die Gewinnung des Bauernstandes gezeigt hat. Entweder heucheln sie also, oder sie wissen selbst nicht, was sie wollen. Diese „Reformpartei" mag die Unterstützung „taktisch" durchgebildeter freisinniger Volksführer verdienen; freisinnige Bürger und Bauern halten sie weder für eine friedliche Reformpartei, noch wollen sie etwas von Freundschaft mit ihr wissen. Aber freilich, unsre Taktiker wollen sie auch gar nicht ihre Pläne ausführen lassen, die Sozialdemokraten sollen ihnen nur dazu helfen, bei den Wahlen gemäßigte oder konservative Kandidaten niederzustimmen und im Reichstag die Regierung an Stärkung der Staatsgewalt und Beschützung der Landwirtschaft

Digitized by Google

zu verhindern; dann können sie gehen. Natürlich werden sie sich ja auch mit einem schönen Dank begnügen. Nein, ihr müßt ihnen eben wieder helfen! Und ist eine Vermehrung des Heeres, der Flotte — sie muß, wie gesagt, den Kräften des Volks angemessen sein, aber die vertragen dafür noch viele Anspornung —, eine Erhöhung des Zolls, die gegen unsre Grundsätze ist und recht unangenehm werden kann, ist das alles wirklich so schlimm, daß man es selbst mit einer Förderung der Partei abwenden muß, die nichts bestehen lassen will, wie es ist? Leute, die zwar in einigen Dingen unannehmbare Forderungen stellen, aber es doch mit dem Reiche gut meinen, einen geordneten Gang des Staatswesens anstreben und — mit Ausnahme einiger Heißsporne — alle gesetzlich gewährten Freiheiten schützen wollen, müssen die unbedingt denen nachstehen, sind sie mehr unsre Feinde als die, die uns alles nehmen wollen? So behandelt ihr sie aber, ihr Taktiker! In solchem Grade wendet ihr nie eure Entrüstung gegen die Feinde des Ganzen, wie gegen die Feinde der Margarine oder der Produktenbörse! Für den Fall, daß die Sozialdemokraten, wie gesagt, ihre Rechnung einreichen, seid ihr der Unterstützung der andern ja doch sicher! Wenn jene sie nun also, großgezogen durch eure Beihilfe, wirklich einreichen, wenn sie sich ernstlich erheben, glaubt ihr dann zum Lohn für eure Hilfe vor ihnen sicher zu sein? O glaubt nur, wenn es zum Teilen kommt, sind freisinnige Geldschränke vor dem Aufbrechen, freisinnige Kapitalistenhälse vor inniger Verknüpfung mit Laternenpfählen ebenso wenig sicher wie konservative, und — es wäre doch schade um solche Redekräfte! Bleibt also zurück von dem Bündnis! Das raten euch eure eignen Genossen, die Ordnung, Gesittung und Vaterland nicht aufgeben mögen, um einige Stimmen im Reichstag zu gewinnen, oder einige schädliche Maßregeln zu verhindern, die selbst im Falle ihrer Durchführung doch etwas weniger als alles umwerfen.

Aber weiter in der Liste der Freunde unsrer Taktiker! Da kommen noch die Polen, die Welfen, die französisch gesinnten Elsässer und die Dänen. Diese armen ruhigen und friedlichen Staatsbürger werden ja bekanntlich unabläßig von den Regierungen in ihren Rechten und Freiheiten unterdrückt und gekränkt und verdienen daher die Unterstützung jedes wahrhaft liberal gesinnten Deutschen. Sie würden es ja auch ganz gewiß, wenn wir in der Minderheit wären, mit uns ebenso machen — siehe Tschechien, Flamland usw.! Nun, wenn sich diese lieben Leute darauf beschränkten, in Gedanken und Worten sich darüber zu ärgern, daß das deutsche Reich so zusammengesetzt ist, wie es ist, dann könnte man ihnen ja das Vergnügen lassen, wenigstens solange, wie diese Worte noch einigermaßen in den Grenzen, wenn auch nicht des Anstands, so doch des Strafgesetzbuchs bleiben. Zugrunde reden werden sie das Reich doch nicht, und viel andern Schaden können sie auch nicht damit anrichten. Und ich denke, Freiheit genug haben sie auch, ihre werte Meinung kundzuthun allen, die sie hören wollen. Aber dazu können wir uns doch wirklich nicht ent-

Digitized by Google

schließen (und ich glaube, auch das toleranteste und freisinnigste Ausland thäte dergleichen nicht), Augen und Ohren zuzumachen, wenn sie auf deutschem Boden deutschfeindliche Vereine mit fremden Farben zu deutschfeindlichen Zwecken gründen, mit ausländischen Friedensstörern in Verbindung treten, ausländischen Fürsten huldigen, deutsche Mitbewohner boykottiren usw. Anschreien läßt man sich wohl von einem Rowdy, ohne mehr zu thun als die Achseln zu zucken, aber ins Gesicht speien läßt man sich doch nicht. So etwas legt niemand mehr als ein Zeichen überlegner Stärke aus, sondern jeder als ein Zeichen von Furcht — und handelt darnach. Doch die Abwehrmaßregeln gegen jene Ausschreitungen, das sind nach unsern Parteiführern grobe Verletzungen der Menschenrechte! Und wo die Ausschreitungen allzu arg werden, da reden sie von vereinzelten Hitzköpfen, nach denen man nicht das ganze Volk beurteilen dürfe, und dergleichen mehr, wenn auch denen, die selber unter diesen „Vereinzelten" wohnen müssen, deren Zahl mitunter auch etwas groß vorkommt. Aber diese Deutschen in der Diaspora, die verdienen freilich den Schutz der freisinnigen Redner nicht, dessen sind nur Ausländer würdig! O du alte, ewig neue theoretische Gutmütigkeit, und du ebenso alte und ebenso neue Auslandsverehrung der braven Deutschen! Ich denke, mit diesem Ausruf ist das Verfahren unsrer Taktiker noch von der besten Seite dargestellt. Es ist noch günstig für sie, wenn man annimmt, daß sie jede Beschwerde der Fremden leichtgläubig aufnehmen, um sie mit Entrüstung zu verfechten; aber warum wenden sie dieselbe Gutgläubigkeit nicht auch gegen die Beschwerden der Deutschen über die Fremden an? warum kritisiren sie da so überscharf? Mögen sie doch bedenken, daß in ihrem Parteinamen auch das Wort „deutsch" vorkommt! Aber man könnte ihren Handlungen auch eine zweite Auslegung geben, und ich fürchte, es wird ihnen schwer möglich sein, diese völlig zu widerlegen: daß sie den Fremden ihre Freundschaft um politischer Vorteile willen beweisen, um Hilfe bei Wahlen und Abstimmungen. Die Provinz Posen könnte dafür einige sehr merkwürdige Thatsachen anführen. Laßt euch doch wenigstens durch euer Gefühl als Deutsche davon abhalten, um einiger kleinen Förderungen willen Bündnisse mit denen zu schließen, denen alles Deutsche verhaßt ist! Um ein paar Wahlstimmen oder kleine Beihilfen im Parlament seine Stammeszugehörigkeit zu verleugnen, das wäre doch eine Taktik, die euch nicht nur den Abfall sehr vieler Liberalen im Lande, sondern auch Spott und Verachtung des Auslandes einbrächte, wo kein einziger einen solchen Mangel an nationalem Ehrgefühl zu zeigen wagt. Könntet ihr nach solchen Thaten noch aufrichtig singen: „Deutschland, Deutschland über alles!"? Also, sei es nun überspannte Gutmütigkeit, sei es wirklich die Taktik, das do, ut des — bleibt uns damit vom Leibe! Ehrlich auf deutschem und liberalem Schilde zu fallen, ist weit rühmlicher, als mit solcher Hilfe zu siegen, die euch zwingt, das Schwarz-Weiß-Rot auf dem Schilde ängstlich zu verhüllen!

Digitized by Google

Außer den Bündnissen ist aber auch das Verhalten der Freisinnigen im Parlament oft so, daß ein Freisinniger im Lande sich ihrer schämen muß. Es sind doch — größtenteils wenigstens — Leute aus gebildeten Ständen, ja oft genug Männer auf der höchsten Stufe der Bildung, die uns dort vertreten, und dennoch stehen sie an skrupelloser Redeweise hinter den Ungebildeten oft wenig zurück. Wenn man ihre Reden liest, muß jeder ja eigentlich Gott dafür danken, daß er ihn nicht damit bestraft hat, Minister sein und sich das alles sagen lassen zu müssen! „Der Herr Minister" ist nach ihnen entweder ein herzloser Volksunterdrücker von Geburt, oder ein Wortbrüchiger und Abtrünniger, der in seinem siebzehnten Lebensjahre ganz anders gesprochen hat als jetzt, oder ein Schwächling, der durch jeden Hauch „von oben her" umgebogen und umgelenkt wird, wenn er es nicht aus Strebertum thut, um noch höher zu steigen, oder ein Mensch, der gar nichts versteht und den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen würde, wenn er nicht von den erleuchteten freisinnigen Abgeordneten mit der Nase darauf gestoßen würde. Merkwürdig, daß sich der Kaiser immer so völlig unpassende Personen zu Ministern aussucht! Ja, der Kaiser! Wenn er nur immer die Reden unsrer Heroen recht ausführlich und sorgfältig lesen wollte, dann würde er manchen recht deutlichen Wink für sich darin finden. Daß er nicht mit allem einverstanden ist, was die hochwohlweise Mehrheit Schwarz-Himmelblau-Blutrot beschließt, daß er nicht alles sofort aufgiebt, was der nicht genehm ist, daß er sich ebenso über sie ärgert, wie sie sich über ihn, nicht die Minister sofort fallen läßt, deren Projekte sie ablehnt — kurz, daß er sich gestattet zu lieben, wo sie haßt, und zu hassen, wo sie liebt oder — schmeichelt, dafür muß er sich, wenn auch nicht ganz offen, so doch für fünfzig Millionen unter einunfünfzig recht verständlich allerlei sagen lassen, was jemand unter vier Augen wahrscheinlich etwas unhöflich beantworten würde. Und dabei beklagen sich die Herren noch über ihre Machtlosigkeit! Sie, die durch ihre Abstimmungen schon so manches zu nichte gemacht haben, was der „allerhöchsten Stelle," wie sie immer umschreibend sagen, am Herzen lag! Innerhalb ihrer Rechte liegt das ja; aber mögen sie ihre Rechte in angemessener Form ausüben — Bosheiten, Verdächtigungen, Grobheiten gehören nicht zu den verbürgten Volks- und Volkstribunenrechten. Auch das entschuldigt sie nicht, daß von Angehörigen andrer Parteien auch oft die rechten Formen nicht eingehalten werden; es wäre ihrer würdig, sich jenen andern an Vornehmheit der Redeweise überlegen zu zeigen. Ernste Angriffe, aber in würdevoller Form, werden an jeder Stelle Wirkung thun, an jeder — wo aber bleibt bei den meisten unsrer Parteiführer die würdevolle Form!

Damit in Verbindung steht endlich auch die zuweilen ausgeübte Obstruktion. Wirksam hat sich ja dies Mittel neuerdings hie und da gezeigt, aber eine sichere Bürgschaft für Wirksamkeit bietet es doch nicht, ebenso wenig wie Fliegengesumm einen Wandrer vom Ziele abzubringen pflegt, mag es ihn

Digitized by Google

auch zeitweise zum Stehenbleiben zwingen. Eine hartnäckige Regierung und eine ebensolche Mehrheit wird schließlich doch mit der Obstruktion fertig werden, das hat man seinerzeit in England bei der Obstruktion der Iren gesehen. Das Verfahren schiebt eine unangenehme Maßregel eine Zeit lang hinaus, aber verhindern kann es sie nicht, und was ist dann damit gewonnen? Dagegen bringt es dem Staat, für dessen Wohl zu sorgen jeder Abgeordnete verpflichtet ist, manchen empfindlichen Schaden durch Verzögerung notwendiger Dinge, was aber natürlich gegenüber dem Erfolg der Parteitaktik wohl kaum in Anrechnung kommt. Ganz so weit, wie es an einigen Orten geschehen ist, haben es allerdings unsre Taktiker noch nicht gebracht; aber Abstimmungen, die schließlich doch nicht zu verhindern sind, durch Herausgehen aus dem Saal zu vereiteln, die Beschlußfähigkeit anzuzweifeln usw., gehört doch auch nicht zu den staatsfördernden Dingen, wenn sie sich auch „taktisch" glänzend ausnehmen. Und endlich ist dieses Verfahren unwürdig, wie schon öfter das Lachen der andern dabei bewiesen hat, es ist eine reine Spielerei. Noch unwürdiger freilich ist die Ausübung der Obstruktion durch Schreien und Toben, wodurch sich der Mensch auf den tierischen Standpunkt der körperlichen Gewalt erniedrigt, die auf keine Gründe hört.

Alle diese Dinge haben im Lauf der Zeit der freisinnigen Partei, die auf Warnungen nicht hat hören wollen, immer mehr Anhänger im Bürgerstande entzogen. Zwar versteht sie es von alters her ausgezeichnet, jede ihr unbequeme Volksbewegung abzuleugnen und ihre Meinungen und Maßregeln als allein volkstümlich hinzustellen. Aber schon mehrmals haben sich diese Bewegungen stärker als sie gezeigt und sie und damit ihre Wirksamkeit schwer geschädigt. Möge sie endlich mit der Taktik des Vogel Strauß wie überhaupt mit allen „Taktiken" aufhören und auf die Stimmen der Ruhigen und Verständigen unter ihren Anhängern achten, die jetzt vielfach in vollem Abfall von ihr sind! Wenn sie das thut, wenn sie das hohe Ideal freier Entwicklung des Volks und Staats wieder mit Ruhe, Ernst und Würde in Ziel, Verfahren und Mitteln vertritt, dann wird sie auch die ihr gebührende Stellung wieder einnehmen, anerkannt von der Regierung wie von den Parteien, auch den feindlichen; denn den würdigen Gegner achtet jeder Kämpfer, dem es selbst um das Wohl des Ganzen ernst ist. A. R.

Digitized by Google

Handelsverträge und die Flottenfrage

In einem Aufsatz über die Kündigung des englischen Handelsvertrags und ihre Gefahr für Deutschlands Zukunft in Schmollers Jahrbuch (N. F. Band XXI, 4. Heft) zitirt Professor Karl Rathgen folgenden Ausspruch Chamberlains vom 31. März d. J. aus einer Rede bei der Jahresfeier des Colonial Institute: „Mir scheint, daß die Richtung der Zeit dahin geht, alle Macht in den Händen der großen Reiche zu vereinigen. Die kleinern Länder, die nicht fortschreiten, scheinen bestimmt zu sein, in eine untergeordnete Stellung zu rücken. Bleibt aber Greater Britain einig, so kann kein Reich der Welt es übertreffen an Ausdehnung, an Volkszahl, an Reichtum und an Mannichfaltigkeit der Hilfsquellen.“ Es wird den, der die herrschenden Anschauungen in der deutschen nationalökonomischen Wissenschaft berücksichtigt, nicht wundern, wenn Rathgen den „großen Zug“ in den Gedanken Chamberlains ganz besonders anerkennt, deren stolzer patriotischer Klang wohlthätiger berühre als die „utilitarische Denkweise der alten Freihändler“: „Chamberlains Stärke ist das starke Staatsgefühl, und das, was jeder politischen Persönlichkeit ihre Bedeutung giebt, daß er ganz in den typischen Eigenschaften seines Volkes wurzelt. Auch in ihm vereinigt sich jener scheinbare Widerspruch von Verteidigung von Freiheit und friedlichem Fortschritt und bis zur Unterdrückung fremder Freiheit getriebnem nationalem Herrscherstreben, welches das englische Volk als Ganzes charakterisirt und aus ihm gemacht hat, was es ist.“

Es wäre thöricht, meint Rathgen, wenn wir der englischen Politik einen Vorwurf daraus machen wollten, daß sie das Interesse des eignen Landes rücksichtslos in den Vordergrund stelle. Aber wir müßten für uns die Konsequenzen daraus ziehen. Als nächstliegende Konsequenz erscheint ihm die Beseitigung der Meistbegünstigungsklausel in unsern vertragsmäßigen Beziehungen zu England und den Vereinigten Staaten, aber die letzte Konsequenz, die wir aus Englands Verhalten ziehen müßten, gehe weiter. So schmerzlich sie sei für jeden, der von Bewunderung erfüllt sei für das, was das englische Volk für sich und für die Menschheit geleistet habe, und der durchdrungen sei davon, „wieviel wir von unsern englischen Vettern noch zu lernen haben,“ diese letzte

Digitized by Google

Konsequenz sei doch die: „der Kampf um die Weltmacht führt uns notwendig in einen Konflikt der Interessen mit England, wie wir ihn keiner andern europäischen Macht gegenüber zu befürchten haben.“ Es handle sich am letzten Ende um einen Kampf darum, welche Märkte uns offen bleiben. Der beste, sicherste Markt seien die Kolonien. Und wenn unsre jetzigen überseeischen Besitzungen in absehbarer Zeit nur wenig aufnehmen könnten und im übrigen die Welt weggegeben sei, so sollten wir nicht vergessen, daß um 1600 die Welt schon einmal verteilt gewesen sei zwischen Spaniern und Portugiesen, bis die Niederlande, Frankreich und vor allem England zu Seemächten wurden und die überseeischen Kolonialländer neu verteilten. Was einst geschehen sei, könne wieder geschehen. Weiter aber denkt Rathgen an China, das von den Ländern, die keine eigne Wirtschaftspolitik hätten, außer der Türkei allein noch wesentlich für die Versorgung mit europäischen Produkten in Betracht komme. Wie das neunzehnte Jahrhundert die Aufteilung Afrikas und den Untergang des spanischen Kolonialreichs, das achtzehnte die Entscheidung über Indien und Nordamerika gebracht habe, so bringe das zwanzigste den Kampf um China. „Wird dieses gewaltige Marktgebiet allein unsern wirtschaftlichen Gegnern zufallen? Alle Macht drängt sich zusammen in den Händen der großen Weltreiche, wie Chamberlain sagt. Werden wir Deutschen zufrieden sein, zu den »sekundären« Ländern zu gehören, »die nicht fortschreiten,« oder werden wir ebenso stolz wie die Engländer von der Bedeutung unsers Volkstums für die Menschheit, von unsrer nationalen Kraft, unsern nationalen Aufgaben, unsrer nationalen Ehre denken? Dann müssen wir uns klar werden, daß nur eine Seemacht Weltmacht sein wird. Dann müssen wir auch den Willen haben, die Opfer zu bringen, ohne die wir uns unter den großen Völkern nicht behaupten können!“

Man wird diese Gedanken Rathgens dankbar zu begrüßen haben als eine vortreffliche Formulirung der Anschauungen, die unsre akademischen Handelspolitiker und mit ihnen den größten Teil der akademisch gebildeten Männer in Deutschland überhaupt zur Zeit beherrschen. Sie stehen aber wenig im Einklang mit den Auffassungen der Mehrzahl der am Wirtschaftsleben unmittelbar beteiligten Bevölkerungskreise, am wenigsten mit denen des deutschen Handelsstandes. Das spricht an sich noch nicht für ihre Unrichtigkeit, aber es mahnt zu genauerer Prüfung, umso mehr als das nächste praktische Ziel, dessen Verfolgung auch Rathgen bei seinen Ausführungen nicht fremd gewesen ist, die deutsche Handelsvertrags- und die Flottenpolitik der nächsten Jahre, mehr von den Auffassungen der Praktiker als von den Anschauungen der Akademiker abhängen wird. Auch scheint gerade heute und in diesen Fragen die Gefahr besonders groß, daß die Formulirung weitgehender akademischer Programme durch schwache Seiten, die sie bieten, die praktischen Entscheidungen über die nächsten Ziele ungünstig beeinflußt.

Digitized by Google

Rathgens Gedankengang deckt sich, so sehr er sich auch in vieler Beziehung zu seinem Vorteil davon unterscheidet, in einem der wichtigsten Grundzüge mit den Vorstellungen, von denen Oldenberg in seinem Vortrag über Deutschland als Industriestaat auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß am 10. Juni d. J. in Leipzig ausging, und in denen Adolf Wagner ihm beipflichtete. Es ist dies die Annahme, daß jede Möglichkeit einer Wiedererstarkung freihändlerischer Grundsätze im internationalen Verkehr vollständig ausgeschlossen sei, und damit verbindet sich die vollständige Ableugnung und, man darf wohl sagen, extreme Bekämpfung aller kosmopolitischen Ideale. So erklärlich auch das immer noch rege Reaktionsgefühl gegen die freihändlerischen und kosmopolitischen Übertreibungen der Manchesterschule in Deutschland ist, so ist doch auch jenes entgegengesetzte Extrem für unrichtig, unwissenschaftlich und unpraktisch zu erklären und so sehr es auch noch immer der herrschenden Zeitströmung zu entsprechen scheint, so deuten doch schon manche Unterströmungen darauf hin, daß die protektionistische Überspannung des nationalwirtschaftlichen Egoismus, wenn nicht bald und plötzlich, so doch sicher in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts, vielleicht noch vor der Entscheidung im Kampfe um die chinesische Bärenhaut, zum Segen der Menschheit einer gemäßigtern, freiern und vernünftigern handelspolitischen Praxis weichen wird. Es ist nicht zu hoffen, daß man einen der Anhänger der modernen Auffassung der Beziehungen der Völker zu einander von dieser Ansicht überzeugen wird, aber man darf wohl darum bitten, den Nationalstolz und die Vaterlandsliebe derer nicht geringer zu achten, für die die Bethätigung dieser Gefühle nicht ausschließlich in dem Kampf um den Futterplatz aufgeht, und denen die Abstellung internationaler Rücksichtslosigkeit und Ausbeutung nicht minder als Kulturaufgabe der Menschheit erscheint als die Bekämpfung sozialer Rücksichtslosigkeit und Ausbeutung.

Der wenig angenehmen Aufgabe einer Kritik des eben erwähnten Vortrags Oldenbergs hat sich kürzlich Viktor Böhmert unterzogen.*) Wie sehr Oldenbergs extreme Richtung im Grunde der herrschenden entspricht, wird einem aus den Einwendungen Böhmerts besonders klar; man muß ihm dankbar dafür sein, daß er sie gemacht hat. Es kann hier nicht näher auf sie eingegangen werden, nur auf einen Punkt soll besonders hingewiesen werden, ehe von den praktischen handelspolitischen Aufgaben der Gegenwart, die uns unmittelbar interessiren, gesprochen wird. Oldenberg hatte seinem Grundgedanken in folgendem Bilde Ausdruck gegeben: „Das starke Erdgeschoß ist die Landwirtschaft, es trägt den industriellen Unterbau, die obere Etage, auf seinen Schultern. Solange noch unbebauter Boden verfügbar ist, kann das Erdgeschoß ausgebaut werden bis an die Landesgrenze, und das verbreiterte Erd-

*) Arbeiterfreund 1897. Drittes Vierteljahrsheft.

Digitized by Google

geschoß kann eine entsprechend verbreiterte industrielle Etage vertragen. Weiter als der landwirtschaftliche Unterbau reicht, kann aber die industrielle Etage natürlich nicht fortgesetzt werden — es sei denn, daß ihre Bewohnerschaft von ausländischer Nahrung lebt und ihre Fabrikate gegen diese ausländische Nahrung eintauscht, also Exportindustrie wird, die für das Ausland arbeitet und vom Auslande lebt. Das industrielle Stockwerk wächst dann seitlich weiter in die Lüfte hinaus, über fremden Boden hin, künstlich gestützt auf Pfeiler des auswärtigen Handels, die auf fremdem Grund und Boden ruhen, von dem es seine Nahrung bezieht." Die Gefahr, die darin liege, sei die, daß die wachsende exportindustrielle Bevölkerung „in einer nicht fernen Zukunft weder Absatz für ihre Produkte, noch Brot für ihre Existenz" finden werde, und zwar drohe „eine plötzliche Brotlosigkeit, und ferner unter der Voraussetzung, daß es noch eine Anzahl Jahrzehnte bis dahin Zeit habe, eine plötzliche Brotlosigkeit ungeheurer Massen." Was wir zu thun hätten, um diesen Gefahren vorzubeugen, das zu sagen hielt Oldenberg grundsätzlich die Wissenschaft nicht für verpflichtet, aber was wir nach seiner Ansicht zu lassen hätten, ist nicht im Zweifel: über die Landesgrenze hat die Industrie nichts zu liefern. Böhmert erinnert angesichts dieser Ideen an einen Ausspruch Ad. Wagners vom Jahre 1894 in Hardens Zukunft: „Wird dem deutschen Reiche nach dem Verlust eines Bismarck noch einmal, und bevor es zu spät ist, ein Staatsmann geschenkt werden, der Kenntnis und Verständnis, Mut und Tapferkeit und Autorität genug haben wird, von neuem eine Volkswirtschaftspolitik zu inauguriren, welche die deutsche Volkswirtschaft aus der falschen Bahn des exportirenden Industriestaats, der sein Hauptnahrungsmittel aus dem Auslande bezieht und sich dadurch so von diesem abhängig macht, wieder ab- und mehr auf ein nationales Selbstgenügen hinlenkt? Gott gebe es!" In gewissem Sinne scharf und bestimmt sehen wir hier das Ziel angedeutet, das die Herren — und zwar also im Grunde nur den herrschenden Anschauungen entsprechend — verfolgt sehen wollen. Aber es ist bei Wagner wie bei Oldenberg etwas rein negatives: das nationale Selbstgenügen, der Verzicht auf den Verkehr über die Grenze, die Isolierung; und wie es zu erreichen ist, ohne die als Schreckgespenst der Zukunft hingestellte Massenbrotlosigkeit sofort heraufzubeschwören, darüber bleibt auch Wagner zunächst die Antwort schuldig, denn die Einschränkung der Kindererzeugung, auf die er in ehrlicher Konsequenz zuletzt immer wieder zurückkommen muß, würde doch viel zu langsam wirksam werden. Mit Recht macht Böhmert dem gegenüber die „offen liegende Thatsache" geltend, „daß Deutschland in den letzten fünfundzwanzig Jahren seine Bevölkerung um zwölf Millionen Einwohner vermehrt hat und geradezu gezwungen war, für diese zunehmende Bevölkerung industrielle Beschäftigung im Innern zu schaffen und Rohstoffe und Nahrungsmittel von außen zu beziehen, weil der heimische Boden nur einen kleinen Teil der vermehrten Bevölkerung durch Mehrproduktion ernähren und für die Landwirtschaft in

Digitized by Google

Anspruch nehmen kann, mithin das Ausland für die Deckung der notwendigsten Bedürfnisse herangezogen werden muß, indem man die landwirtschaftliche Mehrarbeit fremder Länder über den eignen Bedarf hinaus durch industrielle, kommerzielle und wissenschaftliche Mehrarbeit der deutschen Bevölkerung vergütet." Mit Recht weist Böhmert weiter angesichts des „von der Studirstube aus konstruirten Etagenbaus" Oldenbergs darauf hin, daß heutzutage alle Kulturstaaten in vielen Beziehungen wirtschaftlich auf einander angewiesen und von dem Entwicklungsgange der ganzen Weltwirtschaft abhängig seien, und daß die Notwendigkeit des gegenseitigen Güteraustauschs und der Hilfeleistung kein Unglück, sondern ein Segen für die Menschheit sei. Mit Recht fragt er: „Kann denn die sogenannte Stütze der Landwirtschaft auch bei schlechten Ernten für ein Land ausreichen? Sind denn nicht auch rein landwirtschaftliche Gegenden und Länder oft von Hungersnot betroffen und noch schwerer heimgesucht worden als reine Industriegegenden, die sich durch Austausch von Fabrikaten leicht aus allen Weltteilen Nahrungsmittel beschaffen können?" Mit Recht erinnert er daran, „daß ganz ähnliche Befürchtungen vor Verarmung und Verelendung des Menschengeschlechts infolge der industriellen Entwicklung und der Bevölkerungszunahme schon vor hundert Jahren geäußert worden sind, und daß sich gerade im neunzehnten Jahrhundert die Lage der arbeitenden Klassen durch Erhöhung der Löhne, Sammlung von Ersparnissen, Sinken des Zinsfußes und eine Unzahl von nützlichen Erfindungen und Fortschritten der Landwirtschaft, der Industrie und des Handels ganz offenkundig gebessert hat." „Unsre erst zur Hälfte bewohnte(?) und kultivirte Erde — fügt er in der Hauptsache wohl mit Recht hinzu — stellt dem Menschengeschlecht immer neue Schätze und Früchte des Bodens und Kräfte der Natur zur Verfügung. Der drohende Mangel kann mithin immer leichter durch Fortschritte der Kultur und durch gemeinsame Anstrengung und Vorsorge der Menschen überwunden werden. Wenn wir uns auch hüten müssen, unsre Augen vor zahlreichen Schattenseiten und Übelständen der industriellen Entwicklung zu verschließen, so brauchen wir doch vor der Zukunft nicht ängstlich zu zittern. Die Hauptgefahren der modernen Kultur bestehen nicht in dem uns aufgedrungnen heilsamen Kampfe ums Dasein; sie liegen nicht auf dem wirtschaftlichen, sondern auf dem sittlichen Gebiete." Alles das geht stark gegen die in den akademisch gebildeten Kreisen herrschenden Anschauungen, aber ein Geschlecht, das für die darin enthaltenen Wahrheiten das Verständnis verloren hat, ist weder in Handelsvertragsfragen, noch in der Flottenfrage die richtige Lösung zu finden besonders befähigt, es kann eben auch diese Fragen nur allzu leicht falsch oder gar nicht verstehen. Wer den isolirten Staat, die isolirte Nationalwirtschaft verlangt oder doch als unausweichbar gegeben, als für immer in der Welt zur Herrschaft gelangt betrachtet, der kann als Ziel der Handelsvertragspolitik nur die weitere Isolirung, die schärfere Absperrung vom Verkehr mit dem Auslande im Auge haben und in der

Digitized by Google

Flottenpolitik entweder nur die Absperrung unsrer Seegrenzen von heute als Zweck der Kriegsmarine anerkennen oder die Ausdehnung der Staatsgrenzen durch überseeische Eroberungen. Das sind Ideen, die zur Zeit die Verfolgung naher, klar erkennbarer Ziele in der deutschen Handelspolitik leicht mehr stören als fördern können, zumal in einer Wahlkampagne. Zunächst handelt es sich darum, die Absatzgebiete für unsre Exportindustrie zu sichern und zu erweitern, auch ohne Eroberungskriege gegen die ganze Welt, durch eine kluge Handelsvertragspolitik und eine energische Flottenpolitik. Es gilt, nicht unsre Nord- und Ostseeküsten allein zu schützen gegen die Vergewaltigung der „großen Reiche" im Sinne Chamberlains, sondern alle Küsten der Welt, die die großen Reiche noch nicht vergewaltigt haben. Es giebt noch viele Küsten und viele reiche Länder und Völker in der Welt, die gar keine Lust haben, sich von einem großen Reiche erobern zu lassen, auch von Deutschland nicht, die aber nur durch eine starke deutsche Seemacht vor der Unterjochung durch andre bewahrt bleiben können.

Bismarck hat sehr Recht, wenn er es in gewissem Sinne beklagt, daß man bisher in der Kolonialpolitik nicht dem Kaufmann die Vorhand gelassen, sondern Armee und Marine in erster Linie als Kolonisatoren verwendet habe. Das wird wahrscheinlich auch in Zukunft richtig bleiben, sogar bei der etwa zur Verteilung kommenden chinesischen Beute. Etwas ganz andres ist es natürlich mit der Erwerbung, Besetzung und Befestigung hinreichend zahlreicher, gut gelegner Stütz- und Schutzpunkte für unsre Kriegs- und Handelsflotte in der Ferne, und deshalb war z. B. die Lage in Samoa immer im höchsten Grade zu bedauern. Wenn man die Notwendigkeit der Flottenvermehrung durch den Hinweis auf Eroberungszüge begründet, so ist das schlimmste dabei, daß man damit den Resten der überzeugten deutschen Manchesterleute, die in ihrer echt deutschen Konsequenz jeden Schutz des Handels durch die Kriegsmarine als schädliche Staatseinmischung und Protektion grundsätzlich ablehnen, Wasser auf die Mühle gießt, ihnen vielleicht gar in der praktisch zur Entscheidung stehenden Frage bei den Reichstagswahlen Oberwasser verschafft, ein so unvernünftiger Widerspruch auch es bei rechtem Lichte besehen ist, eine Handelsvertragspolitik im freihändlerischen Sinne zu fordern und gegen die Flottenvermehrung zu eifern. Hier und dort führt die leidige Einseitigkeit und Prinzipienreiterei zu Widersprüchen, auf der einen Seite zu dem Verlangen nach Einschränkung, ja nach Vernichtung der Exportindustrie und des auswärtigen Handels bei gleichzeitiger Flottenbegeisterung, auf der andern Seite zum Kampf gegen die Flotte, bei gleichzeitiger Begeisterung für absolute Handelsfreiheit. Und doch liegt das praktische Bedürfnis klar da: Deutschland muß, wenn es nicht zu Schanden werden will, die Absatzgebiete seiner Exportindustrie erweitern und sichern, es hat mehr als irgend ein großes Kulturland der Welt Grund, für die Wiedererstarkung freihändlerischer Grundsätze im internationalen Güteraustausch den Kampf aufzunehmen, und dazu ist eine

Digitized by Google

starke Flotte in allererster Linie nötig. Je eher und je kräftiger es an diese gewaltige Mission herangeht, umso nachhaltiger wird es dem Weltfrieden dienen, um so sicherer seine nationale Existenz vor den furchtbaren Gefahren bewahren, die für uns mit der Notwendigkeit, in einem Weltkriege die Rolle des Eroberers gegen alle Welt zu spielen, verbunden sein müssen. Das muß das leitende Programm in der Handelsvertrags- wie in der Flottenpolitik der nächsten Zukunft werden, das große Ziel des ganzen Plans. Alle Einzelheiten haben sich ihm anzupassen; selbst ein Zollkrieg, selbst Einfuhrverbote können ihm unter Umständen taktisch dienstbar werden, und selbstverständlich ist auf die Wirtschaftszweige, die augenblicklich, auch infolge der bisherigen Schutzpolitik, wirklich schutzbedürftig sind, alle Rücksicht zu nehmen. Es ist sicher, daß die im praktischen Wirtschaftsleben stehenden Kreise, Landwirte, Gewerbtreibende, Kaufleute und die Arbeiter selbst, wenn sie sich nur einmal von der Suggestion der akademisch erfundnen und parteitaktisch verwerteten Schlagworte losmachen könnten, dem natürlichen und notwendigen Zusammenhange der Handelsvertrags- und der Flottenpolitik volles Verständnis entgegenbringen und einmütig hinter den Plänen des Kaisers stehen würden. Aber die Voraussetzung trifft eben nicht zu. Mag auch die akademische Verranntheit nur wenig Einfluß haben, die Parteiverranntheit herrscht mehr als je, obgleich die alten Parteigefüge in allen Fugen knacken.

Wie in einer Berliner Zeitung zu lesen war, hat sich kürzlich ein namhafter französischer Politiker im Pariser Matin folgendermaßen ausgelassen: „Und weshalb will Kaiser Wilhelm durchaus die deutsche Kriegsmarine weiter entwickeln? Weil die Entwicklung des Handels und der Industrie in Deutschland eine außerordentliche Ausdehnung der Handelsmarine herbeigeführt hat, weil der größte Handelshafen der alten Welt sich nicht mehr in England, sondern in Deutschland befindet, und weil Kriegsschiffe nötig sind, um so ungeheure Handelsinteressen zu schützen. Man kann nicht einmal ernstlich hoffen, daß die Deutschen dumm genug sein werden, einen Reichstag nach Berlin zu schicken, der entschlossen ist, mit dem Kaiser über eine Frage zu streiten, bei der der Monarch den gesunden Menschenverstand und den wahren Instinkt nationaler Interessen auf seiner Seite hat."

Der französische Herr braucht die Hoffnung auf die Dummheit der Deutschen durchaus noch nicht aufzugeben, wenigstens sprechen alle Aussichten dafür. Man kann von den Sozialdemokraten ganz absehen, die in solchen Fragen als Verhängnis hinzunehmen sind, ohne daß man nach den Gründen für ihr in diesem Falle sicher zu erwartendes ablehnendes Votum zu fragen braucht. Das Zentrum rühmt sich, die ausschlaggebende Partei zu sein, und es zählt verständige gute deutsche Leute in seinen Reihen, die, sich selbst folgend, unzweifelhaft die Hoffnung des Franzosen zu Schande machen würden. Auch im ganzen ist das Zentrum nicht dumm, aber im ganzen folgt es eben dem Papst in Rom; und dessen Klugheit ist leider viel zu

Digitized by Google

groß, als daß er nicht einsähe, welch gewaltige Kräftigung dem deutschen Reiche durch die Verwirklichung der Flottenpläne des Kaisers erwachsen würde, und welches Riesenintereſſe der ultramontane Katholizismus an der Schwäche, an dem Zerfall, an dem Untergange des deutſchen Reiches hat. Man täuſche ſich doch endlich nicht mehr über dieſen Intereſſengegenſatz, und ebenſo wenig über die Energie und Rührigkeit der päpſtlichen Politik in der Verfolgung ihrer Intereſſen, in der Bekämpfung ihres mit Recht beſtgehaßten Feindes unter den weltlichen Mächten. Wie wunderbar paßt die Preußenfreſſerei in Süddeutſchland den Herren im Vatikan in ihren Kram, umſo mehr, je harmloſer wir die ultramontanen Finger dabei überſehen! Gegen Deutſchland hat ja auch der Papſt nicht das geringſte, nur gegen die preußiſche Führung. Deutſches Land unter ſloweniſcher, polniſcher, tſchechiſcher Herrſchaft, das wäre die größte Freude für Rom. Vielleicht wäre es auch eine gute Schule, wenn ſich die überlaut werdenden Preußenfreſſer im Süden einmal eine Zeit lang an Öſterreich anſchließen könnten. Wenigſtens könnte man dieſem Übermaß preußenfeindlichen Lärms eine ſolche Strafe von Herzen gönnen — man brauchte dazu wahrhaftig gar nicht blind gegen preußiſches Ungeſchick und preußiſche Fehler zu ſein. Jedenfalls können die franzöſiſchen Hoffnungen auf die Süddeutſchen, ſoweit ſie dem ultramontanen Machtbereich angehören, in der Flottenfrage heute ſicher rechnen. Der Ultramontanismus iſt der weit ſtärkere und unerbittlichere und zuverläſſigere Feind des deutſchen Reichs und jeder für die ferne Zukunft ſeine Exiſtenz ſichernden Politik als die ganze internationale Sozialdemokratie zuſammengenommen. Und wie ſteht es mit der deutſchen Demokratie, dem alten Fortſchritt und ſeinen Nachfolgern und Geſinnungsgenoſſen unter den Parteien? Würde es der Franzoſe wohl glauben, daß dieſe faſt ganz von Kaufleuten gebildete oder doch beherrſchte Gruppe der deutſchen Wählerſchaft entſchloſſen iſt, gegen die Flotte zu kämpfen, daß immer noch der deutſche Handelsſtand in ſeiner großen Mehrzahl der grundſätzlichen Oppoſition und Rechthaberei des Deutſchfreiſinns am Narrenſeil nachläuft? Wer das „Milieu“ dieſer Partei nicht von Angeſicht zu Angeſicht kennen gelernt hat, der kann das am allerwenigſten begreifen. Die leidige Verfahrenheit der Judenfrage in Deutſchland ſpielt dabei eine bedeutende Rolle. Zum guten Teil verdankt der Deutſchfreiſinn unzweifelhaft dem Antiſemitismus den Fortbeſtand ſeines Einfluſſes, aber die jüdiſche Kaufmannſchaft, die doch ſonſt nicht dumm iſt, thäte wahrhaftig klüger daran, die Abwehr der antiſemitiſchen Roheit nicht länger unter dem Banner Eugen Richters zu verſuchen bis zu einem Grade, den unſer franzöſiſcher Gewährsmann in der Flottenfrage, mit Recht ſo, wie er es gethan hat, gekennzeichnet hat. Wir weiſen den Gedanken an internationale Beſtrebungen der Juden wie in dieſer Frage ſo überhaupt entſchieden zurück; die internationale Solidarität des Judentums ſcheint uns überhaupt nicht allzuweit her zu ſein, ſie würde dem deutſchen Patriotismus des Einzelnen jedenfalls viel weniger Schwierigkeiten in den Weg

Digitized by Google

legen, als es der Ultramontanismus thut. Aber die parteipolitische Stellung der Masse der jüdischen Kaufleute ist auch für uns ein trauriger Beweis politischer Unreife und immer noch mangelnder unabhängiger mannhafter deutscher Gesinnung. Diese Herren dürfen sich wahrhaftig nicht beklagen, wenn sie auch weiter schlecht behandelt werden, nachdem sie in bekannter Rührigkeit in den Groß-, Mittel- und Kleinstädten des Ostens das Spießbürgertum wieder einmal zum Kampf gegen die Pläne und Absichten des Kaisers an die Wahlurne geschleppt haben, denn wer dumm ist, der muß geprügelt werden. Von den Männern der Freisinnigen Vereinigung kann man wohl absehen; sie sind ja Flottenfreunde, freilich mit vielen Wenn und Aber, und vor allem gar zu ohnmächtig, um recht zu interessiren. So bleiben noch übrig die Nationalliberalen und — das ist der Humor bei der Sache — die im Herzen gut agrarischen Konservativen. Die Flotte soll bewilligt werden von den Agrariern, den programmgemäß geschwornen Feinden des überseeischen Handels. Man braucht auf die Unvernunft dieser Feindschaft nicht weiter einzugehen, die Thatsache genügt zur Charakterisirung der unnatürlichen, für den Pariser Matin aussichtsreichen Lage. Auch das Ungeschick, mit dem zum Teil „von oben herab" in diesem Falle wieder für die kaiserlichen Pläne durch Sammlungen in patriotischen Vereinen u. dergl. gearbeitet zu werden scheint, sei nur beiläufig erwähnt.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die nächsten Reichstagswahlen keine Mehrheit für die Handelsvertrags- und Flottenpolitik ergeben werden. Aber man darf zum Kaiser und zu den verbündeten Regierungen das feste Vertrauen haben, daß sie trotzdem das gebotne Ziel zum Segen des Reichs und zum Gedeihen unsrer nationalen Wirtschaft verfolgen werden. Zunächst gilt der Kampf der Verworrenheit der Anschauungen und des Parteiwesens, und in ihm ist Klarheit und Offenheit auf Seiten der Regierung natürlich das beste, ja in diesem Falle das einzig wirksame Mittel. Zu verschleiern ist an dem Ziele nach außen hin nichts. Das Ziel liegt in dem Rahmen der Friedenspolitik, die das Reich seit Jahrzehnten verfolgt, und es ist der Sympathien vieler Millionen in aller Herren Ländern sicher, die in dem Isolirungssystem unter dem Zeichen des Verkehrs die Unnatur und die Unvernunft erkennen und ihren Schaden sehen. Wer auf Schlagworte schwört, und auf wen Schlagworte wie das rote Tuch auf den Stier wirken, mit dem ist im Ernst über so ernste Dinge nicht mehr zu reden. Die Parole sei: Ein starkes deutsches Reich und eine starke deutsche Flotte die Vormacht gesunden Freihandels im Weltverkehr!

β

Digitized by Google

Mein Haus

Von Theodor Duimchen

Soben habe ich das Buch eines öden Philisters gelesen, in dem er, mit Vermeidung auch des kleinsten eignen Gedankens, über die von ihm bejahte Frage gähnt, ob man sich ein eignes Haus bauen solle, und das hat mir wieder einmal Nietzsches Satz ins Gedächtnis zurückgerufen, worin der Präger von Herrenworten sagt, daß es geradezu zu seinem Glücke gehöre, kein Haus zu haben, und daß er sich nur dann froh zu Tische setze, wenn er esse, wie die Vögel essen, die ab- und zufliegen, wo allen gedeckt ist. In das Deutsch des Werkeltags übersetzt, heißt das: der Einsiedler von Sils Maria, der einsam ragende Geist, der sich „immer über diesem Volke" fühlte, wünscht zur Miete zu wohnen und in der Kneipe zu essen. Unfaßlich! Ihm, dem nur die Herren der Rede wert sind, müßte doch das eigne Haus, die Voraussetzung und der Anfang zu irgend einem Herrentum, sehr hoch im Preise stehen.

Ich nehme die Partei des Philisters: was Nietzsche sagt, ist nur eine seiner augenblicklichen Wahrheiten, ein Satz, der aus einer gewissen Stimmung heraus richtig ist. Keine andre Lektüre als die Nietzsches macht einem so schnell und so vollkommen klar, daß das entgegengesetzte ceteris imparibus gleich wahr sein kann. Er widerlegt sich aber deshalb auch — eben „das Übrige ungleich" angenommen — fast immer selbst. An einer andern Stelle weist er geistvoll nach, wie sich die Herrschsüchtigen, die aber im Kampfe um die Macht unterlegen sind, auf den Trost der Resignation zurückziehen und stolz darauf werden, daß sie unabhängig sind. Er belacht diesen traurigen Ersatz der Herrschaft: nicht daß ich unabhängig von andrer Willen bin, sondern daß ich auf ganze Geschlechter und Zeiten meinen Willen drücke wie in Wachs, heißt leben.

Kein Haus aber und keinen Herd haben, ist der Wunsch der Bettelmönche, der Derwische, der Schlechtweggekommenen, der Verzichtenden. Wer nicht Haus noch Herd, nicht Kind noch Kegel hat, nichts wünscht und nichts bedarf, der ist ja gewiß frei, aber solche Freiheit wurzelt nicht mehr auf dieser Erde. Um es etwas gröblich auszudrücken: es ist das „Du mußt" der Gebrochnen, der Schwachen und der Feigen, das der letzte Rest ihrer Eitelkeit zu einem „Ich

Digitized by Google

will" umlügt. Frei ist ein dehnbares Wort. Wer nichts hat, nicht einmal eine bleibende Stätte, der ist gewiß frei, aber — fast vogelfrei. Frei im eigentlichen, im Sinne unsrer germanischen Ahnen, ist nur, wer im eignen Hause, auf eignem Hofe sitzt.

Mein Haus — es ist ein merkwürdiger Klang in diesen beiden Worten. Wer sie mit ruhigem Anstand sagen darf, der ist „frei," allerdings nicht frei von Pflichten, wenigstens niemals von der, die Genossen seines Hauses und Herdes unbedingt, unter allen Umständen zu schützen und dafür zu sorgen, daß ihnen werde, was ihnen zukommt.

Die germanische Anschauung schätzt das eigne Haus sehr hoch. Es ist etwas Liebevolles, Verehrendes in den Alliterationen „Haus und Herd," „Haus und Hof," „Haus und Habe." Weder schweifende Zeltbewohner, noch solche, die unter heißerer Sonne, in freigebigerer, gegen die Menschen milderer Natur seßhaft waren, konnten ihr Haus so ganz mit ihrem Gefühl umschließen, es in Sitte und Recht so hoch stellen wie die Germanen, die, Jäger und Ackerbauer zugleich, in rauhem Wald und auf karger Scholle saßen. Das germanische Haus ist in dem Bewußtsein des Volkes noch etwas ganz andres als die römische domus. Dem Germanen wurde der Begriff Haus zur Zusammenfassung der ganzen Familie, aller, die zu ihr gehören; ich und mein Haus — damit bezeichnete er sich und alle die Seinen. Später faßte man alle Haupt- und Nebenlinien eines Geschlechts zusammen mit dem Worte Gesamthaus. Wir sprechen von einem alten Hause, von fürstlichen Häusern und bezeichnen damit durch Jahrhunderte folgende Geschlechterreihen.

Die Liebe zum eignen Hause war die Wurzel, aus der ebenso der kraftvolle Sinn für persönliche Freiheit wuchs wie der starke Gemeinsinn, das lebhafte Gefühl für Stammeszugehörigkeit und Volksgenossenschaft. Denn Familienleben im höhern Sinne wird erst im eignen Hause möglich, und erst aus dem Familienleben hat sich alles Stammes-, Volks- und Staatsleben entwickeln können.

Hochachtung vor eines Mannes Haus geht seit uralten Zeiten durch das deutsche Recht. Der Sachsenspiegel hat für den Bruch des Hausfriedens peinliche Strafen, und lange nachdem das römische Recht in Deutschland aufgenommen worden war, blieben wenigstens Reste dieser ursprünglichen Anschauung erhalten. Selbst der geordnete Richter durfte kein fremdes Haus gegen den Willen des Herrn, des Wirts, betreten, solange sich der nur nicht weigerte, sich und seine Hausgenossen dem Gerichte zu stellen. Diesen echt germanischen Grundsatz haben sich allerdings von den germanischen Völkern wohl nur die Engländer bewahrt, wie sich denn überhaupt das englische common law sehr ursprünglich und vom römischen Rechte frei erhalten hat. Man bekommt eine große Meinung von der Kraft, die diesem common law innewohnen muß, wenn man zum Beispiel bedenkt, daß sich nach so ungeheuern

Digitized by Google

Veränderungen, wie sie die normanische Eroberung mit sich brachte, die den gesamten Grund und Boden zum Feudaleigentum einiger tausend normannischer Barone machte, dennoch die alte und unbedingte Achtung vor dem Hausfrieden so völlig erhalten hat, daß noch Blackstone sagen kann: A mans house is his castle, das Gesetz sieht das Haus des Engländers als seine Feste und Freistatt an, worin er keine Gewalt zu leiden braucht. Das ist nicht etwa bloß eine Redensart geworden, nein, jeder Engländer ist in seinem Hause gegen jegliche Verfolgung, auch gegen die gesetzliche, gesichert, nur ganz bestimmte, hohe Beamte haben das Recht zu Verhaftungen und zu Haussuchungen, und auch dann schützen noch genaue formelle Vorschriften gegen jeden Mißbrauch. Sie schützen wirklich, denn sie stehen nicht bloß auf dem Papier. Sehr gut beleuchtet das der häufig angeführte bekannte Fall: ein Engländer wehrte in seinem Hause eine Verhaftung ab, die nur durch eine falsche Titelbezeichnung im Verhaftsbefehl formwidrig war. Er wurde dabei von seinem Nachbar unterstützt, und zwar so gewaltsam, daß dieser den Beamten tötete. Die Gerichte erklärten aber trotz des Totschlags den Nachbar nicht nur für schuldlos, sondern für wohlverdient „um die gesetzliche Ordnung und den Frieden der Bürger."

Bismarck hat einmal darüber geklagt, daß in Deutschland das Verhältnis zwischen der Polizei und den Bürgern soviel schlechter sei als in England. In England nehme das Publikum Partei für den Polizisten gegen den Verbrecher, in Deutschland sei es fast umgekehrt. Es ist etwas wahres daran, aber aus guten Gründen. Wir werden in Deutschland nächstens Schutzvereine gegen die Schutzleute gründen müssen; in England vergißt kein Polizist jemals, daß er der Diener des Volkes und des Gesetzes ist, und daß ihn, um einen religiösen Ausdruck zu gebrauchen, der Teufel holt, wenn er das je vergißt. Kommt es zum Streit und zur Untersuchung, so hat er genau so wie der andre zu beweisen, was er sagt. Die Einrichtung, daß man unter allen Umständen dem Manne mehr glaubt, der zum Schutze und zum Dienste des Bürgers angestellt ist, als dem Bürger selbst, würde dem Engländer noch heute gerade so unbegreiflich vorkommen, wie es einem unsrer Ahnen vorgekommen sein würde, wenn man das Zeugnis eines Büttels für gewichtiger gehalten hätte als den Eid eines Freien. Die Engländer haben, unterstützt durch festere Überlieferung und durch ihre Gerichte, ihre Polizisten zur Achtung vor eines jeden Engländers Recht und vor eines jeden Engländers Haus erzogen.

Uns ist es schlechter gegangen. Die kontinentalen Germanen haben wohl nicht genügend harte Köpfe und Fäuste dazu gehabt und sind vermutlich auch immer von ihren Gerichten im Stich gelassen worden, denn die haben nie etwas getaugt: sie sind — wie ohne weiteres zugegeben werden soll, hauptsächlich infolge der besondern traurigen politischen Entwicklung — immer die rückgrat- und gesinnungslosen Schergen großer und kleiner Herren gewesen. Barett und Robe haben immer die Willkür auf Bestellung drapiren helfen. Immer, wo

Digitized by Google

es auf sie angekommen wäre, sind die Richter die Feigsten und die am weitesten Zurückgebliebnen gewesen, abhängig von Fürsten, Grafen und Pfaffen, wie von gerade herrschenden Vorurteilen und von verbreiteten Irrtümern. Der beste Beweis, wie traurig es um unsre Rechtspflege bestellt gewesen ist, liegt darin, daß ein Geheimbund wie die Vehme, im Grunde doch weiter nichts als eine weitverbreitete, mächtige Verschwörung, die den Kampf gegen eine in Rechtsform gebrachte Willkür aufgenommen hatte, jahrhundertelang eine gewaltige Macht war, deren rächender Dolch, deren strafender Strick, weil ihnen gelegentlich auch Mächtige verfielen, beim Volke noch heute im besten Andenken steht, während man sich den Richter ungefähr so vorstellt, wie Kleist in seinem Zerbrochenen Krug einen dem Gelächter aller Zeiten preisgegeben hat.

Ich bin kein Verehrer des heutigen englischen Volkes, der englischen Politik oder gar des englischen Cant, schon mehrere Engländer zusammen sind mir gewöhnlich ungenießbar. Aber der einzelne Engländer hat sich von seinen „angelsächsischen Vorvätern" löbliche Reste einer kräftigen Persönlichkeit, einer offnen männlichen Art bewahrt, und Willkür oder Übergriffe der Polizei hat er nie groß werden lassen. Das Recht eines Mannes, der Friede seines Hauses durfte nie angetastet werden, und deshalb ist noch heute in England der Wunsch, ein Familienhaus zu bewohnen, viel allgemeiner als auf dem Festland. Es lohnt dort noch.

Das Streben des Engländers ist darauf gerichtet, ein independant gentleman zu werden und mit den Seinen im eignen Hause zu sitzen, das des Deutschen geht dahin, „etwas zu werden," das heißt, irgend einen Titel zu erlangen, der ihm, wie es scheint, erst einen Wert in seiner eignen Meinung verleiht. In England heißt der Premierminister, also der eigentliche Leiter des Weltreichs, in der Gesellschaft Mr. Gladstone und seine Frau Mrs. Gladstone; in Deutschland nehmen es einem der Gerichtsschreiber und seine Frau übel, wenn man nicht vom Herrn Gerichtssekretär und der Frau Sekretärin spricht. Auch das kommt zum großen Teil daher, daß der Deutsche nicht in einem eingewachsenen, im Volksbewußtsein wurzelnden Recht, sondern unter unendlich vielen geschriebnen, und zwar schlecht geschriebnen, ihn immer bedrohenden Gesetzen lebt, daß er fast nie in seinem eignen, sondern in andrer Leute Häusern wohnt.

Unsre Paragraphen über den Hausfriedensbruch sind gegen andre „Unterthanen" ein recht mäßiger, gegen richterliche, namentlich aber gegen polizeiliche Willkür gar kein Schutz. In England ist das Familienhaus geradezu selbstverständlich für alle, die es sich nur irgend leisten können, für polizeilich regierte Völker aber ist die Mietkaserne typisch. Das eigne Haus hat keinen Wert, man drängt sich lieber zusammen, um Schutz gegen oder doch Zeugen für Mißhandlungen zu haben. In Deutschland ist ein eignes Haus fast ein Zeichen des Bevorrechteten, des besonders Begünstigten, des Reichen geworden,

Digitized by Google

und ein wenig von dem eigentlichen Hausrecht hat man erst dann, wenn man ein Schloß besitzt. Bei uns heißt es nicht, wie in England: Jedermanns Haus ist seine Burg, sondern ungefähr: Hat einer eine Burg, so hat er allenfalls ein Haus.

Ich bin jedenfalls schon sehr früh dieser pessimistischen Überzeugung gewesen. Wir wohnten im eignen Hause. Es stand in einer kleinen Stadt am Markte, hatte einen großen Hof und unglaublich dicke Mauern und war ein ganz imposantes Haus für das Nest. Es war seit langer Zeit im Mutterstamme gewesen, und daß der Mutterstamm den stolzen Namen Krieger führte, machte die ganze Sache dem Jungen natürlich noch viel imposanter; und dennoch — die wahre Liebe war es nicht. Die Nachbarn waren zu nahe, sie konnten hinten über die Planke sehen, und nebenan war sogar das Landratsamt — nein, die wahre Liebe war das nicht; mein erster goldner Traum war vielmehr ein Schloß am Meere. Noch später, als der Lakaiensohn Friedrich Hase uns jungen Dachsen ein großer Schauspieler und die künstlerische Verkörperung aristokratischer Vornehmheit war, beneidete ich ihn immer, wenn er als Thorane sagen durfte „Mein Schloß am Meere mittelländisches." Dann, als ich älter und bescheidner wurde und meine Zeitgenossen immer mehr lieben lernte, fing ich an, mit dem Binnenland zufrieden zu sein und nahm mir vor, sobald ich zweimal hintereinander das große Los gewinnen würde, im Hochwalde, mitten in einem See mir ein Haus zu bauen; es muß schön sein, so zu wohnen und zu wissen, daß drüben am Ufer keine Kähne sind.

Auch das ist eine ungestillte Sehnsucht geblieben und wird es wohl auch bleiben, wenn ich nicht noch einmal recht viel Glück mit einem sehr guten — denn nur solche gefallen ja in Deutschland — also mit einem sehr guten Theaterstück habe. Ein Theaterstück müßte es schon sein, denn selbst die besten Romane, und dazu gehören die meinigen bekanntlich unbestritten, bringen doch nicht immer soviel ein, wie zweimal das große Los.

Wie mir, geht es aber Millionen ebenso guter Christen, denn abgesehen davon, daß „hie und da einmal ein Glücklicher gewesen," kommen wir doch alle von den berühmten tausend Masten auf das mühsam gerettete Boot. Es wird sich also empfehlen, daß man nicht auf ein Schloß am Meer und nicht auf das Haus im See wartet, sondern daß man so bald als möglich unter irgend ein erträgliches, aber eignes Dach zu kommen sucht und dann an seinem Teile dazu beiträgt, möglichst auch jedem andern im deutschen Vaterlande wieder zu einem eignen Dach zu verhelfen. Selbst ein kleines Häuschen ist der Mühe wert, wenn es auch, statt von Fels und Meer oder von den Fluten des schützenden Sees, nur von dem Walle des Rechts umgeben ist, das für alle wirklich gleich und stark genug ist, jede Willkür von der Schwelle fern zu halten. Jeder „Wirt," so schwere Pflichten er auch für die Gesamtheit seiner Volksgenossen mag tragen müssen, wird sich dann doch wieder als Herr und als

Digitized by Google

Freier fühlen. Aus mancherlei Anzeichen möchte ich schließen, daß nicht, wie es eine Zeit lang schien, die Mietkaserne das Haus der Zukunft sein wird, sondern daß meiner Hoffnung immer mehr Aussicht auf Erfüllung winkt. Der Verkehr wächst, der Raum wird immer leichter überwunden, das immer enger werdende Eisenbahnnetz, die Pferdebahnen und die elektrischen Bahnen und namentlich das Fahrrad, sie alle betrachte ich liebevoll als Verbündete. Immer mehr verwischt sich der Gegensatz zwischen Stadt und Land, die Großstädte werden vielleicht einmal vom Erdboden verschwinden, denn noch eins kommt hinzu, etwas Wichtiges, was immer deutlicher erkannt wird. Oldenberg scheint nach seinem in Leipzig gehaltnen Vortrag „Deutschland als Industriestaat" das, was auch ich hoffe, als notwendiges Entwicklungsergebnis sicher zu erwarten: die Industriestaaten verlieren ein Volk nach dem andern als Kunden und sehen unangenehm überrascht ihre bisherigen Abnehmer einen nach dem andern als Konkurrenten auftreten. Schließlich können doch nicht alle Nationen Fabrikanten für andre sein wollen, denn sie werden keine Käufer mehr haben. Ackerbau und Gewerbe werden also einander wieder näher rücken und innerhalb der Volksgenossenschaft für einander arbeiten müssen. Erfindungsgeist, technisches Genie, Organisationstalent, die ein Jahrhundert lang fast nur der Industrie gedient haben, werden sich wieder der ursprünglichsten Produktion, der Bebauung des Bodens, mit größerm Vorteile und also vorzugsweise widmen. Welche Vervollkommnung, welche Erleichterung, welch ungeahnten Fortschritt uns dann vierzig, fünfzig Jahre bringen können, ist gar nicht auszudenken, wenn man sich klar macht, mit welcher Bequemlichkeit wir heute schon Kraft und Hände und jede Einrichtung überall hintragen können. Ich erinnere mich, einmal die Behauptung gelesen zu haben, daß bei gesteigertem Ackerbau ein Quadratmeter Boden genügen würde, eine Familie zu ernähren. Mag das auch übertrieben sein, aber daß uns das nächste Jahrhundert auf diesem Gebiete die Lösung von Problemen, die Antwort auf Fragen bringen wird, die wir heute noch nicht einmal aufwerfen können, ist höchst wahrscheinlich. Ein solcher Fortschritt in der Urproduktion aber, veranlaßt durch den Zwang der Not, die immer die große Lehrmeisterin gewesen ist, eröffnet glänzende Aussichten.

Weil das eine Fabrikantenvolk in wahnsinniger Konkurrenz das andre unterbietet, um von den Kundenvölkern möglichst viel Aufträge zu bekommen, ist die Industrie gezwungen, auf die Lebenshaltung ihrer Mitglieder, also der Fabrikleiter, der Beamten, der Arbeiter zu drücken. Eine Industrie aber, die schließlich nicht umhin kann, nach Deutschland Italiener, Tschechen, Polen, vielleicht nächstens Chinesen hereinzurufen, weil die „billiger" sind, d. h. weil sie verstehen, noch schlechter zu leben, und auf der andern Seite eine Landwirtschaft, der die Preise ihrer Erzeugnisse von den Raubbau treibenden Bauervölkern immer mehr heruntergedrückt werden, weil die die bezognen Industrie-

Digitized by Google

waren doch notwendigerweise mit ihren Erzeugnissen bezahlen müssen, eine Landwirtschaft, die keinem Kleinbauer mehr ein würdiges Dasein ermöglicht und die großen Besitzer zwingt, auch ihrerseits den deutschen Boden durch italienische, tschechische, polnische oder russische Feldarbeiter bebauen zu lassen, sind doch beide keine Ideale. Eine Landwirtschaft aber, die mit Leichtigkeit alle die Nahrungsmittel und Rohstoffe hervorbrächte, die nur irgend von der Gesamtheit aller Deutschen aufgegessen und verarbeitet werden könnten, eine Industrie, die diese Rohstoffe spielend in die Waren verwandelte, die die Gesamtheit aller Deutschen nur irgend zu verbrauchen vermöchte, eine deutsche Industrie, die an der deutschen Landwirtschaft, und eine deutsche Landwirtschaft, die an der deutschen Industrie einen Kunden fände, der alles aufnähme und bezahlte, was man ihm anböte, die würden wirklich „nationale Arbeit" leisten.

Sie würden aber auch ermöglichen, nicht nur daß jeder Deutsche in seinem, sondern auch das deutsche Volk frei und stolz im eignen Hause säße. Und wer wollte es dann daraus verdrängen? Welcher Nachbar wäre thöricht genug zu solchem Versuch? Es giebt keine Macht, die über dies deutsche Volk hinwegschritte, wenn es an der Grenze seines Reiches stünde, seinen Besitz zu verteidigen, wenn es die heute noch ungeahnte, hochentwickelte Wissenschaft, Technik und Kunst des Krieges, wenn es die Wut, die Begeisterung und die Klingen von Millionen und aber Millionen Freien hinter sich, von seiner Schwelle aus sagte: Das ist mein Haus!

John Brinckman

Von Ernst Brandes (Strasburg in Westpreußen)

(Schluß)

ie solche Geschichten und Persönlichkeiten zu behandeln sind, zeigt Reuter nicht bloß in seinen Läuschen un Rimels, sondern ganz besonders an der Figur seines Onkel Herse. Als in der Franzosentid Uhrmacher Droi (Droz) infolge seines unsinnigen Umherkutschirens mit Mamsell Westphalens Betthimmel von den Franzosen entdeckt und arretirt worden ist, fühlt sich der Ratsherr Herse bewogen, die Sache in seine Hand zu nehmen. Er kommt in aller Heimlichkeit, d. h. in voller Ratsherrnuniform, und mit der Losung: Sur Swinfleisch! in die Küche und dirigirt nach manchen bösen Zufällen und nach vielen Erwägungen die verängstigte Mamsell ganz unnötigerweise in ein Versteck auf dem Räucher-

Digitized by Google

boden; eigentlich hat freilich diesen guten Gedanken nicht er, sondern Fritz Sahlmann gehabt. Als er dann von dieser großen That heimkehrt, begegnet ihm der Müller Voß und bittet ihn, sein Fuhrwerk einstweilen in Sicherheit zu bringen. Bei diesem menschenfreundlichen Werke wird aber der conseiller d'état von den Franzosen gefaßt und gleichfalls eingesteckt. Diese wenigen Vorgänge zeigen Onkel Herse schon hinreichend: er ist in naivster Weise von der Wichtigkeit seiner Person und seiner Stellung durchdrungen und steckt, wie der Amtshauptmann Weber richtig sagt, seine Nase in jeden Quark, ohne daß dabei jemals etwas Vernünftiges herauskommt. Mit merkwürdiger Sicherheit trifft er allerdings nie den Hauptpunkt, sondern befaßt sich stets mit irgend einer Nebensache; so auch hier, wo ihm das Wichtigste, das Verschwinden des französischen Marodeurs, völlig gleichgiltig ist. Trotz all seiner Eulenspiegeleien gewinnen wir aber Onkel Herse lieb, weil er von Herzen gut ist und für seine Thorheiten doch immer büßen muß, besonders aber weil von ihm viel Humor ausgeht, unwillkürlicher und willkürlicher. Deshalb ist seine Person für das Ganze auch von der größten Wichtigkeit, denn sie steht zu den meisten andern Figuren in lustigem Gegensatz und dämpft zusammen mit Fritz Sahlmann überall den Ernst der Zeit und der Situationen. Das zeigt sich auch noch bei einer andern Gelegenheit, als Onkel Herse, Müller Voß usw. von dem „korsikanischen Lindwurm" nach Neubrandenburg geschleppt werden. Der Ratsherr fragt nach Mitteilung der bekannten Anekdote von Jahn und der Siegesgöttin auf dem Brandenburger Thore den Müller, was er sich bei den Mühlen denke? Darauf, daß alle als Feuerzeichen angesteckt werden müssen, wenn der Landsturm losbricht, kann der ängstlich Wegtretende natürlich nicht kommen. Onkel Herse aber fährt nach dieser kleinen Einleitung in seinen Phantasien fort und behauptet kurzweg, daß er jetzt vor dem König von Preußen stehen müßte, wenn er da sein sollte, wo er hingehörte: der König klagt ihm seine Geldverlegenheit, Onkel Herse verlangt bloß unbedingte Vollmacht im Handeln und ein Regiment Gardegrenadiere; dann befiehlt er die ganze Judenschaft zusammenzuholen und zwingt sie, die Hälfte ihres Vermögens auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern und vor den Stufen des Thrones niederzulegen. Das ist aber erst das Vorspiel; denn nun läßt er sich zwanzig Regimenter Infanterie, zehn Regimenter Kavallerie nnd alle entbehrlichen Kanonen geben, schlägt und hängt den Prinzen Eckmühl, fällt dann im Hannöverschen dem korsikanischen Wütrich in den Rücken — in'n Rücken fallen is de Hauptsak! — und macht in einer großen Schlacht 15000 Gefangne. Auf Napoleons Friedensanerbietungen geht er nicht ein, weil sein Gegner Rheinland und Westfalen, Elsaß und dreiviertel Lothringen nicht herausgeben will. Er faßt diesen dann aufs neue von hinten, läßt das erste Grenadierregiment das Bajonett fällen, das zweite Husarenregiment vorstürmen und nimmt durch diese einfachen Operationen den Kaiser, der sich zu weit vorgewagt hat, mit seinem ganzen Generalstabe gefangen. In Berlin aber lehnt er jede Gnade ab und bittet sich nur für seine Frau eine „lütte Pangsionirung" aus, wenn er als Stavenhagener Ratsherr vorzeitig sterben sollte.

Diese harmlosen Phantastereien sind zunächst deshalb von Bedeutung, weil sie offenbar mit den bekannten Peter Lorenzischen Lügengeschichten zusammenhängen, die sich in Mecklenburg der weitesten Verbreitung erfreuten und auch Reuter jedenfalls (wahrscheinlich schon während seiner Studentenzeit in Rostock 1831/32) zu Ohren gekommen waren: ein Hauptbeweis ist der in beiden

Digitized by Google

Geschichten betonte große strategische Gedanke, „in den Rücken zu fallen.“ Aber wie weiß Reuter im Gegensatz zu Brinckman diese Ungeheuerlichkeiten dichterisch zu verwerten! Er bringt sie nicht als selbständige Schnurren, sondern legt sie einer Person in den Mund, für die er durch den vorausgehenden Teil der Erzählung schon unsre ganze Teilnahme gewonnen hat. Am wichtigsten ist es aber, daß Peter Lorenz seine Geschichte als Thatsache mitteilt, während Onkel Herse nur in überschwänglichster Weise phantasirt und aus einer märchenhaft kühnen Voraussetzung mit abenteuerlicher Folgerichtigkeit alles mögliche ableitet. Er leidet dadurch keineswegs Einbuße, denn wir nehmen ihn ja nicht ernst und lachen nur über ihn; im Gegenteil, der Mann mit dem goldnen patriotischen Herzen und dem krausen Verstande wird uns fast noch lieber. Während also Brinckman, freilich mit großer Kunst, die ungeheuerliche Lügengeschichte eines Pseudomanen bloß nacherzählt, uns aber dessen Person eben des Stoffes wegen nicht näher zu rücken vermag, hat Reuter einen ganz ähnlichen Stoff zunächst in sich verarbeitet und ihn dann in einer neuen, von allen Anstößen gereinigten Form bei einer von seinen Personen verwertet, die wir schon liebgewonnen haben, und zu deren Charakter die anders gewandte Geschichte nun so vortrefflich paßt, daß unser Gefühl in keiner Weise verletzt wird. Hier zeigt sich der Unterschied von Talent und Genie.

Über den sogenannten historischen Roman und die historische Novelle kann man verschiedner Meinung sein. So viel Beifall aber auch diese moderne Dichtungsart in den weitesten Kreisen gefunden hat und bei sehr vielen noch immer findet: die strenge Kritik, die nur das Kunstwerk anerkennt, dürfte sich nur mit wenigen Novellen und noch wenigern Romanen einverstanden erklären. Wenn das aber schon für das Hochdeutsche gilt, das doch auf eine reiche litterarische Vergangenheit und auf einen durch lange Arbeit und große Meister trefflich ausgebildeten Stil blicken kann, um wieviel bedenklicher steht die Sache für das Niederdeutsche! Freilich haben sich die in Betracht kommenden plattdeutschen Dichter nicht allzuweit und meist nur bis in das verflossene Jahrhundert zurückgewagt; so Brinckman mit seinem „Uns' Herrgott up Reisen,“ einer Erzählung, die nur bedingungsweise hierher gehört, und die aus triftigen Gründen in die Auswahl auch nicht aufgenommen worden ist. Sie liegt uns in einer „neuen billigen“ Ausgabe vor, die die Verlagsbuchhandlung bequem dadurch hergestellt hat, daß sie der alten ein neues Titelblatt gegeben und außerdem noch eine sehr lobende Rezension hinzugefügt hat.

Zweihundert Jahre nach der Bartholomäusnacht (also etwa um 1770) geht unser Herrgott wieder einmal auf Reisen, um zu sehen, wie es auf der Erde steht. In Frankreich kann ihm die wüste Hirschgartenwirtschaft natürlich nicht gefallen. In Holland riecht es ihm zu sehr nach Eidammer Käse, grüner Seife, Teer, Pech und andern wenig erfreulichen Dingen, aber das lustige Leben auf dem Eise behagt ihm; in Hannover hat er seine Freude an dem schönen lutherischen Kirchenliede und an einer Predigt des alten derben Sackmann (der freilich schon 1718 gestorben ist), in Hamburg dagegen mißfällt ihm ebenso sehr eine Kanzelrede des Hauptpastors Göze. Schließlich kommt er, in Gedanken verloren, nach Jütland, wo ihn die schreckliche Sprache verletzt und alsbald nach Deutschland zurücktreibt. Er nimmt sein Nachtquartier auf dem Möllner Kirchhof, und zwar auf dem Grabe Till Eulenspiegels. Dort hat er eine längere Auseinandersetzung mit dem Teufel, der ihm überall nachgeschlichen ist, aus Angst, Seelen zu verlieren. Im zweiten und wichtigsten Teile

Digitized by Google

werden dann in mehreren Geschichtchen und Skizzen die mecklenburgischen Zustände geschildert, wie sie sich in diesem Lande ausgebildet haben, nachdem der Teufel mit „dat scharp Putzmetz von den dörtigjährigen Krieg, nahsten mit Korl Lepulten (Leopold) sin Russen un tauletzt noch mit den ollen Fritzen sin Hungerhark rinner wesen is.“ Bürgermeisterliche Überhebung und Tyrannei wird in der lustigen Geschichte von den drei katholischen Handwerksburschen gegeißelt, die durchaus ihre drei verwitweten Meisterfrauen heiraten sollen, sich dieser Zwangsversorgung aber mit List entziehen, nachdem sie der guten Stadt Teterow ihr Meisterstück, am Rathaus aufgehängt, zurückgelassen haben; dies besteht in einem sechs Fuß langen Hecht von Blech, der eine Messingglocke um den Hals trägt und damit boshaft auf eine alte, unangenehme Geschichte anspielt. Wir lernen dann ein mecklenburgisches Rittergut kennen, auf dem ein wackrer Rittmeister des siebenjährigen Krieges in patriarchalischer Weise waltet. Schließlich führt uns die Erzählung durch einen Wald, wo früher ein wohlhabendes, jetzt längst „gelegtes“ Bauerndorf gestanden hat, zu einem der letzten mecklenburgischen Lehnschulzen und in seinen engsten Familienkreis. Ein absonderlicher Charakter ist seine stolze Frau, die ihr nachgebornes und körperlich nicht ganz vollkommnes Zwillingspaar mißhandelt und dafür durch eine schreckliche Angst bestraft wird; aber Gott selber bringt Versöhnung und Liebe ins Haus. Der Schluß verbindet dann die Schicksale der Lehnschulzenfamilie und der des Rittergutes durch eine Heirat, klingt aber mit der Kinderlosigkeit der Nachkommen und mit dem Tode der alten Schulzenfrau wehmütig aus. Überhaupt ist der Humor Brinckmans in diesem Werke gering; er beschränkt sich fast nur auf die Person des Teufels und die Erlebnisse der drei Handwerksburschen. Über dem Ganzen liegt ein tiefer, religiöser und geschichtlicher Ernst, der noch durch die feierliche Stimmung der Weihnachtszeit und des Winters in vielen Kapiteln verstärkt wird. Auch kann man das Buch keinen Roman, nicht einmal eine Erzählung nennen; es besteht lediglich aus einer Reihe von mehr oder minder großen kulturgeschichtlichen Skizzen, die nur äußerlich durch die Person Gottes zusammengehalten werden, aber — für sich betrachtet — in ihrer Art meist vortrefflich sind. So fällt denn „Uns' Herrgott“ gegen den einzigen wirklichen historischen Roman, den wir im Plattdeutschen haben, gegen Reuters „Dörchläuchting“ ab. In diesem haben wir, was als conditio sine qua non von einem Roman verlangt werden muß, eine festgefügte, einheitliche Handlung, eine Handlung, die sich bei Reuter sogar in zwei Angeln bewegt. Es ist nämlich, wie schon aus der „Franzosentid“ hervorgeht, ein Kennzeichen der Reuterschen Technik und gleichzeitig ein leicht verständlicher Kunstgriff des humoristischen Dichters, zwei innere Pole zu schaffen, einen ernsten und einen komischen, und diese dann durch die Einheit der Gesamthandlung mit einander zu verbinden. So ist der ernste Mittelpunkt in „Dörchläuchting“ der Konrektor Apinus, der komische: Dörchläuchting selber; aus diesen beiden Charakteren wird — mit dem Einschlag der andern — die Haupthandlung gewoben. So erhalten wir eine meisterhafte Komposition, mag man sonst über „Dörchläuchting“ urteilen, wie man will, und besonders an der Karrikatur des Herzogs auch künstlerisch Anstoß nehmen. Auch das Zeitkolorit ist im ganzen gut und steht dem allerdings stärker aufgetragnen bei Brinckman wenig nach. Es offenbart sich also auch in Reuters „Dörchläuchting“ und Brinckmans „Uns' Herrgott up Reisen“ wieder der Unterschied zwischen Talent und Genie, freilich in andrer Weise als oben.

Digitized by Google

Aber Brinckman hat noch eine andre Erzählung geschrieben, die vielleicht eine historische Novelle genannt werden kann: „Höger up.“ Sie spielt zur Zeit jenes Herzogs von Güstrow, der von einer Frau sieben Söhne und sieben Töchter hatte, und der infolge seines allzuguten Lebens so dick geworden war, daß er „seinen Bauch in einem Handtuch über seinen Schultern tragen mußte, wenn er ihm nicht platzen sollte!“ Eine genauere Zeitbestimmung gewinnen wir durch die Erwähnung von Wullenwewers Enthauptung (1537). Der Held der Geschichte ist ein Findelkind, das ein Bauer bei Güstrow eines Tages hinter seinem Zaune entdeckt und barmherzigerweise mit seinen eignen Kindern aufzieht. So wächst der kleine Achim von Achter den Tun (Hinter dem Zaun), wie ihn der Dorfwitz nennt, zu einem stattlichen Gänse- und Schweinehirten heran. Als er dann aber einmal den dicken Herzog mit einem glänzenden Gefolge auf der Reiherjagd gesehen hat, erwacht in seiner Brust der Ehrgeiz; er entsagt seinem wenig aussichtsvollen Beruf und geht in die weite Welt: Höger up! An Känen is't gelegen (am Können liegt es). Freilich glückt es ihm in Lübeck als Landsknecht nicht; nach Wullenwewers Tode muß er den Potentatendienst aufgeben und schleunigst die Stadt verlassen. Aber daheim in Pustekow gefällt es ihm jetzt weniger denn je, und so zieht er am nächsten Morgen wieder von dannen, geradeswegs auf das hohe Herzogsschloß zu, das ihm aus der Ferne mit seinen vielen spitzen Türmen und seinen bunten Schornsteinen winkt. Da findet er an einem angeschwollenen Bache, der seinen Steg weggerissen hat, eine alte Zigeunerin. Voll Barmherzigkeit und Menschenliebe trägt er sie hinüber, und sie weissagt ihm dafür ein glänzendes Los, wenn er in den Jungferndienst gehen und sich sofort nach Güstrow begeben werde: um neun Uhr werde dort aus einem stattlichen Hause am Markt die liebliche Ratsherrntochter Marie Klävenow heraustreten, um gemäß der Prophezeiung der alten Zigeunerin ihren Zukünftigen zu sehen. Es kommt auch wirklich alles so, wie es die Alte vorhergesagt hat, nur daß schließlich Vater Klävenow, der einen maßlosen Gelddünkel hat, und auf den ein abgedankter Landsknecht natürlich keinen Eindruck machen kann, den unabläßig nach seiner Hausthür starrenden Achim unter Scheltworten fortjagt. So begiebt sich dieser denn schließlich in den großen Kaland, wo Güstrows Herrenbier, der wundervolle, aber gefährliche Kniesenack verzapft wird. Dort hört er von den am Nebentische schwatzenden Spießbürgern mancherlei, daß Dörchläuchten wieder einmal arg vom Zipperlein geplagt werde, und bei seiner Beleibtheit die Lebensgefahr diesmal besonders groß sei, daß der Herzog sich außerordentlich für Naturwunder interessire und in seinem Naturalienkabinett dergleichen sammle, und daß der Ratsherr Klävenow seinem Landesherrn den gröblichsten Bescheid erteilt habe, als dieser für seinen alten Leibarzt um die schöne Marie werben wollte: ob Durchlaucht wisse, was sein Reichtum bedeute? er möge selber als Freiwerber kommen und seinen schmuckſten Junker mitbringen, dann ließe sich vielleicht darüber reden. Inzwischen hat der Kniesenack das Seinige gethan und Achim in eine so mutige Stimmung versetzt, daß er beschließt, in das Haus seines künftigen Schwiegervaters zu gehen und sich der reizenden Marie zu unbedingter Verfügung zu stellen. Aber der Alte, der sich mit seiner Familie gerade beim Mittagessen befindet und für solche Liebenswürdigkeiten durchaus kein Verständnis hat, läßt ihn durch den Schließer Piehl über die Stadtgrenze bringen. Nachdem Achim seinen Rausch ausgeschlafen hat, sieht er am nächsten Morgen ein seltsames Naturspiel: am Rande eines Sees hat sich ein mächtiger

Digitized by Google

Hecht in die Schnauze eines Fuchses verbissen, der ihn zu fangen gedachte; beide können nicht von einander los. Nun fällt unserm Helden plötzlich ein, was er von den Güstrower Bürgern über den Herzog gehört hat. Er besorgt sich also einen Sack und zieht mit den Tieren nach dem Schlosse. Dort lassen ihn die beiden Hatschiere aber erst durch, nachdem er ihnen die Hälfte von seinem Lohn versprochen hat; ein Viertel muß er dann noch dem Kämmerling und den Rest dem gierigen Leibmedikus geloben, dessen Queckensuppe den Herzog diesmal durchaus nicht in den für seine Besserung so nötigen Schweiß zu bringen vermag. So wird Achim endlich vorgelassen und kann dem Herzog, der herzoglichen Familie und dem versammelten Hofstaat seine Merkwürdigkeit zeigen. Die Aufregung über dies wunderbare Zusammenkommen von Land und Wasser übt nun in der That die gehoffte schweißtreibende Wirkung, sie wird noch vermehrt, als der Hecht verendet und der jetzt freigewordne Fuchs in die großen Wandspiegel hineinrast, und sie erreicht schließlich ihren Höhepunkt, als sich Achim zum Lohne fünfundzwanzig auf den Buckel ausbittet. Nun kommt die Habgier der andern an den Tag, auf die pro Person je vier Hiebe mit dem Krückstock fallen; mit dem fünfundzwanzigsten aber wünscht Achim zum Ritter geschlagen zu werden, damit er um die Tochter des anspruchsvollen Ratsherrn werben könne. Der Herzog, dem das freie, entschlossene Auftreten, der Ehrgeiz und die Klugheit des stattlichen Jünglings außerordentlich gefallen hat, geht darauf um so lieber ein, als er so gleichzeitig eine vortreffliche Gelegenheit erhält, den übermütigen und groben Michel Klävenow empfindlich zu strafen. Nach seiner vollständigen Heilung begiebt sich denn Dörchläuchten mit glänzendem Gefolge in die Stadt und setzt natürlich bei dem längst von seinem bösen Gewissen geplagten Ratsmann alles durch, was er will, auch eine tüchtige Schröpfung des Geldsacks. Er selber aber verleiht dem jungen Achim von Voß das heimgefallene Rittergut Groß-Stutendorf als Lehen. Der neubackne Junker kann nun auch seine Pflegeeltern belohnen; er wird dann der Stammvater derer von Voß, die noch heute im Lande Mecklenburg sitzen.

Es handelt sich also, wie wir sehen, in der Hauptsache um die Stammsage eines alten Mecklenburger Adelsgeschlechts, das einen Fuchs im Wappen führt. Mit welcher Kunst hat aber der Dichter die sagenhafte Überlieferung behandelt! Zunächst das Zeitkolorit. Brinckman mußte hier aus verschiednen Gründen vorsichtig sein, und so hat er nur an einigen Stellen die ferne Vergangenheit leise angedeutet. Der Landsknecht, die Hatschiere, die mittelalterliche Pracht des Güstrower Herzogsschlosses und ähnliches geben der Erzählung dann die eigentliche Zeitfarbe; besonders versetzt uns das halb patriarchalisch gemütliche, halb despotische Verhältnis des Herrschers zu seinen Unterthanen weit fort aus der Gegenwart. Dörchläuchten selber ist ein kräftiger und tüchtiger Mann und auch mehr Regent als sein Reutersches Gegenbild. Dafür fehlt ihm allerdings dessen unfreiwillige Komik, die zu so vielen kostbaren humoristischen Szenen Veranlassung giebt. Denn die großartige Wohlbeleibtheit des Güstrowers und sein heilsames Schwitzen, das im Mittelpunkt des Ganzen steht, sind zwar komisch, aber doch noch mehr unästhetisch, oder um der plattdeutschen Sphäre in jeder Beziehung gerecht zu werden: mindestens sehr derbe humoristische Mittel. Die Erzählung und die Sprache sind behaglich und voll lustiger Wendungen im einzelnen. Aber dem Ganzen fehlt es an dem fortreißenden und alles durchdringenden Reuterschen Humor. Im übrigen ist das Läuschen vom Jungferndienst, wie Brinckman selbst seine Geschichte

Digitized by Google

zuletzt nennt, künstlerisch abgerundet; die Charaktere sind gut gezeichnet und anziehend. Besonders ansprechend ist die naive und kecke Glücksritternatur Achims, der durchaus höher hinauf will und auf wunderbarer Bahn wirklich leicht und rasch zum Ziele gelangt, wie es sonst nur im Märchen vorzukommen pflegt. Der Dichter hat eben mit großer Kunst über die halb sagenhaften, halb geschichtlichen Begebenheiten einen feinen Märchenglanz gebreitet, der dem Ganzen einen besondern Zauber verleiht. In dieser eigenartigen Tönung liegt die Hauptanziehungskraft und die Stärke der Brinckmanschen Erzählung, die sich mit Reuters Roman schwer vergleichen läßt, aber den Reuterschen Vorzügen gegenüber doch auch ihre Vorzüge hat.

An „Höger up" reiht sich als gleichwertig die freilich ganz anders beschaffene letzte Geschichte des Sammelbandes: De General-Reeder. Sie wird einem wackern alten Schiffskapitän, Martin Heuer, in den Mund gelegt, der zusammen mit seinen Söhnen in einer Gartenwirtschaft Rostocks an der Warnow sitzt und seinem sehr zerstreuten Sohn Heinrich, einem jungen Kapitän, einige gute Lehren auf seine nahe bevorstehende Seefahrt mitgeben will. Ziemlich unvermittelt fragt er ihn, wer seine Reeder seien, und dann: wen er als General-Reeder habe? Von einem solchen weiß sein Sohn natürlich nichts, und so macht er ihm denn diesen Begriff klar, wie er sich in dem Kopfe des armen, irrsinnigen Humpel-Davids gebildet hat, eines frühern Seemanns, der bei Trafalgar aus dem Mastkorb gestürzt ist. Die eignen Lebensschicksale Martin Heuers erläutern ihn zugleich.

Weitausholend beginnt der Kapitän mit dem Jahre 1807, wo er, durch die Kontinentalsperre gezwungen, eine Stellung in Kopenhagen suchte und bald der kaufmännische Bevollmächtigte (Superkargo, Kargadür) auf der Fregatte des dänischen Großkaufmanns Maßfelt wurde. In Gotenburg, damals einem Hauptstapelplatz des Handels, lernt er die Nichte einer deutschen Pastorenwitwe kennen und lieben; nach seiner Heirat stellt er sie auch seinem Prinzipal in Kopenhagen vor, der das Ehepaar zusammen mit seiner vornehmen Gattin liebenswürdig und großartig aufnimmt und seinem jungen Superkargo durch die Aussicht auf eine Kommandite und die gemeinschaftliche Firma: Maßfelt und Heuer den Kopf verdreht. Im Tiergarten trifft das junge Paar dann einen alten Schulkameraden Martens, Gustav Schwank, der nirgends recht Glück gehabt hat, und dem es augenblicklich besonders schlecht geht. Der mitleidige Heuer hilft ihm aus allen Verlegenheiten und bringt ihn schließlich noch am Gotenburger Zollamt in einer guten Stellung unter: die 300 Thaler, die er für Schwank nach und nach ausgelegt hat, soll dieser während Martins Seereise an seine Frau zurückzahlen. Aber der gerät bei seiner Haltlosigkeit bald wieder in leichtsinnige Gesellschaft und denkt gar nicht daran. Ja noch mehr. Als der gutmütige Heuer nach fast dreivierteljähriger Abwesenheit endlich zurückkehrt und den Säumigen mahnt, schickt ihm Schwank einen nichtswürdigen Brief, der mit der Mahnung schließt, nie etwas gutes zu thun, damit ihm nichts böses widerfahre. Inzwischen hat aber auch Maßfelt Bankerott gemacht und sich erschossen, sodaß Heuer von seinen bedeutenden Ersparnissen jetzt so gut wie nichts besitzt. Er geht darum nach Rostock zurück, wo sein alter, schon lange kranker Vater bald stirbt und ihm und seinen beiden Schwestern ein kleines, für damalige Zeiten nicht unbedeutendes Vermögen, über 5000 Thaler, hinterläßt. Mit diesem beschließt Martin eine Brigg zu bauen, die 14000 Thaler kosten soll. Er bringt auch bis auf die letzten vier

Digitized by Google

Vierundsechzigstel bald alle Schiffsparten unter; diese übernimmt auf besondern Wunsch ein andrer früherer Schulkamerad Heuers, der Agent Möpper, der seinen Freund mit der Zahlung allerdings dauernd im Stich läßt und ihn schließlich veranlaßt, die immer noch fehlenden 800 Thaler auf halbjährlichen Wechsel bei einem weißen Juden, dem Hofrat Brümmer, zu entleihen. Als der letzte Zahlungstermin herankommt, ist Möpper verschwunden, und Martin befindet sich in der größten Verlegenheit: das Schiff soll in zwei Tagen unter den Hammer kommen. Da greift Davids Generalreeder ein und führt dem verzweifelt auf seiner fertigen Brigg herumwandernden wie von ungefähr den wohlhabenden Reiferältesten Bahl zu, dem es aus bestimmten Gründen ein ganz besondres Vergnügen macht, die hinterlistigen Pläne des wucherischen Hofrats zu durchkreuzen. Sechzehn Jahre später spürt Heuer in London noch einmal das Wirken des Generalreeders. Unmittelbar vor seiner Abfahrt stürzt sich eines Abends ein Mann auf sein Schiff und springt von dort aus ins Wasser; sein Leichnam wird am nächsten Tage hinten an einem herausgetretnen Spiker (dicken Nagel) hängend gefunden: es ist der tote Gustav Schwank. Gleichzeitig wird aber auch ein größerer Schaden am Ruder festgestellt und ausgebessert. Wäre das nicht geschehen, so würde die Brigg auf der ganz besonders stürmischen Heimfahrt elend zu Grunde gegangen sein. Ein ähnliches Ende wie Schwank findet Möpper, der — wie Brinckman sagt — zuerst den Hochmut und die Dummheit und schließlich den Rum zu seinem Generalreeder gemacht hat: er stirbt als Straßenkehrer. Den Halsabschneider und Hofrat Brümmer, dessen Generalreeder zeitlebens der Mammon gewesen ist, krümmt die Gicht in schrecklicher Weise zusammen.

Dieser Schluß zeigt aufs deutlichste die Tendenz der ganzen Erzählung, in der sich gut und böse scharf gegenüber stehen: der Brave wird belohnt, der Schlechte oder Leichtsinnige bestraft. Der Gedanke ist ja nicht ganz neu, wird aber auf eine gute Charakteristik gegründet und dann dem Hauptgedanken und Leitmotiv des Generalreeders untergeordnet. Ergreifend ist es, daß diese Idee dem Kopf eines Geisteskranken entsprungen ist, schön dann aber auch ihre Nutzanwendung auf menschliche Verhältnisse und die Durchführung bis ins einzelste. Wir haben hier wieder eine vortreffliche Komposition, ähnlich wie in „Höger up," ja eigentlich ist im „Generalreeder" die Gliederung noch feiner und geschlossener, denn daß einzelne Szenen und Charaktere etwas breiter und stärker herausgearbeitet sind, thut dem ganzen keinen Eintrag; ich verweise namentlich auf die Szenen bei Maßfelt, im Kopenhagner Tiergarten und in der schwedischen Konditorei, bei denen der Dichter auch ihrer Fremdartigkeit wegen gern länger zu verweilen scheint. Eingehend sind auch die Charaktere Schwanks, Möppers und besonders Brümmers behandelt. Diesen höchst zweifelhaften Menschen hat Brinckman in mehreren längern Reden mit großer Lebenswahrheit gezeichnet und ihn ähnlich charakterisirt wie Reuter in seiner Stromtid den Advokaten Sluf'uhr. In den paar Auftritten, in denen Brümmer eine Rolle spielt, liegt denn auch ein gewisser Humor, wenn von einem solchen im „Generalreeder" überhaupt die Rede sein kann, und eine gewisse Komik, eine Komik, die auf der eigentümlichen Redeweise des Hofrats und seiner schließlichen Enttäuschung beruht: dat Brüden geiht üm, ungefährlicher allerdings als in Voß und Swinegel. Sonst ist die ganze Erzählung, abgesehen von Kleinigkeiten, durchaus ernst gehalten, wie es schon das Thema fast bedingt. Das ist auch kein Fehler. Eher fällt auf, daß die Geschichte etwas

Digitized by Google

zu stark nach Moral schmeckt. Sie ist freilich tief durchdacht, aber eben bewußter als die harmlosere und naivere Märchenerzählung „Höger up.“ Immerhin sind die Vorzüge des „Generalreeders“ nicht zu unterschätzen, und wer sich daran macht, wird diese moralisch-teleologische Novelle sicher mit Genuß lesen.

Wir kommen nun zu Brinckmans Hauptwerk, seinem einbändigen Roman „Kasper-Ohm un ick,“ dessen vierzehn Kapitel sich in zwei allerdings ungleiche Teile gliedern. Die einzelnen Ereignisse fallen nach Brinckmans Angaben in das erste Jahrzehnt dieses Jahrhunderts (1800 bis 1807), aber in die erste Hälfte sind doch auch Jugenderinnerungen des Dichters verwoben, sodaß der Roman oft etwas memoirenhaftes gewinnt. Dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, daß die ganze Erzählung dem Onkel Andrees (Andreas) in den Mund gelegt wird, auf den sich dann auch das „ick“ des Titels zunächst bezieht. Er ist der Neffe Kasper-Ohms, eines alten Schiffskapitäns und Rostocker Originals, das trotz mancher Eigenarten und Schwächen jedenfalls auf einer viel höhern Stufe steht als der gewerbsmäßige Aufschneider Peter Lorenz. Freilich erzählt auch Kasper-Ohm bedenkliche Geschichten von dem fliegenden Holländer und von Batavia nicht bloß seinem Genossen Jochen Jansen, sondern sogar seinem eignen Großherzog Friedrich Franz, der dieses Seelatein übrigens mit dem größten Humor aufnimmt. Er hat außerdem auch ein gewaltiges Selbstgefühl, und das spricht sich in naiver Weise gleich in der dritten Geschichte aus. Er beschwert sich dort bei seinem Schwager, daß sein Neffe nicht gegrüßt habe, als er an seiner Wohnung vorbeigegangen sei; Andrees hat den auf seinem Armstuhl am Ofen sitzenden Onkel allerdings nicht sehen können, aber das macht nichts aus — der Jonge hett eben keenen Respekt vör dat Hus! Köstlich ist auch das längere Kapitel vom feinen „Taktus,“ wo der Oheim seinem Neffen an einem praktischen Beispiel klar machen will, wie man schwierige Fälle „mit Maneer“ anzufassen habe. Kasper-Ohm versteht sich eben auf alles, wie er mehrfach glattweg behauptet, sogar auf Ochsen und deren angebliche Fehler. Daß er mit seinem erhabnen Selbstgefühl aber auch manchmal stark Schiffbruch leidet, beweist die Geschichte vom Fuchswallach; hier geht das Pferd dem anmaßlichen Reiter einfach durch und wirft ihn ohne Umstände schließlich in den Mühlenteich. Besser läuft die Fahrt von Doberan nach Barnstorf ab, wo unser Held den vollständig betrunknen Kutscher Hanne Düwel ersetzt und nun so darauf losjagt, daß er allerdings zur rechten Zeit bei seinem Bruder ist, aber auf Kosten der Pferde. Kasper-Ohm hat entschieden Thatkraft und Mut, aber er hat auch gesunden Menschenverstand, wie „Dat Examen“ zeigt. Hier hält er dem Professor Knallerballer, der auf seinen Wunsch Andrees aus dem Stegreif und beim Frühstück examinirt, nicht ohne Berechtigung vor: „Er fröggt (fragt) em jo ümmer, wat er nich weet; wenn Er to examineeren versteiht, so frag Er em mal, wat er weet.“ Sein eignes Examen geht nun freilich von diesem Grundsatz aus, bezieht sich aber mit unbewußter Komik auch nicht auf Schulgegenstände, sondern auf Schiffssachen. Daß sich übrigens der derbe Kapitän mit seinem Nachbar, dem urgelehrten Knallerballer, anfangs so gut steht, beruht auf der tiefen Achtung, die der wenig gebildete doch im Grunde vor aller Wissenschaft hegt. Freilich darf sich diese keine Blößen geben, wie es bei dem sächsischen Professor leider in der drolligen Naphthageschichte vorkommt. Als Knallerballer dann aber gar den durchaus nicht zweifellosen Andrees Frachtfuhrmannsjunge schilt, geht die Freundschaft vollständig in die Brüche.

Digitized by Google

Denn durch dieses unschöne Wort wird das große Standes- und Selbstbewußtsein des wackern Kapitäns aufs tötlichste mitverletzt. Wie wenig der Neffe sonst den Schutz seines Onkels verdient, zeigen seine zahllosen Streiche vom Höltendrätick (einem Spiel mit Nüssen) und Appelhüschen (Äpfelgehäuse) an bis zur Schlittenfahrt und dem Pfingstmarkt mit seiner gefährlichen Schlacht bei Abukir. Die Ausführlichkeit ihrer Behandlung zeigt das persönliche Interesse, das der Dichter an ihnen nimmt: es ist eben seine eigne Jugend, die er hier schildert, mit all ihren Tollheiten und Thorheiten, mit ihren Jugendstreichen und Jugendeseleien; es ist das brave Alt-Rostock, reich an biedern Bürgern und mit einem fröhlichen Nachwuchs gesegnet. Wer selbst einmal jung gewesen ist, fühlt sich bei diesen prächtigen Schilderungen oft in sein eignes Jugendparadies zurückversetzt; er kann auch den Gegensatz begreifen, in dem das überstudirte und verzärtelte Muttersöhnchen Eucharius Knallerballer zu diesen frischen Schlingeln steht.

Die Probe auf die übermütigen Knabenstreiche ist dann der zweite, kürzere Teil, der in der Franzosenzeit spielt und in dem der stattlich herangewachsene Andrees zusammen mit seinen Genossen zeigt, daß sie wirklich Mark haben, und daß ihre frühern Tollheiten lediglich aus einem Überschuß von Kraft entsprungen sind. Es handelt sich dort um die Befreiung des wackern Tambourmajors Bouton, der sich an einem Hauptmann vergriffen hat, als er einen bei Andreesens Mutter einquartierten Trompeter wegen ausgesuchter Bosheit strafte und dafür von jenem Offizier mit der flachen Klinge geschlagen wurde. Mit List und großer Umsicht bringen die kühnen, thatkräftigen Burschen den Franzosen aus dem alten Zwinger heraus und rudern ihn dann über die See nach Falster. In andrer Weise hat es vor Anwendung dieses letzten Mittels Kasper-Ohm versucht, den ihm sehr lieb gewordnen „Monsüre Butong" loszubekommen; aber sein Geld und die komische Art, es anzubieten, versagt vollständig. Immerhin lernen wir bei dieser Gelegenheit sein gutes Herz und seine Aufopferungsfähigkeit kennen. Er kommt dann bei den Franzosen unschuldigerweise sogar in den Verdacht, bei der Befreiung des Tambourmajors mitgewirkt zu haben, und wird arretirt. Aber nun geben sich Andrees und seine Genossen mit hochherziger Offenheit selber an und hören schließlich, daß Bouton auf besondern Wunsch Murats von Napoleon begnadigt worden ist. In das Ganze spielt eine unschuldige kleine Liebesgeschichte zwischen Andrees und seinem Bäschen Grete, der Tochter Kasper-Ohms hinein; aus einem anfangs mehr kameradschaftlichen Verhältnis entwickelt sich nach und nach eine Zuneigung, die am Ende auch zur Hochzeit führt.

So gut sich aber auch der Roman im einzelnen liest, besonders mit der drastischen und höchst originellen Sprechweise Kasper-Ohms, den größern Werken Reuters gegenüber verliert er doch, denn es fehlt ihm vor allem die bewundernswerte Geschlossenheit der Komposition der „Stromtid" und noch mehr der „Franzosentid." In „Kasper-Ohm un ick" ist alles nur lose aneinandergereiht; wir werden bald mit diesem Charakterzug oder der Seltsamkeit des Titelhelden bekannt gemacht, bald wird uns der oder jener Schwank und Streich von Andrees und Genossen erzählt. Die Brücke, die dann zum zweiten Teil hinüberführt, ist ziemlich schwach; man empfindet auch hier wieder das Episodenhafte, das ein Merkmal des Ganzen ist, obgleich diese zweite Hälfte an und für sich eine Einheit bildet und in ihrer Komposition jedenfalls der gelungenste Teil des Romans ist. Diese „Franzosentid" Brinckmans würde deshalb

Digitized by Google

der Reuterschen an Wert ziemlich gleich kommen, wenn der Schluß nicht wäre: die Begnadigung Boutons, die eigentlich nur für Kasper-Ohm von Bedeutung ist. Man hat das Gefühl, als ob das ganze mühselige Befreiungswerk umsonst gewesen wäre und dem entschlüpften Tambourmajor fast mehr geschadet als genützt hätte. Denn wir hören nichts weiter von ihm und wissen deshalb auch nicht, wo er bleibt, und was aus ihm wird. Übrigens ist dieser menschenfreundliche Franzose eigentlich die angenehmste Figur in dem ganzen Roman; die andern Charaktere sind entweder zu skizzenhaft, um eindringlicher zu wirken, oder noch zu unreif und unentwickelt, wie z. B. Andrees, der erst im zweiten Teil wirklich unsre Teilnahme gewinnt. Die einzige Ausnahme bildet Kasper-Ohm, der ja ein ganzer Mann ist, aber ein zu selbstbewußter. Es fehlt ihm die Seele Bräsigs und die Tiefe des Humors, die fast alle komischen Gestalten Reuters auszeichnet. Brinckman ist im Grunde seines Wesens zu ernst und kann deshalb das derbe niederdeutsche Holz, aus dem auch er seine Figuren schnitzt, nicht mit demselben liebenswürdigen und anziehenden Geist beleben wie Reuter.

Es bleibt noch übrig, Brinckmans Sprache kurz zu charakterisiren. Reuter sagt einmal, Mecklenburg atme durch die beiden ungleichen Lungen Rostock und Wismar, und deutet damit auf den früher bedeutenden Handel in diesen beiden Städten hin. Brinckman ist nun ein Rostocker Kind und noch dazu der Sohn eines Reeders gewesen; kann es da Wunder nehmen, daß die besondre Ausdrucksweise der Seeleute, so wie er sie von Jugend auf hörte, die Grundlage seiner Schriftsprache geworden ist? Er hat außerdem gerade die drei von seinen Geschichten, die in Kapitänkreisen spielen, in seinem geliebten Rostocker Platt abgefaßt, das von der allgemeinen Landessprache mancherlei Abweichungen zeigt und durch seine Häufung von Schifferausdrücken selbst dem Kenner des Niederdeutschen oft Schwierigkeiten bereitet. Das mag denn auch der eine Grund sein, weswegen sogar Vollblutmecklenburger nicht selten Brinckman bemängeln und schwerer verständlich finden. Das Volk im allgemeinen, d. h. das platte Land — denn Mecklenburg hat doch stets überwiegend eine Ackerbau treibende Bevölkerung gehabt —, hat eben gemäß seinem Beruf andre Gewöhnungen und andre Vorstellungskreise. Brinckmans Sprache kann ihm deshalb nicht so verwandt und so lieb sein wie die Reuters, der sich als Sohn einer kleinen, mit der umwohnenden Landbevölkerung fast verwachsenen Stadt von klein auf in dem Vorstellungskreis der Landleute bewegt und aus diesem heraus geschrieben hat. Kräftig und echt ist Brinckmans Plattdeutsch allerdings; es ist auch frei von der „Sentimentalität," die man Reuter so oft vorwirft, ohne zu bedenken, daß er von der hochdeutschen Art zu denken und zu fühlen ausgehen mußte, und daß die Kunst seiner Darstellung eben in der meisterhaften Verschmelzung plattdeutscher und hochdeutscher Eigentümlichkeiten besteht. Wie hätte auch ein plattdeutscher Schriftsteller schreiben sollen, wenn er sich nicht die Errungenschaften des besondern hochdeutschen Stils, seinen feingegliederten Satzbau u. a. hätte zu nutze machen dürfen? Brinckman thut das so gut wie die andern in ausgiebigster Weise, und mit Recht. Seine klare und schöne Darstellung zeigt auch einen Meister der Sprache. Daß er die Ausrufungssätze liebt und oft (z. B. in Uns' Herrgott up Reisen) in ermüdender Fülle bringt, ist eine Eigentümlichkeit von ihm, wenn auch keine sehr anmutende. Dafür entschädigt aber vieles andre. Wir wollen es auch nicht tadeln, daß sich das Platt des „Vagel Grip" in einzelnen Kleinigkeiten

Digitized by Google

an das Holsteinische Klaus Groths anlehnt. Bedenklicher sind plattdeutsche Bildungen wie Entschleetung = Entschließung und üterst = äußerst; so spricht kein Mecklenburger. Überdies sind diese Umformungen nicht einmal glücklich. Da hat Reuter — dem natürlich auch manches nicht gelungen ist, z. B. upraapen = aufraffen — mit dem Worte Tiding für Zeitung einen viel bessern Wurf gethan: diese Neubildung zeigt echt plattdeutsche Bestandteile und wird sich mit der Zeit wohl einbürgern.

Brinckmans Vorliebe für den Seemann und seine Sprache hängt mit dem größern Ernst seiner ganzen Natur zusammen. Wie der auf dem Meer von steter Lebensgefahr bedrohte Schiffer weniger zum Humor neigt als der sorgenfreiere Landmann, so hat auch Brinckman nicht die fröhliche Laune Reuters. An sich erwächst natürlich dem Dichter aus seiner ernstern Anlage kein Vorwurf, zumal wenn sie so schöne und tiefe Schöpfungen hervorbringt wie den „General-Reeder“ und viele Gedichte des „Vagel Grip.“ Andrerseits muß freilich zugestanden werden, daß das Plattdeutsche seiner Natur nach mehr zum Lustigen und Komischen neigt, und daß deswegen der Humor einen breiten Raum in allen niederdeutschen Schriftwerken einnehmen sollte. Auch Brinckman hat ja Humor, echten Humor, aber doch nicht in dem Maße wie Reuter: und das ist der zweite Grund, weshalb er bei seinen Landsleuten und in weitern Kreisen weniger bekannt und beliebt geworden ist. Den meisten ist Brinckman zu ernst. Es mag sein, daß auch das wirklich urteilsfähige Publikum durch Reuter verwöhnt worden ist; jedenfalls hat es den Humor sehr bald als notwendigen Bestandteil der plattdeutschen Prosa empfunden und verlangt. Reuter hat eine Beweglichkeit der Phantasie und einen überquellenden Humor, wie wir es in dieser Vereinigung kaum bei einem andern Dichter wiederfinden: er überschüttet uns mit köstlichen Einfällen, wie jener wunderliche alte Mann des Rückertschen Gedichts, der aus den Falten seiner Kleidung allerlei bunten Tand und herrliche Spielsachen schüttelt. Man schlage eine beliebige Seite der „Franzosentid“ oder der „Stromtid“ auf, und man wird sich davon überzeugen. Dagegen ist Brinckman fast schwerfällig. Er scheint freilich immer hohe Anforderungen an sich selbst gestellt zu haben, aber man merkt ihm doch auch an, daß er langsamer schafft. Es fehlt ihm die große, lebendige Gestaltungskraft und das Temperament Reuters. Einzelne von seinen kleinern Sachen sind ihm ja meisterhaft gelungen, wie denn überhaupt in der kleinen Erzählung oder Novelle seine Stärke liegt. Aber zu größerm reicht seine Kraft nicht ganz aus.

Also nicht deswegen, weil er zu spät gekommen ist, und weil ihn das Leben gehemmt hat, ist Brinckman weniger berühmt geworden als Reuter, sondern weil er ein andrer war und — ein geringerer. Reuter hat nicht nur mit größerer Zähigkeit und mit einer fast unverwüstlichen Kraft noch traurigere Verhältnisse wenigstens soweit überwunden, als es ihm möglich war: er hat sogar während des unablässigen bösen Kampfes mit sich selber einen Reichtum dichterischer Gaben entfaltet, wie sie in dieser Anmut, Stärke und Unerschöpflichkeit selten gefunden werden. Aber neben ihm darf Brinckman als ein Stern zweiter Ordnung gelten. Höher freilich können wir ihn trotz seiner Vorzüge nicht schätzen, obwohl ihn andre, z. B. Seidel und Trojan, Reuter gleichstellen möchten. Eine solche Beurteilung kann ihm nur schaden, weil der Leser dann mit Ansprüchen an seine Werke herantritt, denen er nicht gerecht zu werden vermag. Deshalb bin ich auch in der Gegenüberstellung der beiden Mecklen-

Digitized by Google

burger so ausführlich gewesen: ich wollte Brinckman geben, was ihm gebührt, aber auch Reuter, was ihm gebührt. Die Vorzüge, die Brinckman neben seiner wahrlich nicht geringen künstlerischen Gestaltungskraft hat: seine Gediegenheit und Tiefe, seine Gesundheit und Sittlichkeit, und auch sein Humor werden ihm bei allgemeiner gerechter Beurteilung stets einen Ehrenplatz sichern: nennt man die besten Namen der plattdeutschen Litteratur, so wird auch der seine genannt werden. Ihn und Reuter aber können wir in Anlehnung an ein schon angeführtes Zitat als die beiden ungleichen Lungen bezeichnen, durch die Mecklenburgs plattdeutsche Litteratur atmet. Beide Dichter verkörpern außerdem in ihrer Ungleichheit die Land- und die Seebevölkerung ihrer Heimat; und damit ergänzen sie sich gegenseitig.*)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Beruf der Rekruten. Der bairische Landtag hatte bei der Etatsfestsetzung für 1896/97 an die Regierung das Ersuchen gestellt, eine Statistik darüber zu veranlassen, welchen einzelnen Berufsständen der Bevölkerung die bei der alljährlichen Aushebung als tauglich oder als untauglich Befundnen angehören. In dem neuesten Heft der Zeitschrift des königlich bairischen Statistischen Bureaus (Sonderdruck) wird das Ergebnis dieser Statistik für das Ersatzgeschäft 1896/97 veröffentlicht, und es sind daraus folgende interessante und auf den ersten Blick überraschende Zahlen zu entnehmen. Es kommen nämlich von je 100

	männlichen Einwohnern überhaupt	vorgestellten Gestellungspflichtigen	ausgehobnen Rekruten
auf die Landwirtschaft usw. .	44,8	40,9	40,2
auf die Industrie usw. . . .	34,2	45,7	49,3
auf den Handel und Verkehr .	8,8	7,3	6,4
auf sonstige Berufsarten . .	7,7	6,4	3,9
auf Personen ohne Beruf . .	4,5	0,6	0,2
	100,0	100,0	100,0

Während also die Industrie von den männlichen Einwohnern überhaupt nur 34,2 unter 100 stellt, die Landwirtschaft aber 44,8, stellt die Industrie von den gestellungspflichtigen jungen Leuten unter 100 schon 45,7 und die Landwirtschaft nur 40,0, und von den ausgehobnen Rekruten vollends gehören unter 100 der

*) Man braucht Brinckmans Sache noch nicht verloren zu geben, obgleich seine Werke wenig gekauft werden. In drei Jahren werden sie frei: wenn dann eine rührige Verlagsbuchhandlung eine vollständige Sammlung der Brinkmanschen Schriften in einer nach Reuter umgeschriebnen Orthographie herausgäbe, könnte sein Name noch recht wohl zu allgemeiner Anerkennung gelangen. Freilich müßte dann auch sein Nachlaß und mehreres andre herangezogen werden, was Brinckman hie und da veröffentlicht hat.

Digitized by Google

Industrie 49,3 und der Landwirtschaft 40,2 an. Es ist aber zu bedenken, daß von den am Vorstellungstage der Industrie zugerechneten Gestellungspflichtigen zweifellos eine nicht unbeträchtliche Anzahl aus der Landwirtschaft hervorgegangen ist, während ein Übergang von der Industrie zur Landwirtschaft so gut wie gar nicht anzunehmen ist. Man kann deshalb aus diesen Zahlen keineswegs ohne weiteres folgern, daß die Industrie wirklich verhältnismäßig mehr brauchbare Rekruten stelle als die Landwirtschaft, aber sie machen es doch immerhin wahrscheinlich, daß das wieder einmal hoch in die Mode gekommne Gerede von den überaus großen Vorzügen jedes Bauerndaseins vor dem Stadtleben zum guten Teil auf Übertreibung beruht. In einem Aufsatz in der „Nation" hat auch Professor Brentano diese Wahrscheinlichkeit scharf, sogar zu scharf hervorgehoben. Er hat sich dabei leider nicht mit den bairischen Zahlen von 1896/97 begnügt, deren beschränkte Beweiskraft er natürlich nicht verkannt hat, sondern auf Grund der zur Verfügung stehenden Zahlen über die Aushebungsergebnisse in den übrigen Gebietsteilen des deutschen Reichs ein Bild davon zu gewinnen gesucht, in welchen „Bezirken," den vorwiegend agrarischen oder den vorwiegend industriellen, die größere Zahl brauchbarer Rekruten pro Quadratkilometer ausgehoben wird. Das Ergebnis, zu dem er gelangt ist, und das er „wahrhaft überraschend" nennt, faßt er dahin zusammen, daß nicht nur das Gegenteil der bisherigen Behauptung — die landwirtschaftlichen Bezirke stellten hauptsächlich die brauchbaren Rekruten — (Sering usw.) richtig sei; es sei sogar in einem Maße richtig, das alle Erwartungen übertreffe. Von den 759 986 Mann, die in den drei Ersatzjahren 1893/94 bis 1895/96 in Armee und Marine eingestellt worden seien, stammen nicht weniger als 512 041 aus Gegenden mit überwiegend Industrie und Handel treibender Bevölkerung. Nicht einmal mehr ganz ein Drittel stammen aus überwiegend agrarischen Distrikten. Während im deutschen Reiche auf 1000 Quadratkilometer im Durchschnitt 468,6 ausgehobne Mannschaften kommen, wird dieser Durchschnitt in keinem einzigen überwiegend agrarischen Bezirk erreicht außer im Schwarzwaldkreis und Koblenz, wo das Übergewicht der agrarischen Bevölkerung auf dem Parzellenbesitz beruht, der sich bei unsern modernen Agrarreformern fast eben solcher Abneigung wie die Industrie erfreut. Die deutsche Armee und Marine „rekrutirt" sich also heute zu mehr als zwei Dritteln nicht aus überwiegend agrarischen, sondern aus überwiegend Industrie und Handel treibenden Bezirken! Daß das, was hier Brentano sagt, an sich richtig ist, zeigen die von ihm in der „Nation" beigebrachten Zahlen in der That. Aber freilich reicht ihre Beweiskraft ebenso wenig wie die der bairischen Zahlen über die Sachlage am Vorstellungstage hinaus, sie hat nichts zu thun mit der eigentlichen Herkunft, mit der Zuwanderung der Leute aus landwirtschaftlichen Bezirken in die industriellen, mit dem Übergang vom landwirtschaftlichem Beruf zum industriellen. Vor allem aber zeugt doch nicht die Bodenfläche die Rekruten, sondern die Menschen, die darauf wohnen, thun es. Nun sind in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung (Nr. 363) die Brentanoschen Zahlen einer Kritik unterworfen worden, die in der Sache zweifellos berechtigt ist. Es heißt da: „Brentano ordnet die größern Verwaltungsbezirke im Reiche nach dem Gesichtspunkte, ob sie mehr industrielle oder mehr landwirtschaftliche Bevölkerung haben, und zeigt dann, daß die vorwiegend industriellen Bezirke mehr Rekruten stellen als die vorwiegend agrarischen — wenn man das Ergebnis auf 1000 Quadratkilometer Fläche berechnet. Damit hat er also bewiesen, daß dicht bevölkerte Gegenden, zu denen die industriellen immer gehören, auf die Flächeneinheit mehr Rekruten stellen als dünn bevölkerte —

Digitized by Google

aber auch weiter nichts! Das berührt die Frage, die man beantwortet haben möchte, gar nicht. Man darf also bis auf weiteres noch annehmen, daß die Landwirtschaft gesündere Menschen und also auch relativ mehr und tüchtigere Rekruten liefert als die Industrie.“ Werden die neumodischen Wirtschaftspolitiker wegen unvorsichtiger Schlußfolgerungen aus einer Handvoll neu gruppirter Zahlen einmal auf die Finger geklopft, so kann das nichts schaden, weder bei den Münchnern noch bei den Berlinern, aber die Brentanoschen Zahlen für das Reich, so ungeschickt die Berechnung auf den Quadratkilometer auch aussieht, zusammen mit den oben mitgeteilten bairischen Zahlen müssen jeden vorsichtigen Statistiker und Wirtschaftspolitiker veranlassen, sich von jetzt an dem Glauben an die hygienische Vortrefflichkeit der bäuerlichen Idylle skeptischer als bisher gegenüber zu stellen. Sollte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung über diese Kritik Brentanos hinaus den Berliner Bauernrettern und ihren dem agrarischen Schwindel trefflich zu gute kommenden maßlosen Übertreibungen des Bauernelends und der Bauernherrlichkeit, wie es gerade paßt, gegen den berechtigten Vorstoß, den die Münchner gegen dieses Treiben machen, zu Hilfe kommen wollen, so stehen wir mit unsern auf hinreichende eigne Erfahrungen im Osten Deutschlands gegründeten Sympathien auf der Münchner Seite, so sehr wir dem Baier einen kräftigen Dämpfer gönnen, wo er, was oft vorkommt, über die Schnur schlägt.

Zur Agrar- und Handelspolitik der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Bei der großen Bedeutung, die die handelspolitische Haltung der Vereinigten Staaten, namentlich was das Gebiet der Agrarpolitik angeht, für die deutschen so eng mit der Agrarpolitik verknüpften handelspolitischen Fragen der Gegenwart hat, scheint es angebracht, auf einige Ausführungen thatsächlicher und grundsätzlicher Natur in dem Berichte des Staatssekretärs des Department of Agriculture für 1896 aufmerksam zu machen, die in dem Yearbook of the United States, Department of Agriculture, 1896 (Washington 1897) veröffentlicht worden sind, aber in Deutschland eine ihrer Bedeutung entsprechende Beachtung bisher nicht gefunden haben.

Von der hypothekarischen Verschuldung ausgehend, von der überhaupt nur 282 unter 1000 Farms betroffen sind, und von der drei Viertel vom Ankauf und von der Urbarmachung herrühren, unter der ferner keineswegs der Westen und der Süden besonders schwer, sondern gerade die Staaten an der nordatlantischen Küste am meisten zu tragen haben, weist der Bericht zunächst die auch in den Vereinigten Staaten laut werdenden agrarischen Klagen und Übertreibungen folgendermaßen zurück. Es sei die stehende Beschwerde der angeblichen Freunde der Landwirte und einiger Landwirte selbst, daß die Regierung nicht genug für die Landwirtschaft thue. In Konventionen und Kongressen habe man ausgesprochen, die amerikanischen Landwirte seien durchweg verschuldet, verzweifelt, in Not. Diese Behauptungen entbehrten der Begründung. Sie seien eine Herabsetzung der Landwirtschaft und eine Beleidigung für jeden intelligenten und thätigen Farmer der Vereinigten Staaten. Die Landwirte seien weder verarmt, noch Bettler, noch unmündige Pfleglinge des Staats, die Unterstützungen brauchten, wie die Indianer der Reservationen. Sie seien vielmehr die Vertreter des ältesten, ehrenwertesten und wichtigsten Berufs der Welt. Der Farmer sei der Copartner of the elements. His intelligently directed afforts are in unison with the light and heat of the sun, and the success of his labors represents the commingling of the rain drops and his own sweat. Die Gesetzgebung könne nicht pflügen und nicht pflanzen. Der

Digitized by Google

intelligente, thätige und strebsame Farmer brauche keine Hilfe vom Staat. Der unwissende, unpraktische und faule Landwirt verdiene keine. Es sei nicht die Aufgabe des Staats, Gesetze zu geben zum Nutzen einer Klasse von Staatsbürgern, weil diese in einem besondern Gewerbe thätig wären, auch wenn die Bedeutung dieses Gewerbes für die Bedürfnisse der Zivilisation noch so groß sei. „Gesetzgeber können Naturgesetze nicht außer Kraft setzen und die Wirksamkeit der wirtschaftlichen Gesetze nicht hemmen. Es ist eine wohlthätige Einrichtung in der Ordnung der Dinge und der Bedingungen des menschlichen Lebens, daß es den Gesetzgebern nicht erlaubt ist, die Gesetze der Gütererzeugung und der Güterverteilung aufzuheben, zu amendiren und zu revidiren."

Weiter wendet sich der Bericht entschieden gegen die Behauptung, daß der landwirtschaftliche Grundbesitz unter einem höhern Zinsfuß für seinen Realkredit zu leiden habe als der städtische. Allerdings sei bei städtischen Hypotheken der Zinsfuß im Durchschnitt um 0,84 Prozent niedriger als bei ländlichen, aber bei der Betrachtung der einzelnen Staaten und Gebiete stelle sich die Sache anders. In nicht weniger als siebzehn Staaten sei der Zinsfuß umgekehrt für ländliche Hypotheken niedriger als für städtische, so z. B. in Pennsylvania, Maryland, Virginia, West-Virginia, Kentucky, Michigan, Wisconsin, Iowa, Kansas, Texas und Alabama. In Texas betrage der Unterschied zu Gunsten der Landwirte über ein Prozent. Wenn der Landwirt im Westen im allgemeinen etwas höhere Zinsen zahlen müsse als im Osten, so müsse doch auch der Kaufmann und der Fabrikant dort seinen Realkredit höher verzinsen als in der Nähe der Geldzentren. Jedenfalls sei der Landwirt dadurch nicht andern Klassen der Staatsbürger gegenüber benachteiligt. Über die angeblich durch das Heimstättengesetz bewirkte arge Verteuerung des Personalkredits der Landwirte spricht sich der Berichterstatter leider nicht aus. Übrigens seien im Westen während der letzten zehn Jahre überall die Bodenpreise aufrecht erhalten, zum Teil gesteigert worden. Die Zunahmen des Landwerts nach den Angaben der Landwirte selbst habe in dem Jahrzehnt 1880/90 die gesamte Zinsenlast derselben Zeit in den meisten großen Agrarstaaten des Westens und Südens reichlich aufgewogen. In Kansas und Nebraska übersteige der Wertzuwachs sogar die gesamte Belastung an Kapital und Zinsen, in Washington und Kalifornien betrage er mehr als das Doppelte von Kapital und Zinsen zusammen. „Wo der Zinsfuß am höchsten war, da war auch der Wertzuwachs am höchsten."

Der Export an landwirtschaftlichen Produkten belief sich im Jahre 1896 auf 570000000 Dollar, d. i. auf 17000000 Dollar mehr als 1895. Der Anteil des landwirtschaftlichen Exports an dem Wert des Gesamtexports der Vereinigten Staaten hat sich dagegen infolge des noch mehr gesteigerten industriellen Exports in den letzten Jahren ungünstiger gestaltet: 1896 = 66 Prozent; 1895 = 70 Prozent; 1894 = 72 Prozent und 1893 = 74 Prozent. Die Ausfuhr an Industrieerzeugnissen ist von 1895 auf 1896 von 184000000 auf 228000000 Dollar gestiegen. Es werde, sagt der Bericht, von allen Volkswirten zugegeben, „daß die Gesamtprosperität absolut von der landwirtschaftlichen Prosperität abhängt." Der größte Markt für die landwirtschaftlichen wie für die industriellen Erzeugnisse sei der heimische, aber das Exportgeschäft sei der notwendige „Regulator" für das inländische Geschäft, und das Interesse sowohl der Industriellen wie der Landwirte erfordere ein möglichst schnelles Anwachsen des landwirtschaftlichen Exports. Durch diesen Export gewinne die landwirtschaftliche Bevölkerung, d. h. beinahe die Hälfte der Gesamtbevölkerung, die Kaufkraft, die sie im Interesse der

Digitized by Google

Industrie brauche. Das Hauptziel der Wirtschaftspolitik sei deshalb schnelle Vermehrung der landwirtschaftlichen Exportgüter und sichere Ausdehnung des Ausfuhrmarkts. Darin bestehe der normale und berechtigte Schutz der Industrie.

„Ist nicht das Land, fragt der Berichterstatter in echt amerikanischem Selbstgefühl, das, wie die Vereinigten Staaten, die größte Kraft und die meisten Vorteile zur Erzeugung und Fabrikation der Handelsartikel für den Weltmarkt hat, bestimmt, die Märkte des Erdkreises zu monopolisiren? Sind nicht die günstigsten Bedingungen für vielseitigen und erfolgreichen Ackerbau in den Vereinigten Staaten im Überfluß vorhanden? Welches andre Volk zahlt so wenig Steuern, so wenig für den Unterhalt eines stehenden Heeres? Wer kann mit dem amerikanischen Landwirt oder dem amerikanischen Fabrikanten in der Erzielung der größten Erfolge menschlicher Arbeit mit dem geringsten menschlichen Kraftaufwand wetteifern?“ Die Frage, die alle Farmer, überhaupt die ganze erwerbsthätige Bevölkerung, stellen müßten, sei die: „Wie können die Vereinigten Staaten die Märkte der Welt mit den Massenprodukten der Landwirtschaft und mit den Verbrauchswaren der Industrie anfüllen?“ Gegen 1700000 Arbeiter seien in der amerikanischen Landwirtschaft fast ständig mit der Gewinnung landwirtschaftlicher Exportgüter beschäftigt. Mit Einschluß der Industrie hingen schon über 2000000 Arbeiter mit ihren Familien in ihrer Existenz ganz von der Nachfrage des Auslands nach amerikanischen Erzeugnissen ab.

Der charakteristische Unterschied zwischen unserm Exportbedürfnis und dem amerikanischen springt hier in die Augen, aber das Bedürfnis an sich wird in dem alten, übervölkerten Deutschland kaum dringender empfunden als auf dem jungfräulichen Boden der neuen Welt mit seiner spärlichen Bevölkerung. Die nationale Selbstgenügsamkeit und Eigenwirtschaft ist auch drüben nicht so leicht, wie manche meinen. Die Massenproduktion der landwirtschaftlichen Großbetriebe mit allen erdenklichen arbeitsparenden Erfindungen vermag die Masse kauffähiger lebendiger Menschen nicht zu schaffen, die die viel zu schnell ins Große getriebne Industrie für den Absatz braucht, und wann wird die amerikanische Industrie trotzdem so weit sein, die immer weiter gesteigerte landwirtschaftliche Produktion verdauen zu können? Dabei nimmt die natürliche Bevölkerungsvermehrung der weißen Rasse drüben ab, und die Einwanderung sperrt man ab im politischen Interesse der Native white Persons. Vielleicht wird man in den Vereinigten Staaten die heute herrschende engherzige Politik eines unberechtigten nationalen Egoismus in nicht allzu ferner Zukunft verwünschen, und wird einsehen, daß es absurd und widernatürlich ist, wenn die Erben eines Häufleins von Einwandrern, nachdem die Eingebornen vernichtet sind, den viel zu großen Futterplatz kleinlich für sich allein behaupten und ausbeuten zu können glauben. „Der Menschheit die Erde“ ist auch ein Naturgesetz, und an ihm wird wohl die Parole „Amerika den Amerikanern und deshalb auch der Weltmarkt den Amerikanern“ über kurz oder lang zu Schanden werden.

Digitized by Google

Litteratur

Prinzipien der Litteraturwissenschaft von Ernst Elster. Erster Band. Halle, Max Niemeyer, 1897

Ein altes plattdeutsches Sprichwort sagt: „Wat den eenen sin Ul' is, is den andern sin Nachtigal." Die elementare Geltung des persönlichsten Geschmacks ist im Leben als etwas Unvermeidliches hinzunehmen, und man hat sich auch auf dem Gebiet der Künste daran gewöhnt. Richard Wagner, Max Klinger, Gerhard Häuptmann — dem einen sind sie Eulen, dem andern Nachtigallen. Es scheint aber doch, daß, wenn das künstlerische oder litterarische Werk einigermaßen der Gegenwart entrückt ist, sich eine gewisse Einhelligkeit des Urteils einstellt: das Beste, was Goethe und Schiller geschaffen haben, wird in der ganzen Nation übereinstimmend beurteilt oder wie man jetzt sagt, „bewertet." Und daß Jean Paul, für den das zugleich lebende Geschlecht in Verzückung schwärmte, doch nur ein mäßiger, wenn auch ein geistreicher Schriftsteller war, wird heute wohl auch nicht mehr bestritten. Aber was uns um dreißig Jahre näher ist, das liegt noch auf schwankender Wage, da „steht das Zünglein noch nicht ein." Man kann daraus zweierlei schließen: erstens daß die Nachwelt ein sicheres Werturteil zu finden vermag, und zweitens, daß die Mitwelt zu einem solchen Urteil selten oder nie gelangt.

Für den wissenschaftlichen Kopf enthält diese Thatsache einen mächtigen Anreiz. Er muß sich die Frage vorlegen, ob es denn nicht möglich sei, durch rein wissenschaftliche Untersuchung und Erörterung dichterischer Erzeugnisse ein Urteil zu finden, an Geltung dem gleich, das der Instinkt der Nachgebornen fällt. Das Problem ist nicht neu; ja es ist so alt wie die denkende Betrachtung der Dichtkunst selber. Aristoteles, Horaz, Boileau, Lessing, Vischer, Carrière, Scherer, Freytag, und vor allem die Großen, Goethe und Schiller, selbst haben es sich gestellt und sind ihm bald als Dichter, bald als Forscher nachgegangen. Aber ihr Weg ist meistens derselbe gewesen: sie schöpften ihre Maßstäbe aus zwei Quellen, entweder aus der Betrachtung der von ihnen selbst für schön gehaltenen Werke oder, was oft auf dasselbe hinauslief, aus ihrem subjektiven Gefühl. Ein wirklich wissenschaftlich durchgeführter Versuch, der litterarischen Kritik feste Grundlagen zu geben, ist wohl bis jetzt nicht gemacht worden.

Diese Aufgabe hat nun der Professor an der Leipziger Universität Ernst Elster ergriffen. Er will die litterarische Kritik und damit auch die Litteraturgeschichte herausheben aus dem Stande allzu subjektiver Behandlung; er will allgemeingiltige Maßstäbe suchen. Schon die Absicht verdient den Beifall aller ernsten Freunde der Dichtung; denn wenn sie gelänge, so würde viel unnützes Geschwätz aus der Welt geschafft werden. Wir gestehen, daß wir dem Buche Elsters mit einigen Zweifeln genaht sind; denn uns schien doch eins dafür zu sprechen, daß es kaum möglich sein werde, aus dem Chaos subjektiver Urteile herauszukommen: jedes dichterische Werk wendet sich an das Gefühl, und wer das nicht hat, der wird das Verständnis nicht „erjagen"; es kommt alles auf das Talent der „Anempfindung" an, wie Goethe es nannte. Wir hatten aber bald die Freude, zu sehen, daß Elster diese Hauptsache als solche gelten läßt, daß auch für ihn diese Anempfindung, wie er sich selbst einmal ausdrückt, beim Litterarhistoriker „das Tüpfel auf dem i" ist. Aber während wir geglaubt hatten, daß an dieser Thatsache jeder Versuch einer haltbaren, wissenschaftlichen Begründung litterarischer Urteile scheitern

Digitized by Google

müsse, sieht Elster darin nur eine Grenze für die Untersuchung, nicht ihre E
eitlung. Und wir geben gern zu, daß er damit Recht hat. Es giebt eine G
von Mitteln, durch die auch der nicht „kongeniale," aber genau beobachtende
zergliedernde Richter des litterarischen Kunstwerkes nahe an das intuitive Ü
des bloß Mitfühlenden hinankommt.

Das nachgewiesen zu haben ist ein großes Verdienst Elsters. Wir kön
ihm hier nicht durch die vielverschlungnen Gänge seiner Untersuchung folgen, kön
auch kaum ein einzelnes Glied aus der festgeschmiedeten Kette seiner Schlüsse heraus
lösen und unsern Lesern zeigen. Elster ist der erste — diese Hauptsache muß auc
eine summarische Anzeige seines gedankenreichen Buches herausheben —, der erste,
der die Psychologie auf die Litteraturgeschichte anwendet, nicht jene „Psychologie,"
die manche so gern als einen hochklingenden Namen für ihr bischen zufällige Lebens-
erfahrung brauchen, sondern die ernste, strenge psychologische Wissenschaft in de
Form und mit den Ergebnissen, die wir Wilhelm Wundt verdanken. Wenn di
Psychologie lehrt, den Verlauf, das Ineinanderspielen der geistigen Prozesse zu er
forschen, die Gesetze zu finden, nach denen sich die Phantasie, das Gedächtnis, di
Assoziationskraft bethätigen, und wenn die Psychologie nicht nur den Weg, sonder
auch das Wesen aller seelischen Thätigkeiten bis zu einem gewissen Grade zu er
kennen vermag, so wird sie auch imstande sein, die Eigenart so besonders wert
würdiger psychologischer Gebilde, wie es die Dichter und ihre Werke sind, zu er
fassen. So hat denn Elster versucht, mit dem psychologischen Rüstzeug, das ih
Wundt in die Hand gegeben, oder das er sich nach Wundtscher Methode selbst ge
schmiedet hat, in das Wesen besonders unsrer großen Dichter einzudringen; w
lesen eine Fülle treffender und neuer Erörterungen über Lessings, Goethes
Schillers geistige Eigenart; neu z. B. war uns — nicht die Thatsache — abe
der durch genaue Beobachtung geführte Nachweis, wie sehr Goethes Phantasiele
in der Anschaulichkeit, das Schillers in einer starken Assoziationsfähigkeit wurzel
Besonders anziehend ist das Kapitel über „Gefühl und Lebensanschauungen de
Dichter," worin Elster unter psychologischen Kategorien (Selbstgefühl, Mitgefüh
die Gemeinschaftsgefühle, die religiösen Gefühle) vollständig neue Lichter auf unse
Klassiker, wohl auch auf einzelne neuere Schriftsteller fallen läßt.

Wir haben von diesem Werke, das uns mehr fördern wird als al
Poetiken, noch einen zweiten Band zu erwarten. Hierin werden die Metrik un
die Gattungen der Poesie behandelt, dann aber die einzelnen Aufgaben de
Litteraturwissenschaft, insbesondre auch die historischen untersucht werden. Es i
also anzunehmen, daß wir darin auch eine zusammenhängende und wohlbegründe
Kritik unsrer Litteraturgeschichten erhalten werden. Es wäre ein großes Verdien
wenn hier einmal der Grund aufgedeckt würde, warum wir immer noch keine au
reichende Gesamtdarstellung der Geschichte unsers Schrifttums haben.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipz

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 46

Ausgegeben am 18. November 1897

Inhalt:

	Seite
Österreich und die deutsche Wirtschaftspolitik	297
Personalreform bei der Post	303
Die höhere Mädchenschule. Von Paula Schlodtmann	313
Wilhelm Jensen als Lyriker	321
Schulmißhandlungen. Von Th. Brix	327
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Bäcker- und Kellnerschutz — Aus dem Berliner Rathause — Diebstahl und Körperverletzung — Kartenbriefe — Familiennachrichten	333

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Soeben ist erschienen:

Unter der Sonne Homers

Erlebnisse und Bekenntnisse

eines Dilettanten

von

Wolfgang von Oettingen

Broschiert 5 Mark, in Leinwand gebunden 6 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Digitized by Google

Österreich und die deutsche Wirtschaftspolitik

ie schwere Krisis, in der sich Österreich schon seit Monaten befindet, hat sich in den letzten Wochen zu einer kaum erwarteten Höhe gesteigert und im österreichischen Abgeordnetenhause leider auch zu wüsten Schimpf- und Lärmszenen geführt, die eine blutige Satire auf den Parlamentarismus sind. Der alte Donaustaat hat schon manche Bedrängnisse durchgemacht, seitdem Ferdinand II. die ganze Ländermasse dauernd in einer Hand vereinigte. Die Habsburger haben im siebzehnten Jahrhundert die Meuterei des tschechischen und des magyarischen Adels mit dem Schwert und dem Henkerbeil niedergeschlagen, im achtzehnten gegen eine Welt von Feinden den Bestand ihrer Ländermasse fast ungeschmälert behauptet, noch im neunzehnten Ungarn und die italienischen Provinzen mit Waffengewalt wiedererobern müssen. Aber dabei waren sie doch ihrer deutschen Bevölkerung wenigstens größtenteils sicher. Die Deutschen hatten diese Völkervereinigung geschaffen, sie stellten die besten geistigen, wirtschaftlichen und militärischen Kräfte, um sie aufrecht zu erhalten; sie haben auch die moderne Verfassung Österreichs geschaffen, sie bildeten jene „Verfassungspartei," für die das Interesse der Deutschösterreicher mit dem Dasein der Verfassung und des „cisleithanischen" Gesamtstaats zusammenfiel, während alle andern Stämme der Monarchie, Tschechen, Polen und Slowenen, immer nur an ihre nationalen Sonderwünsche dachten, die sie selbst auf Kosten der Gesamtheit befriedigen wollten, und die Tschechen, als das nicht geschah, jahrelang dem Reichsrate fern blieben. Und heute? Es giebt keine deutsche Verfassungspartei mehr, sondern nur noch eine Gruppe von deutschnationalen Parteien, die ihre deutschnationalen Interessen in den Vordergrund stellen, wie es bisher nur die andern Nationalitäten thaten und thun durften, ohne besonders schlimme Folgen für den Staat, so lange ihn die Deutschen stützten; selbst die bisher klerikalen

Digitized by Google

Bauernschaften der Alpenlande, die lange mit begreiflichem Mißtrauen dem kirchenfeindlichen Liberalismus der Verfassungspartei gegenüberstanden, beginnen ihren geistlichen Führern die Gefolgschaft aufzusagen, und der verfassungstreue Großgrundbesitz geht ins deutschnationale Lager über.

Es ist also gekommen, was schon vor Jahren einer der bedeutendsten österreichischen Historiker seinen deutschen Landsleuten empfohlen hat, und was ihnen jetzt wieder ein österreichischer „Patriot," der weder ein Deutscher noch ein Pole, sondern vermutlich ein gemäßigter und verständiger Tscheche ist, als Richtschnur ihres Verhaltens empfiehlt:*) die deutschen Österreicher kehren dem Kampfe um die Verfassung den Rücken und fechten nur noch für ihre nationale Zukunft; sie setzen über die vergänglichen Formen des Staatslebens das Dauernde, dem jene nur dienen sollen, über die Verfassung die Existenz ihrer Nation. Damit ist für Österreich eine ganz neue Lage geschaffen, wie sie noch niemals dagewesen ist.

Das ist das unzweifelhafte Verdienst des Grafen Badeni und einer unglaublich ideenlosen, aber echt polnischen Gewaltpolitik. Denn diese Nation, d. h. der polnische Adel, ist niemals, wie schwärmerische Leute früher auch bei uns gutmütig meinten, der Träger der „Freiheit" gewesen, sondern er hat immer nur mit rücksichtsloser, staatsfeindlicher Selbstsucht seine Standesinteressen verfochten, früher in der „königlichen Republik Polen" gegenüber den polnischen Bauern und den deutschen Bürgern, wie jetzt in Galizien gegenüber den Ruthenen. Die deutschen Österreicher aber haben alle Ursache, ihrem Ministerpräsidenten dafür dankbar zu sein, denn ohne ihn wären sie noch nicht so rasch zu dem vollen Bewußtsein dessen, was ihnen bevorsteht, erwacht, und wir Deutschen im Reiche können uns diesem Danke vom gesamtdeutschen Standpunkte aus anschließen, denn noch niemals hat das deutsche Nationalbewußtsein in Österreich eine solche Stärke erreicht wie heute.

Ob aber auch der Staat Österreich als solcher der Politik dieses polnischen Edelmanns den Ruhm einer staatserhaltenden zugestehen wird, dieser Staat, der, ein Stück des alten, überall sonst versunkenen Europas, wie sein alter Gegner, die Türkei, auf der Niederhaltung der nationalen Entwicklung, um nicht zu sagen auf der Verkümmerung seiner Nationalitäten beruht, der nur den Magyaren volle Freiheit zur Entfaltung gelassen hat und lassen konnte, weil sie allein keine Stammesgenossen außerhalb des Reichs haben, denen sie sich angliedern könnten, während alle andern Stämme solche haben?

Doch das Urteil, das einst die Zukunft über Graf Badeni fällen wird, die Entscheidung der Frage, ob seine Politik zum Heil oder zum Verderben

*) Die Verfassung als die Quelle des Nationalitätenhaders in Österreich. Studie eines Patrioten, und: Grundzüge für eine endgiltige Lösung der Nationalitätenfrage in Österreich. Ideen und Betrachtungen eines Patrioten. Wien und Leipzig, 1897.

Digitized by Google

Österreichs gereicht, das ist jetzt nicht unsre Sorge, und nicht die nächste Sorge der Deutschen in Österreich. Für die Maßregeln, die dazu dienen sollen, den alten Staatsbau so umgestalten, daß er den unabweislichen Forderungen der neuen Zeit entspricht, mögen die sorgen, deren besondres Interesse seine Erhaltung ist. Die Magyaren, bei denen eine starke Partei schon lange mit dem Gedanken der gänzlichen Lostrennung von Österreich spielt, wie das Kind mit dem Feuer, mögen zusehen, wie sie, wenn sie allein stünden, inmitten der an Volkszahl ihnen weit überlegnen Nationalitäten ihres Staats, die sie fortwährend kränken und reizen, und der feindlichen, begehrlichen Nachbarn ringsum, sich würden behaupten können, sie, ein kleines Volk von sechs Millionen; die Tschechen mögen sich überlegen, ob sie imstande sein würden, ihr Wenzelkönigreich zu erhalten, inmitten deutscher Länder und mit einer deutschen Bevölkerung, die mindestens ein Drittel der Gesamtzahl ausmacht und ihnen in abgesagter Feindschaft gegenüberstehen würde, die Polen, ob es sie gelüstet, russisch zu werden, denn etwas andres würde ihr Schicksal doch nicht sein. Nur die Deutschen können mit Zuversicht allen Gefahren der Zukunft entgegensehen, denn hinter ihnen steht, sie auf drei Seiten umschließend, der im deutschen Reiche geeinigte Kern der Nation.

Schwül wird es denn auch allmählich den nichtdeutschen Herren. Die Magyaren möchten lieber heute als morgen Badeni stürzen sehen, weil sie fühlen, obwohl sie es hinter großen Worten zu verbergen suchen, daß sie ohne die Erneuerung des „Ausgleichs“ in der Luft stehen, und weil dieser Ausgleich auf der stillschweigenden Voraussetzung beruht, daß die Deutschen in Österreich eine ähnliche Stellung behaupten, wie sie selbst in Ungarn. Die jetzt tonangebende und schon längst in dem Gewirre der Parteien ausschlaggebende polnische Fraktion setzt sich merkwürdig wenig für ihren „Landsmannminister“ ein und widmet den aufdringlichen Begehrlichkeiten der Tschechen nur kühle Sympathien. Die Tschechen sind zwar von jeher geborne Fanatiker gewesen, die immer, sobald sie selbständig auftreten konnten, nicht die Herrschaft, sondern die Alleinherrschaft in ihrem Lande erstrebt und niemals einen Vertrag über nationale Fragen länger gehalten haben, als sie schlechterdings mußten, aber vereinzelte Stimmen reden doch schon anders. Jener „Patriot“ erklärt die Verfassung als ein Hindernis der nationalen Entwicklung in Österreich und leitet gerade aus ihr den unaufhörlichen nationalen Hader ab, schlägt daher eine ganz neue Ordnung vor: abgesonderte Verwaltung jeder Nationalität innerhalb ihres historischen Besitzstandes, also Verzicht auf jede Slawisirung oder Germanisirung jenseits dieser Grenzen und deutsche „Verbindungssprache,“ also Staatssprache. Ob ein solcher Vorschlag überhaupt durchführbar oder noch jetzt durchführbar wäre, ist hier gleichgiltig; jedenfalls legt er Zeugnis dafür ab, daß verständige Tschechen einzusehen beginnen, wie unmöglich es ist, die maßlose Begehrlichkeit ihrer Nation, die absolute Gleichberechtigung zweier

Digitized by Google

Sprachen, die nun eben einmal an Kulturbedeutung einander nicht gleichstehen und niemals gleichstehen werden, durchzusetzen. Die Wenzelkrone selbst, d. h. die staatsrechtliche Vereinigung von Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien zu einem tschechischen Staat, wird von dem „Patrioten" als ein wertloses Traumbild bezeichnet. In der That ist sie schon am Weißen Berge in Scherben geschlagen worden.

Wir Reichsdeutsche aber sagen den österreichischen Slawen rund und nett, und die reichsdeutsche Presse muß es immer wiederholen: Wir haben es mit Zorn und Kummer ertragen müssen, daß die Magyaren die alten deutschen Kolonien in Ungarn in allen nationalen Rechten verkürzten, und daß die Russen die baltischen Deutschen der alten Ordenskolonie um ihre nationale Bildung zu bringen suchen, das blühende deutsche Schulwesen zerstört haben zu Gunsten einer tieferstehenden Halbkultur. Denn in beiden Fällen handelte es sich um entlegne und verstreute Vorposten unsrer Nation, die irgendwie unserm Reiche anzuschließen außer jedem Bereiche der Möglichkeit liegt, und für unsre praktischen Aufgaben mußte uns hier das gute Einvernehmen mit Rußland, dort die Entstehung eines haltbaren Staats höher stehen als das Interesse kleiner Volksgruppen, von denen die ungarländischen Deutschen mit alleiniger Ausnahme der tapfern Siebenbürger Sachsen nicht einmal ein wirkliches Nationalgefühl hatten. Aber in Österreich diesseits der Leitha handelt es sich um ganz andre Dinge. Tirol, Salzburg und Oberösterreich sind altbairisches Stammland, so gut wie Ober- und Niederbaiern, die Donau- und Ostalpenlande aber sind mehrere Jahrhunderte früher deutsch geworden als der Nordosten jenseits der Saale und Elbe, Böhmen und Mähren gleichzeitig mit diesem. Es sind uralte Sitze der deutschen Kultur, vorgeschobne Grenzländer unsers geschlossenen Nationalgebiets. Es handelt sich um die Heimat der liederfrohen ritterlichen Babenberger, unsers Volksepos von der Nibelunge Not und der schönsten Dichtungen unsrer mittelhochdeutschen Lyrik, um die Wohnstätten Mozarts, Haydns und Beethovens, Grillparzers, A. Grüns und Roseggers, um kerndeutsche Länder, die niemals eine andre Kultur gehabt haben als die deutsche, und die in der vollen Entwicklung ihrer geistigen Gaben nur durch den greulichen Völkermord des dreißigjährigen Krieges, die Zwangsbekehrung durch Soldaten und Jesuiten gehemmt worden sind. Alle Feinde der Deutschen und unsrer freien Bildung sollen es wissen: Wir können und werden niemals dulden, daß diese Länder unsrer Gesittung und unserm Volkstum verloren gehen, oder daß dieses dort auch nur verkümmert werde, niemals. Diese Erkenntnis dringt in immer breitere Schichten unsers Volkes, dieser Entschluß muß uns unwiderruflich feststehen.

Man rede uns nicht vor, wie es dann und wohl wann überängstliche Gemüter oder überkluge Köpfe thun: das alles seien Angelegenheiten eines fremden Staates, die uns Deutsche im Reiche nichts angingen. Unser Verhältnis zu

Digitized by Google

Österreich ist eben grundsätzlich ein andres, als das zu jedem andern Nachbarstaat, nicht weil das ehemalige Reichs- und Bundesländer sind — das waren die Schweiz und Holland auch, und wir stehen doch völlig anders zu ihnen —, sondern weil die acht Millionen unsrer Stammesgenossen, die da drüben leben, nicht, wie die Schweizer und Holländer, das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit mit uns verloren haben und gar keine Deutschen mehr sein wollen, sondern weil sie sich durchaus als Angehörige unsrer Nation fühlen. Darum liegt das völkerrechtliche deutsch-österreichische Bündnis, das schon die Patrioten der Paulskirche neben den engern staatsrechtlichen Verband des deutschen Reiches stellen wollten, so sehr in der Natur der Dinge, daß Bismarck schon auf dem Schlachtfelde von Königgrätz diesen Gedanken ausgesprochen hat, und daß er, als er es 1879 in der jetzigen Form geschlossen hatte, damit umging, es durch die Parlamente beider Reiche als unerschütterliche Grundlage ihrer auswärtigen Beziehungen bestätigen zu lassen.

Aus diesem Bündnis erwächst uns aber noch eine andre und nähere Verpflichtung, uns um die österreichischen Verhältnisse zu kümmern, nämlich eine, die sich aus unserm unmittelbaren eignen Interesse ergiebt. Es ist kein Zufall, daß es Fürst Bismarck mit einem ungarischen Staatsmanne, dem Grafen Andrassy, zustande gebracht hat, und daß er sich auf Österreich erst nach dem Sturze seines alten Gegners, des Grafen Beust, verlassen zu können geglaubt hat. In der That, neben der deutschen Verfassungspartei von ehedem waren nur die Magyaren zuverlässige Bundesgenossen, und unser Kaiser hat recht wohl gewußt, weshalb er sie letzthin in Budapest als ein politisch reifes Volk bezeichnet hat, wenn anders diesen Namen ein solches verdient, das seine nationalen Interessen begreift und darnach handelt. Die Polen sind überall unsre Feinde, auch in Österreich, die Tschechen aber liebäugeln schon ganz offen in der dreistesten Weise mit den Franzosen, und — sie dürfen es ungestraft; ja sie machen gar kein Hehl daraus, daß sie, wenn sie ans Ruder kämen, eine ganz andre, also eine deutschfeindliche Politik verfolgen würden. Unser Bund mit Österreich hat also seine Stützen nur in den nationalgesinnten Deutschen und in den Magyaren; die Slawen sind ihm feind, und nicht minder die Klerikalen, die dieses neue Deutschland unter preußischer Führung hassen und verabscheuen als ihren geschwornen Gegner. Und diese Klerikalen haben den größten Teil des österreichischen Adels für sich. Darüber täusche man sich nicht. Unsre Feinde sind also mächtig in Österreich, sie sind mächtig auch in der Wiener Hofburg. Wie der Vatikan zum deutschen Reiche steht, ist offenkundig, und mit dankenswerter Ehrlichkeit hat letzthin der Osservatore Romano verraten, wohin sein Bestreben zielt, als er die diplomatische Klugheit Leos XIII. pries, der den französisch-russischen Zweibund vermittelt und damit bewirkt habe, daß — Baiern aus der Stellung eines „Vasallenstaats“ herausgehoben worden sei. Also nicht nur an der Isolirung, sondern auch an der Lockerung unsers

Digitized by Google

Reichs arbeitet man dort, und einer der mächtigsten Hebel zu diesem Zerstörungswerk liegt in Wien. Zu Kaiser Franz Joseph haben wir das gute Zutrauen, daß er am deutschen Bündnis ehrlich festhält, denn in einer vielgeprüften, fast fünfzigjährigen Regierung voll ungeheurer Erschütterungen hat er so viele Wandlungen und Versuche mit allen möglichen Richtungen gemacht, daß er sicher keine Neigung hat, sich auf ein neues, ganz unberechenbares Experiment einzulassen. Aber jeder seiner möglichen Nachfolger ist für uns politisch ein unbeschriebnes Blatt, und wie die österreichische Prinzenerziehung nun einmal immer gewesen ist, so liegt die Vermutung nur allzu nahe, daß dieses Blatt mit klerikalen und feudalen Schriftzügen beschrieben sein wird. Was also ein Thronwechsel in Österreich bringen kann — und der jetzt regierende Herr ist den Siebzigern nahe —, das entzieht sich jeder sichern Vermutung.

Um so mehr ist es in unserm eignen dringendsten Interesse geboten, daß wir die Deutschen Österreichs stärken, damit nicht ein gefährlicher Umschwung dort uns selbst gefährde. Wir haben schon neulich ausgeführt, daß wir einen Zerfall Österreichs ebenso wenig wünschen können wie die Aufnahme der ehemaligen Bundesländer in unser Reich, und wir müssen das den Deutschen Österreichs immer wieder zum Bewußtsein bringen, daß die Trennung von 1866 nicht der Willkür, sondern der Notwendigkeit entsprungen ist. Rufe, wie sie uns jüngst in dem prächtigen Saale des Wiener Gemeinderats als Antwort auf ein paar scharfe Worte Theodor Mommsens über die schlaffe Haltung der Bevölkerung Wiens entgegenschallten: „Hände weg von Österreich!“ sind deshalb, gelinde gesagt, höchst überflüssig, denn niemand denkt bei uns daran, die Hände auf Österreich zu legen. Aber es giebt auch andre Mittel, eine engere Verbindung herzustellen. Längst ist die geistige Gemeinschaft zwischen den Deutschen beider Reiche so eng und lebendig, wie sie niemals vorher gewesen ist; es giebt keine österreichische Wissenschaft, sondern nur eine deutsche Wissenschaft in Österreich, und keine österreichischen Dichter, sondern nur deutsche Dichter in Österreich. Es gab auch eine Zeit, wo keine Zollgrenze zwischen uns und Österreich bestand; sie mußte geschaffen werden, weil zu der Zeit, wo der deutsche Zollverein unter schwerer, geduldiger Arbeit entstand, die österreichische Volkswirtschaft noch bei weitem nicht die Stufe der deutschen erreicht hatte, und sie mußte aufrecht erhalten werden, solange dieser Unterschied bestehen blieb, und solange es galt, auf dem Grunde dieser wirtschaftlichen Einheit die politische Einheit des deutschen Reichs aufzurichten, an dem Österreich keinen Teil haben konnte. Diese Gründe der wirtschaftlichen Trennung sind jetzt verschwunden oder im Schwinden begriffen. Das deutsche Reich besteht, und Österreichs Volkswirtschaft hat sich der unsern genähert. Warum sollte da nicht ein Zoll- und Handelsbündnis wenigstens allmählich zu erreichen sein, zum Vorteil beider Länder? Der mächtigen böhmischen Industrie, die ja größtenteils in deutschen Händen ist, würde sich damit der

Digitized by Google

natürliche Ausweg nach dem Norden, zum Meere öffnen, wohin die große Lebensader des Landes, die Elbe, führt, den Rohprodukten Ungarns, seinem Getreide und seinen Weinen, der Weg nach Schlesien und Baiern hinein, und Tirol würde nicht mehr zwischen drei Zollgrenzen eingezwängt liegen. Uns aber im Reiche wäre ein weites Feld für unsre überschüssigen Arbeitskräfte geöffnet; unsre Kapitalien und unsre Menschenkräfte würden wieder frei wie einst in den Zeiten des alten Reichs die Donau abwärts fluten, dahin, wo sie jetzt nur spärlich fließen. Wir würden mit einem Schlage eine mächtige Erweiterung unsers viel zu engen Wirtschaftsgebiets nach dem Südosten unsers Erdteils gewinnen, der seit Jahrhunderten von der deutschen Kultur befruchtet worden ist, und in dem unsre geistige Herrschaft trotz alles Dünkels junger Völker unerschüttert aufrecht steht bis Bukarest und Sofia; wir würden den freien Zugang zum Mittelmeer gewinnen, dessen Wichtigkeit auch für unsern Handel trotz der jetzigen Schranken von Jahr zu Jahr gestiegen ist. Drängt doch auch alles auf eine nähere wirtschaftliche Vereinigung des europäischen Festlandes hin gegenüber den drei riesigen wirtschaftlichen Körpern, die schon entstanden oder in der Entstehung begriffen sind: Rußland, dem britischen Weltreiche und der nordamerikanischen Union. Wir wollen nicht die Tschechen und Magyaren germanisiren, das ist vorbei, wir wollen aber alle Bande, die unsre Stammesgenossen drüben und damit diese Länder überhaupt an uns knüpfen, so verstärken, daß sie unzerreißbar werden. Dann wird die Macht der deutschen Gesittung unwiderstehlich wirken und jene kleinen Nationalitäten, unbeschadet ihrer Eigenart, zu ihrem eignen Vorteil auf die Stufe der politischen Geltung zurückführen, die sie nur mit krampfhaften Anstrengungen, zum Schaden ihrer eignen Bildung, überschritten haben, um sich schließlich doch nur in einem engen Sprachkäfig einzusperren, und das in einem Zeitalter des riesig wachsenden Weltverkehrs! Wie aber auch die Würfel in Zukunft fallen mögen, für unser Reich und unser Volk gilt das Wort: „Bereit sein ist alles."

Personalreformen bei der Post

Im Frühjahr 1871 tagte in Berlin unter dem Vorsitz des damaligen Generalpostdirektors Stephan eine Konferenz höherer Postbeamten, um über eine Reform der Personalverhältnisse zu beraten. Das tiefe Stillschweigen, das über den Verlauf der Arbeiten beobachtet wurde, erregte allgemeinen Unwillen. „Was ist von der Thätigkeit einer Konferenz zu hoffen, so schrieben Berliner Zeitungen, die jede Veröffentlichung über den Gang ihrer Beratungen ausschließt, sodaß

Digitized by Google

erst, wenn alles unwiderruflich genehmigt ist, eine Kritik geübt werden kann! Von einer Konferenz, die in solchem Geiste arbeitet, läßt sich allerdings wenig Gutes erwarten."

Gegenwärtig, sechsundzwanzig Jahre später, spielt sich ein ähnlicher Vorgang in gleicher Weise ab. Wieder hat eine Konferenz höherer Postbeamten in der Reichshauptstadt getagt, deren Beratungen mit dem Mantel des Amtsgeheimnisses umgeben werden. Anscheinend handelt es sich, trotz offiziöser Ableugnungen wie damals, um Personalreformen. Das Programm, das die Kreuzzeitung und die „Post" dem neuen Herrn zuwiesen, als er nur eben die Leitung des Reichspostamts übernommen hatte, daß nämlich durch Verringerung des Personals und namentlich durch eine Herabdrückung der „Qualifikation" Ersparnisse erzielt werden sollen, scheint sich zu verwirklichen. Neuerdings wußten auch andre Blätter, voran die Berliner Volkszeitung, zu melden, daß die Stellen für Postsekretäre, Postmeister u. a. m., die nach dem Reglement vom 23. Mai 1871 den Beamten der höhern Laufbahn vorbehalten sind, künftig ausschließlich mit Anwärtern der niedern Laufbahn besetzt werden würden. Ferner berichtet die im Reichspostamt redigirte Deutsche Verkehrszeitung, daß die Annahme von Abiturienten zu Posteleven in Zukunft beschränkt werden solle und augenblicklich ganz eingestellt sei. Aus dieser Maßnahme darf gefolgert werden, daß man im Reichspostamt thatsächlich beabsichtigt, eine Personalreform im Sinne der vorstehenden Ausführungen vorzubereiten. Aber schon die Möglichkeit einer solchen Absicht erfordert ernstliche Abwehr. Wenn die Postverwaltung die Anforderungen an die Vorbildung ihres Personals wirklich noch weiter herabdrückt, als dies schon seit 1871 geschehen ist, so leidet das gesamte öffentliche Verkehrswesen darunter, und das Publikum muß die Zeche zahlen.

Leider ist die konservative Presse für ihre Behauptung, daß das Personal der Post zu hoch „qualifizirt" sei, und daß mit weniger gut vorgebildeten Beamten billiger gewirtschaftet werden könne, den Beweis schuldig geblieben. Wie unzutreffend diese Behauptung ist, geht am deutlichsten aus einer kurzen Schilderung der Entwicklung der Personalverhältnisse hervor. Denn auch hier bewahrheitet sich der Spruch: Es ist alles schon einmal dagewesen.

Durch das Reglement vom 20. August 1849 wurde an junge Leute, die mit Aussicht auf Beförderung in den Postdienst einzutreten wünschen, in schulwissenschaftlicher Beziehung die Anforderung gestellt, daß sie von einem Gymnasium oder einer zu Entlassungsprüfungen berechtigten höhern Bürger- oder Realschule mit dem Zeugnis der Reife entlassen worden seien. Diesen Anwärtern wurden, wenn sie die gleichfalls durch dieses Reglement eingeführte höhere Verwaltungsprüfung bestanden hätten, die Dienststellen vom Oberpostsekretär an aufwärts vorbehalten. Eleven, die diese Prüfung nicht ablegten, hatten nur Anspruch auf Anstellung als Postsekretär. Also schon vor fünfzig

Digitized by Google

Jahren, als die Aufgaben, die die Post zu erfüllen hatte, unendlich viel einfacher waren als heute, als man an Telegraphie, an Fernsprechwesen, Alters- und Unfallversicherung noch nicht dachte, hatte die Mehrzahl der Postsekretäre einen Grad von schulwissenschaftlicher Bildung, der mit den Bedingungen für die akademische Laufbahn gleichwertig war.

Leider sollte dieser Zustand nicht lange dauern. Außer den Posteleven, den Anwärtern auf die obern Stellen, wurden für die Verrichtung der mehr mechanischen Geschäfte auf Grund des Reglements vom 9. November 1849 Postexpedienten angenommen, die den Nachweis einer bestimmten Schulbildung nicht zu liefern, sondern im wesentlichen nur den Anforderungen zu genügen brauchten, die heute an die Militäranwärter gestellt werden. Bedauerlicherweise war nun in dem erwähnten Reglement die Bestimmung enthalten, daß es sich die Postverwaltung vorbehalte, Postexpedienten, die eine „ganz besondre Diensttüchtigkeit und ein außergewöhnliches Talent“ bekundeten, als Ausnahme von der Regel zur Sekretärprüfung zuzulassen. Bis zum Jahre 1857 wurde an diesen Vorbehalt nicht gedacht. Auf einmal entdeckte das damalige Generalpostamt, daß sich unter dieser Beamtenklasse eine ganze Reihe „außergewöhnlicher Talente“ befinde, und infolge dieser Entdeckung bestanden bis zum Jahre 1867 (für die Jahre 1868, 1869 und 1870 fehlen die Veröffentlichungen) nicht weniger als 494 Postexpedienten, die meist nur eine geringe Schulbildung hatten, die Sekretärprüfung. Ferner ernannte die Postverwaltung nach dem schleswig-holsteinischen Feldzuge 33 und nach dem Kriege mit Österreich 46 jüngere Expedienten, die gerade zufällig an ihren Arbeitsstellen abkömmlich gewesen und deshalb zur Handhabung des Feldpostdienstes nach dem jeweiligen Kriegsschauplatz abkommandirt waren, unter Erlaß der Prüfung zu Postassistenten mit dem Anspruch auf Anstellung als Postsekretär. Diese willkürliche Bevorzugung einzelner, sowie der weitere Umstand, daß die vormaligen hannoverschen und Thurn und Taxisschen Beamten sofort als Postsekretäre angestellt wurden, ohne daß sie den an die preußischen Beamten gestellten Anforderungen entsprochen hätten, rief natürlich unter den in der Expedientenklasse verbliebnen eine große Aufregung hervor, die sich in Petitionen Luft machte. Herrn von Stephan blieb deshalb, als er 1871 die Beamtenverhältnisse reorganisirte, um Ruhe zu schaffen, nichts weiter übrig, als die noch vorhandnen Postexpedienten zu einer den frühern Anforderungen gegenüber stark vereinfachten Sekretärprüfung zuzulassen, die in der schriftlichen Beantwortung von zwanzig Fragen bestand. Man nannte die so geschaffnen Sekretäre später die „Zwanzig-Fragen-Sekretäre“ oder auch kurzweg „fragliche Sekretäre.“

So waren binnen kurzer Zeit drei neue Sekretärklassen entstanden, die aber ungeachtet ihres ganz verschiednen Bildungsgrades doch gleich hohe Gehalte bezogen.

Digitized by Google

Aus diesen Vorgängen kann man lernen, wohin planlose Willkür führt. Die Postverwaltung hatte, und zwar ohne zwingenden Grund, die Bildungsstufe der Postsekretäre so tief als möglich heruntergedrückt und dadurch das Ansehen dieser Beamtenklasse geschädigt. Sie hatte die aus frühern Abiturienten hervorgegangnen Sekretäre durch den unerwarteten Einschub in ihrem Vorwärtskommen gehemmt und durch die ungerechte Bevorzugung einzelner große Unzufriedenheit hervorgerufen, die bis dahin nicht vorhanden war. Dazu kam, daß man mit den minderwertigen Leuten nicht etwa billiger wirtschaftete, sondern den Staatssäckel und die Steuerzahler durch die Ausgaben für die vielen neuen Sekretärstellen fortdauernd stark belastet hatte. Während der Etat für 1851 nur 314 Sekretärstellen aufwies, waren es 1871 bereits 1782, 1872 3382; der Etat für 1885/86 führt 5543 Stellen auf. Dann ging es wieder abwärts, da die Sekretäre aus dem Expedientenstande allmählich ausstarben. Diese Mehrausgaben wären zum Teil vermieden worden, wenn man die Expedienten in ihren bisherigen Stellen, die ihnen von Rechts wegen zukamen, gelassen und sich darauf beschränkt hätte, ihr Einkommen den Zeitverhältnissen entsprechend zu erhöhen.

Die Gründe, die die Postverwaltung zu ihrem eigentümlichen Vorgehen veranlaßt hatten, sind nicht bekannt geworden. Mangel an Bewerbern aus der Klasse der Abiturienten war es nicht; denn das Generalpostamt hatte im Jahre 1863 den Oberpostdirektionen eröffnet, daß die Zahl der mit Aussicht auf Beförderung anzunehmenden Eleven beschränkt werden solle, weil die höhern Dienststellen nicht in dem Verhältnis vermehrt werden könnten, wie sich der Bedarf an Arbeitskräften für den technischen Dienst steigerte. Und was that die Postverwaltung trotz des Mangels an höhern Stellen? Sie gestattete den aus der Klasse der Expedienten hervorgegangnen Sekretären auch die höhere Verwaltungsprüfung abzulegen und verschlechterte dadurch den Elevensekretären die ohnehin so beschränkte Aussicht auf Beförderung noch mehr. Infolge dessen bestanden, wie aus den Veröffentlichungen nachweisbar ist, 65 Sekretäre mit bedeutend geringerer allgemeiner Bildung die höhere Prüfung und gelangten darauf hin in den Besitz oberer Stellen, als Geheimsekretäre im Reichspostamt (8), Postdirektoren (43), Posträte (1) und sogar Oberpostdirektoren (2). Dagegen beschlossen von 465 Elevensekretären, die in den Jahren von 1851 bis 1869 die höhere Prüfung abgelegt hatten, mehr als hundert ihre Laufbahn in der Stellung eines Oberpostsekretärs, also der untersten von den damals für die Geprüften zugänglichen Stellungen.

Dieser Willkürwirtschaft, die sich noch an den Namen des Herrn von Philipsborn und seiner Leute knüpft, machte endlich Herr von Stephan durch das Reglement vom 23. Mai 1871 ein Ende. Dieses Reglement unterschied sich trotz großer Mängel, die bei größerer Öffentlichkeit der Beratungen vielleicht vermieden worden wären, dadurch sehr vorteilhaft von seinen Vor-

Digitized by Google

gängern, daß es den Anwärtern für die niedere Laufbahn, den Postgehilfen, unter keinen Umständen gestattete, in die höhere Laufbahn überzutreten. Es wurden also die Stellen vom Postsekretär an aufwärts wieder den Eleven ausschließlich vorbehalten. Diese Scheidung ist bis heute streng eingehalten worden. Leider sind die wohlthätigen Folgen hiervon noch nicht völlig sichtbar geworden, da auf Grund der Übergangsbestimungen, die zur Wahrung der Rechte der vor 1871 eingetretenen Beamten erlassen werden mußten, noch immer Sekretäre aus der Klasse der Postexpedienten in die Stellen für Postmeister, Oberpostsekretäre usw. einrücken.

Möchten doch die, die dazu berufen sind, bei den gegenwärtig geplanten Reformen mitzuwirken, die Geschichte der Personalverhältnisse aus den Jahren 1849 bis 1870 recht gründlich studiren, damit sie vor dem verhängnisvollen Irrtum bewahrt bleiben, daß die Postverwaltung mit minder hoch „qualifizirten" Kräften billiger arbeiten könne.

Auch die Behauptung im allgemeinen, daß an die Schulbildung der Postbeamten zu hohe Anforderungen gestellt würden, entbehrt jeglicher Begründung. Untersuchen wir, um dies zu beweisen, aus was für Leuten das Beamtenheer der Postverwaltung, das nach amtlicher Angabe Ende 1895 66977 Köpfe betrug, zusammengesetzt ist. Studirte Leute giebt es bei der Post, wenn wir von den höhern Baubeamten absehen, nur vier, und zwar drei Juristen und einen früheren Bergassessor im Reichspostamt. Die übrigen Anwärter auf die Stellen vom Postsekretär an aufwärts haben höchstens das Zeugnis der Reife von einem Gymnasium oder Realgymnasium, also einen Bildungsgrad, der heutzutage wahrlich nicht als zu hoch erachtet werden kann, wenn man erwägt, daß die Postverwaltung die einzige Verwaltung ist, die ihre höhern Beamtenstellen mit ihren eignen, von ihr selbst durchgebildeten Beamten besetzt, und daß diese vielfach dieselben Gegenstände zu bearbeiten haben, wie die Juristen bei der Eisenbahn- und Steuerverwaltung. Nach den amtlichen Veröffentlichungen, die leider für einen Teil des Jahres 1876 fehlen, wurden von 1871 bis 1880: 1544, von 1881 bis 1890: 1865 und von 1891 bis Ende 1896: 1705, im ganzen also 5114 Posteleven angenommen; die Zahl der wieder Ausgeschiednen ist bei diesen Angaben bereits abgezogen worden. Diese 5114 Eleven, die (abgesehen von 91 Primanern, die in den Jahren von 1871 bis 1882 ausnahmsweise angenommen werden durften) das Abiturientenexamen abgelegt haben, bilden für das ungeheure Beamtenheer der Post den gesamten Nachwuchs von Anwärtern mit guter Schulbildung innerhalb eines Zeitraums von sechsundzwanzig Jahren.

Verfolgen wir nun die Laufbahn dieser jungen Leute. Nach drei Jahren kann der Posteleve die Sekretärprüfung und nach weitern drei Jahren die höhere Verwaltungsprüfung ablegen; hat er auch diese Prüfung bestanden, so rückt er bei Gelegenheit in eine der obern Dienststellen ein. Es sind das die

Digitized by Google

Stellen für Postinspektoren (zur Zeit 171), Postdirektoren (610), Posträte (161), Oberpostdirektoren (41), Geheimsekretäre (90), Hilfsarbeiter (6), Geheime Räte (20), und Direktoren (3) im Reichspostamt, also im ganzen einschließlich des Staatssekretärs und des Unterstaatssekretärs 1104 Stellen. Die Zahl der Geprüften, die nach den Veröffentlichungen im Postamtsblatt bis Ende September dieses Jahres noch nicht in eine dieser höhern Stellen eingerückt sind, beträgt 1036. Diese Beamten befinden sich gegenwärtig zum Teil in Durchgangsstellungen als Postkassirer (302), Oberpostdirektionssekretäre (540), Oberpostsekretäre (7) und in Kassirer- und Buchhalterstellen bei den Oberpostkassen (18), während 169 noch auf den Übertritt in eine solche Durchgangsstelle warten; der älteste davon hat die Prüfung am 7. März 1896 bestanden. Da ferner in den letzten sechs Jahren durchschnittlich nur je siebzig höhere Stellen neu besetzt worden sind, so geht das Aufrücken recht langsam vorwärts. Zur Zeit vergehen nach Ablegung der Prüfung etwa acht Jahre bis zur Erreichung einer Postinspektor- und zehn Jahre bis zur Erreichung einer Postdirektorstelle. Unter diesen Umständen wird es von den Beamten bitter empfunden, daß infolge einer im vorigen Jahrhundert getroffnen Bestimmung 132 Postdirektorstellen noch immer Offizieren vorbehalten werden, die aus irgend einem Grunde nicht in ihrer Stellung gelassen werden können.

Die Verlangsamung der Laufbahn ist ungeachtet der stetigen, starken Vermehrung der obern Stellen durch den Umstand herbeigeführt worden, daß die Zahl der Beamten, die die höhere Prüfung bestanden haben, in den letzten Jahren so bedeutend zugenommen hat. In den ersten dreißig Jahren seit dem Bestehen der Prüfung (1851 bis 1880) waren es nur 755, in den Jahren 1881 bis 1890 816 und in der Zeit von 1891 bis Ende Juni v. J. 917, im ganzen also 2488 Beamte. Außerdem haben 191 die höhere Telegraphenverwaltungsprüfung bestanden. Und doch haben noch lange nicht alle Posteleven von der Berechtigung Gebrauch gemacht, die höhere Prüfung abzulegen; ein großer Teil hat es nicht einmal versucht, andre haben nach einem Fehlschlage den Versuch aufgegeben. Soweit sich dies aus den amtlichen Veröffentlichungen, die freilich nicht frei von manchen Mängeln sind, ersehen läßt, haben von 1544 Eleven aus den Jahren 1871 bis 1880 nur etwa 45 Prozent und von 1865 aus den Jahren 1881 bis 1890 bis jetzt etwa 43 Prozent die höhere Prüfung bestanden. Der Prozentsatz des letzten Jahrzehnts wird allerdings bedeutend steigen, da die Postverwaltung eine Zeitgrenze, bis zu der die Prüfung abgelegt sein muß, leider nicht gesteckt hat, es überhaupt dem Belieben des Einzelnen überläßt, ob und wann er sich zur Prüfung melden will. In verschiednen Fällen ist die Meldung erst nach zwanzig und mehr Dienstjahren erfolgt.

Die Gründe, weshalb es so viele Beamte unterlassen, die Prüfung abzulegen, sind mannichfacher Art. Der Postbeamte hat in erster Linie die

Digitized by Google

Pflichten seiner augenblicklichen Stellung zu erfüllen, für die er besoldet wird, für seine weitere Ausbildung, also auch für die Vorbereitung zur Prüfung muß er die Mußestunden verwenden. Es ist nun keine leichte Aufgabe, den ganzen Tag über und vielleicht auch während der Nachtzeit in dem aufreibenden, technischen Postdienst thätig zu sein und dann, körperlich ermüdet, noch Zeit und Frische zu mehrstündiger, angestrengter geistiger Arbeit zu finden. Selbst körperlich und geistig kräftige Beamte schrecken vor dieser Aufgabe zurück, um wieviel mehr Leute, die meinen, ihr Gesundheitszustand gestatte ihnen solche Anstrengungen nicht! Andre Gründe sind: Gleichgiltigkeit, Mangel an Energie, frühzeitiges Heiraten und nicht zum geringsten Teile die Aussicht, auch ohne Prüfung in die angenehmen und nach der allgemeinen Gehaltsaufbesserung auch auskömmlich besoldeten Stellungen als Oberpostsekretär (1104), Postmeister (681), Buchhalter (132) und Kassirer (36) bei den Oberpostkassen aufrücken zu können. Die Inhaber dieser Stellen gelangen bis zu einem Höchstgehalt von 4200 Mark. Auch für die vierzig Rendantenstellen (Höchstgehalt 5400 Mark) ist die Ablegung der höhern Prüfung nicht erforderlich, wenn sich auch zur Zeit zweiundzwanzig Stellen im Besitz von geprüften Beamten befinden. Leider ist gegenwärtig noch ein ungewöhnlich großer Teil der vorbezeichneten Stellen mit Postsekretären aus der Klasse der Postexpedienten besetzt (von 681 Postmeisterstellen nachweislich 426, es sind aber mehr). Wenn aber erst der letzte „Zwanzig-Fragen-Sekretär" verschwunden sein wird, kann die Postverwaltung fast 2000 gut besoldete Stellen den Eleven übertragen, die von der Berechtigung, die höhere Prüfung abzulegen, keinen Gebrauch gemacht haben. Da die Wahl eines Lebensberufs infolge der überall herrschenden Überfüllung heutiges Tages mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist, so wird sich jeder junge Mann, der nach dem Abiturientenexamen nicht die Mittel zum Studium hat, glücklich schätzen, wenn er bei der Post ankommt, selbst wenn er dort seine Laufbahn in der Stellung eines Postmeisters oder Oberpostsekretärs beschließen muß. Die Postverwaltung hat also keinen Grund, die Annahme der Posteleven in beschränkten Grenzen zu halten und so viele junge Leute mit dem Reifezeugnis zurückzuweisen, wie sie es bisher gethan hat. Geradezu selbstmörderisch aber wäre es, wenn sie, wie in der Tagespresse verlautet, wirklich beabsichtigen sollte, die Stellen der Postmeister, Oberpostsekretäre usw. ganz den Beamten der niedern Laufbahn zu überlassen. Denn jede Staatsverwaltung hat doch die Verpflichtung, ihren Bedarf an Arbeitskräften aus den besten Leuten zu ergänzen, die zu haben sind, zumal da die weniger guten gleich hoch im Preise stehen. Aus welchem Grunde man also die Annahme von Posteleven gegenwärtig ganz eingestellt hat, ist dringend der Aufklärung bedürftig.

Wenden wir uns nun zu den Beamten der niedern Laufbahn. Für diese hat die Postverwaltung in den Jahren 1891 bis 1896 (nach Abzug von 2372

Digitized by Google

wieder ausgeschiednen) 9785 Postgehilfen und 3503 Militäranwärter, also 13288 Personen — gegenüber 1705 Posteleven — angenommen. Namentlich die Zahl der Militäranwärter ist in auffallender Steigerung begriffen; 1878 wurden nur 52 angenommen, 1888: 270, 1891: 458, 1896: 884. Der Bildungsstandpunkt der Militäranwärter kann als bekannt vorausgesetzt werden. Die Schulbildung der Postgehilfen ist sehr verschieden. Es befinden sich darunter junge Leute, die im Besitz der Einjährigen-Berechtigung oder gar der Reife für die Prima sind. Wieviele das sind, ist nicht bekannt, doch schwerlich mehr als zehn Prozent aller Zivilanwärter. Ein andrer Teil der Postgehilfen hat sich nach dem Verlassen der Dorf- oder Elementarschule privatim fortgebildet, noch andre haben die Postfachschulen besucht, die nach 1871 wie Pilze aus der Erde schossen. Der größte Teil aller Gehilfen aber hat nur die Bildung, wie sie das Reglement erfordert: „Die Bewerber müssen richtig und zusammenhängend deutsch schreiben und sprechen, mit den gewöhnlichen Rechnungsarbeiten vertraut sein, eine deutliche Handschrift haben, die Lage der wichtigsten Orte kennen und französische Briefaufschriften, Länder- und Ortsnamen zu verstehen und verständlich auszusprechen imstande sein." Das ist nicht viel, aber die Bestimmungen sind dehnungsfähig, daher hat die Postverwaltung, je nachdem sie mehr oder weniger Leute brauchte, die Anforderungen etwas ermäßigt oder erhöht.

Jedenfalls steht es in allen urteilsfähigen Fachkreisen fest, daß die Bildungsstufe der Zivilanwärter für die niedre Laufbahn seit Einführung des Reglements von 1871 gesunken ist, und zwar teilweise so tief, daß sie für die Ausbildung und Erziehung tüchtiger Postbeamten nicht mehr ausreicht. Man frage nur die Amtsvorsteher; nicht nur die ältern, die bessere Zeiten gekannt haben, sondern auch die jüngern werden es bestätigen, daß ein großer Teil der Postgehilfen den Anforderungen, die an sie gestellt werden müssen, nicht entspricht; es fehlt ihnen an der erforderlichen Fassungskraft, an der Durchbildung und Reife des Geistes und Charakters, die nur durch längern Besuch einer guten Schule erworben wird. Man bedenke ferner, daß sich unter vierzig bis fünfzig Beamten bei einer Postanstalt oft zehn und mehr Postgehilfen befinden, die noch nicht in allen Zweigen des Postdienstes ausgebildet sind, oft kaum die nötigsten Handgriffe kennen und doch selbständig arbeiten sollen, weil es gerade, wie bei der Post fast immer, an Arbeitskräften fehlt. Dazu der fortwährende Wechsel im Personal, eine Folge der vielen, ganz zwecklosen Versetzungen der jungen Beamten aus einem Teile des Reichs in den andern. Daß unter solchen Verhältnissen die Ordnung und Sicherheit im Dienstbetrieb leidet, daß dieser — wir müssen es offen heraussagen — nicht mehr durchweg auf der Höhe der Zeit steht, kann nicht Wunder nehmen. Das Publikum muß es büßen.

Es würde zu weit führen, alle Mängel und Schäden aufzudecken, die sich

Digitized by Google

in den letzten beiden Jahrzehnten in den Organismus der Post eingeschlichen haben. Das schlimmste bleibt die Verschlechterung des Personals. Hier muß zuerst Wandel geschafft, die Anforderungen an die wissenschaftliche Vorbildung der Postgehilfen und Militäranwärter müssen erhöht und für die niedre Laufbahn zunächst nur junge Leute angenommen werden, die mindestens das Zeugnis für den Einjährig-Freiwilligendienst haben. Selbstverständlich müßte man diesen auch bessere Aussichten für ihre Laufbahn eröffnen und es ihnen gestatten, drei oder vier Jahre nach der Assistentenprüfung die Sekretärprüfung abzulegen. Erst dann, wenn der Bedarf an Arbeitskräften aus derart vorgebildeten Beamten nicht gedeckt werden kann, darf die Postverwaltung auf minderwertige Leute zurückgreifen.

Darnach würde die Laufbahn bei der Post eine dreifache sein: die obere mit dem Oberpostsekrekär beginnend, die mittlere mit dem Sekretär endigend, und die untere mit dem Assistenten abschließend. Der Übertritt aus einer Laufbahn in die andre müßte, wie bisher, unzulässig sein.

Bei der Neuregelung der Verhältnisse ist die Beantwortung der Frage von größter Wichtigkeit: Wie hat sich die Postverwaltung den bereits vorhandnen Postassistenten gegenüber zu verhalten? Bekanntlich sind in dieser Beamtenklasse seit mehreren Jahren Bestrebungen hervorgetreten, die Sekretärstellen, auf die sie nach den Bestimmungen des Reglements keinen Anspruch haben, sich zugänglich zu machen. Diese Bestrebungen sind leider in einem Teil der Presse und auch im Reichstage durch Annahme der Anträge Groebers (1894) und Dr. Müllers (1895) unterstützt worden. Da der Bundesrat beschlossen hatte, diesen Anträgen keine Folge zu geben, brachte der Abgeordnete Werner 1896 einen ähnlichen Antrag ein, der diesmal vom Reichstage abgelehnt wurde. Dagegen wurde ein Antrag des Abgeordneten Dr. Schaedler angenommen: „wenigstens die Zulassung zur Sekretärprüfung solchen Zivilanwärtern zu gewähren, die die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst erlangt haben, und bei den übrigen die Zulassung von dem anderweit zu bringenden Nachweis einer entsprechenden Vorbildung abhängig zu machen.“ Zu diesem neuesten Antrag hat das Reichspostamt noch nicht Stellung genommen. Gegen die frühern Anträge dagegen hatte sich der verstorbne Staatssekretär von Stephan durchweg ablehnend verhalten, und das mit vollstem Recht.

Die Postverwaltung hat die Versprechungen, die sie den gegenwärtig vorhandnen Postassistenten durch das Reglement vom 23. Mai 1871 gemacht hat, vollständig erfüllt, sie hat darüber hinaus die Besoldung dieser Beamtenklasse von 1500 auf 3000 Mark gehoben, die frühere kündbare Anstellung in eine lebenslängliche verwandelt und für die ältern Assistenten die Stellung der Oberassistenten geschaffen. Die Klagen über Unrecht und Zurücksetzung entbehren daher selbst des Scheins einer Berechtigung. Auch der Umstand, daß die Militäranwärter zur Sekretärprüfung zugelassen werden, giebt den Zivil-

Digitized by Google

anwärtern nicht das Recht, für sich dieselbe Forderung zu stellen. Die Bevorzugung der Militäranwärter bestand schon vor dem Jahre 1871, mußte also in die neue Organisation mit hinübergenommen werden. Übrigens wird von dieser Bevorzugung recht wenig Gebrauch gemacht; denn nach den amtlichen Veröffentlichungen haben seit dem Jahre 1891 nur 23 Militäranwärter die Prüfung für den Post- und 71 für den Telegraphensekretär bestanden.

Ebenso unzutreffend ist die Schlußfolgerung, die die Assistenten zu ihren Gunsten machen, daß sie auf die Stellung eines Postsekretärs auch deshalb Anspruch hätten, weil sie häufig dieselben Arbeiten verrichten. Bei der gegenwärtigen Organisation, der die Postverwaltung ihre Erfolge verdankt, müssen die Anwärter der höhern Laufbahn, Eleven, Praktikanten und Sekretäre, den Postdienst von unten herauf erlernen, sie müssen jahrelang in harter Arbeit bei Tag und Nacht praktisch thätig sein, ehe sie Gelegenheit finden, nach bestandner Prüfung in die obern Stellen aufzurücken. Dieser Zustand darf nicht geändert werden; die Eleven und Praktikanten werden daher immer an demselben Strang mit den Gehilfen ziehen müssen. Wenn dagegen auch Postsekretäre, die von der Berechtigung, die höhere Prüfung abzulegen, keinen Gebrauch gemacht haben oder bei Ausführung dieser Absicht gescheitert sind, dann noch jahrelang, ehe sie in eine Obersekretärstelle einrücken können, mit Gehilfen und Assistenten zusammen arbeiten müssen, so mag dieser Umstand für die von dem Geschick betroffenen eine recht harte Strafe sein, aber keineswegs giebt er den Postassistenten das Recht, nun auch für sich Stellung und Gehalt eines Sekretärs zu beanspruchen und der Postverwaltung vorzuwerfen, sie mache die Assistenten nur deshalb nicht zu Sekretären, weil sie mit billigern Kräften arbeiten wolle.

Sollte die Postverwaltung sich dazu entschließen, den hier gemachten Vorschlägen entsprechend die Sekretärstellung in Zukunft auch jungen Leuten zugänglich zu machen, die das Zeugnis für den einjährig-freiwilligen Dienst haben, so wäre es natürlich nur billig, diese Vergünstigung auch den schon vorhandnen Assistenten, die diesen Bildungsgrad haben, zuzugestehen, also dem ersten Teile des Schaedlerschen Antrags Folge zu geben. Dagegen würde jede weitergehendere Nachgiebigkeit gegen die unberechtigten Forderungen der Postassistenten nicht nur ein Zeichen maßloser Schwäche sein, die nicht ohne nachteilige Folgen für die Handhabung der Disziplin bleiben könnte, sondern auch eine abermalige Herabdrückung des Standes der Postsekretäre bedeuten.

Zu sonstigen durchgreifenden Reformen in den Personalverhältnissen der Postbeamten liegt wirklich kein Anlaß vor. Wir brauchen für die Anwärter der höhern Laufbahn weder eine sogenannte Postakademie, noch, wie Fachzeitungen vorschlagen, die Titel „Postreferendar“ und „Postassessor,“ die ihren Trägern doch nur ein mitleidiges Lächeln von denen eintragen könnten, die bisher allein gewohnt und berechtigt waren, diese Titel zu führen. Herr von

Digitized by Google

Podbielski aber sollte sich vor allen Dingen hüten, ohne zwingenden Grund an Einrichtungen zu rütteln, die sich seit Jahrzehnten bewährt haben. Auch so wird es ihm nicht an Gelegenheit fehlen, Zöpfe abzuschneiden, Ungerechtigkeiten zu beseitigen und sogar namhafte Ersparnisse zu machen, ohne daß der Staat den geringsten Schaden erleidet.

Die höhere Mädchenschule

Der große Unterschied zwischen moderner und alter Bildung ist nicht so sehr in dem Gegensatz zwischen humanistischer und Realbildung zu finden, als vielmehr in dem Umstande, daß das Ideal einer einheitlichen, alle Zweige des Wissenswerten umfassenden Bildung mehr und mehr schwindet. Mit dem ungeheuern Anwachsen der Summe des Erkannten wächst auch in dem Einzelnen das Gefühl seiner Ohnmacht diesem Reichtum gegenüber. Wie der arme Derwisch, dem der Zauberstein die Schatzkammern der Erde geöffnet hat, so steht der moderne Mensch vor einer Märchenpracht, die er niemals sein nennen kann; er füllt seine Taschen mit ein paar armseligen Goldstücken und verläßt das Zauberreich mit dem Bewußtsein, das Meiste und das Beste zurückgelassen zu haben. Wenn uns nicht eine neue Erfindung zu Hilfe kommt, die die Aufnahmefähigkeit unsrer Gehirne verstärkt, müssen wir bekennen, daß der einzelne Mensch nicht imstande ist, mit dem Bildungsgange der gesamten Menschheit Schritt zu halten.

Zu dieser Thatsache müssen wir Stellung nehmen, wenn uns nicht unser Reichtum zum Unsegen werden soll, wenn nicht an die Stelle der höchsten Geistesblüte Verflachung und Zersplitterung treten sollen. Die Elementarbildung wächst unaufhaltsam, nicht nur in die Breite, sondern auch in die Höhe. Sie durchdringt allmählich alle Volksschichten; es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß sie einst bis zu der Stufe der jetzigen höhern Schulbildung hinaufsteigen wird. Wenigstens schwebt das den Edelsten der Nation als Ziel der modernen Bildung vor. Nimmermehr dürfen wir nun aber das Herankommen dieses Zeitpunktes dadurch beschleunigen, daß wir von den Forderungen ablassen, die wir an die höhere Bildung stellen. Die führenden Stände sollen sich nicht hochmütig abschließen; aber sie sollen immer vorangehen. So nur können sie ihre Aufgabe als Erzieher des Volkes erfüllen. Aus diesem Grunde kann und

Digitized by Google

darf das Losungswort höherer Schulen nicht mehr „Universalbildung“ sein. Das Wort hat an Gehalt verloren, seit es an Ausdehnung zugenommen hat, und dürfte sich bald mit „Elementarbildung“ decken. Wir sehen es ja an unsern höhern Schulen, wie mit jedem Zugeständnis, das dem Ideal der Universalbildung gemacht wird, die Forderungen in den Hauptfächern herabgesetzt werden müssen, und wie mit jeder Maßregel in dieser Richtung etwas von dem Glanze der höhern Bildung schwindet. Höhere Schulen müssen daher, wenn sie nicht von den Mittelschulen und später gar von den Volksschulen eingeholt werden wollen, an die im weitesten Sinne verstandne Elementarbildung eine Spezialbildung anschließen. Spezialbildung ist eigentlich nicht das richtige Wort, da es sich ja nicht um eine Ausbildung für besondre Spezialitäten handelt, wie sie in Fachschulen geboten wird, sondern um eine Vertiefung und Erweiterung der elementaren Schulbildung in der Richtung, in der die Anlagen des Schülers liegen, da eine Erweiterung und Vertiefung sämtlicher elementaren Kenntnisse nicht mehr möglich ist, seitdem der Strom unsrer Kultur so breit und mächtig geworden ist.

Man wird nun einwenden, daß wir mit der Spezialisirung unsrer Kenntnisse aufhörten, ganze Menschen zu sein, daß wir enger, einseitiger würden, den Überblick über das Ganze verlören. Bei einer guten Elementarbildung ist das kaum zu befürchten. Nun freilich, solche Universalmenschen, wie sie das sechzehnte Jahrhundert aufzuweisen hat, werden nicht mehr vorkommen; die giebt es auch heute schon nicht mehr. Aber trotzdem brauchen wir nicht daran zu verzweifeln, daß es auch in spätern Zeiten Persönlichkeiten geben wird, die gerade in der Beschränkung die Kraft finden werden, etwas Ganzes zu sein, die wert sein werden, den alten Universalmenschen an die Seite gestellt zu werden. Gerade der Reichtum unsrer Kultur könnte uns vor ihrer verflachenden Wirkung bewahren.

In der Knabenerziehung hat man schon einige, wenn auch unvollkommne Versuche gemacht, das Bildungsmaterial zu teilen. Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen stellen schon mehrere sehr bestimmte Abarten von Bildung als Ziel auf. Der Fehler liegt hier nur darin, daß nicht die Besonderheit des Schülers bei der Wahl der Schule das Entscheidende ist. Das ist natürlich auch unmöglich, solange diese Wahl vor Beginn des Schulunterrichts getroffen werden muß. Das wird wohl auch zunächst so bleiben. Ein Wechsel in spätern Jahren, wenn sich die Art der Begabung des Schülers gezeigt hat, pflegt mit Zeitverlust und Kraftvergeudung verknüpft zu sein. Immerhin ist durch die Teilung des Unterrichtsstoffs eine Entlastung herbeigeführt, die auf den Unterricht selbst nur günstig einwirken kann.

Nichts von alledem findet sich in der höhern Mädchenschule, und gerade sie müßte darauf aus sein, alles wahrzunehmen, was ihre Aufgabe vereinfachen könnte, denn von Jahr zu Jahr wird ihre Aufgabe schwieriger, verwickelter, man könnte sagen verzweifelter.

Digitized by Google

Die Thatsache ist nicht wegzuleugnen, daß sich die soziale Stellung der Frau in den letzten Jahrzehnten bedeutend verändert hat, und daß demzufolge auch die Ansprüche, die an die Erziehung des weiblichen Geschlechts gestellt werden, andre geworden sind, oder vielmehr, daß zu den alten neue hinzugetreten sind, die sich mit jenen alten schwer vereinigen lassen. Denn wenn es auch heißt und selbstverständlich immer heißen wird: „Erzieht uns Mädchen, die imstande sind, ihre Pflichten als Hausfrauen und Mütter zu erfüllen," so sagt doch die bittere Notwendigkeit heute auch: „Erzieht sie so, daß sie imstande sind, den harten Kampf des Lebens aufzunehmen," und dazu kommt nun gar noch eine dritte Partei, nämlich die der eiteln, gedankenlosen Eltern, die sagen: „Erzieht unsre Töchter so, daß sie in der Gesellschaft glänzen können, daß sie für die Jagd nach dem Manne gut ausgerüstet sind." In dem Bestreben, es diesen allen recht zu machen, kommt die Mädchenschule immer mehr dahin, keinen mehr zu befriedigen.

Freilich, schwierig genug ist die Aufgabe. Eine vollständige doppelte Rüstung muß die Erziehung dem Mädchen heute mitgeben ins Leben; sie muß sie beide gebrauchen lehren und jede entbehren lehren, je nachdem sich das spätere Schicksal der Frau gestaltet. Nicht wie bei den Knaben entscheidet über den künftigen Lebenslauf Anlage, Lust zu einer Sache. Bei keinem Mädchen kann man auch nur annähernd bestimmen, welcher Seite ihres Wesens die Erziehung die größere Sorgfalt zuwenden soll. Denn ob sie heiratet und wen sie heiratet, das schneidet heute noch ganz anders als früher in ihre Stellung, ihre Thätigkeit, oft in ihr ganzes Sein ein. Keine Wahrscheinlichkeitsrechnung kann auch nur annähernd die Möglichkeiten berechnen, die es hier giebt, die Ereignisse werfen die Schlüsse der tiefsinnigsten Psychologie über den Haufen. Darum muß die Frau auf alle Möglichkeiten vorbereitet, für alle Fälle gerüstet sein. Wehe ihr, wenn sie nur ein Ziel verfolgt hat! Der gleiche Spott folgt der Heiratslustigen, die in dem vielleicht sehr richtigen Gefühle, daß sie nur im eignen Heim ihre Persönlichkeit vollständig entfalten kann, Anstrengungen macht, ihr Lebensideal zu verwirklichen, wie der Berufsarbeiterin, die, durch eine Herzensneigung aus ihrer Bahn geschleudert, unlustig und ungeschickt ihren häuslichen Pflichten nachkommt.

Man könnte die Ansprüche, die von der neuen Zeit an die höhere Mädchenschule gestellt werden, so fassen: Sie soll die Mädchen mit reichen Kenntnissen ausstatten, damit sie sich in jeder Lebenslage zurechtfinden, allen Ansprüchen genügen können; doch soll sie ihnen keinen so einseitigen Geschmack für die Wissenschaften beibringen, daß sie dadurch für alle praktischen Aufgaben untauglich werden, daß sie seelisch verkümmern, wenn sie das Leben ausschließlich vor praktische Aufgaben stellt. Sie soll Charaktere bilden, die den Stürmen des Lebens Trotz bieten, keine Stütze, keine Führung brauchen; doch soll sie dem weiblichen Wesen seine ganze Schmiegsamkeit und Anpassungsfähigkeit bewahren, ja sie entwickeln, wo sie nicht genügend vorhanden ist; denn größer

Digitized by Google

als je sind die Ansprüche, die das moderne Leben gerade an diese Fähigkeit des weiblichen Wesens stellt, weiter als je ist der Sprung aus dem öffentlichen Leben in das Haus und — wie oft! — auch umgekehrt, größer das Opfer, das die Frau dem Manne bringt, dem sie folgt, wenn sie eine ihren Fähigkeiten entsprechende Thätigkeit aufgiebt, und härter der Zwang, wenn sie nach langen Jahren friedlicher häuslicher Thätigkeit wieder in den Kampf des Lebens eintreten muß.

Solche Widersprüche kennt die Knabenerziehung nicht, und darum ist der Mädchenerziehung doppelt so viel Sorgfalt zuzuwenden. Statt dessen ist und bleibt aber die höhere Mädchenschule das Stiefkind der meisten unsrer Staaten. Nicht eine der Reformen, die ihr Preußen kürzlich beschert hat, geht ihren Übelständen an die Wurzel oder beweist auch nur, daß man die Schäden erkannt habe. Man hat wohl hier ein wenig ausgeflickt, dort ein wenig nachgebessert; aber das schreiende Mißverhältnis zwischen den Leistungen der Schule und den Ansprüchen des Lebens bleibt nach wie vor bestehen. Man ist sogar auf den mörderischen Einfall gekommen, den Kursus der Mädchenschule von zehn Jahren auf neun herabzusetzen. Will man damit der Verflachung und der Zersplitterung vorbeugen, die schon lange als die Klippen in der Frauenerziehung anerkannt sind? Man hat auch Einschränkungen im Lehrplane gemacht, sodaß wir beinahe der Stufe der Mittelschule zustreben. Bestünde nicht der Kultus der fremden Sprachen in altem Glanze fort, so könnten wir schon jetzt die Bezeichnung „höhere Mädchenschule“ getrost fallen lassen und dafür sagen „Mädchenschule für höhere Stände,“ ein Name, der allerdings auch den Thatsachen nicht ganz entspräche.

Die Zumutung, daß ein Kind von fünfzehn Jahren auch nur die Elemente höherer Bildung in sich aufgenommen habe, ist, besonders da die Ansprüche einer Schule doch nur immer die Durchschnittsbegabung in Betracht ziehen können, so abgeschmackt, daß man versucht wäre, darüber zu lachen, wenn nicht die traurige Thatsache bestünde, daß sich Hunderte von gewissenhaften Lehrern und Schulvorständen an dieser unlösbaren Aufgabe wund und müde arbeiten, ohne je den Lohn dafür zu ernten, der in der Befriedigung über eine gut gelöste Aufgabe besteht. Man müht sich ab, die zweckmäßigsten Methoden zu finden, versucht alle Hilfsmittel der Pädagogik, aber das Gefühl der Entmutigung läßt sich nicht bannen, wenn man die Ergebnisse sieht. Die Schuld des Mißlingens legt die öffentliche Meinung dann den Lehrern zur Last oder auch der mangelhaften Begabung des weiblichen Geschlechts; niemand fällt es ein, einmal über die Bedingungen nachzudenken, unter denen in der Mädchenschule gearbeitet wird.

Mag man doch nach dem neunten Schuljahre eine Art Abschluß geben, ähnlich dem Freiwilligenzeugnis auf den Gymnasien, für alle die, deren Begabung nicht für mehr ausreicht, für die, die aus Mangel an Mitteln gezwungen sind, ihren Bildungsgang früher abzubrechen, und für solche, die die

Digitized by Google

Zeit nicht erwarten können, sich in den Strudel des Gesellschaftslebens zu stürzen. Für alle übrigen aber, die wirklich nach Bildung streben — und ihre Zahl ist nicht gering —, brauchen wir dann mindestens noch drei Jahre zur Vollendung ihrer Erziehung. Diese Forderung ist nicht so ungeheuer, wie es den Anschein hat. Alle, die nach der Schule noch das Seminar besuchen, erfüllen sie schon und würden sie noch lieber erfüllen, wenn nicht dem Seminarbesuche so viele Übelstände anhafteten, wenn sie dort wirklich eine Fortsetzung ihrer Schulbildung fänden, nicht eine ermüdende Wiederholung mit einigen Ergänzungen. Mir ist es immer als eine ungeheure Kraft- und Zeitverschwendung erschienen, daß das Seminar eigentlich genau dasselbe genau in derselben Form lehrt, was die Schule schon gebracht hat. Wenn wir aus den beiden Anstalten eine machten mit einem fortlaufenden Lehrplane, wie sie z. B. im Badischen schon besteht, dann könnten wir dahin kommen, daß wir wirklich eine „höhere" Mädchenschule hätten. Für die Schülerinnen, die am Schlusse das Lehrerinnenexamen zu machen gedenken, könnte Methodik und Pädagogik besonders gelehrt werden; alles übrige gehört zur allgemeinen Bildung und erfordert darum nicht eine besondre Anstalt. Wenn wir uns zu einer solchen Zusammenziehung entschließen könnten, würden mit einemmale alle Schwierigkeiten verschwinden, die unter den heutigen Verhältnissen fast unüberwindlich erscheinen.

Jetzt muß der Geschichtslehrer sehr summarisch verfahren, wenn er die ganze Weltgeschichte in den gegebnen Zeitraum hineinpressen will, und das muß er, denn natürlich muß ein Mädchen, das die höhere Mädchenschule bis zu Ende besucht hat, doch in der ganzen Weltgeschichte wenigstens „orientirt" sein. Im Seminar wiederholt sich derselbe Übelstand. Hier sollen die in der Schule gesammelten Kenntnisse erweitert und vertieft werden. Aber selbst beim besten Willen läuft das schließlich auf eine ermüdende Wiederholung mit einigen Erweiterungen heraus. Wie anders stünden die Sachen, wenn man z. B. bis zum Abschluß des neunten Schuljahres nur deutsche Geschichte lehrte mit einigen Ausblicken auf die allgemeine Weltgeschichte und dann erst in den letzten drei Jahren die Weltgeschichte mit Heranziehung und Wiederholung der gründlich gelernten deutschen Geschichte. Dann hätten wir zwei lebensvolle Bilder, die einander ergänzten, und nicht wie jetzt nur eine doppelte Betrachtung desselben Skeletts. Ebenso ließe es sich in der Geographie machen: erst die übliche Heimatskunde, dann die fünf Weltteile in ihren großen Umrissen; auf den jetzigen Oberklassen, die dann zu Mittelklassen würden, Europa und Deutschland sehr ausführlich und in den letzten drei Jahren die übrigen Weltteile. Wieviel Zeit bliebe da für eingeschaltete Wiederholungen! wie mühelos könnte man gründliches Wissen erreichen! Die Vorteile einer solchen Einrichtung liegen so auf der Hand, daß es wohl nicht nötig ist, sie für jeden einzelnen Unterrichtszweig nachzuweisen. Überall würden wir eine Menge Zeit und Kraft sparen; man würde aufhören, über Überbürdung der Schülerinnen

Digitized by Google

und besonders der Seminaristinnen zu klagen. Den Seminaristinnen bliebe sogar noch Zeit übrig, sich ihrer jungen Jahre zu freuen, und neben ihrer Arbeit noch den ihrer Jugend gebührenden Teil an Vergnügungen und körperlichen Übungen zu bewältigen, besonders wenn eine Zwischenprüfung, die sich sehr gut nach dem neunten Schuljahr einfügen ließe, eine Entlastung des eigentlichen Examens herbeiführte. Wir wollen durchaus keine überstudirten, bleichsüchtigen, körperlich ruinirten Geschöpfe, wie sie unser jetziges Verfahren vielfach hervorbringt, und die doch für die kostbaren Güter, die sie aufs Spiel setzen und oft verlieren, nicht das einhandeln, wonach sie streben. Wenn wir Reorganisation des Mädchenschulwesens verlangen, so haben wir mindestens ebenso sehr das leibliche wie das geistige Wohl der kommenden Geschlechter im Auge. Hilft uns der Staat nicht bei diesem Werke, begünstigt er auch ferner, dem Geiste der Zeit entgegen, ein Abwärtsgleiten der höhern weiblichen Bildung, so wird es dahin kommen, daß ihm die Kontrolle ganz entschlüpft. Die lebhafte Reaktion gegen dieses Verfahren des Staats, die sich schon heute in der massenhaften Gründung von allerhand Bildungsanstalten, Mädchengymnasien, Fortbildungszirkeln, Realkursen usw. äußert, wird eine Ausdehnung annehmen, daß sie die eigentliche Schule unterdrücken wird. Diese Hochflut von privaten Unternehmungen würde niemals eingetreten sein, wenn die Mädchenschule wirklich eine „höhere“ Schule wäre, wenn ihre Leistungen nicht in einem so schreienden Mißverhältnis zu den Forderungen der Zeit stünden.

Eine organische Verschmelzung von Seminar und Schule zu einer Einheit, zu einer wirklichen „höhern“ Bildungsanstalt wäre der erste Schritt, der uns auf eine aufwärtssteigende Bahn brächte. Aber es bliebe noch weiteres zu thun übrig, wenn wir uns wirklich auf der Höhe der Zeit halten wollen. Wieviel Wissenswertes ist noch aus dem Lehrplan einer höhern Mädchenschule ausgeschlossen, was wir nicht einfach anflicken können, wenn wir nicht wieder in die alten Fehler der Verflachung, Zersplitterung und Überbürdung fallen wollen! Dahin gehört vor allem die Gesundheitslehre, ein den Frauen gerade in ihren Wirkungskreisen unentbehrlicher Wissenszweig, dessen Vernachlässigung unberechenbaren Schaden gestiftet hat; sodann die Lehre von den Nährwerten der Nahrungsmittel; auch Haushaltungslehre und Buchführung ließen sich empfehlen und eine Umgestaltung des Handarbeitsunterrichts, aus dem alle Luxusarbeiten streng ausgeschlossen sein müßten, und in dem das Wäschenähen nicht so gelehrt werden dürfte, als ob wir noch vor der Erfindung der Nähmaschine lebten. Das alles fehlt uns für die praktischen Seiten des Lebens. Andrerseits dürfte eine „höhere“ Schule keine Lehrfächer ausschließen, die seit urdenklichen Zeiten zur höhern Bildung gehören und voraussichtlich noch lange des Studiums wert bleiben werden. Sie müßte wenigstens die Möglichkeit zur Erlernung der alten Sprachen geben, auf denen sich unsre ganze Kultur aufbaut. Der Leser fragt, wie das alles unter ein Dach zu bringen sei? Nun, in einen einzigen Verstand soll so viel Wissen nicht hinein; das könnte nur ein

Digitized by Google

ungewöhnlich gut angelegter Kopf bewältigen, und Lehrpläne dürfen nur mit dem Durchschnittsmaß rechnen. Es besteht aber schon in einigen Ländern eine Einrichtung, die mir stets sehr eingeleuchtet hat. Leider kenne ich sie nicht durch den Augenschein, ich habe aber vielfach gehört, daß sie sich bewährt habe. Die höhere Schule spaltet sich nämlich nach Abschluß des Elementarunterrichts, der allen Schülern gemeinsam erteilt wird, in ein Gymnasium und eine Realschule. Etwas ähnliches ließe sich wohl auch bei unsrer Mädchenschule einführen, wenn wir auch natürlich nicht das ganze Programm eines Knabengymnasiums hineinnehmen könnten noch wollten. Diese Einrichtung hat den Vorteil vor zwei gesonderten Schulen voraus, daß die Teilung nach Anlage und Befähigung der Schülerinnen vorgenommen wird, nicht bloß nach ganz äußerlichen Erwägungen. Eine solche Anstalt würde außerdem das für sich haben, daß sie den weitesten Ansprüchen nach beiden Seiten hin zu genügen imstande wäre. Andrerseits bin ich mir wohl bewußt, welche Revolution in unserm gesamten Schulleben eine solche Einrichtung hervorbringen würde, denn natürlich müßten dann auch unsre Examenverhältnisse einer durchgreifenden Veränderung unterzogen werden.

Es ließe sich wohl auch noch ein andrer Weg finden, neue Wissenszweige dem alten Lehrplan anzufügen, ohne in den alten Fehler des „Zu viel und zu vielerlei" zu verfallen. Könnte man nicht in den letzten drei Jahren der Mädchenschule mit zwölfjährigem Kursus zu den Stunden des Hauptlehrplans noch Nebenstunden treten lassen? Die Schülerinnen, die zum Schlusse das Lehrerinnenexamen machen wollen, müßten natürlich nur die Hauptstunden nehmen; allen übrigen aber wäre es frei zu stellen, zwischen zwei auf dieselbe Stunde fallenden Lehrgegenständen zu wählen. Es dürfte aber nicht in dem Belieben der Schülerinnen liegen, nur einige wenige Fächer zu „belegen," da dadurch die Schule ihren Charakter verlieren würde und sehr zum Schaden der Strebsamen nur ein Tummelplatz für solche werden würde, die, wie sie sagen, Anregung suchen, die aber keine wirkliche Arbeit zu liefern gewillt sind. Die Stundenzahl müßte für alle Schülerinnen möglichst gleich sein, das mindeste Maß nicht zu tief angesetzt, und eine Ausnahme wäre nur bei vorzüglichen Leistungen und geringen Körperkräften zulässig. Gewisse Stunden, wie Deutsch, Geschichte und Gesundheitslehre — der Staat wird sicher auch Religion sagen, wenn er diesen Plan je billigen sollte — müßten Pflichtstunden für alle sein.

Das Schwierigste bei einer solchen Anordnung wäre jedenfalls der Stundenplan. Vor allem müßte festgesetzt werden, welche Fächer auf dieselbe Stunde fallen dürften, denn von der größern oder geringern Geschicklichkeit, mit der diese Gruppirung bewerkstelligt wird, hinge wesentlich der Erfolg der Einrichtung ab. Hätten wir z. B. als eins der Nebenfächer Italienisch, so dürfte das natürlich mit keiner andern modernen Sprache zusammentreffen, denn man kann voraussetzen, daß sich nur Sprachbegabte zur Erlernung einer dritten Sprache entschließen werden. Dagegen könnte Buchführung sehr wohl in der-

Digitized by Google

selben Stunde gelehrt werden, in der die Hauptklasse Mathematik oder Geometrie treibt, da sie wesentlich praktische Zwecke verfolgt und keine höhere Anlage zum Rechnen voraussetzt.

Ein Vorteil dieser Einrichtung bestünde in der Möglichkeit, die Nebenstunden ganz nach den Bedürfnissen des Tages einzuschalten und wieder wegfallen zu lassen, je nachdem sich eine genügende Zahl von Schülerinnen dafür zusammenfände. Das geschäftliche Wagnis wäre also nicht so groß wie bei der Einrichtung einer Doppelschule. Ich habe eine traurige Ahnung, daß, wenn meine Vorschläge wirklich einmal ernstlich in Erwägung gezogen werden sollten, der letzte Umstand wohl den Ausschlag geben würde; der Staatssäckel ist ja immer leer, wenn etwas für die Bildung der Frau verlangt wird, und eine Privatschule könnte doch nur dann zu einer solchen Umgestaltung schreiten, wie sie die Einrichtung einer Doppelschule mit sich führen würde, wenn ihr bedeutende Mittel zur Seite stünden.

Aber ich will nicht über den Geiz des Staates klagen; vielleicht hat er wirklich für uns nichts übrig, vielleicht müssen wirklich alle andern Forderungen den unsern vorangehen, wenn das Ganze nicht leiden soll. Keine Frau, aber auch kein Mann ist unparteiisch genug, in dieser Sache zu Gericht zu sitzen. Einen Vorwurf aber kann ich dem Staate nicht ersparen: er greift oft hemmend ein, wo er fördern sollte. Warum dürfen wir das, was wir aus eignen Mitteln schaffen, wozu er uns nicht einen Pfennig giebt, nicht auch nach eignem Ermessen aufbauen? Weshalb beschränkt er seine Aufsicht nicht darauf, daß nirgends unter das niedrigste Maß seiner Forderungen herabgegangen wird, daß seine Gesundheitsvorschriften überall befolgt werden? Gewiß, Aufsicht ist nötig, besonders in solchen Städten, wo der Konkurrenzkampf nicht spornt und treibt; so ins einzelne gehende Bestimmungen, wie wir sie haben, können unmöglich fördernd wirken: sie töten alle eigentümliche Gestaltungskraft und begünstigen die Schablone. Unsre Lage ist traurig: der Staat hat nicht die Mittel, die Reorganisation der Mädchenschule vorzunehmen, und wir, die wir uns ja nötigenfalls die Mittel dazu zusammenbetteln würden, wir haben nicht die Macht, auch nur eine Stunde einzufügen. Nicht an Fähigkeiten fehlt es uns, denn unter unsern Schulvorständen befinden sich organisatorische Talente ersten Ranges, noch an gutem Willen, denn die Unhaltbarkeit des jetzigen Zustandes haben wir vollständig erkannt. Um alle Köpfe und alle Hände in Thätigkeit zu bringen, brauchte der Staat nur zu sagen: Du darfst.

Freiburg i. B. Paula Schlodtmann

Digitized by Google

Wilhelm Jensen als Lyriker

Wilhelm Jensen ist wegen seiner Romane einmal ein Realist genannt worden. Aber dieses Urteil trifft nicht zu. Kaum ein zweiter zeitgenössischer Schriftsteller steht dem Realismus so fern wie er. Hierin kann ein Lob liegen, es kann aber auch als Tadel aufgefaßt werden. In Jensens Romanen tritt nach meiner Meinung ein zu weitgehender Mangel an Lebenswahrheit hervor. Man stößt allzu häufig auf sachliche oder psychologische Unwahrscheinlichkeiten. Und wollte man seine Romantechnik mit dem Maßstabe der Spielhagenschen Theorie von der Objektivität des Dichters messen, so würde sie nicht bestehen können. Spielhagen — darin ein Jünger Goethes und Schillers — will, daß der Epiker mit seinem persönlichen Wissen von den Dingen und Personen, die er darstellt, völlig hinter seiner Dichtung verschwinde; jede Einmischung des Dichters in sein Werk ist ihm gleichbedeutend mit einer zeitweiligen Aufhebung des dichterischen Geschäfts. Freilich, diese vollendete Objektivität wird immer nur ein Ziel sein, das man nie ganz erreichen kann; gänzliche Absonderung einer persönlichen Beimischung — das hielt Wilhelm Scherer mit Recht Spielhagen entgegen — ist unmöglich. Aber bei Jensen ist auch nicht das leiseste Streben nach Objektivität bemerkbar, er ist der subjektivste Erzähler. Er kann seine persönlichen Empfindungen und Betrachtungen nicht zurückdrängen; er kann die Dinge nie sich selbst darstellen lassen. Er individualisirt seine Personen nicht; sie sind immer nur Träger seiner eignen Ansichten. Er und sie sind eins. Durch diesen Mangel an Objektivität werden seine Romane dicht in die Nähe der Lyrik gerückt. Ganz abgesehen davon, daß er durch Einmischung von Lyrik schon äußerlich die beiden Dichtungsgattungen nicht streng scheidet, glaubt man in seinen Romanen oft mehr einen Lyriker als einen Epiker zu hören. Die Stimmungen darin sind oft zauberhaft lyrisch, sachlich durchaus nicht.

Trotz dieser Schwäche, die ja dem großen Publikum weniger deutlich wird als dem mäkelnden Kritiker, erfreuen sich Jensens Romane einer großen Beliebtheit. Sie verdanken das der Fülle von Poesie, die der Dichter verschwenderisch über seine Werke ausgießt, die süß berauschend wirkt und das kritische Auge leise umflort. Kein Wunder, daß seine dichterische Fähigkeit

Digitized by Google

noch weit mehr, als in seinen Romanen, in seiner Lyrik zum Ausdruck kommt. Es ist, als ob sich seine Muse nicht wohl fühlte auf dem Boden der Wirklichkeit, als ob sie nicht immer ein rechtes Verständnis für die Gedanken und Gefühle der Menschen hätte, als ob sie sich erst hinausretten müßte in die herrliche Natur, in den Wald, ans Meer, wo sie die drückenden Fesseln abwerfen, das beengende Menschengewand abstreifen und sich in ihrer natürlichen Schönheit zeigen darf. Freilich sind Jensens Gedichte nur dem kleinsten Teile des Publikums bekannt. Dies Schicksal teilt er mit seinem Landsmann Storm, auch mit Fontane und Heyse. Daß aber gerade die Lyrik Jensens ureigenstes Gebiet ist, beweist die kürzlich erschienene Sammlung seiner Gedichte: Vom Morgen zum Abend. Ausgewählte Gedichte von Wilhelm Jensen. Mit dem Bildnis des Dichters. (Weimar, Emil Felber, 1897.)

Jensens Muse trägt jährlich ein paar Bände zu Markte, da der Dichter nur selten die Feder aus der Hand legt. Aber er dichtet mehr für sich als für andre. Es ist eine Mußestundenlyrik, eine Art Freistundenübung. Jensen dichtet nicht nur, wenn ihn etwas zum Dichten treibt, wenn eine Stimmung, ein Gefühl in ihm nach dichterischem Ausdruck verlangt, wenn es in ihm stürmt und gährt: er dichtet immer, täglich, auch wenn ihn Glück und Friede umfangen. Daher geben seine Gedichte ein vollständiges Lebensbild des Dichters. Ihre Schönheit liegt nicht immer aufdringlich zu Tage, aber dem eingehenden Beobachter erschließt sie sich um so herrlicher. Für solche, die gereizt, gekitzelt werden wollen, bietet die Sammlung nichts. Man legt das Buch nicht mit einem Stachel im Herzen aus der Hand, sondern mit einem Gefühl der Beruhigung, Erhebung, Läuterung. Es ist eine Betrachtungs- und Gefühlslyrik, die nachempfunden werden muß; Gedanken, die das Leben eines Mannes erfüllt haben, voll tiefem Phantasie- und Gemütsreichtum, Stimmungsbilder, deren Themen nicht immer neu sind, denen aber doch der Stempel eigenster Empfindung aufgedrückt ist.

Jensen hat in der „Geschichte des Erstlingswerks" mit viel Humor erzählt, wie er seinerzeit in seinem Erstling ein bischen herumzublättern angefangen habe und unwillkürlich einmal auf den Umschlag nach dem Autornamen habe sehen müssen, da es ihm plötzlich gewesen sei, als hätte sich die löbliche Verlagsbuchhandlung vergriffen und ihm Exemplare einer Novelle seines lieben Landmanns Storm zugeschickt. Dieser nachhaltige Einfluß Storms ist in den Gedichten nicht so stark zu spüren wie in den Novellen der ersten Zeit, und es ist sehr schwer zu sagen, wann diese Abhängigkeit aufgehört und Jensen eigne Töne gefunden hat, wie es überhaupt kaum möglich ist, in dieser Lyrik eine Entwicklung nachzuweisen. Ich wenigstens wage nicht zu entscheiden, was der Jüngling, was der Mann gedichtet hat. Jensens lyrisches Talent muß schon früh ausgereift gewesen sein. Die Zahl der Gedichte, die als unsicher und spröde in der Form Anstoß erregen, oder als gedankenleer und flach ein-

Digitized by Google

drucklos bleiben, ist sehr gering. Sowohl dem Inhalt als der Form nach haben wir hier Schöpfungen eines echten Dichters.

Jensen hat auf seiner Wanderung vom Heimatlande Holstein nach dem Süden, der ihn früh angelockt hat und noch heute gefangen hält, mit offnem Auge und tiefem Sinn die Natur studirt. Sie ist ihm eine liebe, fördernde Lehrmeisterin gewesen. Ihr entnimmt er seine schönsten Gleichnisse. Man muß diese Naturhymnen neben die Erzeugnisse mancher heutigen Dichterlinge stellen, um zu sehen, wie er die Natur mit ihren kleinsten Wesen angeschaut und verstanden hat. Diese Liebe zur Natur, diesen regen Sinn für sie hat die Heimat in ihm erweckt. Selbst über den Reizen des Südens hat er doch den Norden nie vergessen können. Sein Heimatsehnen hat er in viele Lieder ausgeströmt:

Noch einmal möcht' ich über grünen Feldern,
Drauf braun und buntgescheckt die Rinder stehn,
Umrahmt von Haselzaun und Buchenwäldern,
Die blaue See in Sonnenweite sehn;
Das Sehnen nochmals fühlen, das den Knaben
Aus ihrem Anblick schauernd überlief,
Noch einmal wachend möcht' ich wieder haben,
Was lange mir geheim im Herzen schlief.

Und die, die nach Italien zogen, denen der Tiber zum Styx wurde, fragt er tadelnd: „Bot euch die Heimat Echtes nicht genug?" Italien ist ihm „der Schönheit Bild, doch einer seelenlosen."

Jenes Prangen,
Es bleibt der Fremde Glanzgebild und Schein.
Aus ihren Marmorsäulen zog ein Bangen
Mich sehnsuchtsschwer zu deutschem Schattenhain.

Auch Italiens Töchter haben keinen Reiz für ihn:

Ihr Auge blitzt, ihr schöner Busen wallt,
Es kocht ihr Blut der Heimat Sonnenflamme,
Doch sind sie leer im Kopf und herzenskalt.

Und ähnlich denkt er auch später in den Liedern aus Frankreich sehnsüchtig der Heimat.

Die Heimat lieben und sich dennoch freiwillig aus ihr verbannen, ist ein Beispiel für das Gegensätzliche in Jensens Natur. Viel ausgesprochner ist aber noch ein andrer Widerstreit der Gefühle, der seine ganze Lyrik erfüllt. Der Dichter, der noch in der Fülle der Kraft und Gesundheit steht, der noch mit Jugendfrische die Güter des Lebens in seine Arme schließt, klagt doch zugleich, „daß nichts bestehet, daß alles Irdische verhallt." Memento mori!

Digitized by Google

So könnte die Überschrift des Hauptkapitels seiner Lyrik lauten. Dieser Todesgedanke, dieses dauernde Denken an die allgemeine Vergänglichkeit zieht durch einen großen Teil seiner Gedichte. Fast selbstquälerisch erinnert er immer wieder daran, wie wenig Hoffnungen sich uns erfüllen, und wie wir selbst für den kleinen Teil des gehofften Glücks, der uns vielleicht zufällt, mit schwerem Leid büßen müssen. Er kann die Sonne nicht sehen, ohne daran zu denken, daß sie untergeht. Neben den Menschen geht ihm ein Zähler her, der unsre Schritte, unsre Atemzüge, unsers Herzens Schläge zählt. Mehr als einmal spricht er von der Zeit nach dem Tode. In einem unruhvollen Schlaf im Felde träumt er, wie ein Brief, der seinen Tod meldet, in die Heimat gelangt, und welchen Eindruck er hervorruft. Sogar einen heimlichen Besuch bei den Seinen nach dem Tode malt er sich aus. Und doch lehnt sich alles in ihm gegen den Tod auf:

Da wirds nicht schlafen mich lassen
Im dunkeln, engen Gemach,
Allmächtig wird es mich fassen,
Mein Herz wird allzuwach.

Es wird aus der Brust mir drängen
Ein göttlicher Sehnsuchtstrieb
Und meine Kammer zersprengen —
Ich hatte die Sonne zu lieb.

Kein Wunder, daß diese Gedanken oft zu der zersetzenden Reflexion seines Landsmanns Hebbel ausarten:

Fürwahr, ich mag es nicht mehr sehn,
Dies ewige Werden zum Vergehn;
Dies Täuschen, wie man Kranke trügt
Und ihrem Schmerz Genesung lügt;
Dies Lachen blinder Gegenwart,
Das stets des Todesstreiches harrt,
Daß keinen Herzschlag du vergißt,
Wie alles nur zum Sterben ist.

Warum uns mühen und ruhelos jagen, warum uns begeistern und erglühen, wenn von uns und unsers Geistes Trachten doch nur toter Staub und Moder übrig bleibt! Sind wir deshalb mit der Vernunft beschenkt worden, daß wir all dieses Jammers nur umso deutlicher bewußt werden!

Warum denn uns nur sehend werden lassen,
Daß wir den Blick in seinen Abgrund senken

Und das Entsetzen der Vernichtung fassen?
Wir, ärmer als der Halm, der Baum, das Tier,
Die um uns an des Daseins Freude prassen

Digitized by Google

In sorglosem Genuß. Wir aber, wir,
Des Schaffens höchster Ausdruck, das Organ,
Drin seiner selbst bewußt es ward, die Zier

Des großen Alls, wir schauen nur als Wahn
Des Daseins Freude, nur als welkend Laub,
Bestimmt, zu fallen mit des Herbstes Nahn.

Man sollte erwarten, daß ein solcher Dichter nun epikureisch dazu aufforderte, die Gegenwart zu genießen und sich an guten Tagen zu freuen. Aber solche Gedichte, die uns ein horazisches Carpe diem! zurufen, sind ganz selten bei ihm. Abermals ein Widerspruch. Jensen liebt den Augenblick nicht. Ihn beglückt nur ein Sichversenken in die Vergangenheit oder in die Zukunft, Erinnerung, Sehnsucht, Träume, Visionen. „Ruf' dir, was war, zurück und leb' im Einst!" „Heute noch, wie einst dem Kinde, pocht ein Sehnen, ungestillt." Mit der Neigung der Romantiker versenkt er sich in die Märchenpracht einer lockenden Zauberwelt. Die feenhaft beschwingten Falter, die zaubermächtigen Sonnenkinder, die schon des Knaben Sinn berückt haben, sind die lichten Genien seines Lebens gewesen. Sie haben das Sehnen und Bangen seiner Seele geregt und seine Träume belebt. „Die Sehnsucht ist das Glück." Und wie uns diese verzehrende überirdische Sehnsuchtsglut ins Herz gelegt worden ist, erzählt wunderbar das lyrisch-epische Gedicht „Lilith."

Nur ein geringer Raum ist der Liebeslyrik gegönnt. Jensens Liebeslieder atmen eine Reinheit und Keuschheit, wie sie heute selten ist. Jeder Zug ins Lüsterne fehlt ihnen. Sie feiern nicht die Liebe, „die sich offen vor dem Licht des Tags bekennt," sondern die, „die zum Herzen wie ein scheuer Frevler schleicht."

Süßer, ach, vielleicht umfangen
Von der Liebe Seligkeit,
Als die ruhevollen Wangen,
Die von Schuld und Scheu befreit —
Süßer, ach, ist dieses Bangen,
Dies Erringen, dies Verlangen,
Dieses Glück und dieses Leid!

Eine feine Definition, was Liebe sei, giebt das lyrisch-epische Gedicht „Die Schiedsprecherin," in dem die Liebe in persona auftritt. Sie ist ein Doppelbild, in dessen Antlitz seltsam in einander fließend Keuschheit und Wollust die Feindschaft ihres Wesens zu hohem Bunde hold vereinen!

Wie Jensen die zartesten Regungen einer Frauenseele zu deuten, ihr ganzes Fühlen nachzufühlen vermag, zeigt der kleine Liedercyklus „Aus Frauenherzen" und vor allem das ergreifende Gedicht „Bekenntnis." Wunderbar, wie hier das vor der Zeit hinsterbende Weib noch einmal in jammernder Sehnsucht nach seinem verweigerten Recht aufschreit und dadurch den Sturm in der Brust beschwichtigt!

Digitized by Google

Und Wogen der Sehnsucht
Durchfluten die Brust mir
Nach dem, was des Weibes
Bestimmung und Glück:
Die Augen zu tauchen
In fragende Augen
Mit stummer Bejahung —
An Lippen der Liebe
Zu hangen, zu trinken
Berauschende Wonne —
Von Armen umschlungen,
In Armen versunken,
Zu ruhn, zu vergehen
In seligem Traum —
Ein Kind zu empfangen,
Ein Kind zu gebären,
Am Busen zu bergen,
Zu nähren mit eigner
Belebender Kraft —

Überhaupt kennt Jensen alle Triebe, die sich in Menschenherzen regen, die Naturkräfte, die eine dämonische Gewalt über uns haben und, wenn sie des Lebens Majestät packt, mit schwellender Kraft den lähmenden Kettenzwang der Alltäglichkeit zerreißen, wie jene kleinen Mängel und Gebrechen, die Duldsamkeit erheischen, und über die es thöricht wäre sich zu ereifern. Die Menschen sollen nie vergessen, daß sie Menschen sind und auf der Erde leben. Und in einem humorvollen Gedicht führt Jensen den Satz Blumauers aus: „Wo Menschen sind, da sind auch Übel! Mit ihrer Zahl wächst ihre Kümmernis." Er träumt, daß die Menschheit bis auf ihn und die Geliebte ausgestorben sei.

Wir waren allein
Wie Adam und Eva im Apfelhain,
Die ganze Welt war herrlich leer
Von allem Gesindel um uns her.

Da reift die Frucht ihrer Liebesblüte heran und bringt selbst schon neue Blüten; Sekunden werden zu Jahren, Kinder zu Enkel- und Urenkelscharen:

Und eh wir begriffen, wies geschah,
War all das Gesindel wieder da
Und füllte die ganze Welt umher,
Als obs nie ausgestorben wär.

Alle in der Natur des Menschen liegenden Mängel findet der Dichter entschuldbar; aber er ist ein bitterer Feind alles Unnatürlichen und Gemachten. Heuchelei und Konvention, Etiketten- und Schmarotzerwesen ist ihm im Grunde seiner Seele zuwider. Er bespöttelt den Egoismus, die Blasirtheit und Selbstgefälligkeit und geht mit der Verlogenheit scharf ins Gericht. Er ist selten schroff im Ausdruck, aber wenn er der sogenannten guten Gesellschaft beikommen kann, wird sein Ton hart, schneidend, scharf. Ihm, der ebenso wie seine Helden mit Verachtung auf Ämter und Titel herabsieht, der vor keinem Götzen gekniet hat, müssen alle Knixer und Schmeichler widerlich sein, über sie gießt er seinen Spott aus. Er buhlt nicht um Gunst, ja er sieht das Beifallklatschen der Menge mißtrauisch an. Nur dann und wann aus gutem Munde ein Freundeswort zu vernehmen, das scheint ihm ein schöner Ehrenpreis.

Digitized by Google

Diese tüchtige deutsche Gesinnung bringen vor allem auch die „Lieder aus Frankreich“ zum Ausdruck, die, seinerzeit ohne des Dichters Namen erschienen, nun die vorliegende Sammlung abschließen. Sie überflügeln weit alles, was der große Krieg 1870/71 an Kriegslyrik hervorgebracht hat, jene Entrüstungsschreie und Schlachtgesänge, die seit den Kriegsjahren durch die Schulen geschleppt werden und noch heute nachtröpfeln. Jensen ist kein Freund des Krieges mit seinem Morden und Blutvergießen, aber „der Krieg muß sein, wie der scharfe Ost, der die Welt von Krankheit reinigt! Es muß ja sein, daß sich unser Volk gegen den Mord verteidigt!“ Und dieses Gefühl, daß wir für das Heiligste, was jeder im Herzen bewahrt, im Felde stehen, giebt uns die Kraft zum Vollenden, macht uns das Bittre und Rauhe des Krieges süß und angenehm. Die erduldeten Strapazen wandeln sich in frohe Erinnerungen um, und mit köstlichem Humor wird das lustige Soldatenleben gepriesen. Was diese Jensenschen „Lieder aus Frankreich“ ganz besonders über die neumodische Kriegslyrik erhebt, ist der Takt, mit dem jegliches Gepolter gegen die Franzosen verschmäht wird. Sie sind Menschen wie wir, und so werden sie, unterliegend, nicht verspottet. Der Jammer des fremden Landes dringt tief in das Innere des Dichters ein. Er vergleicht Frankreich, wie es besiegt daliegt, mit der im Leide versteinten kinderlosen Niobe, die Apollo für ihren Hochmut bestraft hat.

Die Soldatenlieder allein schon sollten dieser Sammlung eine möglichst große Verbreitung verschaffen. Freilich ein Wunsch, der etwas kühn erscheint in einer Zeit, wo Gedichtbücher klanglos vorüberzugehen pflegen. Jeder aber, der sich in diese Lyrik vertieft hat, wird nicht mehr bloß von dem Novellisten und Romanschriftsteller Jensen sprechen, sondern auch von dem Lyriker. Und viele werden wahrscheinlich fortan lieber den Lyriker als den Epiker hören wollen. Ich wenigstens habe diesen Wunsch.

Berlin G. M.-P.

Schulmißhandlungen

Im vorigen Jahre veröffentlichten die Grenzboten einen Bericht über Mißhandlungen von Schülern in einer hannoverschen Schule. Was da erzählt wurde, war so haarsträubend, daß ich, aufrichtig gesagt, an der Zuverlässigkeit der Berichterstattung zweifelte. Ich hielt die Schilderung für übertrieben; es schien mir nicht möglich, daß so etwas in dem Lande der Intelligenz vorkommen könne, noch

Digitized by Google

weniger, daß solche Roheiten mit Nachsicht behandelt werden könnten, und daß eine Schule trotz alledem den Ruf der „besten Schule“ für sich beanspruche. Es folgte dann auch eine Berichtigung, wonach die Sache viel harmloser sein sollte. Davon konnte man glauben, was man wollte. Vertuscht, beschönigt wird ja bei solchen Gelegenheiten immer.

Kürzlich hat sich nun hier in der Gemeindeschule ein Vorfall zugetragen, dessen traurige Folgen den deutlichen Beweis dafür liefern, mit welcher entsetzlichen Roheit mitunter von unwürdigen Menschen das Erzieheramt ausgeübt wird. Ein Lehrer steht in dem dringenden Verdacht, durch seine Mißhandlungen den Tod eines neunjährigen Schulknaben verschuldet zu haben, da der Knabe unmittelbar nach der an ihm vorgenommenen Züchtigung schwer erkrankte und nach einigen Tagen schmerzvollen Leidens starb. Das Ergebnis der gerichtlichen Obduktion ist zwar noch nicht amtlich veröffentlicht worden, aber der höchst gewissenhafte Arzt, der den Knaben behandelte, hat die bei der Züchtigung erlittenen Verletzungen als Todesursache angegeben. Auf alle Fälle liegt eine schwere Überschreitung des Züchtigungsrechts vor, und in der Bewohnerschaft Schönebergs herrscht eine begreifliche Erregung. Der Hergang ist so gewesen, daß starke Nerven dazu gehören, auch nur den Bericht darüber zu lesen, besonders wenn man an demselben Ort Kinder in die Schule schicken muß und nicht weiß, wem sie möglicherweise einmal in die Hände fallen können. Die barbarische Züchtigungsmethode, die den Tod des unglücklichen Kindes herbeigeführt hat, und die darin besteht, daß der Knabe in gekrümmter Stellung oder über eine Bank gelegt mit einem Stock geschlagen wird, ist nicht etwa nur in diesem einen Falle, sondern öfter gewohnheitsgemäß geübt worden, und nicht nur von dem einen Lehrer, sondern von mehreren. Besonders erschwerend ist der Umstand, daß der getötete Knabe nicht etwa einer der schlechtesten Schüler, sondern, wie seine Zeugnisse beweisen, im ganzen ein fleißiges und braves Kind war. Der Anlaß der Züchtigung ist gewesen, daß er eine Rechenaufgabe nicht lösen konnte. Zwischen dem Lehrer und seinem Opfer hat ein förmlicher Kampf stattgefunden. Der Knabe hat sich gesträubt, ist aber von dem Lehrer gewaltsam auf die Bank niedergeworfen worden und hat dabei die schweren innern Verletzungen erlitten, an denen er wahrscheinlich gestorben ist.

Es wird, was sehr glaubhaft ist, berichtet, daß die Kinder nur mit großer Furcht zu diesem Lehrer in die Schule gegangen sind. Mehrere namentlich der jüngern Lehrer haben es aber schon seit längerer Zeit ähnlich getrieben, ohne daß Beschwerden bei den Lehrern selbst oder beim Rektor etwas halfen. Die von hohem Selbstbewußtsein erfüllten Lehrer pflegen den in dieser Angelegenheit zu ihnen kommenden Eltern unhöfliche Antworten zu geben. Man kann den Sinn dieser Antworten ungefähr dahin zusammenfassen, daß es das Recht der Lehrer sei, ihre Schüler so hart zu züchtigen, da diese es nicht besser verdient hätten, daß es ihnen übrigens auch nicht schade, wenn nach-

Digitized by Google

träglich einige Spuren von Mißhandlungen an ihrem Körper zu entdecken sein sollten. Nicht bessern Erfolg haben die beim Rektor vorgebrachten Beschwerden gehabt, wenn auch die Abweisung in der Form etwas rücksichtsvoller gewesen sein mag. Bei den Lehrern scheint bisher die Auffassung geherrscht zu haben, daß es unnütze Querelen seien, mit denen die meistens dem Stande der Arbeiter oder Kleinbürger angehörenden Eltern sie belästigten; sie scheinen zu glauben, daß die Eltern zu ängstlich und zimperlich mit ihren Kindern seien. Nach dem letzten Vorfall muß diese Zimperlichkeit wohl etwas anders beurteilt werden. Aber so lange wie möglich haben die Lehrer die Schwere des Vergehens in Abrede zu stellen und den Übelthäter in Schutz zu nehmen gesucht. Der Rektor hat noch während der schweren Krankheit des Knaben eine empörende Gleichgiltigkeit gezeigt, ist erst nach seinem Tode eingeschritten, indem er den Lehrer vom Amte suspendirte. In der Lokalpresse erschienen noch vor kurzer Zeit Artikel, die den Vorfall zu beschönigen suchten.

Ich weiß mich von jedem ungerechten Vorurteil gegen den Lehrerstand frei. Aber solchen Ausschreitungen gegenüber ziemt dem Lehrerstande nicht kollegialisches Mitgefühl, sondern der Abscheu, den jeder gerecht denkende Mensch empfindet. Es ist eine ganz verkehrte Anschauung, daß man durch irgend welche Beschönigung solcher Handlungen das Ansehen des Lehrerstands wahren könne und solle. Der Lehrerstand selbst sollte um der Wahrung seines Ansehens willen nicht nur auf strenge Bestrafung des Schuldigen dringen, sondern auch schonungslose Aufdeckung aller Vorgänge, die Anlaß zu Klagen gegeben haben, und Untersuchung des Verhaltens einer Anzahl von Lehrern verlangen. Aber da haperts. Mancher Lehrer muß, wenn er die That des Kollegen verurteilt, selbst ein Pater peccavi sprechen, und dies Wort spricht sich schwer aus. Mancher Lehrer, der die Peinigung der armen Kinder nicht mit der Gefühllosigkeit getrieben hat, wie der nun seines Amts entsetzte Berufsgenosse, hat doch öfter und härter gezüchtigt, als mit den Grundsätzen einer gerechten, verständigen Erziehungsmethode vereinbar ist. Und wiederum hätte sich die Gewohnheit harten Züchtigens nicht so weit eingebürgert, wenn sie nicht durch die Praxis der Gerichte befördert worden wäre. Duldsamkeit gegen Mißbrauch des Züchtigungsrechts ist mitschuldig an den mancherlei Ausschreitungen, die vorgekommen sind. Dieser Duldsamkeit aber liegt Überschätzung des Wertes körperlicher Züchtigungen als Erziehungsmittel zu Grunde. Wird das Übel nicht tiefer angefaßt, als daß in diesem einen Falle der Schuldige bestraft wird, so wird die Besserung nicht gründlich sein. Man ist duldsam gegen die von Lehrern begangnen Gewaltthätigkeiten, weil man glaubt, das heranwachsende Geschlecht bedürfe einer harten Zucht, weil man fürchtet, es könne durch „falsche Humanität“ verdorben werden. Dabei läßt man aber unbeachtet, ob sich nicht die Gesinnung, die man der Jugend austreiben will, schon in Handlungen des Lehrers zeigt, und ob nicht dies Vorbild verderblicher auf die

Digitized by Google

Jugend einwirkt als die gefürchtete Milde. Man prüft nicht die Würdigkeit des Mannes, dem man eine so bedenkliche Gewalt über die Kinder anvertraut; man nimmt ohne weiteres an, daß er für die ihm gestellte Aufgabe befähigt sei. Liegt denn nicht in dem einseitigen Hervorheben des Wertes körperlicher Züchtigungsmittel für gewaltthätige Naturen geradezu eine Aufmunterung, ihrer Leidenschaft zu fröhnen? werden sie nicht durch ihre Befähigung zum „Hauen" andre Mängel ihrer Ausbildung oder die vollständige Unfähigkeit zu einer geschickten, verständigen Behandlung der Kinder zu verbergen suchen? Trotz und Unbotmäßigkeit sind die Untugenden, die man bei der heranwachsenden Jugend am meisten fürchtet, und die man rechtzeitig brechen möchte. Aber die Schulmißhandlungen zeugen von einem Mangel an Selbstbeherrschung, der diesen Untugenden nahe verwandt ist, wenn nicht von etwas Schlimmerm, Mangel an Mitgefühl und Hang zur Grausamkeit. Hochmut, falsches Selbstbewußtsein ist die Quelle dieser Ausschreitungen. Will man die Verzerrung der Moralbegriffe und die Verwüstungen moralischer Gefühle durch das Nietzschetum nicht weiter fördern, so schreite man unnachsichtlich gegen die Schulmißhandlungen ein.

Oder wie muß es auf das Gemüt der Kinder einwirken, wenn sie Zeugen von Auftritten sind, deren bloße Wiedergabe durch die Presse oder durch mündlichen Bericht abstoßend auf uns wirkt und uns anwidert? Als Beweis dafür, wie es in der Schule, die der verstorbne Knabe besuchte, hergeht, sei hier nur angeführt, daß Gymnasiallehrer, die im Sommer zeitweilig in der Nähe dieser Gemeindeschule unterrichteten, sich bei ihrem Rektor wiederholt darüber beschwert haben, sie könnten bei dem zu ihnen herüberdringenden Geschrei der gezüchtigten Kinder nicht unterrichten.

Das ist das unsäglich Traurige an der Angelegenheit, daß es die schwächsten, schutzbedürftigsten, am wenigsten widerstandsfähigen Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind, die sich diese Behandlung gefallen lassen müssen, deren Unerfahrenheit und Mangel an Einsicht in so unverantwortlicher Weise gemißbraucht wird. Die verschüchterten, geängstigten Kleinen wagen kaum einmal, die Schutzmittel in Anspruch zu nehmen, die ihnen denn doch noch zu Gebote stehen. Man muß mühsam aus ihnen herausfragen, was ihnen geschehen ist, und in einzelnen Fällen haben die Lehrer sogar die Kinder bedroht, sie würden mehr Schläge bekommen, wenn sie etwas ausplauderten. Die Kinder sind die einzigen Zeugen dieser Auftritte; sie aber haben nicht das volle Verständnis für das Unwürdige solches Verfahrens. Sie betrachten die Prügeleien als eine unvermeidliche Zugabe des Unterrichts, die freilich nicht dazu dient, die Lust, in die Schule zu gehen, bei ihnen zu vergrößern. Die Fähigkeit, über diese Vorgänge wahrheitsgetreu zu berichten, ist mangelhaft bei ihnen entwickelt. Je mehr aber so ein Dunkel über der ganzen Angelegenheit liegt, je schwerer es ist, Licht hineinzubringen, desto größer ist die Besorgnis der

Digitized by Google

Eltern; wenn sie nicht gerade Spuren körperlicher Mißhandlungen an den Kindern entdecken, sind sie auf unbestimmte Vermutungen und Gerüchte angewiesen. Sie haben vielleicht schon öfter sorgend am Krankenbett der Kinder gestanden, haben ihnen nur durch ihre Liebe und Sorgfalt das Leben erhalten und müssen nun die Kinder einer unverständigen, Leben und Gesundheit gefährdenden Behandlung preisgeben.

Falsche Humanität! Will man die Menschheit zur Barbarei zurückführen, so suche man ein andres Versuchsfeld aus als die Schule. Können wir denn Empfindungen zurückdrängen, die ein Erzeugnis unsrer ganzen Kulturentwicklung sind? Giebt es etwas Zarteres und Schöneres, als Mitgefühl für die Kleinen, liebevolles Verständnis für ihre Geistesart, Lust und Fähigkeit, sie richtig anzuleiten? Man spricht von sozialen Pflichten und rechnet dazu ganz besonders den Schutz der Arbeiterkinder gegen körperliche Überanstrengung. Und der Schutz gegen schwerere Gefahren sollte ihnen versagt werden? Denn Arbeiterkinder sind es doch, die am meisten unter diesen Quälereien zu leiden haben. Wie störend für den sozialen Frieden ist es, wenn der Arbeiter merkt, daß seinen Kindern nicht derselbe Schutz gegen unbillige Behandlung gewährt wird wie denen der Bessergestellten!

Freilich wird auch an der hiesigen Mittelschule über harte Züchtigungen und rücksichtslose Behandlung der Kinder geklagt. Ich selbst habe meine Erfahrungen als Schulvater im vorigen Jahre einmal geschildert (Grenzboten 1896, Heft 36). Ich will nicht bestreiten, daß ich im ganzen glimpflich gefahren bin. Als besonders bezeichnend aber erwähne ich doch noch die Antwort, die mir der Rektor bei einer Gelegenheit gab, wo ich mich über Züchtigungen meines Sohnes beschwerte. Seine Schule, so bemerkte er, stehe in dem besten Ruf, und er wollte damit offenbar sagen, daß die Klagen über harte Züchtigungen den Ruf der Schule nicht schädigten. Das ist die Duldsamkeit, von der ich oben sprach, die in der Vorstellung begründet ist, daß eine strenge Handhabung des Züchtigungsrechts unentbehrlich sei, um im Unterricht „Erfolge zu erzielen."

Bei dieser Vorliebe für eine harte Erziehungsmethode geht das Verständnis für die nachteiligen Wirkungen der körperlichen Züchtigungen auf die geistige Entwicklung des Kindes ganz verloren. Die Vertreter dieser Anschauungen stellen sich nicht die Frage, ob in dem einzelnen Falle die Züchtigung den damit beabsichtigten Zweck erfülle oder vielleicht eine ganz entgegengesetzte Wirkung übe. Sie nehmen das Schlagen schlechtweg in jedem Falle in Schutz und geben höchstens zu, daß die Kinder nicht geradezu gemißhandelt werden dürfen. In dem hier besprochnen Falle ist nicht nur die grausame, gefühllose Ausübung der Züchtigung, sondern auch die zwecklose, ungerechte Handhabung des Züchtigungsrechts besonders auffallend. Ein Kind wird gezüchtigt, weil es entweder die ihm gestellte Aufgabe nicht begreift, oder weil seine Gedanken

Digitized by Google

durch die Angst vor der Strafe so verwirrt sind, daß es die Lösung nicht findet, die ihm bei verständiger ruhiger Anleitung möglich gewesen wäre. Obgleich diese Erziehungsmethode offenbar unsinnig ist, geht doch die „lehrerfreundliche" Darstellung noch jetzt dahin, daß die Anwendung der körperlichen Züchtigung in diesem Falle berechtigt gewesen sei. Und wenn man auch die Härte der Züchtigung nicht billigt, macht man als „mildernden Umstand" geltend, daß der Knabe, indem er Gegenwehr leistete, die Sache verschlimmert und den traurigen Ausgang gewissermaßen verschuldet habe.

Solche Beschönigungsversuche müssen Unwillen erregen. Dazu, daß Gegensätze zwischen Schule und Haus, die für den Unterricht so nachteilig sind, vermieden werden, müssen die Lehrer nicht weniger ihr Teil beitragen als die Eltern. Über den Wert körperlicher Züchtigungen für die Erziehung denken gewiß viele Eltern ähnlich wie ich. Ich schlage meine Kinder fast nie, nicht nur weil es meinem Gefühl widerstrebt, Hand an sie zu legen, sondern auch, weil ich die abstumpfende Wirkung gewohnheitsmäßiger Körperzüchtigungen, die ich öfter beobachtet habe, fürchte. Ich habe auch schon, solange mein Sohn die Schule besucht, die günstigen Wirkungen einer verständigen, freundlichen Behandlung und die einschüchternden, den Fortschritt hemmenden Wirkungen einer verfehlten Methode an ihm beobachten können. Ich begreife nicht, daß die Schulmänner so einfache Wahrheiten verkennen können. Auch macht die hier geübte Nachsicht gegen den Mißbrauch des Züchtigungsrechts einen um so schlechtern Eindruck, da gerade jetzt durch die Erörterungen der Presse bekannt wird, daß in Berlin hinsichtlich der Ausübung des Züchtigungsrechts viel strengere Vorschriften bestehen und dadurch den Ausschreitungen viel wirksamer vorgebeugt wird als hier, in unmittelbarer Nähe Berlins. Was ist denn die Duldsamkeit gegen die Prügeleien anders, als das Gewährenlassen einer schlechten Gewohnheit? Denn selbst wenn es wahr wäre, daß der „Abschaum der großstädtischen Bevölkerung nach den Vororten dringt," so wäre das kein Grund, die vielen unzweifelhaft achtbaren Bewohner der Vororte ungünstiger zu stellen als die Berlins. Auch ist die Vorstellung, daß man schlechterzogne Kinder durch Schläge in der Schule „kuriren" könne, ganz und gar unzutreffend.

Ein auf Sensationsstoff erpichtes illustrirtes Weltblatt, der Reporter, hat den Schöneberger Vorfall „ausgeschlachtet." Auf dem diesen Vorfall darstellenden Bilde ist die Hauptfigur der Lehrer, der, mit stumpfsinnigen, gefühllosen Gesichtszügen, mit modernen Haarlöckchen, stutzerhaft emporgewichstem Schnurrbärtchen und Augenkneifer, als der echte Typus des blasirten, hochmütigen Jung-Germanen erscheint, den schwachen hilflosen Knaben gewaltsam gegen die harte Kante des Schultisches drückt und dabei ein starkes Lineal zur Züchtigung emporschwingt, während die daneben sitzenden Mitschüler verdutzt und ängstlich dreinschauen. So wandert Schönebergs Schande in die Welt

Digitized by Google

hinaus, und den Feinden Deutschlands wird Gelegenheit geboten, über die Zustände im deutschen Reich Betrachtungen anzustellen. Das ist bedauerlich, aber wahre Freunde des Lehrerstandes werden, anstatt auf die diesen Vorfall ausbeutende Sensationslust zu schelten, hieraus die Mahnung entnehmen, daß der Lehrerstand im eignen Interesse auf Besserung dringe.

Schöneberg Th. Brix

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bäcker- und Kellnerschutz. Da der Ansturm der Bäckermeister gegen die Verordnung des Bundesrats nicht nachläßt, und da dieser nach den mit den Bäckern gemachten Erfahrungen Bedenken tragen könnte, durch Regelung der Arbeitszeit im Gastwirtsgewerbe ein zweites Wespennest aufzurühren, so ist es Pflicht der Publizistik, die Punkte, auf die es ankommt, nachdrücklich hervorzuheben. Die Verordnung des Bundesrats vom 4. März 1896 gilt nur für solche Bäckereien und Konditoreien, die regelmäßig die Nacht hindurch arbeiten. Für diese bestimmt sie, daß die Arbeitszeit der Gesellen zwölf Stunden, die der Lehrlinge im ersten Jahr zehn Stunden, im zweiten Jahre elf Stunden nicht überschreiten darf (wo eine einstündige Arbeitspause üblich ist, werden dreizehn, zwölf und elf Stunden bewilligt), daß zwischen je zwei Arbeitsschichten acht Stunden ununterbrochner Ruhe liegen müssen, und daß einem Gesellen nicht mehr als sieben Schichten in der Woche zugemutet werden dürfen. Was besagt diese Vorschrift? Daß eine Grausamkeit — und eine solche ist es, wenn man Menschen, namentlich junge Menschen, der Nachtruhe beraubt — nicht durch überlange Dauer der Arbeitszeit ins Unerträgliche gesteigert werden darf, und daß die zur Erhaltung des Körpers unbedingt notwendige Ruhe wenigstens am Tage bewilligt werden soll. Oft genug wird die Ruhezeit noch nicht einmal auf den notwendigen Schlaf verwendet. Ich traf einmal Sonntags nachmittags einen Bäckerlehrling auf einer Promenadenbank und fragte ihn: Müßtest du nicht jetzt eigentlich im Bett liegen? Ja freilich, sagte er, aber einen so schönen Nachmittag verschläft man doch nicht gern. Die Wirkungen der Schlafentziehung und der Überarbeit (wozu nicht selten Mißhandlungen kommen mögen, da ein natürliches Bedürfnis doch nicht anders als gewaltsam überwunden werden kann) kann sich jeder denken. Vor einigen Jahren schrieb der damalige Geistliche des Hedwigskrankenhauses in Berlin, Klerlein, an oberschlesische Blätter, man möge um Gottes willen vor den Agenten warnen, die oberschlesische Knaben für die Berliner Bäckereien anwärben (kaufen wäre die richtige Bezeichnung, denn die meist blutarmen Eltern bekommen den Jungen bezahlt), er habe eine Menge von ihnen im elendesten Zustande im Krankenhause gefunden. Seitdem warnen einige rechtschaffne Lokalblätter alljährlich um die Osterzeit vor diesen Agenten. Es ist schon mehr als dreißig Jahre her, da sagte mir einmal eine großstädtische

Digitized by Google

Bäckersfrau: Es ist furchtbar, wie wir unsre Lehrjungen schinden; ich begreife nicht, daß sich noch Eltern finden, die ihre Kinder hergeben, aber wir können nicht anders bei der Konkurrenz. Damit meinte sie nicht: wir können nicht anders, wenn wir leben wollen, sondern wenn wir Vermögen erwerben wollen; ein paar Jahre später fand ich ihren Mann als Rentner wieder. Nun nehmen wir es keinem übel, wenn er Rentner werden will — wer möchte das nicht wollen? —, und jedermann hat das Recht, es zu werden; aber es dadurch zu werden, daß man Lehrjungen krank schindet, dazu hat keiner das Recht. Unter diesen Umständen die Bäckereiverordnung ungerechtfertigt zu finden, dazu gehört eine Denkungsart, in die ich mich nicht hineinzuversetzen vermag. Zehn bis zwölf Arbeitsstunden die Nacht hindurch in einem überhitzten Raume, dazu eine ungesunde Schlafkammer und in vielen Bäckereien eine Unsauberkeit, die auch die Herzen oder wenigstens die Magen des semmelessenden Publikums in Aufruhr bringen müßte, wenn es nicht gar so stumpfsinnig wäre, das scheint uns doch gerade genug zu sein für vierzehn- bis sechzehnjährige Knaben. Der ihnen gewährte Schutz erscheint sogar sehr dürftig, wenn man bedenkt, daß mit der gesetzlich festgelegten Arbeitszeit nur die in der Backstube gemeint ist, daß die Leute in der übrigen Zeit aber auch noch zu „Nebenbeschäftigungen" verwendet werden dürfen (als solche scheint die Polizei das Warenaustragen gelten zu lassen), und daß an vierzig Tagen im Jahre Überarbeit gestattet ist.

Die Kellnerarbeit ist an sich weder so unerfreulich noch so gesundheitsschädlich wie die Bäckerarbeit, wird aber durch ihre unerhörte Dauer unerträglich. Kellnerlehrlinge erkranken nicht so häufig wie Bäckerlehrlinge, aber daß die Überanstrengung in der Entwicklungszeit nicht ohne Folgen bleibt, wird durch die starke Sterblichkeit der Kellner und durch die Statistik der Todesursachen bewiesen, unter denen die Schwindsucht besonders häufig ist. Nach den in der Zeitschrift des königlichen preußischen Statistischen Büreaus (1. und 2. Vierteljahr 1897) veröffentlichten Angaben kamen in dem bearbeiteten Zeitabschnitt auf je 1000 Sterbefälle bei den Kellnern 528,1 Tuberkulosefälle (beim Aufsichtspersonal 359, bei den Köchen 306,3, bei den Schankwirten 252,7, bei den Gastwirten 236,2). Abgesehen von der Gesundheitsschädigung ist aber die Lage der meisten Kellner an sich unwürdig. Die Verhältnisse sind ja überaus verschieden. In manchen schlecht gehenden Wirtschaften ist die Arbeit nur ein geschäftiger Müßiggang, in manchen feinen Wirtschaften und Hotels haben die Leute zwischen den Hauptmahlzeiten mehrstündige Ruhepausen (ohne jedoch frei zu sein); in gut gehenden Caférestaurants dagegen sind sie von morgens früh bis nachts um zwölf, und manchmal bis zwei oder drei Uhr nachts, unaufhörlich im Trabe, und die Lehrlinge haben ein paar Stunden vor Beginn der eigentlichen Arbeitszeit aufzuräumen und zu putzen. Ein Leben aber, bei dem der Mensch 365 Arbeitstage im Jahre, nie eine Stunde für sich selbst hat und, die ungenügend zubemessene Schlafenszeit abgerechnet, ganz unter fremdem Willen steht, ein solches Leben ist schlimmer als Sklavenleben, es ist kein menschliches Leben mehr. In einem mir bekannten Falle bekommt der Lehrling viermal im Jahre je einen Tag frei, an dem er seine Eltern besuchen darf; aber was ist das gegen die 52 Sonntage und die sechs Tage der Weihnachtswoche, die der amerikanische Negersklave frei hatte! Dazu nehme man noch, daß diese Leute nie eine ordentliche Mahlzeit haben, sondern das Essen brockenweise in den einzelnen Minuten hinunterschlingen müssen, die ihnen der Dienst freiläßt. Bei Beratung des Arbeiterschutzgesetzes im Jahre 1891 hat der damalige Handelsminister von Berlepsch im Reichstage die Notwendigkeit der gesetzlichen Regelung der Arbeitszeit

Digitized by Google

im Gastwirtsgewerbe anerkannt und versprochen, diese durch Einbringung eines Spezialgesetzes herbeiführen zu wollen, und die Reichskommission für Arbeiterstatistik hat vor vier Jahren auch über die Zustände im Gastwirtsgewerbe Erhebungen veranstaltet; dabei sind selbstverständlich die Aussagen der Wirte und der Kellner sehr verschieden ausgefallen, aber die Wirte haben doch Zugeständnisse gemacht. Am 10. April 1895 hat sich der Vorstand des Bundes deutscher Gastwirte über folgende Punkte geeinigt. Die gesetzliche Regelung der Arbeitszeit der Kellner und der Lehrlinge ist unter gewissen Bedingungen durchführbar. Die geringste Dauer der ununterbrochnen Nachtruhe soll für die Kellner sieben, für Lehrlinge unter sechzehn Jahren acht Stunden betragen. Die Nachtruhe soll für die Lehrlinge spätestens um zwölf Uhr beginnen. Als Mittagspause wird eine halbe Stunde für ausreichend erachtet. Die Sonntagsruhe wird für undurchführbar erklärt, dagegen sollen den Leuten monatlich achtundvierzig Stunden zur Erholung gewährt werden, was einer Zeit von vier freien Nachmittagen gleichkommt. Nach wie vor soll den Kellnern freie Zeit zum Besuch des Gottesdienstes gewährt werden, wenn darum gebeten wird. Bei diesen Zugeständnissen wird der Gastwirtsbund festzuhalten sein, und außerdem wird ihm allermindestens noch zweierlei abzuringen sein: um freie Zeit zum Besuch des Gottesdienstes muß niemand zu bitten haben, die hat jedermann zu fordern, und den Lehrlingen muß außer den achtundvierzig Stunden noch unbedingt die Zeit zum Besuch entweder des Handwerkerfortbildungsunterrichts oder des Unterrichts für Kaufmannslehrlinge freigegeben werden.

Für den Arbeiterschutz gerade in diesen beiden Gewerben müßte die öffentliche Meinung schon deswegen sehr leicht zu gewinnen sein, weil es sich nicht um Arbeitsarten handelt, die dem Blick der Öffentlichkeit entzogen sind, wie die Grubenarbeit und die Arbeit in den meisten Fabriken. Jedermann weiß, daß in den meisten Bäckereien die Nacht hindurch gearbeitet wird, und das ist das wesentliche; außerdem sieht jeder auf der Straße, welche Lasten kleine und schwächliche Bäckerjungen zu schleppen haben, was eine ihrer „Nebenbeschäftigungen“ ist. Endlich gewähren nicht wenige Gerichtsverhandlungen Einsicht ins Bäckerelend; wir erinnern nur an eine, die im April dieses Jahres stattgefunden hat. In Koblenz wurden einem Bäckermeister wegen Übertretung der Verordnung 150 Mark Strafe auferlegt; bei der Verhandlung stellte es sich heraus, daß er seinen eignen neunzehnjährigen Sohn durch Überarbeit zum Krüppel gemacht hatte. Das Publikum geriet in hochgradige Erregung, und der Staatsanwalt sprach mit bewegter Stimme sein Bedauern darüber aus, daß die gesetzlichen Bestimmungen keine Freiheitsstrafe zuließen. Man wird vielleicht einwenden, daß das doch nur Ausnahmefälle seien. Aber die meisten Verbrechen sind ja glücklicherweise nur Ausnahmefälle, und dennoch stehen Strafen darauf. Und nach dem oben angeführten handelt es sich doch um recht häufige Ausnahmefälle. Der Einwand ist auch Herrn von Rottenburg, dem frühern Vorsitzenden der bei den Bäckern übel angeschriebnen Kommission, gemacht worden. Er hat darauf im Juni vorigen Jahres in der Nationalzeitung geantwortet, daß nach dem Geständnis der Bäckermeister mindestens in 0,4 Prozent der Bäckereien Arbeitszeiten vorkämen, die auch einer seiner Gegner als erschreckend bezeichnet habe. Diese 0,4 Prozent bedeuteten immerhin ungefähr 250 Bäckereien (wie die Gesellen behaupten, kommt die „erschreckende“ Arbeitszeit in 700 Bäckereien vor), und die Leute dieser Bäckereien dürften wohl sagen, was Sissy Jupe in Dickens Hard Times sagt, als ihr Lehrer, ein Vertreter der nationalökonomischen Wissenschaft, fragt, ob es nicht ein sehr günstiges Verhältnis sei, wenn von einer Million

Digitized by Google

Einwohner nur 25 jährlich auf der Straße Hungers sterben; sie antwortet: für die, die verhungern, muß es gleich hart sein, mag die Zahl derer, die nicht verhungern, eine Million oder eine Million Millionen betragen. Noch leichter als bei den Bäckern ist es bei den Kellnern, Einsicht in ihre Verhältnisse zu gewinnen, sind doch die Gastwirtschaften für die Öffentlichkeit bestimmt. Daß die Kellner keinen Sonn- und Feiertag haben, ja daß diese Tage, an denen sich die übrigen Menschen erholen, die schlimmsten für sie sind, weiß jedermann, und wie lange ihre Arbeitszeit dauert, davon kann man sich, ohne sie zu befragen, durch Besuch der Gastwirtschaften zu verschiednen Tages- und Nachtzeiten überzeugen. Wie denn die Unvernunft, wenn sie einen gewissen Grad erreicht, manchmal wieder in Vernunft umschlägt, so hat auch in manchen großstädtischen Wirtschaften der Tag und Nacht ununterbrochen fortgehende Verkehr die Herabsetzung der Arbeitszeit auf zwölf Stunden zur Folge gehabt; da bei gänzlicher Entbehrung der Ruhe kein Mensch am Leben und arbeitsfähig bleibt, so ist man in solchen Wirtschaften gezwungen gewesen, die Leute in zwei Schichten abzuteilen.

Das übliche Gejammer über unzulässige und unerhörte Eingriffe des Staats ins Wirtschaftsleben ist hier nicht am Ort und verschiebt den Thatbestand. Beim Margarinegesetz, bei den Gesetzen gegen den unlautern Wettbewerb, beim Börsengesetz mag der Manchestermann — wohlgemerkt, nur der entschiedne Manchestermann — die Frage aufwerfen, ob es dem Staate gestattet werden dürfe, sich derart in den Geschäftsverkehr einzumischen. Hier aber handelt es sich nicht ums Geschäft; hier handelt es sich darum, ob es irgend einem Menschen erlaubt sein soll, Unmündige zu Krüppeln oder im blühendsten Alter siech zu machen. K. Oldenberg hatte ganz Recht, als er vor Erlaß der Bäckereiverordnung in der Sozialen Praxis vom 17. Oktober 1895 die Ansicht aussprach, der Bundesrat solle einfach die Nachtarbeit verbieten; der Zorn der Bäckermeister wäre nicht größer gewesen, als er jetzt ist, und die Abhilfe würde gründlicher sein. An seinem Einkommen würde keiner Einbuße erleiden, da ja keiner seiner Konkurrenten des Morgens mit frischen Semmeln aufwarten könnte. Dasselbe gilt auch vom Maximalarbeitstage, wenn ihn keiner übertreten darf. Sollten aber wirklich einige arme Bäckermeister, die die Mittel nicht haben, die hinreichende Anzahl von Leuten zu halten und daher ihre wenigen Leute überanstrengen müssen, durch die Einschränkung zu Grunde gehen, so dürfte sich die Regierung dadurch nicht abhalten lassen; denn sie kann es unmöglich grundsätzlich für erlaubt erklären, daß ein Mann seiner eignen wirtschaftlichen Erhaltung das Leben andrer opfere, und jedenfalls ist es vernünftiger, daß nur ein Bäckermeister, als daß ein ganzes Dutzend Lehrlinge zu Grunde geht; Betriebe, die sich nur auf Kosten der Gesundheit und des Lebens der Arbeiter zu erhalten vermögen, sind nicht daseinsberechtigt. Noch thörichter wäre es, wenn der Staat auf das Frühstückspublikum Rücksicht nehmen wollte. Die Welt ist in guter Gesundheit ziemlich alt geworden ohne neubackne Frühstückssemmeln. Diese sind erst Mode geworden, seitdem der Frühstückskaffee allgemein eingeführt ist. Vor etwa 120 Jahren hat ein Pariser Bäcker um sechs Uhr morgens statt um sieben Uhr zu backen angefangen, und die Konkurrenz hat dann die Anfangszeit immer weiter zurück verlegt, bis die Nachtarbeit daraus geworden ist. Diese hat in Schottland von selbst wieder aufgehört, ist in Norwegen durch Gesetz vom 14. Juli 1894 verboten worden, und in der Schweiz überhaupt nicht allgemeiner Brauch; dortige Gesellen wollen, wie Oldenberg mitteilt, es gar nicht glauben, „daß es möglich sei, auch zur Nachtzeit zu schaffen.“ Die Unbequemlichkeit, die aus dem Verbote der Nachtarbeit einem Teile des städtischen Publikums erwüchse, ist so

Digitized by Google

lächerlich unbedeutend, daß es unanständig wäre, davon zu reden, wo es sich um Leben und Gesundheit von Mitmenschen handelt. Es giebt zehnerlei Weißbrot, das einige Tage alt erst gut schmeckt, und wer bei der gebräuchlichen Art von Weißbrötchen bleiben will, der wird finden, daß sie am zweiten Tage auch noch genießbar und dabei gesünder sind. Auch im Gastwirtschaftsgewerbe handelt es sich nicht um eine Gefährdung der wirtschaftlichen und persönlichen Freiheit. Die Polizeistunde mag man vom Standpunkte der Freiheit aus anfechten; man kann sagen: in den Wirtshäusern verkehren Männer, und Männer können mit ihrer Zeit, mit ihrem Geld und mit ihrer Gesundheit schalten, wie sie wollen; was geht es den Staat an, wenn einer diese drei Güter durch Nachtschwärmerei einbüßt? Aber die Kellnerlehrlinge sind keine Männer. Sie gehören um zehn Uhr ins Bett und vorher in den Fortbildungsunterricht, und sind ihre Väter zu arm oder zu dumm, ihnen die zuträgliche Lebensweise zu sichern, so hat der Staat für sie einzutreten. Wer diesem das Recht dazu bestreitet, der mag auch den Schulzwang und die Zwangserziehung der verwahrlosten Kinder aufheben. Der Bundesrat hätte vielleicht gut daran gethan, wenn er sich auf den Lehrlingsschutz, der ihm unzweifelhaft zusteht, beschränkt und den Vorwurf vermieden hätte, daß er einen Maximalarbeitstag für Erwachsene eingeführt habe. Hätte er nichts weiter verboten, als Leute unter siebzehn Jahren zwischen sieben Uhr abends und fünf Uhr morgens zu beschäftigen und am Tage länger als zwölf Stunden, so wäre damit in den meisten Bäckereien die Nachtarbeit unmöglich geworden; die Lehrlingszüchterei, die namentlich in Berlin das Dasein zahlreicher stellenloser Gesellen verschuldet, würde unrentabel werden und aufhören, und die verminderte Zahl der Gesellen würde dann schon in der Lage sein, ohne Beihilfe des Staats bessere Arbeitsbedingungen zu erlangen. Im Gastwirtsgewerbe könnte die Beschäftigung junger Arbeiter ganz aufhören, weil da nichts zu lernen ist, und den Kellnerdienst jeder stellenlos gewordne Handwerksgesell versehen kann.

Denn, das muß noch ganz besonders hervorgehoben werden, die sogenannten Kellnerlehrlinge sind gar keine Lehrlinge, sondern bloß unbezahlte junge Arbeiter. Ein Kunstschloß, einen eisernen Geldschrank, ein verziertes Eisengitter, das kann der erwachsene Professor, Richter, Apotheker, Buchhändler oder Buchbinder nicht machen; er muß sich sagen: um das zu erlernen, würde ich einer längern Anleitung bedürfen, und vielleicht würde ich es jetzt, auf meine alten Tage, auch bei der längsten Anleitung überhaupt nicht mehr erlernen. Daß der Meister, der seinem Lehrlinge eine solche Kunst beibringt, eine Entschädigung fordert, entweder in barem Gelde oder in Arbeit, die ihm der Lehrling, nachdem er etwas gelernt hat, umsonst leistet, ist nicht mehr als recht und billig. Die Bäckerei gehört zu den leichtern Handwerken, lernt doch jede Tochter einer tüchtigen Hausfrau so nebenbei auch backen; der Bäcker hat also viel weniger Entschädigung in unbezahlter Arbeit zu fordern als der Schlosser. Mit größerm Rechte könnte eine tüchtige Hausfrau von ihrer Dienstmagd, die bei ihr nicht bloß backen, sondern auch kochen, plätten und viel andres lernt, Entschädigung fordern. Der Kellnerlehrling aber — lernt gar nichts. Jeder leidlich gewandte Mann in mittlern Jahren, der weder kurzsichtig noch schwerhörig ist, wird sich sagen: alles, was der Kellner macht, würde ich ebenso gut machen, wenn ich es über mich gewinnen könnte, den Kellnerfrack anzuziehen und die Serviette unter den Arm zu nehmen. Soldaten, Hausknechte, Kutscher, Koch- und Konditorlehrlinge, die zuweilen zur Aushilfe eingestellt werden, machen ihre Sache ganz ebenso gut, wie „gelernte“ Kellner. Dem sogenannten Lehrling wird weder eine Kunst noch eine Wissenschaft

Digitized by Google

beigebracht, sondern es wird bei ihm bloß durch Drill jede Regung des Freiheitstriebes unterdrückt und jener Grad von Selbstbeherrschung erzwungen, der dazu gehört, täglich sechzehn bis achtzehn Stunden an nichts als an seinen Dienst zu denken. Als Vorbereitung auf die selbständige Leitung eines größern Geschäfts hätte er ja so manches zu lernen, aber davon erfährt er in seiner „Lehrzeit" nichts. Wohlhabende Gastwirte, die ihre Söhne zur Nachfolge im Geschäft bestimmen, schicken sie auf eine Handelsschule. Die gänzliche Aussperrung von allen Bildungsmitteln (nicht einmal ein vernünftiges Tischgespräch haben sie, das doch mancher Handwerkerlehrling genießt, und nicht einmal mit Kameraden einen kleinen Ausflug machen und sich über die Umgebung ihres Wohnorts orientiren können sie) macht es für sich allein schon erklärlich, daß die Kellner einen verhältnismäßig großen Beitrag zur Klasse der Vagabunden und Zuhälter stellen. Der Kellnerlehrling hat niemals freie Zeit gehabt und daher auch die Freiheit nicht gebrauchen lernen. Er ist jedes Genusses beraubt gewesen, und wenn er ein par Tage frei hat, so macht sich der Genußtrieb stürmisch geltend. Edlere Genüsse hat er aber nicht kennen gelernt, und in den unedlern Maß zu halten und sich klug zu benehmen, dazu fehlen ihm Kenntnisse, Erfahrung und die Übung in freiwilliger Selbstbeherrschung. Wird er stellenlos, so fehlt ihm jede Fähigkeit, in einen andern Beruf einzuspringen. Der stellenlose Schlosser oder Tischler richtet sich schnell in einem andern Handwerk ein, das Metall oder Holz bearbeitet, findet in zehnerlei Fabriken, auf der Eisenbahn, auf dem Dampfschiff Arbeit, der Kellner kann nichts, als was jedermann kann; er taugt nicht einmal für Schreiberdienste, denn er hat seine Volksschulkenntnisse und Fertigkeiten vergessen und verlernt.

In dieser Bäcker- und Kellnerangelegenheit hat der Staat Gelegenheit zu zeigen, ob er ein wirklicher Kulturstaat ist, ob er Humanität zu üben auch in solchen Fällen für seine Aufgabe hält, wo seine unmittelbaren Interessen nicht auf dem Spiele stehen. Denn das ist hier allerdings nicht der Fall. Die Bäcker und Kellner sind zusammengenommen nicht zahlreich genug, die Militärtüchtigkeit des Volkes zu gefährden,*) und sie sind zu abhängig und in ihrem Elend zu stumpfsinnig, revolutionär zu werden und die Sozialdemokratie zu verstärken. Sehr erklärlich wäre namentlich bei den Kellnern die revolutionäre Gesinnung, weil ihr freudloses Dasein dem Zwecke gewidmet ist, Genießende und sich Vergnügende zu bedienen und sie so beständig Zeugen des Genusses sein müssen, aber es giebt nur eine sehr schwächliche sozialdemokratische Kellnerorganisation. Der nicht sozialdemokratische Kellnerbund, der im März des nächsten Jahres im Verein mit andern

*) Die Wichtigkeit des Arbeiterschutzes im allgemeinen für die Kriegstüchtigkeit des Volkes ist erst dieser Tage wieder einmal von zuständiger Seite anerkannt worden. Die Militärbehörden sind in Preußen die ersten gewesen, die auf die Verschlechterung der Rekruten durch die Industrie aufmerksam gemacht haben. Unter anderm hat vor etwa fünfzig Jahren der Generalleutnant von Horn berichtet daß „die Fabrikgegenden ihr Kontingent zum Ersatz der Armee nicht vollständig stellen können und daher von den Kreisen, die Ackerbau treiben, übertroffen werden." Ob die Statistik, mit der jetzt Brentano beweisen will, daß die industrielle Bevölkerung, in Baiern wenigstens, sogar kriegstüchtiger sei als die bäuerliche, der Prüfung Stand halten wird, wissen wir noch nicht, aber besser ist es unbedingt geworden, und das ist ohne Zweifel zu einem großen Teil dem Arbeiterschutz und namentlich dem Schutz der Kinder und der jungen Arbeiter zu danken. Vorvorige Woche hat nun Brentano über diesen Gegenstand in der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft zu München gesprochen, und da hat dann in der Diskussion der General von Sauer u. a. geäußert: Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung und erhöhte Pflege der körperlichen Erziehung für die Städter, tiefere Bildung für die Bauern — und wir werden aus beiden Berufsschichten völlig brauchbare Leute erhalten.

Digitized by Google

(internationalen) Kellnervereinen einen Fachkongreß in Eisenach abhalten will,*) ist auch noch schwach genug. Fehlt den Kellnern doch für die Organisation vor allem die Zeit; nachts von zwei bis sechs Uhr lassen sich Vereinssitzungen nicht gut abhalten. Der deutsche Reichstag aber mag sich, wenn ihm diese Fragen wieder einmal vorliegen, daran erinnern, daß er Mittel zur Bekämpfung der Sklaverei in Afrika bewilligt hat. Es wäre Heuchelei oder unverzeihliche Gedankenlosigkeit, wenn man die Sklaverei in Afrika bekämpfen und daheim Zustände dulden wollte, die bedeutend schlimmer sind als die gar nicht schlimme mohammedanische Sklaverei in Afrika.

Aus dem Berliner Rathause. Sehr ungern, wie es scheint, und jedenfalls sehr langsam hat sich der Magistrat der Stadt Berlin endlich bereit finden lassen, mit der Stadtverordnetenversammlung in gemischter Deputation darüber zu beraten, wie auf Stadtkosten den „Märzgefallenen" ein würdiges Grabdenkmal zu errichten sei. Eine traurige Komödie, die weder ins Rathaus noch an die Gräber paßt! Wenn die Märzgefallenen noch am Leben wären, würden sie heute wahrscheinlich wenig Aufhebens von ihren Heldenthaten machen, auch kein Mensch sie deshalb besonders scheel oder besonders freundlich ansehen. Dummheiten hat jeder einmal gemacht, selbst so kluge Leute wie Herr von Miquel. Es ist ja auch gar nicht wahr, daß die Denkmalskomödie von heute im Ernst etwas zu thun hat mit der Barrikadentragödie von dazumal. Grund und Zweck bei ihr liegt ganz in der Gegenwart, und dem heutigen Berlin ganz allein ist der Denkmalsskandal zuzurechnen. Es gehört kein besonders scharfer Kopf dazu, den Wert der Gräber für die Erziehung der Sozialdemokratie herauszufinden. Bevor diese ihre Rolle zu spielen anfing, war wenig von ihnen die Rede. Aber kaum war ihr Werbebüreau in Berlin errichtet, da begann auch die auffällige Verehrung durch Kränze, Schleifen und Aufzüge. Mit meisterlichem Geschick und zäher Ausdauer versuchte man so, gleichsam durch Anschauungsunterricht, den zu verhetzenden Arbeitermassen Jahr für Jahr mehr den Glauben beizubringen, es sei etwas Edles, Ruhmreiches und Großes, sich der Staatsgewalt mit der Waffe in der Hand in offnem Aufruhr entgegenzustellen, und Fluch und Rache verdiene der, der die bestehende Ordnung mit Waffengewalt gegen das bewaffnete Volk zu verteidigen wage. Dieser Zweck verleiht seit mehr als zwanzig Jahren der Gräberfeier im Friedrichshain ihr Wesen, und sie steht in scharfem Unterschiede zu den Ehren, die früher einzelne alte Achtundvierziger den Gräbern zu erweisen sich gedrungen fühlten. Es mag vielen fraglich erschienen sein, ob die Freiheit, die die Behörde dieser sozialdemokratischen Erziehungsmaßregel in den letzten Jahren gelassen hat, am Platze war, aber in solchen Dingen ist es immer schwer zu entscheiden, ob man durch Gewährenlassen oder durch Verhindern mehr schadet. Jedenfalls aber waren die bisherigen sozialdemokratischen Exerzitien im Friedrichshain nur bescheidne Vorläufer zu dem Verlangen, daß die Stadtgemeinde als solche ihr jetzt amtlich und öffentlich die Weihe geben soll. Wer die Verhältnisse in Deutschland und in Berlin und namentlich im Berliner Rathause nicht kennt, dem

*) Nachträglich erfahren wir aus Nr. 5 der Sozialen Praxis, daß diese Absicht „mit Rücksicht auf das sächsische Vereinsgesetz" aufgegeben worden ist. Statt dessen haben der Verband deutscher Gastwirtsgehilfen in Dresden und der deutsche Kellnerbund in Leipzig das Reichsamt des Innern gebeten, eine Deputation empfangen zu wollen. Das ist ihnen zugesagt worden, und in einer Versammlung in Riesa a. E. haben die Vorstände am 21. Oktober beschlossen, um den Erlaß eines Spezialgesetzes zu bitten.

Digitized by Google

muß dieses Verlangen geradezu als eine Unverschämtheit erscheinen, als ein höhnender Schlag ins Gesicht, den die sozialdemokratische Propaganda der Reichshauptstadt, Preußen, dem ganzen Reich zu bieten wagt. Wie ist das möglich? Wie ist es zu erklären, daß der verhältnismäßig kleine Haufe sozialdemokratischer Stadtverordneten in der Versammlung die Mehrheit hat in dieser Sache für sich gewinnen können? Und wie ist es vollends möglich, daß der Magistrat, der doch nach der Städteordnung durchaus nicht der gehorsame Diener der Stadtverordnetenmehrheit zu sein braucht, es nicht wagt, dem skandalösen Verlangen offen Widerstand zu leisten? Viele, die die Verhältnisse kennen, werden kurzweg die Antwort geben: das ist die Judenwirtschaft! Und sie werden damit in gewissem Sinne nicht Unrecht haben. Die Gemeindeverwaltung ist dank manchen Bestimmungen der Städteordnung in den preußischen Ostprovinzen das ultimum refugium der Juden zur Bethätigung ihrer überaus regen öffentlichen Arbeitslust geworden, mag sie aus Gemeinsinn oder aus Herrschsucht entspringen. Das Berliner Rathaus ist ihre wertvollste Zitadelle. Hier waren sie vor dem plumpen, kurzsichtigen, dummen „Juden raus!“ der Antisemiten sicher, hier konnten sie sich noch hervorthun. Und sie haben sich hier auch wirklich vielfach ausgezeichnet im besten Sinne des Wortes neben christlicher — das Wort möge seinen Gebrauch verzeihen — Halbbildung und christlichem Protzentum. Der Vorwurf geschäftlichen Eigennutzes, den die Antisemiten gegen die Berliner Stadtverwaltung erheben, ist unberechtigt. Von einer Korruption als charakteristischem Zug der Zustände kann gar keine Rede sein, und es fehlt an allen Beweisen, daß die Juden, wenn sie städtische Ämter übernehmen, mehr ihren Geldvorteil suchten als die Christen. Aber wenn das auch offen ausgesprochen werden muß, so ist doch der politische Einfluß der Juden in der Berliner Gemeinde zu einem argen Mißbrauch, zu einem Krebsschaden geworden. Auch hier entschuldigt die ungeschickte und taktlose Haltung des Antisemitismus manches; aber der Mißbrauch und der Schade wird dadurch nicht beseitigt. Es ist die höchste Zeit, daß die Juden und ihre Freunde endlich aufhören, aus dem Unrecht der Antisemiten Kapital zu schlagen und sich seinetwegen jeder Selbstkritik, jeder Selbstzucht zu entziehen. Sonst haben sie wahrhaftig kein Recht, sich zu beklagen, wenn der neueste Skandal, das Denkmal für die Märzgefallenen, ihrer Taktlosigkeit aufs Konto gesetzt wird. Die Sorge um ihren Einfluß, um ihre Stellung, um ihre Wiederwahl macht die Juden in der Berliner Stadtverwaltung geradeso, wie es die Juden in der deutschfreisinnigen Partei sind, zu immer gefügigern Befürwortern des freundnachbarlichen Verhältnisses zu der Sozialdemokratie, und natürlich wetteifert mit ihnen die jüdische Presse in der Werbung von Wahlstimmen unter den Arbeitern — nicht gegen die Sozialdemokratie, sondern durch möglichst weitgehende Anpassung an deren Wünsche, Taktik und Arbeit. So steht es in der Stadtverordnetenversammlung und, wenn auch verschämter und verhüllter, auch im Magistrat. Die Berliner Stadtratsstellen, d. h. die Mitgliedschaft im Magistrat, sind heute das höchste Ziel des Ehrgeizes der reichen Durchschnittsjuden. Daß der Weg dazu nicht versperrt werde, dazu wird Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt. Zwar sind es bis jetzt erst die ehrenamtlichen Ratsstellen, um die es sich dabei handelt, aber deren Bedeutung und Einfluß ist erstaunlich gewachsen dank dem jüdischen Fleiße, jüdischer Geschäftsgewandtheit, jüdischem Ehrgeiz und vielleicht auch jüdischer Herrschsucht. Der Magistrat hat sich nur widerwillig bereit finden lassen, über die würdige Ausschmückung der Gräber im Friedrichshain zu verhandeln. Aber der Ton, womit er für seine Langsamkeit kürzlich in der Stadtverordnetenversammlung gerüffelt worden ist, läßt über die Kläglichkeit seines späten Entschlusses keinen Zweifel übrig.

Digitized by Google

Was bei den gemeinsamen Beratungen herauskommen wird, kann niemand voraussehen, ob ein Denkmal aus Granit oder Marmor, ob ein Obelisk oder eine Ruhebank. Drehen und winden werden sich die Herren Stadträte nach Kräften, aber wer A gesagt hat, muß auch B sagen, und die Sozialdemokraten sind Meister darin, Schwache ihre Macht fühlen zu lassen.

Natürlich wird es die Aufgabe der Staatsregierung sein, von ihrem Recht Gebrauch zu machen und die endgiltige Ausführung des Skandals zu vereiteln, in Zukunft aber etwas mehr dafür zu sorgen, daß sich im Berliner Rathause nicht nur Männerstolz vor Fürstenthronen, sondern auch vor den Sozialdemokraten hervorwagt.

Diebstahl und Körperverletzung. Die Grenzboten haben kürzlich an dem Beispiel der Dirnen und der Bettler gezeigt, wie in der Handhabung der Strafbestimmungen bisweilen eine übergroße Milde einer gänzlich unangebrachten Strenge gegenübersteht. Wir möchten dem heute noch ein andres Beispiel beifügen: die Bestrafung der Körperverletzung im Vergleich mit der des Diebstahls.

Bekanntlich läßt das Strafgesetzbuch dem Vermögen, dem Besitz des Menschen einen weit kräftigern Schutz angedeihen als dem Leben und der Gesundheit, wiewohl das Umgekehrte der Fall sein sollte. Dem entsprechend ist auch der Strafrichter geneigt, dem Vergehen der Körperverletzung gegenüber einen ganz andern Maßstab anzuwenden als den sogenannten Vermögensdelikten gegenüber (Diebstahl, Unterschlagung, Untreue, Betrug u. dergl.). Das Strafgesetzbuch bestraft z. B. den Dieb unter allen Umständen, mag der Fall an sich noch so leicht sein, mag es sich auch nur um einen Gegenstand von Pfennigwert handeln, mit Gefängnis; mildernde Umstände, wie sie z. B. bei der Unterschlagung zugebilligt werden können und dann eine Geldstrafe zulassen, sind beim Diebstahl ausgeschlossen. Ganz anders wird die Körperverletzung behandelt. Für die einfache Körperverletzung ohne erschwerende Umstände, also die „vorsätzliche körperliche Mißhandlung oder Beschädigung an der Gesundheit des Menschen," ist neben der Gefängnisstrafe Geldstrafe angedroht, d. h. der Richter kann zwischen Gefängnisstrafe und Geldstrafe wählen. Und sogar bei der Körperverletzung unter erschwerenden Umständen (Benutzung einer Waffe, insbesondre eines Messers oder eines andern gefährlichen Werkzeugs, hinterlistiger Überfall, lebengefährdende Behandlung, gemeinschaftliche Verübung), die grundsätzlich freilich mit Gefängnisstrafe nicht unter zwei Monaten bedroht wird — was gewiß nie zu hoch ist! —, läßt der § 228 des Reichsstrafgesetzbuchs für den Fall, daß mildernde Umstände vorhanden sind, neben der Gefängnisstrafe Geldstrafe von 3(!) bis 1000 Mark zu.

Ferner: Das Strafgesetzbuch kennt wohl einen sogenannten Rückfallsdiebstahl; eine Rückfallskörperverletzung aber ist ihm unbekannt. Es stellt für den, der zum drittenmal wegen Diebstahls zur Verantwortung gezogen wird, unter gewissen im Gesetz näher bestimmten Voraussetzungen einen ganz neuen Strafrahmen auf: der rückfällige Dieb kommt ins Zuchthaus, ohne Rücksicht auf die Höhe des Wertes des gestohlnen Gutes; nur bei mildernden Umständen darf Gefängnisstrafe, aber nicht unter drei Monaten, verhängt werden. Wie ganz anders, wie viel günstiger steht der da, der zum drittenmal das Leben oder die Gesundheit eines Menschen gefährdet hat! Der Messerheld kann immer von neuem darauf losstechen; er wird, und wenn es das hundertste mal wäre, immer wieder nach demselben Paragraphen (Gefängnis nicht unter zwei Monaten, bei Zubilligung mildernder Umstände sogar Geldstrafe von 3 bis 1000 Mark) abgeurteilt. Das Zuchthaus, das ihm doch so

Digitized by Google

dienlich wäre wie keinem andern, blüht ihm nie. Nur wenn er Unglück hat, wenn die Körperverletzung zur Folge hat, daß der Verletzte ein wichtiges Glied oder Vermögen des Körpers, ein Auge oder beide Augen, das Gehör, die Sprache oder die Zeugungsfähigkeit verliert oder in auffälliger Weise dauernd entstellt wird, oder in Siechtum, Lähmung oder Geisteskrankheit verfällt, giebt das Strafgesetzbuch dem Richter die Möglichkeit, den Thäter ins Zuchthaus zu schicken. Aber auch hier noch hat es das milde Gesetz für nötig gehalten, dem Richter die Wahl zwischen Zuchthaus und Gefängnis zu lassen; ja sogar die Zubilligung mildernder Umstände ist möglich und zulässig, um das niedrigste Maß der Strafe noch weiter herunterzudrücken. So kommt es, daß es nach dem Strafgesetzbuch möglich ist, einen Schurken, der zum dritten mal vor Gericht gestellt wird, weil er wieder durch sein Messer einem Menschen ein Auge geraubt hat, mit Gefängnis von einem Monat zu bestrafen, während das niedrigste Maß für den, der zum dritten mal wegen Diebstahls zur Verantwortung gezogen wird, mag es sich um den wertlosesten Gegenstand handeln, drei Monate Gefängnis ist!

Bei genauer Durchsicht der Körperverletzungsparagraphen und Vergleichung mit den gesetzlichen Bestimmungen über Vermögensdelikte würde man eine unendliche Reihe von Belegen dafür finden, daß dem deutschen Strafgesetzbuch das Leben und die Gesundheit des Menschen weniger gilt als sein Geld und Gut. Ist es da zu verwundern, daß sich dieser Standpunkt des Gesetzes auch bei denen Eingang verschafft hat, die es täglich handhaben? In der That sind die deutschen Gerichte allmählich in den schweren Fehler hineingetrieben worden, an dem der durchaus verkehrte Standpunkt des Strafgesetzbuches leidet. So ist es zu erklären, daß ganz allgemein der Messerheld einer unbegreiflichen Milde begegnet, daß die Richter sich förmlich Mühe geben, mildernde Umstände zu finden, um eine mildere Strafe verhängen zu können. Anstatt das Mißverhältnis, das zwischen den einzelnen Gesetzesbestimmungen besteht, nach Möglichkeit auszugleichen — diese Möglichkeit ist durch die weiten Strafrahmen gegeben —, ziehen es die meisten Richter vor, das Mißverhältnis durch eine falsche Anwendung der Gesetze noch zu verschlimmern. Man ist stets bereit, „eine gewisse Erregung oder die verhältnismäßig geringfügige Verletzung“ dem Missethäter zu seinen Gunsten anzurechnen. Man sollte lieber den unglaublichen Leichtsinn und die oft unmenschliche Roheit, mit der das Messer geschwungen wird, namentlich aber die furchtbare Gefahr für Leib und Leben, ganz ohne Rücksicht auf den Erfolg, als Erschwerung betrachten, dem Thätrr den Ernst des Falles zum Bewußtsein zu bringen suchen und ihn vor Wiederholungen warnen. Wer bei dem geringsten Anlaß gleich das Messer zieht und blindlings darauf losticht, der sollte, auch wenn er gar keinen ernstlichen Schaden anrichtet, nicht unter sechs Monaten wegkommen; dann wird er es vielleicht nicht zum zweiten male versuchen. Was geschieht aber fast täglich in der Praxis der Schöffengerichte? Da heißt es: „Der Angeklagte hat in jugendlichem Leichtsinn und Übermut gehandelt; er befand sich in einer begreiflichen Erregung; er ist noch niemals wegen Körperverletzung »vorbestraft,« und wenn er auch den Stoß ausgeführt hat, so ist doch der Gegner infolge geschickten Ausweichens nur leicht verletzt worden und vor ernsterm Schaden bewahrt geblieben.“ Das Urteil lautet dann natürlich „unter Zubilligung mildernder Umstände“ auf eine Woche Gefängnis, wenn nicht gar „eine Geldstrafe für eine ausreichende Sühne erachtet wird.“ Suchet, so werdet ihr finden! Mildernde Umstände sollen aber nicht gesucht werden, sie sollen da sein, sollen auf der Hand liegen.

Mögen die vorstehenden Zeilen dazu beitragen, den einen oder den andern

Digitized by Google

deutschen Richter von der Verkehrtheit der landläufigen Behandlung der Körperverletzungsdelikte zu überzeugen und in richtigere Bahnen zu lenken.

Die Kartenbriefe, die nun ausgegeben sind, entsprechen sicher einem „tief empfundnen Bedürfnis." Wenn sonst Fräulein Emilie, noch ehe sie angekommen war, im Zuge an ihren „einzigen Karl" schrieb, gab der Briefträger die Karte (was hätte sie anders nehmen sollen?) mit einem freundlichen Lächeln ab: „Fräulein sind gut angekommen und sind Sie noch immer treu!" Jetzt ist es anders. Die Kartenbriefe verraten nichts. Doch nein, etwas ist leider ohne Ausschluß der Öffentlichkeit geschrieben: „In denjenigen Verkehrsbeziehungen zum Auslande, wo das Briefporto 20 Pfennige beträgt, ist das Franko um 10 Pfennige in Marken zu ergänzen." Zum Glück versteht das der Briefträger nicht, und die andern Deutschen verstehens auch nicht. „In denjenigen Verkehrsbeziehungen zum Auslande, wo —" Aber einziger Karl! Sollten Sie zu einer echten Russin oder gar Afrikanerin —? Nein, das traut Ihnen Ihre Emilie nicht zu, und die kaiserlich deutsche Post auch nicht. Aber warum läßt sie dann die ersten Worte nicht weg? Sollen „postalische" Bestimmungen, die sonst doch nicht gerade auf Briefumschläge gedruckt werden, dort Raum finden, warum heißt es nicht einfach: „Nach Ländern, wohin ein Brief 20 Pfennige kostet, ist eine Zehnpfennigmarke hinzuzufügen"? Ich weiß es! Emilie könnte den zum Glück leichtwiegenden tausend Grüßen und Küssen noch einige beschriebne Briefbogen, vielleicht gar — welch ein Leichtsinn! — einen kleinen, aber gewichtigen Hausschlüssel beifügen und dazu „das Franko um 10 Pfennige ergänzen" wollen. Darf sie das thun, oder wird es ihr durch Karls vorausgehende „Verkehrsbeziehungen zum Auslande" verboten? Die Grenzboten haben sich so oft mit „Sprachdummheiten" befaßt, daß sie unmöglich an dieser — fürchten Sie nichts, Exzellenz Podbielski! — an dieser Frage vorübergehen können.

Als Exzellenz Stephan einst einem ebenfalls „tief empfundnen Bedürfnis" durch „Karten mit Rückantwort" entgegenkam, erhielt er ein Schreiben von einem Studenten, der sich darüber beklagte, daß die neuen Karten ihren Zweck nicht erfüllten: er habe schon zweimal eine solche Karte an seinen Alten geschickt, der habe aber nichts herausgerückt! Die Folge war: wir haben schon seit langer Zeit nur noch Karten mit Antwort! Exzellenz Podbielski, machen Sie es ebenso! Lassen Sie uns die Kartenbriefe, aber ohne diese Aufschrift!

Familiennachrichten. Ein eifriges Mitglied des Sprachvereins in Bonn beklagt sich über die Form, in der dort neuerdings Geburtsanzeigen abgefaßt werden: „Die glückliche Geburt ihres Sohnes Wilhelm zeigen hoch erfreut an Karl Müller und Frau." „Das macht doch — schreibt der Einsender — den Eindruck, als ob der Sohn Wilhelm schon längst dagewesen wäre und nun auf einmal den Einfall gehabt hätte, geboren zu werden." Sehr richtig. Die Fassung ist unsers Wissens dem Französischen nachgeäfft; in Paris werden Geburtsanzeigen allgemein in dieser Form an Verwandte und Freunde versandt.

Über die Abfassung unsrer Familiennachrichten (Geburts-, Verlobungs-, Todesanzeigen) ließe sich viel sagen. Es herrscht auch darin nichts als gedankenlose Mode. Nach einem allgemeinen Sprachgesetz wird in jedem Satze der Hauptbegriff, auf den es ankommt, der die eigentliche Aussage enthält, an den Schluß gestellt. Nur wo eine besondre rhetorische Absicht erreicht werden soll, verfährt man anders. Wenn also eine Verlobungsanzeige so angefangen wird, wie es allgemein geschieht:

Digitized by Google

„Meine Verlobung mit Fräulein Luise Lehmann“ usw., so bekommt ein M der Sprachgefühl hat, jedesmal einen gelinden Schrecken, denn er kann sich Satz nur etwa so fortgesetzt denken: „ist heute aufgehoben worden.“ Denn „b ich mich hiermit anzuzeigen“ sagt gar nichts; die Anzeige geschieht ja eben den Druck, der Hauptbegriff liegt in dem Worte Verlobung, ganz abgesehen d daß ein Femininum am Anfang eines Satzes nie als Accusativ gefühlt wenigstens nicht eher, als bis endlich das regierende Verbum nachkommt. Logik verlangt: „Hierdurch beehre ich mich ergebenst anzuzeigen, daß ich mich mit Fräulein Luise Lehmann verlobt habe.“ Aber in diesen Dingen gilt eben schlechterdings keine Logik, auch nichts natürliches, persönliches, eigentümliches, sondern nur die Mode.

In Leipzig wird seit einigen Jahren in Todesanzeigen jeder Verstorbne „der unvergeßliche“ genannt: „Heute starb unser unvergeßlicher Vater, Großvater, Schwiegervater und Onkel“ usw. Wenn jemand zwanzig Jahre nach seinem Tode so genannt wird, so hat das einen guten Sinn, denn nach zwanzig Jahren ist mancher ganz vergessen. Aber einen, der eben die Augen geschlossen hat, und dessen Leichnam womöglich noch im Sterbehause liegt, schon als „den unvergeßlichen“ zu bezeichnen, ist doch abgeschmackt. Es schreibts aber immer einer dem andern nach. Der „unvergeßliche Onkel“ steht schon ganz auf einer Stufe mit dem unauslöschlichen Dank, der unmaßgeblichen Meinung, der unwiederbringlichen Zeit, dem unersetzlichen Verlust, dem unabänderlichen Beschluß, dem unerbittlichen Schicksal, dem unverbesserlichen Taugenichts und ähnlichen Phrasen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

J. Herk.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 47

Ausgegeben am 25. November 1897

Inhalt:

	Seite
Politische Unreife und politische Unarten	345
Die Organisation des Handwerks und die Handwerkskammern	354
Koalitionsrecht und Koalitionspraxis	366
Anthropologische Fragen	372
Aus der napoleonischen Zeit. Von G. Egelhaaf	381
Maßgebliches und Unmaßgebliches — Die Politik der Vorsicht in England	386
Litteratur	389

Hierzu 1 Beilage von der Verlagsbuchhandlung Ernst Hofmann & Co. in Berlin

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Neue Bücher

aus dem Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Martin Bötzinger

Eine Erzählung aus dem siebzehnten Jahrhundert

von

J. H. Löffler

2 Bände. Fein gebunden 10 Mark

Die Schöpfung eines echten Humoristen, der von überlegenem Standpunkte aus, doch ohne des Mitgefühls zu entbehren, auf die Leiden und Freuden, auf die Klugheiten und Thorheiten vergangner Zeit hinabblickt. Ein echter Geschichtserzähler aber auch, der in den Geist der Vergangenheit so tief eingedrungen ist, daß er völlig aus ihm heraus zu denken und zu fühlen vermag, und schließlich auch Dichter genug, um seinen Stoff aus der brutalen Lokalfarbe in das abgetönte Licht der Erzählungskunst zu rücken, ohne ihn doch des ihm eigentümlichen düsteren Charakters zu berauben. Die Erzählung knüpft an eine der furchtbarsten Verirrungen des Menschengeistes, an den Hexenglauben und die damit verknüpften schauervollen Grausamkeiten an. Ein armes Weib wird als Hexe verbrannt, der Vater des Knaben, in dem ihr einziger Sohn den besten Freund sah und auch in Wahrheit fand, ist schuld an ihrem Untergange. Der Sohn flucht dem ehemaligen Freunde und dieser wächst auf unter den „Fledermausflügeln" dieses Fluches und der sich ihm immer unabweisbarer aufdringender Erkenntnis, daß unter dem Scheine des Rechts der Mutter seines ehemaligen Freundes grausamstes, zum Himmel schreiendes Unrecht zugefügt worden ist. Er hält an dieser Ueberzeugung auch fest, als er später das Amt eines Geistlichen bekleidet und durch ihr mutvolles Kundgeben in arge Konflikte mit seinen noch vom Wahne der Zeit befangenen Amtsbrüdern und Vorgesetzten gerät. Ohne Zagen spricht er aus, daß „er sich als eine vereinsamte Kreatur unter einem wahnsinnigen Geschlechte fühle", und furchtlos ruft er sein: Wehe über diese Zeit! aus, deren Wahnsinn der Sohn zum Opfer fallen soll, wie er es bewirkte, daß dessen Mutter unschuldig verbrannt worden war." Als dann der Freund, den stetig fortglimmendes Rachegefühl zu Widersetzlichkeiten aller Art treibt, in arge Bedrängnis gerät, ist er sofort bereit, sich für ihn zu opfern. Spätere, eng mit dem Gang der Weltgeschichte zusammenhängende Ereignisse führen eine Versöhnung der beiden Jugendgenossen herbei, deren ergreifende Tragik dem reinsten Grundmotiv durchaus entspricht. Dieser Ernst wird aber so häufig überholt von drolliger Narretei, daß der Gesamteindruck doch ein mehr erheiternder als beklemmender ist. Die köstlichen Naturschilderungen, die Erzählung spielt im Thüringischen, ferner die Mannigfaltigkeit der Sprache, deren Register vom erhabnen Pathos bis zum drastischen Dialekt der Autor alle beherrscht, und schließlich die reizende Naivität seiner Genrebilder vervollständigen die außerordentlich günstige Wirkung des Buches, das auch als Zeitbild so interessant als zuverlässig ist. Besonders die Studentenszenen, die unter Benutzung von Keils Geschichte des Jenaischen Studentenlebens niedergeschrieben sind, werfen scharfe Schlaglichte auf Kultur und Sitte der damaligen Zeit.

(M. Uhse im Leipziger Tageblatt)

Die braune Marenz

und andere Geschichten

von

Charlotte Niese

Ein Band. Fein gebunden 4 Mark 50 Pfennige

Die Neigung der Verfasserin zur Armeleutmalerei tritt in diesen Geschichten wieder sehr stark hervor. Letztere liegt mit ihren eckigen Konturen und ganzen Farben auch dem eigentümlichen Humore der Niese am besten, einem Humor, der in allen seinen Phasen, von ausgelassener Heiterkeit bis zu erschütterndem Ernste, immer ein Produkt streng realistischer Auffassung ist. Daß sich ihre Bilder aus dem niedern Volksleben völlig frei erhalten von einer pessimistisch dunkeln Farbengebung, sichert ihnen eine dauernde Anteilnahme beim Publikum, das immer lieber in das Gesicht eines Schalks als auf die strenge Miene eines Griesgrams sehen wird. Und ein echter Schalk ist es, der uns die an sich eigentlich recht ernste Geschichte von der braunen Marenz erzählt, oder die von Anfang bis Ende putzlustige von „Ferdinand" und die von „Unsre Krischane." Er zwingt sich auch noch ein schelmisches Lächeln auf die Lippen, wenn er in „Es war gut so" von dem armseligen jungen Vagabunden berichtet, den die Mitbürger hinter Schloß und Riegel steckten, um vor seiner Bosheit sicher zu sein — aber die Augen stehen ihm doch voll Thränen dabei, und sein Weinen wirkt ansteckend wie sein Lachen.

(M. Uhse im Leipziger Tageblatt)

Digitized by Google

Politische Unreife und politische Unarten

Unser Kaiser hat jüngst in Budapest die politische Reife der Magyaren gerühmt. Manche fanden seine Worte zu enthusiastisch, andre unzeitgemäß gegenüber einem Volke, das unsre Stammesgenossen in Ungarn seit dreißig Jahren in ihrem nationalen Dasein bedroht und vollen Zweidritteln der Völker im Lande der Stephanskrone eine ihnen fremde, mit keiner europäischen Sprache außer der finnischen und türkischen verwandte Mundart mit allen Mitteln aufzudrängen sucht; aber als unbegründet kann diese Behauptung niemand bezeichnen. Es mag uns und den österreichischen Deutschen so bitter ankommen, wie es will, Thatsache ist es doch, daß die Magyaren sehr frühzeitig zu einer festen Staatsordnung gelangt sind, zähe an ihr und ihrem Volkstume durch Jahrhunderte schwerer Bedrängnis festgehalten und sich schließlich trotz ihrer kleinen Zahl die führende Stellung im Reiche der Habsburger errungen haben, nicht nur weil sie als eine herrschende Minderheit bei Strafe der Vernichtung zum engsten Zusammenschluß gezwungen waren, sondern auch weil ihr tapferer Adel jederzeit die Führung behauptet hat und ein starkes Selbstbewußtsein dem kleinen Volke von jeher eigen gewesen ist.

Wenn wir uns dagegen fragen: Wie steht es denn mit der politischen Reife des deutschen Volkes im deutschen Reiche? so müssen wir leider, wenn wir ehrlich sein wollen, bekennen, daß wir noch kein reifes Volk sind; ja es kann zweifelhaft sein, ob wir es überhaupt jemals gewesen sind. Im Mittelalter gab es Jahrhunderte, wo die Deutschen den Slawen und Magyaren, den Dänen und Italienern den Fuß auf den Nacken setzten, mit abweisendem Stolze sich als das erste Volk Europas fühlten und den kaiserlichen Adler bis nach Jerusalem und bis an den finnischen Meerbusen trugen. Das war das Werk herrschgewaltiger und herrschender Stände, der deutschen Ritterschaft

Digitized by Google

und des deutschen Klerus, der damals nationaler war als jemals später. Aber eine wirklich haltbare Reichsordnung kam doch nicht zustande, und als die Neuzeit anbrach, da war das Reich ein loser Bundesstaat unter einem ohnmächtigen Oberhaupte geworden. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert drängten dann die kirchlichen Interessen alle andern derart in den Hintergrund, daß wir unsre alte Reichsverfassung, unsre Kultur, unsre Weltstellung opferten und opfern mußten, um für uns und die Welt die Freiheit des Glaubens und der Bildung zu retten. Im achtzehnten Jahrhundert hatte sich der fürstlich-absolute Staat selbst die Gebildeten so vollständig entfremdet, daß sie die Vaterlandsliebe für eine Empfindung unreifer Völker hielten und lieber Weltbürger als Deutsche sein wollten. Erst die furchtbare Not der Fremdherrschaft zwang sie zur Rückkehr aus dieser Traumwelt auf den Boden der Wirklichkeit, zum festen Anschluß an den Staat, der allein diese ganze reiche Bildung vor der Verkümmerung retten konnte. Seitdem wurde das deutsche Bürgertum der Nährboden des nationalstaatlichen Ideals. Aber als dies Bürgertum nun 1848/49 selbst Hand anlegte, um es, zunächst in Widerspruch mit den Regierungen, zu verwirklichen, da trat bei dem bürgerlichen Liberalismus die Notwendigkeit der politischen Einheit hinter den sogenannten Freiheitsfragen so stark zurück, und die Unfähigkeit, mit der harten Wirklichkeit zu rechnen, so stark hervor, daß man die Einheit und die Freiheit zugleich verspielte und mit Jahren harter Reaktion den eignen Unverstand und die eigne politische Unreife büßte. Erst als die monarchisch-konservativen Kräfte die Verwirklichung der nationalen Idee übernahmen, da gelang sie; aber nur mit dem Schwerte, unter dem leidenschaftlichen Widerspruch des größten Teils der Liberalen wurden die Grundlagen gewonnen, und es blieb ein Beweis politischer Unreife, daß der Sieger sie der Mehrheit unsers Volkes aufzwingen mußte. Erst bei der Begründung und dem Ausbau des Reichs war die Nation mit ganzer Seele dabei, nicht nur auf dem Schlachtfelde, sondern auch im Rate, und das bleibt der beste Ruhm des liberalen Bürgertums; aber gegründet hat es das Reich nicht, gegründet hat es eine kleine Gruppe bedeutender Männer, die das Lebensinteresse der Nation besser begriffen als diese selbst in ihrer großen Mehrheit.

Das ist tief demütigend, aber es ist so, und es ist so begründet, daß wir überhaupt zweifeln müssen, ob wir schon das Recht haben, uns eine große Nation zu nennen, obwohl wir die größten Männer der Neuzeit die unsern nennen dürfen; eine politisch reife Nation sind wir noch nicht, und fast jeder Tag liefert uns dafür beschämende neue Beweise. Wir wollen jetzt nicht davon reden, daß es dem Fürsten Bismarck auch auf der Höhe seiner Macht niemals gelungen ist, eine sichere Mehrheit im Reichstage zu finden, und daß er dort oft genug mit einem Maße von Unverstand und kleinlicher Bosheit zu kämpfen gehabt hat, für das es keinen parlamentarischen Ausdruck giebt; wir wollen auch nicht das unrühmlichste Blatt in der überhaupt nur teilweise rühmlichen

Digitized by Google

Geschichte des Reichstags aufrollen, das unrühmlichste deshalb, weil es leer blieb, als der Schöpfer des Reichs verabschiedet worden war. Aber wir fragen: Ist dieser Reichstag wirklich die Blüte, die wahre Vertretung der Lebensinteressen unsrer Nation? Und wir antworten laut: Nein und tausendmal nein! Denn wie heute im sinkenden Österreich jeder Stamm seine Sonderinteressen über das Wohl des Ganzen setzt, so steht den Mehrheitsparteien unsers Reichstags nicht etwa das wahre Interesse großer Bevölkerungsgruppen, sondern ihr „Programm," d. h. ein Gemisch von Schlagworten und Phrasen, höher als das Vaterland: dem Zentrum die Freiheit der römischen Kirche, die, recht verstanden, kein Mensch bei uns bedroht, die aber, im ultramontanen Sinne verstanden, kein Staat, weder ein protestantischer noch ein katholischer noch ein paritätischer, zugestehen kann, weil es zwei souveräne Gewalten in demselben Staate nicht geben kann; den Sozialdemokraten der nebelhafte Zukunftsstaat oder auch die etwas realere „Diktatur des Proletariats," also des souveränen Unverstandes oder, praktisch genommen, die Herrschaft einiger sei es idealistischer, sei es ehrgeiziger Demagogen; den Freisinnigen die parlamentarische Regierungsform, die sie für Deutschland als eine Unmöglichkeit zu erweisen sich doch jeden Tag eifrig bemühen, indem sie ihre eigne Regierungsunfähigkeit fortwährend glänzend darthun; den Welfen eine Legitimität, die alles, was die Verträge von 1815 geschaffen haben, als ein unantastbares Heiligtum ansieht, ohne sich zu sagen, daß diese Verträge selbst auf einer ganzen Kette von formellen Rechtsbrüchen beruhten, und daß die Weltgeschichte schon oft genug über besser begründete Rechte, wenn ihre Zeit um war, hinweggeschritten ist. Auch die Konservativen sind fast reine Agrarier geworden, die Nationalliberalen vertreten nur noch gewisse Interessen des besitzenden Bürgertums und große Traditionen. Das sind unsre gegenwärtigen Parteien! Da ist „keine, die gutes thue, auch nicht eine." Und dieser Reichstag bringt unzweifelhaft die Meinung seiner Wähler zum Ausdruck, also des deutschen Volkes, soweit es wählt! Giebt es einen stärkern Beweis politischer Unreife?

Früher hat es der Reichstag zuweilen verstanden, große Fragen groß zu behandeln. Auch das scheint sich jetzt ändern zu sollen. Was ist das für eine politische Reife, die in einem Atem Deutschlands Verwandlung in einen Industrie- und Handelsstaat fordert und doch gegen eine starke Flotte schreit? die das Interesse des „vierten Standes" zu vertreten behauptet und doch die Mittel nicht will, den Waren, die hauptsächlich doch er hervorbringt, den Weltmarkt zu sichern und damit den Arbeitern die Existenz? die der Regierung die bittersten Vorwürfe macht, wenn sie irgendwo, heute in China, morgen in Haiti, deutsche Interessen nicht wirksam schützt, und doch nicht will, daß ihr der Reichstag die erforderlichen Schiffe bewilligt? Und warum? weil der Admiral Hollmann die Marinevorlage vielleicht nicht besonders geschickt vertreten hat, und weil der Kaiser ganz persönlich dafür eintritt. Denn wenn das Reichsoberhaupt etwas dringend empfiehlt, dann fordert nicht etwa der Patriotismus, es zu

Digitized by Google

genehmigen, sondern dann verbietet es der freie Männerstolz, derartiges zu bewilligen, und kein Engel vom Himmel wäre imstande, solchen Freiheitsmut zu beugen. Es ist genau so wie in den trüben Jahren des „Konflikts," als das preußische Abgeordnetenhaus die Heeresreform, das „eigenste Werk" König Wilhelms I. verwarf und damit die Mittel ablehnte, die Einheit Deutschlands zu begründen. Wie sagt doch Talbot in der Jungfrau von Orleans über das Verhältnis der Götter zu einer in allen Zeiten weitverbreiteten menschlichen Eigenschaft?

Und nun, welch pessimistische Tadelsucht überall! Es ist zuweilen, als ob alle bösen Geister losgelassen wären, um uns das Vaterland zu verekeln. Ohne Zweifel hat die Reichsregierung oft genug Anlaß zur Kritik geboten, auf die ein freies Volk ein gutes Recht hat. Ohne Zweifel hat die Entlassung Fürst Bismarcks in weiten Kreisen der Popularität des Kaisers einen schweren Schlag versetzt, und die Politik der nächsten vier Jahre war nicht geeignet, die Wirkungen zu mildern. Wir dürfen das sagen, denn wir sind monarchisch bis in die Knochen und sind es immer gewesen. Aber auch nachher hat es kaum einen Schritt der Reichsregierung in der auswärtigen Politik gegeben, der nicht das lebhafte Kopfschütteln der weisen Thebaner hervorgerufen hätte. Das gemeinsame Einschreiten Deutschlands, Rußlands und Frankreichs in Ostasien 1894 war ihnen nicht recht; die führende Rolle Deutschlands im türkisch-griechischen Konflikt war ihnen nicht recht; die Breslauer Kaisertoaste verloren alle Bedeutung gegenüber den in Paris gewechselten Phrasen, und Deutschland spielte die Rolle des Blamirten; die Bemühungen des Kaisers, in ein leidliches Verhältnis zu Frankreich zu kommen und damit den heillosen toten Punkt zu überwinden, der unsre überseeische Politik seit 1871 gelähmt hat, waren Gegenstand spöttelnder Kritik; wenn der Monarch in seiner impulsiven, lebhaft empfindenden Art einmal ein Wort nicht auf die Goldwage legt, oder wenn er die Laune hat, seinen Gedanken in irgend welcher künstlerischen Form Ausdruck zu geben, was niemanden irgend etwas angeht und niemandem schadet, so verursacht das ein allgemeines Schütteln des Kopfes, und man beklagt salbungsvoll die Schädigung des monarchischen Bewußtseins, das wirklich nicht viel wert sein müßte, wenn es dadurch erschüttert würde. Die Ansicht, daß ein Monarch immer nur das Tüpfelchen aufs i zu setzen, im übrigen aber keineswegs das Recht habe, seine persönliche Meinung offen zu äußern, spukt immer noch bei unsern Liberalen; dies Recht steht für sie allein dem Parlamentarier und dem Journalisten zu. Wie kommt es doch, daß unsre Nachbarn vor diesem frischen, energischen, selbstbewußten Herrn, der immer gerade heraus sagt, was er denkt, soviel Respekt haben, nicht nur die Magyaren, die sich leicht begeistern, sondern auch die Franzosen, die uns im stillen beneiden, und die Russen, die nach dem Telegramm des Kaisers an den Präsidenten Krüger von Transvaal erfreut ausriefen: wot molodez! das ist ein ganzer Kerl!

Digitized by Google

während unsre Freisinnigen und Nichtfreisinnigen dieses „provozirende“ Auftreten gegen ihre Busenfreunde, die Engländer, höchst bedenklich fanden? Dafür aber, daß seit Jahren unsre auswärtige Politik sicher und stetig geleitet wird, daß sie zurückgekehrt ist in die Bahnen des alten Kurses, dafür giebt es kein Wort der Anerkennung. Dem einen spricht Fürst Hohenlohe zu wenig, dem andern zu leise, dem dritten ist er zu lau, und man verlangt zuweilen von ihm, daß er sich für Dinge einsetze, die für ihn nur eine untergeordnete Bedeutung haben können. Was war das für ein Gerede über die Reform der Militärstrafprozeßordnung, und zwar ehe man noch recht wußte, wie eigentlich die Regierung zu den entscheidenden Fragen stand! Als wenn die Existenz des deutschen Reiches davon abhinge, ob das Verfahren öffentlich ist, wie schon längst in Baiern, oder ob Baiern seinen besondern obersten Militärgerichtshof behält! Es ist immer wieder die alte Unart, die Erfüllung liberaler oder partikularistischer Parteiwünsche höher zu stellen als das Vaterland.

Denn auch der Partikularismus macht sich zuweilen recht überflüssig breit. Fortwährend ist von „Verstimmungen“ in Süddeutschland die Rede, von „Reichsverdrossenheit“ und dergleichen mehr. Wenn man nur recht wüßte, warum! Hat Preußen jemals im neuen Reiche daran gedacht, die Rechte seiner Bundesgenossen zu schmälern? Wer fragt im Reichsdienste noch nach der Herkunft der Beamten? Der Reichskanzler und preußische Ministerpräsident ist ein süddeutscher und katholischer Edelmann, der frühere Staatssekretär des Auswärtigen Amts, Freiherr von Marschall, stammt aus Baden, und kein Mensch hat daran Anstoß genommen. Man frage sich aber, was für ein Geschrei über „Verpreußung“ entstehen würde, wenn es der bairischen Regierung einmal einfallen sollte, einen preußischen Oberpräsidenten ins bairische Ministerium zu berufen. Und doch Debatten, wie jüngst die in der zweiten bairischen Kammer über die Kaisermanöver, die geradezu eine Schande waren. Sind die tapfern hellblauen Bataillone von Zucker, daß Abgeordnete, die niemals den Verdacht erweckt haben, an militärischen Dingen persönlich thätigen Anteil genommen zu haben, ihre schützende Hand über sie halten müßten, damit sie nicht zerbrechen? Keine Spur von Stolz darauf, daß sie wacker ihre Schuldigkeit gethan und sich ihren norddeutschen Waffenbrüdern ebenbürtig gezeigt haben, keine Freude darüber, daß sich die Kampfgenossenschaft von 1870/71 im friedlichen Manöver so schön erneuert, die Einheit des deutschen Heeres so wirkungsvoll und imponirend gezeigt hat! Vollmar, Sigl und andre Bajuvaren haben sogar die Dreistigkeit gehabt, den Kaiser wie einen fremden Monarchen zu behandeln, der in Baiern nichts zu sagen habe. Damit hätte man Napoleon I., dem Protektor des Rheinbundes, kommen sollen! Bairische Offiziere und Soldaten müssen einen wahren Ekel empfinden vor solchen Beschützern. Was ist das überhaupt für eine Art, bei jeder Gelegenheit über Verletzung berechtigter und unberechtigter Eigentümlichkeiten zu jammern und daraus eine Gefahr für den

Digitized by Google

Bestand des Reichs herzuleiten, oder fortwährend von „Opfern“ zu reden, die die Einzelstaaten dem Reiche hätten bringen müssen und noch bringen müßten! Als ob die Einzelstaaten überhaupt ohne das Reich noch bestehen könnten, als ob es nicht in ihrem eignen Interesse läge, daß es begründet worden ist und besteht, als ob die meisten von ihnen nicht eine Beute jedes starken Nachbarn werden müßten ohne das Reich! Der Staat ist überhaupt in erster Linie Macht und nicht eine Versicherungsanstalt für berechtigte Eigentümlichkeiten, nicht die schwache Mutter, die ihren Kindern jeden noch so unverständigen Wunsch erfüllt, und das Reich ist nicht gegründet worden, um die kleidsame Uniform der bairischen Postillone zu erhalten, die wir ihnen und den Baiern übrigens von Herzen gönnen, oder den zweireihigen Waffenrock des dreizehnten (königlich württembergischen) Armeekorps, das sich diesen Mehrverbrauch von Knöpfen immerhin auch künftig gestatten mag, wenn ihn das Selbstgefühl der Schwaben verlangt, sondern das Reich ist gegründet worden, um die Existenz der deutschen Nation zu sichern. Aber die große Mehrheit dieser Nation ist immer noch nicht über den kindlichen Standpunkt hinaus, daß sie zwar deutsche Vaterlandslieder singt, patriotische Feste feiert, Kaiser und Reich hochleben läßt und Denkmäler setzt, dagegen, sobald das Reich an eine liebgewordne Gewohnheit oder auch nur an ein altes Vorurteil zu rühren scheint, über Vergewaltigung und Gefährdung der Reichsgesinnung zu schreien anfängt. Abermals ein Beweis für unsre politische „Reife“! Verständige, denkende Männer, die Deutsche sein wollen, sollten sich schämen, dergleichen nachzusprechen oder auch nur zu dulden.

Teilweise hängt das nun mit der viel erörterten Abneigung gegen das „Preußische“ zusammen. Schlechthin lächerliche Anschauungen, die vor dreißig und mehr Jahren laut wurden, wagen sich heute gelegentlich wieder hervor. Da sollen die Süd- und Westdeutschen politisch „reifer“ sein als der Norden, weil die süddeutschen Landtage um dreißig Jahre älter sind als der preußische und weil dort ein paar Bürgerliche mehr in Heer und Staat angestellt werden als in Preußen. Als ob darin allein die politische Reife und der politische Fortschritt läge, und beide nicht vielmehr in der Stärke der Staatsgesinnung beruhten! Von diesem Standpunkt aus hat sich die politische Reife des süddeutschen Liberalismus in seiner größten Schöpfung, dem Frankfurter Parlament von 1848/49, herzlich schlecht bewährt, denn ihm fehlte der Sinn für die Bedeutung der Macht, der sich in seinem kleinstaatlichen Bildungsgange auch gar nicht entwickeln konnte, und die Kinderkrankheiten dieses Bildungsganges ist unser ganzer Liberalismus noch heute nicht los geworden. Oder man ereifert sich gegen die ostelbischen „Junker“ als ein despotisches Herrenvolk, das ausgerottet werden müsse, um das versklavte Bauernvolk zu befreien, man fällt zurück in die liberale Unart, ihnen höhnisch Jena als ihre größte Leistung vorzuhalten, und vergißt darüber die Reihe strahlender Siege von Fehrbellin

Digitized by Google

bis Leuthen und Torgau, die den Kern des neuen Deutschlands geschaffen haben, und die zwar sicher nicht von den „Junkern“ allein erfochten worden sind, aber ganz sicher ohne das deutsche Bürgertum. Oder man redet wohl gar von den „Halbslawen“ östlich von der Elbe, als ob nicht alle modernen Völker auf Rassen- und Blutmischung beruhten, als ob nicht die Bevölkerung unsers Nordostens in weiten Strichen genau so kerndeutsch wäre wie die unverfälschtesten Urgermanen, die blondbärtigsten Friesen und Holsten, da die Slawen überhaupt nur einen verhältnismäßig kleinen Teil des Landes wirklich bewohnt haben und überdies meist geradezu vertrieben worden sind; als ob nicht endlich gegen die Baiern und Schwaben und Rheinländer der allerdringendste Verdacht vorläge, Keltenblut in ihren Adern zu haben, worauf sich die Baiern in der Rheinbundszeit sogar etwas zu gute thaten. Uns andern Deutschen mag das und jenes am preußischen Wesen nicht gefallen, wir mögen uns zuweilen über ein Übermaß von Büreaukratismus und Formalismus ärgern, obwohl dies Gewächs überall in Deutschland gedeiht, weil es mit dem Wesen des modernen Staates eng zusammenhängt, wir mögen den bekannten schnarrenden Ton und eine gewisse „Schnoddrigkeit“ und Schroffheit weder schön noch liebenswürdig finden; sind das aber wirklich Dinge, die politisch ins Gewicht fallen? Ist es billig, es als echtgermanische Selbständigkeit zu preisen, wenn sich ein Sachse oder Baier als solcher fühlt, dagegen sträflichen Partikularismus darin zu finden, wenn ein Preuße auf seinen ruhmvollen Staat einigen Stolz empfindet? Vergißt man so ganz, was einst einer unsrer leidenschaftlichsten Patrioten, H. von Treitschke, dem Reichstag als das Gesetz unsers Lebens zurief: In necessariis unitas, in ceteris libertas, in omnibus caritas? Historisch steht fest: unser Reich ist von Preußen gegründet worden; es wird also nur mit Preußen oder es wird gar nicht sein. Das deutsche Volk, von dem bekanntlich drei Fünftel in Preußen leben, wird und kann niemals sagen: „Der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen.“ Also ziemt es sich auch nicht, aus solchen Äußerlichkeiten Anklagen zu schmieden und alte, hundertmal widerlegte unklare Vorstellungen der schlechten alten Zeit wieder zu beleben.

Was wird nun endlich beständig über die neue Reichshauptstadt räsonnirt! Es erscheint beinahe als eine Anmaßung, daß sie sein will, was sie ist. Nun, für die Politik der Berliner Wählerschaft begeistern wir uns gerade so wenig wie für die der bairischen Bauernbündler, obwohl sie immerhin noch nicht soweit gelangt ist, wie die freie und Hansestadt Hamburg, die nur noch Sozialdemokraten in den Reichstag schickt, um die erste Hafenstadt des europäischen Festlandes sachverständig zu vertreten, und obwohl die Stimmung, alles zu wissen und jedenfalls besser zu wissen als andre Leute, daher alles absprechend zu kritisiren, überhaupt eine großstädtische Eigentümlichkeit ist; wir sehen in dem jüngsten Beschlusse der fortschrittlich-sozialdemokratischen Stadtverordnetenversammlung, den Barrikadenhelden von 1848 ein Denkmal zu setzen, eine freche Thorheit,

Digitized by Google

und wir können den dort üblichen jüdelnden Wortwitzen nur eine sehr bedingte Bewunderung zollen. Aber eine Stadt, die im Mittelalter ihrem Landesherrn gerade so trotzig widerstanden hat wie etwa Straßburg oder Köln seinem Bischof, die im Frühjahr 1813 binnen wenigen Tagen 9000 Freiwillige gestellt hat, die seit 1640 unaufhaltsam von 6000 Menschen auf 1¾ Millionen gewachsen und jetzt unsre erste Industriestadt, unser wichtigster Bankplatz, ein mächtiger geistiger Mittelpunkt und eine der prächtigsten Städte Europas geworden ist, die ist in Art und Unart so gut deutsch wie jede andre im Reiche, und sie kann keine unnatürliche Schöpfung sein. Wir wollen wahrhaftig nicht eine geistige und wirtschaftliche Zentralisation, wie sie die Provinzen Frankreichs verödet hat, wir sehen vielmehr einen der größten Vorzüge Deutschlands darin, daß eine solche nicht besteht und nie bestehen wird; aber man soll doch auch nicht vergessen, wie sehr die Gründung unsrer Einheit auch durch den Mangel einer großen Hauptstadt erschwert und verzögert worden ist. Ob als solche dem einen Frankfurt a. M., dem zweiten Leipzig, dem dritten München lieber wäre, darauf kommt es gar nicht an; genug, die historische Entwicklung hat dazu geführt, daß sie zwischen Elbe und Oder entstanden ist, und das haben wir anzuerkennen.

Es ist nicht anders: die politische Reife unsers Volkes ist hinter seiner politischen Entwicklung und den immer größern Aufgaben, die sie uns stellt, um ein beträchtliches Stück zurückgeblieben, und alte Unarten, die einer frühern Zeit angehören, sind noch nicht verschwunden. Da dem aber so ist, so wäre jede weitere politische Demokratisirung Deutschlands nicht nur sinnlos, sondern geradezu gefährlich. Kein Mensch denkt ernsthaft daran, das allgemeine Wahlrecht anzutasten, obwohl es gar nicht zweifelhaft ist, daß das die einzige Einrichtung Fürst Bismarcks ist, die sich, nach ihren Früchten, einem Reichstag wie dem jetzigen, beurteilt, nicht bewährt hat. Aber die Rechte dieses Reichstags noch zu erweitern, damit etwa ein parlamentarisches Ministerium aus der Mehrheit das Vaterland zu Schanden regiere, oder dasselbe Wahlrecht auf die Landtage und die Gemeindevertretungen zu übertragen, vor einer solchen selbstmörderischen Thorheit wolle uns der Himmel behüten! Soziale Freiheiten mögen gewährt werden, so freigebig man will und kann, damit jeder, soweit es in dieser unvollkommnen Welt möglich ist, von seinen Kräften Gebrauch machen und, soweit er vermag, nach oben gelangen kann; aber den Anteil dieser unreifen Wählermassen an der Lenkung unsrer Geschicke zu vergrößern wäre Wahnsinn. Je verwickelter sich unsre gesamte Kultur und unser Staatsleben gestaltet, desto weniger ist es der Masse des Volkes möglich, diese Beziehungen zu überschauen und zu beurteilen, und was man nicht beurteilen kann, davon lasse man die Hände. Von der bekannten durch keine Sachkenntnis getrübten Objektivität ist wahrhaftig schon jetzt genug in unsern parlamentarischen Körperschaften vorhanden, und vollends der Gedanke, den vierten Stand politisch zu erziehen, ist eine

Digitized by Google

der zahllosen undurchführbaren Illusionen des Liberalismus. Es ist auch gar nicht nötig, daß sie verwirklicht wird. Der Durchschnittsmensch aller Stände kann immer nur den nächsten Kreis der politischen Beziehungen, in denen er lebt, übersehen, daneben nur wenige große, ein ganzes Volk im innersten bewegende Fragen einigermaßen verstehen, und er wird stets mehr von Empfindungen und Gewohnheiten, als von klaren Erwägungen abhängig sein. Die ganze sozialdemokratische „Erziehung" der Arbeitermassen hat schließlich doch nur dazu geführt, daß sie den Schlagworten ihrer Demagogen und ihrer Zeitungen blindlings folgen und der Vaterlandsliebe in einer Weise entfremdet worden sind, die nirgends in Europa ihresgleichen hat, obwohl doch auch die deutsche Sozialpolitik nirgends ihresgleichen hat. Also gebührt die Regierung der gebildeten und denkenden patriotischen Minderheit. So ist es auch in den fortgeschrittensten Demokratien immer gewesen. Die altgriechischen Demokratien waren thatsächlich Massenaristokratien, und die attische Demokratie hatte ihre größte Zeit, als sie der Leitung ihres „ersten Mannes," Perikles, folgte. Die römische Republik stand auf ihrer Höhe, als die senatorische Aristokratie in demokratischen Formen regierte, nicht, als die Demagogen der Gasse mit den Fäusten und Knitteln ihrer Wähler den Ausschlag gaben. Selbst Nordamerika verdankt seine Unabhängigkeit nicht seinem Volke, das nur höchst widerwillig die notwendigen Opfer brachte und sich für die staatsrechtlichen Fragen, um die es sich zunächst handelte, gar nicht besonders interessirte, sondern einer kleinen Anzahl entschlossener Männer und der Hilfe Frankreichs, und die seitdem dort bestehende Massenherrschaft hat die Union gegen die Sezession 1861 bis 1865 nur unter den furchtbarsten Opfern behaupten können, die alles, was ein Despot wie Napoleon I. seinem Volke zugemutet hat, weit hinter sich lassen, weil die „Freiheit" keine wirksame militärische Organisation geduldet hatte. Und was ist die heutige französische „Demokratie" anders, als eine Oligarchie von Börsenspielern und Advokaten? Was gar eine „Diktatur des Proletariats" bedeuten würde, das hat Frankreich zweimal mit entsetzlicher Deutlichkeit gelehrt. Die schneidenden Worte, die der „Volksdichter" Schiller, der ein stolzer Aristokrat war wie jeder große Mann, den greisen Sapieha in seinem „Demetrius" sagen läßt, haben zu allen Zeiten gegolten und gelten noch heute:

Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen! —
Der Staat muß untergehn früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.

*

Digitized by Google

Die Organisation des Handwerks
und die Handwerkskammern

Am 27. Juni 1897 ist die Novelle zur Reichsgewerbeordnung in Kraft getreten, die nach heftigen parlamentarischen und Preßkämpfen dem Handwerk eine straffere Organisation geben soll, die die mannichfaltigen Organisationsformen (Innungen, Zwangsinnungen, Innungsausschüsse und Innungsverbände) mit der obersten Gewerbebehörde für das Handwerk, der Handwerkskammer, krönt. Die Vorarbeiten zur Durchführung der Gesetzgebung haben begonnen, und so ist wohl jetzt der richtige Zeitpunkt, einmal in die Vergangenheit und Zukunft zu blicken.

Die Handwerker„frage" ist nicht mehr jung; sie wurde eingeleitet mit der Petition des Bonner Handwerks an den Minister Camphausen im Jahre 1848, die den Titel trug: „An unsre Brüder im Handwerke" und einen ungeahnten Erfolg hatte; der Vorkongreß norddeutscher Handwerker in Hamburg in demselben Jahre erörterte schon eine ganze Reihe der Angelegenheiten, die alle spätern Handwerkertage beschäftigten, und es ist eine lehrreiche geschichtliche Erinnerung, daß, obwohl der Kongreß ursprünglich nur von Handwerkern beschickt werden sollte, die Seele der Verhandlungen und der geistige Berater der Handwerker auf dem Kongreß der Professor Winkelblech (Marlo) war. Ihren eigentlichen Inhalt, auf dem alle spätern Erörterungen der Handwerkerfrage fußen, erhielt die Bewegung durch den „Deutschen Handwerker- und Gewerbekongreß," der einen ganzen Monat lang in Frankfurt a. M. (1848) tagte. Das Ergebnis dieser Beratungen war der Entwurf einer allgemeinen Handwerks- und Gewerbeordnung, der der Nationalversammlung vorgelegt wurde. Die Grundsätze der neuen Ordnung waren folgende: Gleichmäßige Innungsbildung durch ganz Deutschland; die geringste Zahl der Mitglieder einer Innung beträgt zwölf; bei kleinerer Meisterzahl in einem Gewerbe sollen verwandte Gewerbe zusammen eine Innung bilden. Die Innungen regeln ihre Angelegenheiten selbst durch Innungsvorstände, die zunächst über die Streitigkeiten zwischen Meister, Gesellen und Lehrlingen zu verhandeln haben. Der Gewerberat ist die freigewählte Behörde aller Innungen einer Stadt oder eines Bezirks; er teilt sich in ein Gewerbegericht und einen Verwaltungsaus-

Digitized by Google

schuß. Das Gewerbegericht bildet die zweite Instanz für die von den Innungsvorständen nicht gütlich beigelegten Stretigkeiten, entscheidet auch über Streitigkeiten, die aus dem Gewerbebetriebe entspringen, und setzt die Grenzen und Befugnisse der einzelnen Gewerbe fest. Das nächste Glied der Organisation sind die Gewerbekammern, und zwar Spezialgewerbekammern, die den gesetzlichen Ständekammern beratend zur Seite stehen, und eine allgemeine deutsche Gewerbekammer, die sich jedesmal gleichzeitig mit dem deutschen Parlament und an dessen Sitze versammelt. Die Stufenfolge von Meister, Gesellen und Lehrlingen bleibt bestehen; der Wanderzwang und die Prüfung vor der Niederlassung als Meister werden beibehalten. Auch werden Gesellenschaften mit Beitrittszwang gegründet. Die Gesellen erhalten in den Innungsvorständen eine Vertretung durch einen Vertrauensmann. Nach jenem Entwurfe durfte ferner ein Meister nur ein Gewerbe treiben; wollte er zu einem andern übergehen, so mußte er den Nachweis der Befähigung für das neue Gewerbe bringen. Die Meisterzahl an einem Orte sollte nötigenfalls beschränkt werden können. Alle Handwerksarbeiten in der Fabrik sollten, soweit sie nicht die unmittelbare Herstellung von Fabrikaten bezweckten, zünftigen Meistern übertragen werden, der Hausirhandel mit Handwerksarbeiten sollte untersagt sein. Kein Meister sollte mehr als zwei Lehrlinge halten. Das Landhandwerk sollte eingeschränkt werden. Weiter bestimmte der Entwurf: Staats- und Kommunalwerkstätten sind unzulässig. Neue Waren dürfen nicht öffentlich versteigert werden. Kein Innungsmeister soll sich mit Nichtinnungsgenossen zusammenthun. Im Anhange fand sich noch eine Anzahl allgemeiner Forderungen: Schutzzölle, Handelsverträge, Einführung einer allgemeinen, progressiven Einkommens- und Vermögenssteuer, Handwerkerschulen, Einführung eines gleichen Münz-, Maß- und Gewichtssystems.

Betrachtet man heute diesen Entwurf, so zeigt sich, daß er eine ganze Reihe von Gedanken enthält, die jetzt der Regierungsentwurf wieder aufgenommen hat. Wir sehen schon eine gewisse Dreiteilung im Aufbau der Organisation, der Begriff des verwandten Gewerbes tritt schon auf, den man auch heute zur Erweiterung der Möglichkeit, Innungen zu bilden, zu benutzen gedenkt. Auch der Gedanke, daß die Berufsbildung des jungen Handwerkers durch Fachschulen gefördert werden müsse — ein Gedanke, auf dessen Durchführung man heute das größte Gewicht legt, den zu erfüllen sich die Regierungsvorlage von 1896 als Hauptziel gesetzt hat —, taucht schon 1848, wenn auch nur im Anhange des Gewerbeordnungsentwurfs auf.

Dieses umfangreiche Programm fand damals ebenso lebhafte Zustimmung wie lebhaften Widerspruch, vor allem vonseiten des Handwerks auf dem Lande. Aber es regte sich doch infolge des Vorgehens der Frankfurter Versammlung überall; es gingen Petitionen aller Art, bald mildere, bald schärfere an die Nationalversammlung. Diese befaßte sich denn auch in ihrer vierzehnten Sitzung

Digitized by Google

mit den Forderungen der Handwerker, ohne daß es jedoch bei den weit auseinander gehenden Anschauungen möglich gewesen wäre, zu einheitlichen Beschlüssen zu gelangen.

Von 1848 bis heute haben Dutzende von Handwerkertagen stattgefunden, aber alle Verhandlungen haben sich in den Gedankenkreisen bewegt, die jener erste Kongreß vorgezeichnet hatte.

Die Entwicklung, die der Organisationsgedanke im Handwerk genommen hat, ist etwa folgende. Zuerst lenkte man seine Aufmerksamkeit auf die Konstituirung einer obersten Gewerbebehörde für größere Bezirke in Gestalt von Kammern, in denen nicht nur das Handwerk, sondern auch die Industrie vertreten sein sollte, und diesen Plan hat man bis auf die neueste Zeit unermüdlich verfolgt, während die Absicht, ein Reichsinnungsamt zu errichten, nur flüchtig hier und dort auftauchte. Daß man dem Oberbau der Organisation in Gestalt einer Kammer auch eine feste Grundlage geben müsse, indem man den Innungen eine größere Geschlossenheit und eine weitere Verbreitung sicherte, sah man wohl später ein, und aus der Verfolgung dieser Absicht, die übrigens aus parlamentarischen und Regierungskreisen hervorging, entsprang allmählich die Anschauung, daß von der Errichtung von Gewerbekammern mit Einschluß der Industrie überhaupt abzusehen sei und lieber reine Innungshandwerkerkammern auf der Grundlage der organisirten Innungen errichtet werden möchten. In der zweiten Periode der Handwerkerbewegung brach sich dann bald die Überzeugung Bahn, daß eine Wirksamkeit der zu schaffenden Organe des Handwerks nur als beratender Behörden den Interessen der Handwerker nicht genügend diene, daß das größte Gewicht auf ihre Thätigkeit als Selbstverwaltungskörperschaften zu legen sei. Schließlich ist es nichts als das Ergebnis dieser Entwicklung, was der Regierungsentwurf des Jahres 1896 zur Umgestaltung der Innungsgesetzgebung in der Reichsgewerbeordnung aufgenommen und zur Darstellung gebracht hat. Mit dem Ausschlusse der Industrie aus den Handwerkerkammern hat die extreme zünftlerische Richtung einen Sieg erfochten, dessen Früchte kaum gut sein werden, denn es gehen auf diese Weise den Kammern von vornherein viele einsichtsvolle und auf weiten Gebieten wohlerfahrene Männer verloren.

Seitdem die Gesetzgebung begonnen hat, die Schranken zu beseitigen, die eine freie Bewegung des Einzelnen in seinem Berufe hinderten, steht auch auf den Handwerkerkongressen die Klage voran, die Gewerbefreiheit sei der Ruin des Handwerks, natürlich mittelbar, indem sie alle Konkurrenzunternehmungen, gleichviel ob sie auf dem Gebiete des Handels oder der Produktion selbst erwüchsen, befördere. Nun hat ja die Gewerbefreiheit allerdings die Ausbreitung der Industrie wesentlich begünstigt, aber emporgekommen wäre diese auch ohne sie, selbst unter dem Druck einer Gewerbeordnung, wie sie Friedrich Wilhelm IV. 1849 für Preußen erlassen hatte, einer Gewerbeordnung, die in der That ein mächtiges Hindernis war, die Arbeitsteilung der Kräfte im Groß-

Digitized by Google

betriebe zu entfalten, und den Wünschen des Handwerks völlig entsprach. Was die wahren Ursachen des Zersetzungsprozesses im Handwerke sind, haben die Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik gezeigt, die wie selten eine Monographiensammlung klärend gewirkt haben und zugleich eine mittelbare Kritik schärfster Art über die neueste Reform der Innungsgesetzgebung enthalten. Die Untersuchungen haben gezeigt, daß es durchaus nicht allein die Industrie ist, die dem Handwerke den Boden entzieht; in einer großen Zahl von Fällen wirken außer der Umgestaltung des Handwerksbetriebs zum Großbetriebe noch andre Ursachen mit, oder sie sind es ganz allein, die eine Änderung herbeigeführt haben, z. B. der Wechsel des Geschmacks, des gebrauchten Materials usw. Weil aber alle diese Ursachen in der einen oder andern Weise auf technischem Gebiete liegen, weil in ihnen Entwicklungsgesetze der Wirtschaft zum Ausdrucke kommen, die mit der ausschließlichen Macht des Naturgesetzes auftreten, so können sie durch äußerliche organisatorische Maßnahmen, Pflege des Gemeingeistes usw. schlechterdings nicht überwunden werden. Daher wären die Ursachen auch wirksam geworden trotz aller Beschränkungen der Gewerbeordnung, die man hätte einführen können. Die wahre Natur dieser Dinge hat man freilich sehr spät erkannt, und anerkannt werden sie auch heute noch nicht von allen Handwerkern. Daher auch die ganz auffällige Unfruchtbarkeit der Handwerkerbewegung an neuzeitlichen Ideen. In den vielen Handwerkerkongressen, in den tausend Schriften über die Handwerkerfrage finden sich immer dieselben Forderungen, die schon auf dem Frankfurter Kongreß 1848 gestellt worden sind. Mit dem Gedankenvorrat dieses Kongresses hat die Handwerkerbewegung bis auf den heutigen Tag fast in sklavischer Abhängigkeit gewirtschaftet.

Angesichts dieser Sachlage war von vornherein zu befürchten, daß weite Kreise der Handwerker an die beabsichtigte Zusammenfassung des Handwerks in straffe Korporationsform die Hoffnung knüpfen würden, durch diese Maßnahmen der Gesetzgebung werde die Lage des Handwerks gegenüber der Industrie gebessert werden, es werde gelingen, wenigstens einen Teil des Gebietes gewerblicher Thätigkeit, das durch die Fortschritte der Industrie dem Handwerke von der Technik entrissen worden ist, für die handwerksmäßige Betriebsform zurückzugewinnen. Daß diese Hoffnung trügerisch ist, braucht jetzt nicht mehr bewiesen zu werden. Andrerseits hat eine einseitig dogmatisirende Wissenschaft den Satz aufgestellt, daß das Handwerk überhaupt unrettbar dem Untergange geweiht, daß es eine allmählich absterbende Betriebsform sei. Auch dies ist eine Übertreibung. Angesichts einer so verschiedenartigen Beurteilung der bestehenden Verhältnisse und des Maßes, wie eine Organisation der in Frage kommenden Berufskreise auf sie einwirken kann, war es von Anfang an ein Grundfehler des Gesetzentwurfs zur Organisation des Handwerks, daß ihm nicht zunächst eine Schilderung der Lage des Handwerks vorausging, die einen klaren Überblick über die thatsächlichen Verhältnisse gab. Ehe man wirtschaftspolitische Schutzmaßregeln ergreift, muß man doch wissen,

Digitized by Google

was und wie man zu schützen hat. Der praktischen Ausführung dieser Forderungen, denen durch die „Erhebung über die Verhältnisse im Handwerk, veranstaltet im Sommer 1895, bearbeitet im Kaiserlichen statistischen Amt“ nicht Genüge gethan wird, standen keine Schwierigkeiten im Wege; das Material fließt reich genug, hat aber bisher keine amtliche Verwertung gefunden. Nicht einmal der Bericht der Sachverständigen, die im Auftrage der preußischen Regierung das österreichische Gewerbeleben und die Erfahrungen, die man dort mit der Zwangsorganisation des Handwerks gesammelt hat, studirt haben, ist bisher veröffentlicht worden, obwohl die Ausführung dieser Erkundungsreise mit Hilfe von Staatsmitteln geschehen ist und somit die Veröffentlichung des Berichtes schon formell geboten erscheint.

Bei der Unklarheit, in der die Gesetzesvorlage die beteiligten Kreise über die Wirkung der Organisation des Handwerks läßt, muß immer und immer wieder nachdrücklich hervorgehoben werden, daß diese Organisation den Übergriffen der Produktion auf das Gebiet handwerksmäßiger Technik keinen Damm entgegensetzen kann, ebenso wenig, wie es der Aufhebung der alten Organisationsformen des gewerblichen Lebens durch die Gewerbeordnung zuzuschreiben ist, daß dem Handwerke ein Teil des Bodens entzogen worden ist.

Spencer sagt einmal sehr richtig: „Dieser grundlose Glaube an die Kraft der Hilfsmittel in Verbindung mit dem allgemeinen Vorurteil, das der Bürger unvermeidlich zu Gunsten der Regierung hegt, befördert die Überhäufung mit Gesetzen. Er nährt die Vorstellung, daß ein Gemeinwesen umso besser sein werde, je mehr seine Handlungen überall durch künstlerische Vorrichtungen geregelt werden. Und die dadurch auf die soziologische Spekulation hervorgerufne Wirkung besteht darin, daß die durch Gesetze bewirkten Vorteile übertrieben, dagegen die durch sie hervorgerufnen Übel übersehen werden. In seinem Einfluß auf ein so unendlich komplizirtes Gebilde wie ein staatliches Gemeinwesen bringt ein Gesetz selten, wenn überhaupt, so viel unmittelbare Wirkungen, wie erwartet werden, hervor, und bringt mit Sicherheit mittelbare Wirkungen hervor, vielseitig in ihren Arten und groß in ihrer Summe, die nicht erwartet wurden.“

Wenn man doch einmal den Versuch einer Organisation des Handwerks machen will, dann bietet der Entwurf des Gesetzes, wie er jetzt in Kraft getreten ist, das Äußerste, was, freilich mit schwerem Herzen und mit der Gewißheit, daß die Lage des Handwerks sich dadurch nicht wesentlich bessern wird, zugestanden werden kann.

Auch der Hoffnung, daß die Innungsbildung rein äußerlich stark zunehmen werde, darf man nicht allzu viel Raum geben. Bisher nahm man auf Grund sehr oberflächlicher Berechnungen von Böttger an, daß nur etwa ein Zehntel sämtlicher Handwerker den gewerblichen Korporationen beigetreten sei. Aber Paul Voigt weist in dem dritten Hefte der Schmollerschen Jahrbücher (1897) nach, daß zur Zeit in Innungen und Gewerbevereinen ungefähr

Digitized by Google

35 Prozent des deutschen Handwerks vereinigt sind. Denkt man an die große Zahl von Meistern, die ohne Hilfskräfte arbeiten, und von Landhandwerkern, die kaum zu einer lebenskräftigen Vereinigung zusammengefaßt werden können, so müssen Zweifel aufsteigen, ob die neue Bildung von Korporationen großen Umfang annehmen wird.

Es muß dem Handwerk eindringlich klar gemacht werden, daß jenseits der Sphäre der Gesetzgebung die Sphäre der Selbstzucht, der Selbsterziehung liegt, und daß heute der Handwerker mehr als je auf die persönlich tüchtige Ausbildung das Gewicht legen muß, daß er nur durch sie einen sichern Lebensgrund gewinnen kann. Das muß ihm deshalb immer wieder gesagt werden, weil er leicht geneigt ist, die Gründe, die seine und des Nachbars schlechte Lage herbeigeführt haben, außer sich zu suchen, aber nicht zu prüfen, ob nicht vielleicht auch in ihm Fehler und Vernachlässigungen zu finden seien, die schwer in die Wagschale fallen.

Bezeichnend und doch leicht erklärlich in der ganzen Handwerkerbewegung ist der felsenfeste Glaube an die Macht der Koalition. Man hat in Handwerkerkreisen schon oft unmittelbar auf die Erfolge der Gewerkvereine und andrer sozialistischer Korporationen hingewiesen und daraus den Schluß gezogen, daß es nur ähnlicher Organisationsformen (Zwangsinnungen usw.) bedürfe, um auch ähnliche Erfolge zu erreichen, d. h. die Lage des Handwerkers materiell zu heben, wie es mit der Lage des Arbeiters thatsächlich gelungen ist und immer noch gelingt. Es ist aber eine grundfalsche Ansicht von dem Wesen und der Wirksamkeit der Koalition überhaupt, wenn man annimmt, daß der Zusammenschluß allein zur Erreichung der gehofften Erfolge genüge. Man vergißt bei einer solchen Vergleichung einige sehr wichtige Dinge. Zuerst das Verhältnis von dem Werte der Persönlichkeit und der Unterordnung unter eine Organisation. Der einzelne Arbeiter setzt in die Organisation seine ganze Kraft, sein ganzes Ich ein, er tritt nicht widerwillig den Bestrebungen der Genossen bei und schließt sich nicht bloß mittels der Leistung eines Beitrags an sie an, sondern der ganze Mensch stellt sich in ihren Dienst und bringt ohne Besinnen Opfer, die ihm oft seine Stellung kosten. Wo in einer Organisation alle Kräfte so aus freier Entschließung einem Ziele zustreben, muß Großes erreicht werden. Der Koalition im Handwerke widerstrebt zunächst ein großer Teil des Handwerks von vornherein; diese Leute wird man allerdings zu äußerlichem Zusammenschlusse zwingen können, aber eins wird man damit nicht erreichen, daß nun auch alle Einzelnen ihre ganze Persönlichkeit einsetzen, um ein als richtig anerkanntes Ziel zu erreichen. Und das wird man — diese Lehre fließt aus einer langen geschichtlichen Erfahrung — niemals ändern. So fällt die Möglichkeit eines Erfolges schon aus diesem Grunde weg. Zweitens kommt es auf das Ziel der Koalition und die Art der Hindernisse an, die seiner Erreichung entgegenstehen. Die Koalition der Arbeiter will für die Abkürzung der Arbeitszeit, für die

Digitized by Google

Erhöhung der Löhne usw. eintreten, Aufgaben, deren Erfüllung — natürlich nur bis zu einem gewissen Grade — durch schlechte Einrichtungen unsrer Wirtschaftsverfassung, durch Selbstsucht der Unternehmer verhindert wird, sowie durch eine Auffassung des Verhältnisses von Mensch zu Mensch, die alten, früher berechtigten Abhängigkeitsverhältnissen entnommen ist, aber vor dem Geiste der neuen Zeit nicht mehr Stich hält. Das Ziel der Koalition im Handwerk ist auf den Kampf gegen die Gesetze der wirtschaftlichen Entwicklung gerichtet, und dieser Kampf muß notwendig zu einer Niederlage führen. Drittens weist die Richtung der Bewegung in Arbeiterkreisen in die Zukunft. Die Berechtigung dessen, was erstrebt werden soll, ist eben aus jenen Gesetzen der wirtschaftlichen Entwicklung abgeleitet und aus der Art, wie sich aller Wahrscheinlichkeit nach der Humanitätsgedanke entfalten wird. Die Richtung der Koalitionsbestrebungen im Handwerk weist nach der Vergangenheit; niemals aber wird neues Leben aus den Ruinen von Organisationsformen sprießen, die nicht etwa die Gewerbefreiheit vernichtet hat, sondern die längst innerlich abgestorben waren, als sie äußerlich aufgelöst wurden.

Damit soll nun nicht gesagt sein, daß aus der gesetzlichen Neugestaltung des Innungslebens gar keine Vorteile entspringen könnten; aber sie werden auf einem andern Gebiete liegen, als auf dem der Gegenwirkung gegen den Großbetrieb. Einer dieser Vorteile ist die Regelung des Lehrlingswesens. Zum Teil sind wir in der That berechtigt, im Handwerke von Lehrlingszüchterei zu sprechen. Nach der Darstellung von Paul Voigt hat die Erhebung, die das Kaiserlich statistische Amt 1895 über die Verhältnisse im Handwerk veranstaltet hat, ergeben, daß sich unter den 14349 Lehrherren, die zusammen 21725 Lehrlinge beschäftigten, 12534 Lehrherren mit mäßiger Lehrlingszahl befanden; sie hielten zusammen 16918 Lehrlinge und 23171 Gesellen. 1815 Meister dagegen hatten zusammen 4807 Lehrlinge und 521 Gesellen. Die einzelnen Gewerbe sind daran sehr verschieden beteiligt; am stärksten die Bauschlosser, die Schlosser, die Bandagisten, die Buchdrucker und die Barbiere. Man wird annehmen dürfen, daß die Lehrlinge, die bei jenen 1815 Meistern beschäftigt werden, eine mangelhafte Berufsbildung erhalten; der Unterweisung muß es fast mit Notwendigkeit an Sorgfalt fehlen. Aber auch wenn wir die Zustände im Lehrlingswesen von dem Gesichtspunkte des Bedarfs betrachten, treffen wir auf ungünstige Verhältnisse. Das Kaiserlich statistische Amt sagt darüber: Es sind im Erhebungsgebiet 61199 Meister, 42043 Gesellen und 21725 Lehrlinge vorhanden; es giebt also in den Handwerksbetrieben selbst nur doppelt so viel Handwerksgesellen als Handwerkslehrlinge. Bei einer durchschnittlichen Lehrzeit von drei Jahren sind demnach nur sechs Jahrgänge Lehrlinge in der Zahl der Gesellen enthalten. Auf die 61199 Meister sind ferner etwa zehn bis elf Lehrlingsjahrgänge zu rechnen, wenn man die Sterblichkeit berücksichtigt. Im Handwerke selbst befinden sich also in der Gesellenmasse etwa sechs, in der Meistermasse

Digitized by Google

etwa elf, zusammen also höchstens so viel Personen, als aus siebzehn Lehrlingsjahrgängen hervorgegangen sind. Andrerseits dürften aber mindestens dreißig Jahre thätigen Erwerbslebens dem eben aus der Lehre tretenden noch bevorstehen, wobei das Absterben auch schon berücksichtigt ist. Von diesen dreißig Altersklassen sind aber nur siebzehn im Handwerk nachweisbar. So viel Gesellen, wie zur Besetzung von dreizehn Altersklassen gehören, fehlen also mindestens dem Handwerke, d. h. ungefähr so viel Gesellen müssen zu den Fabriken übergetreten oder ausgewandert sein oder den Beruf gewechselt haben. Für den Bedarf des Handwerks an Lehrlingen ist die gegenwärtige Lehrlingszahl also zu groß. Dieser Überschuß über den Bedarf ist aber, da die Großindustrie auch Leute braucht, die beim Meister in der Handwerkslehre ausgebildet wurden, volkswirtschaftlich notwendig.

Paul Voigt fügt hinzu: Dieser Betrachtung wird im wesentlichen beizupflichten sein; nur die Schlußwendung erscheint mir allzu optimistisch und scheint die schlimmen Wirkungen der Lehrlingszüchtung zu unterschätzen. Es giebt unzweifelhaft eine sehr große Reihe von Handwerken, deren Erlernung in keiner Weise den Übertritt in die Großindustrie ermöglicht. Bei solchen Gewerben aber, die ihren Handwerkscharakter in der Hauptsache bewahrt haben, wird man, wenn die Lehrlingsverhältnisse als gesund gelten sollen, grundsätzlich daran festhalten müssen, daß die Lehrlingszahl im Verhältnis zu dem Bedarf des Gewerbes stehen muß. Daß man aber gerade bei den Gewerben, wo der handwerksmäßige Betrieb am wenigsten erschüttert ist, von Lehrlingszüchtung sprechen kann, dafür haben schon die Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik eine Reihe von Zeugnissen beigebracht. Zu den Handwerken, die eine Lehrlingszahl aufweisen, die zu ihrem Bedarf in Mißverhältnis steht, gehören die Barbiere und Friseure, die Bäcker, Buchbinder, Konditoren, Drechsler, Buchdrucker, Feilenhauer, Schlosser und Klempner.

Von allen diesen Handwerken können nur die Metallhandwerke (Schlosser, Schmiede, Kupferschmiede, Klempner) ihren Lehrlingsüberschuß unmittelbar in die Fabriken ableiten, und ob er nicht auch den Bedarf der Großindustrie weit übersteigt, erscheint namentlich bei den Schlossern und Kupferschmieden als eine offne Frage. Auch von den Drechslern, Buchdruckern und Tischlern dürfte ein Teil in der Fabrik Platz finden. Jedenfalls kann bei allen diesen Gewerben die zulässige Zahl der Lehrlinge nicht allein nach dem Bedürfnis des Handwerks bestimmt werden.

Anders liegt die Sache bei den Gewerben, die ihren handwerksmäßigen Charakter in der Hauptsache bewahrt haben, namentlich bei den Barbieren, Friseuren, Bäckern, Konditoren, Malern, Metzgern, Sattlern, Schornsteinfegern und Tapezierern. Hier ist die energische Eindämmung des übermäßigen Lehrlingswesens eine Lebensbedingung des Handwerks. Hält sie an, so müssen sich allmählich auch noch die lebensfähigen Handwerke durch Überfüllung mit prole-

Digitized by Google

tarischen Kleinmeistern in Zwergbetriebe der kümmerlichsten Art auflösen. Daneben muß die Vergrößerung des Angebots von Gesellen eine Verschlechterung ihrer Arbeitsbedingungen herbeiführen; viele werden nach der Lehrzeit zu einem vollständigen Berufswechsel gedrängt, und nicht wenige dürften dem Elend und dem Verbrechen anheimfallen, die nicht die nötige Beweglichkeit haben, sich noch in späterm Alter in neue Verhältnisse zu schicken.

Aber auch all die andern Aufgaben der Innungen können zum Segen des Handwerks gelöst werden, aber nur wenn der Geist der Lauheit und der Gleichgiltigkeit weicht. Zur erfolgreichen Thätigkeit gehört auf jeder Organisationsstufe im Handwerk eine ungeheure Summe von Arbeitskraft, Arbeitsfreudigkeit und Umsicht bei den leitenden Personen und eine Fülle von Opferwilligkeit, Gemeinsinn und kraftvoller Mitarbeit bei jedem einzelnen Handwerksmeister. Die äußere Form der Organisation ist schließlich nur durch den Geist, der in ihr lebt, zu beseelen, und wenn dieser Geist im Handwerk lebendig wird, so wird man auch in dem Umfange, wie es überhaupt möglich ist, Erfolge haben. Ist aber dieser Geist nicht wirksam, so wird ihn auch die äußere Organisationsform nicht schaffen können, sie bleibt eine tote Maschine, deren bloßes Dasein dem Handwerk gar keinen Nutzen bringt.

Es ist ja etwas schönes um den Begriff der Interessenvertretung. Er hat seinen ersten amtlichen Ausdruck in der Gründung von Handelskammern gefunden, die man in bemerkenswerter Würdigung der Aufgaben, die ihnen gestellt sind, zu selbständigen Behörden machte. Aber man darf dabei nicht vergessen, daß große Einsicht und ein starkes Gefühl für die Thatsache, daß wir Deutschen eine Volksgenossenschaft bilden, in der kein Teil eigennützige Ziele verfolgen darf, dazu gehört, eine solche Korporation vor dem Hervorkehren bloßer Geldbeutelpolitik zu bewahren. Die sorgfältige Abwägung, wie weit sich die Interessen einer Gruppe im Erwerbsleben mit dem Wohle des Ganzen decken, und die Selbstzucht, die sich hütet, über die dadurch gegebnen Grenzen bei der Vertretung der Interessen hinauszugehen, ist bei den Handelskammern, die ihre Aufgabe richtig verstehen — und das sind nicht wenige —, verhältnismäßig oft zu finden. Wir finden sie aber nicht oder doch schon weit weniger bei den Landwirtschaftskammern; die haben sich bedauerlicherweise in den Dienst politischer Parteien gestellt. Und wir werden sie zunächst auch bei den Handwerkskammern vermissen müssen. Der Handwerker überblickt gewöhnlich nur einen kleinen Ausschnitt des vielgestaltigen wirtschaftlichen Lebens; das ist zum Teil die Folge einer außergewöhnlichen Inzucht im Handwerke, die an vielen Orten mit der Beseitigung des Wanderzwanges aufgetreten ist, zum Teil verrät es einen Mangel an Erziehung. Der Handwerker ist außerdem außerordentlich mißtrauisch gegen den eignen Berufsgenossen, und das wird das Zusammenarbeiten einer größern Anzahl von Meistern in einer Korporation wie der Handwerkskammer außerordentlich erschweren. Es gehört für den Einzelnen immer ein gewisser Gleichmut, eine

Digitized by Google

auf einem Denkprozeß beruhende Selbstbeherrschung dazu, im gegebnen Falle die Eigensucht hinter Anforderungen der Allgemeinheit zurücktreten zu lassen. Wenn diese geistige Disziplinirung schon hie und da bei den Kaufleuten vermißt wird, um wieviel weniger werden wir sie im Handwerke finden! Es liegt uns fern, hieraus dem einzelnen Handwerker einen Vorwurf zu machen; man darf nie vergessen, daß der Mensch zunächst für sich selbst zu sorgen hat und erst, wenn eine gewisse Behaglichkeit der Lebenshaltung eingetreten ist, daran denken kann, sich auch einmal um seine Genossen zu kümmern; solange die harte Tagesarbeit nichts bringt als kärgliche oder eben ausreichende Nahrung, so lange ist der Geist der Uneigennützigkeit, der Wunsch, ein Standesbewußtsein nicht nur für sich, sondern auch für andre geltend zu machen, nicht zu erwarten. Und in einer solchen Lage befindet sich eben ein Teil des Handwerks. Wie engherzig man in Handwerkerkreisen häufig urteilt, mag ein Beispiel zeigen. In der Oberpfalz wurde am 7. September der vierzehnte allgemeine bairische Handwerkertag abgehalten. Dort erklärte der Obermeister Nagler aus München in einer Rede über die Organisation des Handwerks, ohne Widerspruch zu finden, die Einrichtung des Gesellenausschusses sei verfehlt; der Arbeiterstand solle seine Vertretung in Arbeiterkammern finden, der selbständige Handwerkerstand dagegen in den Handwerkskammern!

Aus allem geht hervor, daß wir die Erwartungen, die wir auf die erfolgreiche Thätigkeit der Handwerkskammer setzen, im Anfange nicht zu hoch spannen dürfen, schon deshalb nicht, weil sie in viel höherm Maße als die Handelskammer eine beratende und Polizeibehörde ist und der Selbstverwaltung im engsten Sinne dient. Die Aufgaben, die ihr amtlich zugeteilt sind, sind entweder solche, die die der Innungen ergänzen sollen (Schiedsgerichte, Meisterprüfungen usw.), oder sie sind auf eine Überwachung der Innungen gerichtet (Regelung des Lehrlingswesens, Beaufsichtigung der Fachschulen usw.). Die Kammer gerät also leicht in die Gefahr, zu verknöchern, sich auf die äußerliche Erledigung dieses paragraphenmäßig festgestellten Aufgabenkreises zu beschränken, eine rein mechanische Thätigkeit zu üben. Ob sie der größern Pflicht genügen wird, anregend und schöpferisch aufzutreten, muß abgewartet werden; die Wahrscheinlichkeit ist aber recht gering, denn es handelt sich dabei im Grunde um eine Personenfrage. Freie Vereine sowohl wie Korporationen sind gewöhnlich das, was ihre Leiter sind, und leisten das, wozu die Kraft dieser leitenden Persönlichkeit anspornt, und es ist wohl kein Zweifel, daß die Zahl derartiger Persönlichkeiten im Handwerk geringer ist als in andern Berufsklassen, nicht weil das der Beruf so mit sich brächte, sondern weil wir hier — cum grano salis verstanden — eine geistige Verkümmerung eines ganzen Standes beobachten können; das beweist der geistige Gehalt der ganzen Handwerkerbewegung von 1848 an.

Wir sagen aber ausdrücklich, daß dies nur für die Gegenwart gilt; in der Zukunft soll und muß es anders werden. Es handelt sich in der Handwerks-

Digitized by Google

kammer darum, eine Aufgabe der Erziehung fast an jedem einzelnen Mitgliede zu erfüllen, die Vertreter der Kammer zu freiem Blicke, zu höhern Anschauungen zu bilden, und das kann nur allmählich geschehen. So angesehen, ist der Aufgabenkreis der Kammer in seiner Beschränkung auf wenige Punkte vielleicht sogar weise gewählt. Anfangen müssen die Kammern jedenfalls im kleinen, eine zu große Fülle von Stoff können sie zunächst nicht verdauen, das würde sie nur verwirren und ihnen den Blick für das zunächst notwendige und die Festigkeit, dies erreichen zu suchen, benehmen. Schulung an kleinern, leicht zu übersehenden Aufgaben, um später größere angreifen zu können, das muß der Grundsatz für die Arbeit dieser Kammern sein. Die Bundesregierungen scheinen freilich der Ansicht zu sein, daß sich die Handwerkskammern dauernd auf den kleinen Aufgabenkreis beschränken sollen, der ihnen nach dem Wortlaute des Gesetzes zugewiesen ist. Man kann dies daraus schließen, daß in der Begründung zu dem Gesetzentwurf seinerzeit ausgesprochen wurde, die Kosten, die der Verwaltung der Kammern entspringen, würden selbst für größere Bezirke nicht hoch sein. Wir sind der Ansicht, daß sich die Kräfte in der Handwerkskammer allmählich entwickeln müssen, und daher können wir uns auch nicht mit dem befreunden, was Huber als Programm aufgestellt hat.*) Wir billigen das Programm, wenn es ganz allmählich und vorsichtig durchgeführt werden soll, wenn eine so ins Breite gehende Thätigkeit der Handwerkskammern, wie Huber will, für die Zukunft gedacht ist. Wenn man aber sofort an die vollständige Durchführung dieses Programms gehen wollte, würde man mehr schaden als nützen.

Huber möchte die Bezirke der Kammern möglichst groß gemacht sehen. Er erinnert an den Grundsatz, der 1892 für die Größe der Handelskammerbezirke von dem ehemaligen Handelsminister von Berlepsch aufgestellt wurde: „Je größer der Bezirk einer Kammer ist, desto besser wird sie die verschiedenartigen, vielfach auseinander gehenden wirtschaftlichen Interessen objektiv beurteilen und die ihr gestellten Aufgaben erfüllen," und fügt hinzu: Die ersprießliche Thätigkeit einer Handwerkskammer hängt in noch viel höherm Grade von einer derartigen Ausgleichung ab; der Horizont der Mitglieder ist eng, das Kirchturminteresse vorwiegend; je größer der Kammerbezirk ist, umso mehr wird der Gefahr vorgebaut, daß nur einige, der Zahl nach starke Gewerbe, wie Bäcker, Fleischer, Schuhmacher, Schneider usw., die andern Gewerbtreibenden meistern und terrorisiren. Gleichwohl wurden damals, 1892, für deren Organisation kleinere Bezirke in Aussicht genommen. Wir glauben, daß damit von Anfang an die Wirksamkeit der Kammern lahm gelegt werden würde. Soll die Handwerkskammer ein Organ werden, von dem die Ortsvereine immer wieder neue Gesichtspunkte, immer wieder neue Anregung und Auffrischung er-

*) Professor Dr. Huber in Stuttgart: Zur Einführung des Reichsgesetzes über die Innungen und Handwerkskammern. Als Manuskript gedruckt.

Digitized by Google

halten, so muß sie mehrere Regierungsbezirke umfassen. Huber will daher Kammern eingerichtet wissen, die sich über mehrere Regierungsbezirke erstrecken; je eine Kammer für ganz Rheinland, Baiern, Württemberg, Sachsen, Baden usw.

Die Gründe Hubers kann man vielleicht gelten lassen, aber es lassen sich ebenso gute beibringen für die Beschränkung der Kammern auf kleinere Bezirke. Ausschlaggebend muß immer sein, daß der Bezirk, wenn irgend möglich, ein in sich geschlossenes Wirtschaftsgebiet darstelle. Die Einrichtung der Bezirksgremien ist sehr schwerfällig, und dem Bedürfnis einer Zentralleitung kann auch für mehrere kleinere Kammern genügt werden. Wir erinnern an die Einrichtung des sächsischen Handels- und Gewerbekammertages, die sich gut bewährt hat. Die Vorstände sämtlicher Kammern im Königreiche Sachsen treten je nach dem Bedürfnis zu gemeinsamen Beratungen zusammen. Gegen zu große Kammerbezirke spricht vor allem der Übelstand, daß die weit auseinander wohnenden Mitglieder nur schwer zu häufiger stattfindenden Sitzungen zusammenzubringen sind. Das hat man schon in größern Handelskammerbezirken unangenehm empfunden und wird es in den Handwerkskammern noch mehr spüren. Der Kaufmann kann immer noch leichter für einen oder mehrere Tage abkommen, um seine Pflicht als Mitglied der Handelskammer zu erfüllen; der Handwerker ist viel mehr ans Geschäft gefesselt, so sehr, daß ihn in vielen Fällen selbst die Vergütung der Reisekosten nicht losreißen wird.

Auch den Aufgabenkreis, der den Handwerkskammern gesteckt ist, will Huber beträchtlich weiter ziehen als das Gesetz, und es ist lehrreich, zu sehen, wie weit er ihn erstreckt, da wir daraus eine Vorstellung erhalten, was eine solche Kammer unter Umständen leisten kann. Huber denkt daran, daß die Kammern mit einem ganzen Stabe von technisch, juristisch und volkswirtschaftlich vorgebildeten Beamten arbeiten sollen. Zur Beschaffung von Bibliotheken, Muster-, Modell-, Maschinensammlungen, zur Einrichtung technologischer Museen, zu einer großartigen Organisation des Personalkredits, zur Einführung von Kleinmotoren, zur Unterweisung der Meister und Gesellen durch Wanderlehrer und der Lehrlinge durch Fachschulen wünscht er den Kammern eine in die Hunderttausende gehende Staatsunterstützung. Wir haben, wie gesagt, nichts gegen dieses Programm einzuwenden, wenn es ein allmählich, in der Zukunft zu erreichendes Ziel bezeichnen soll; gegen seine unmittelbare Durchführung erklären wir uns aber aus den schon angegebnen Gründen.

Digitized by Google

Koalitionsrecht und Koalitionspraxis

enn ein Mann wie Dr. von Rottenburg in einer an sozialpolitischen Parteikämpfen so reichen Zeit öffentlich, in der Presse, für die Koalitionsfreiheit der Arbeiter eintritt, so ist das ohne Zweifel eine Erscheinung von außerordentlicher Bedeutung. Dr. von Rottenburg gehört nicht zu der großen Masse sozialpolitischer Forscher und Kämpfer, deren staatsmännischer Thatendrang in umgekehrtem Verhältnis zur ihrer staatsmännischen Erfahrung steht. Er ist ein Mann mit juristischer Bildung, mit langer Beamtenschulung in der Verwaltung, ein Schüler des größten Staatsmanns, den Deutschland jemals gesehen hat, Bismarcks, in ganz besonderm Sinne, da er jahrelang als Vorstand der Reichskanzlei die Stelle des intimsten und unmittelbarsten Dienstuntergebnen des großen Kanzlers ausgefüllt hat. Aber Dr. von Rottenburg ist ein Mensch, und ein Mensch kann sich irren, kann sich sogar in irrige Auffassungen verrennen — ist das doch auch seinem großen Lehrmeister nicht erspart geblieben —, und vollends kann das auf einem Gebiete geschehen, das der Gefahr einseitiger persönlicher Empfindungen und Vorstellungen so stark ausgesetzt ist, wie das der sozialen Fragen. Je höher man eine Person schätzt, um so tiefer wird man ihre Irrtümer bedauern, um so nachdrücklicher diese Irrtümer bekämpfen müssen. Dabei ist dann die Person ganz außer Betracht zu lassen und die Sache allein zu beurteilen, mag es sich um Ansichten Bismarcks oder Rottenburgs, Schmollers oder Schippels handeln.

In dem ersten Artikel, den Rottenburg unter der Überschrift „Die Koalitionsfreiheit“ in der Sozialen Praxis vom 21. Oktober d. J. veröffentlicht hat, ist gleich am Eingang mit dankenswerter Schärfe die Grundlage und der Grundzug seiner Anschauung und damit zugleich seines Irrtums ausgesprochen. Der Artikel geht davon aus, daß nach dem heute geltenden Rechte nur solche Vereinigungen und Versammlungen freigegeben sind, die die Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen für die Arbeiter oder für die Arbeitgeber „durch unmittelbare Einwirkung auf den andern Teil zum Zweck haben und sich auf die Veränderung der Bedingungen der Lohn- und Arbeitsverträge in einem bestimmten Arbeitsverhältnis oder einem bestimmten Gewerbszweig oder an einem bestimmten Orte beziehen.“ Sobald Vereine oder Versamm-

Digitized by Google

lungen in das Gebiet der allgemeinen Sozialpolitik übergriffen, sagt der Artikel, stünden sie unter den Landesgesetzen und würden also von deren Vorschriften über Anzeige, polizeiliche Überwachung usw. betroffen. Damit sei das Recht, sich zur Förderung wirtschaftlicher Zwecke zu vereinigen, in einer Weise begrenzt, die die Möglichkeit einer Ausnutzung dieses Rechts wesentlich einschränke. Denn nicht selten werde die Erwägung der allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse die notwendige Voraussetzung für die Beurteilung dafür bilden, daß in dem bestimmten Fall eine zweckdienliche Entschließung gefaßt werden könne. Von einer Mehrheit der Theoretiker, aber auch von einer großen Zahl praktischer Politiker werde daher eine Abänderung des bestehenden Rechtszustandes in der Richtung verlangt, daß die bisherigen Beschränkungen des Koalitionsrechts auf wirtschaftlichem Gebiete beseitigt würden. Es ist, um das gleich hier zu bemerken, ohne weiteres zuzugeben, daß sich die Behandlung allgemeiner sozialpolitischer Fragen bei der Ausübung des Koalitionsrechts in der Regel kaum vermeiden lassen wird, und daß also in der That die Koalitionen in der Regel unter das gemeine Vereins- und Versammlungsrecht und die darin vorgesehenen „Einschränkungen" fallen. Beseitigt ist aber das Koalitionsrecht durch diese Einschränkungen nicht, auch nicht wo sie als „wesentliche" zu bezeichnen sind. Verlangt man die Beseitigung dieser Einschränkungen, um dem freien Spiel der Kräfte auf wirtschaftlichem Gebiet noch schrankenloser Raum zu gewähren, so wird dagegen vom extrem freihändlerischen Standpunkte aus nichts einzuwenden sein, aber den heute herrschenden Vorstellungen von den Pflichten des Staates, wie sie auch die Soziale Praxis vertritt, entspricht das nicht. Dem Staat die Möglichkeit zu verschließen, daß er sich über das unterrichten kann, was beim Gebrauch der Freiheit in dem Verhältnis zwischen Unternehmern und Arbeitern vorgeht, und daß er, wenn nötig, im Interesse der Gemeinschaft vorbeugend eingreifen kann, ist doch ein Verlangen, dessen Berechtigung in so ernsten Fragen, wie die Ausübung des Koalitions- und des davon nicht zu trennende Ausstands- und Aussperrungsrechts unzweifelhaft ist, von andern Leuten als den extremsten Freihändlern nur zugegeben werden dürfte, wenn eine besonders gründliche und zwingende Begründung dafür beigebracht würde. Diese Begründung hat Rottenburg entschieden zu leicht genommen. In der Hauptsache findet er sich nämlich folgendermaßen damit ab. Dieses Verlangen, sagt er zunächst, entspreche der Gerechtigkeit. Im Laufe der letzten fünfzig Jahre habe sich „in den zivilisirten Nationen eine dahingehende Rechtsanschauung herausgebildet." Damit ist natürlich in diesem Falle nicht das geringste bewiesen. Fraglich erscheine es nur noch, heißt es weiter, ob nicht zur Wahrung gewisser allgemeiner wichtiger Interessen der Gesellschaft für einige Gewerbe, wie für den Kohlenbergbau und den Eisenbahnbetrieb, Ausnahmebestimmungen erforderlich seien. Und es lasse sich nachweisen, daß auch „Erwägungen politischer Utilität gesetz-

Digitized by Google

liche Anerkennung der Koalitionsfreiheit erforderten." Wer die entgegengesetzte Ansicht vertrete und von einer Freigebung der „gewerblichen" Koalitionen eine Stärkung der staatsfeindlichen Parteien befürchte, stütze sich auf eine „deduktive Beweisführung, die mit den Thatsachen der Erfahrung nicht vereinbar" sei. „Denn diese Thatsachen sind dahin konkludent, daß die heutige Gesellschaft nicht sowohl durch die Anziehungskraft gewisser absurder Vorstellungen von einer Neugestaltung des Zusammenlebens der Menschen, als vielmehr durch die repulsirte Kraft bedroht wird, die der Staat immer dann ausübt, wenn er den Rechtsanschauungen und Bedürfnissen seiner Angehörigen keine Rechnung trägt." Darin liegt doch aber erst recht kein Beweis; es ist nichts als eine unerwiesene Behauptung, die zwar als schwere Anklage gegen den Staat bei den Unzufriednen aller Schattirungen auch ohne Beweis Sympathie finden wird, aber bei ernsthafter Prüfung der Sache auch bei noch so ausgiebiger Deutung und Ausbeutung einzelner Beobachtungen in Vergangenheit und Gegenwart zum Zweck einer induktiven Beweisführung nicht aufrecht erhalten werden kann.

Aber der Artikel begnügt sich auch nicht mit dieser unerwiesenen Behauptung, sondern er fährt fort: „Stehen der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer in dem Wettbewerbe um die Bedingungen ihres Daseins vereinzelt sich gegenüber, so ist die Lage des letztern notwendig die ungünstigere." Er führt damit eine an sich unumstößliche Wahrheit, freilich in zu allgemeiner Form und ohne Berücksichtigung der zahlreichen Ausnahmen, ins Treffen, verschießt aber auch alles Pulver, das die Verfechter des freien Spiels der Kräfte in dieser Frage auf der Pfanne haben. Für diese Wahrheit einen neuen Beweis zu bringen, hatte Rottenburg nicht nötig. Alle Beispiele, die er zu diesem Zweck heranzieht, sind, streng genommen, überflüssiges Beiwerk, das freilich darüber hinwegtäuschen kann, daß die Regel, deren unantastbare Richtigkeit es noch unantastbarer zu machen scheint, das gar nicht beweist, um was es sich handelt. Geht man nämlich näher auf die Forderung ein, so kann man sich als die Folge ihrer Erfüllung zwei Möglichkeiten vorstellen: erstens, daß die Lage der Arbeiter und Arbeitgeber ins Gleichgewicht gebracht würde, und zweitens, daß die Arbeiter der stärkere Teil würden. Aber das Gleichgewicht der Kräfte in wirtschaftlichen Kämpfen hat sehr wenig Aussicht auf Verwirklichung; es wird sich immer um die Frage handeln: Wer ist der Stärkste? Und in Wirklichkeit zielt auch das Verlangen nach möglichst allgemeinem und vollkommnem Zusammenschluß der Arbeiter gar nicht darauf ab, die Übermacht der Arbeitgeber zu brechen, sondern an ihre Stelle die Übermacht der Arbeiter zu setzen. Wo auch Koalitionen von Arbeitern den Kampf gegen verbündete oder vereinzelte Arbeitgeber aufgenommen haben, immer haben dann die Vertreter des uneingeschränkten Koalitionsrechts zugleich darnach gestrebt, daß es überall, nicht nur national, sondern wo-

Digitized by Google

möglich auch international, durchgeführt werde, weil es eben nur so möglich ist, die Übermacht der Arbeitgeber dauernd zu brechen und zugleich die Übermacht der Arbeiter dauernd zu sichern. Man wird also, wenn man den Standpunkt Rottenburgs vertritt, auch notwendigerweise den Beweis zu bringen haben, daß für das Gemeinwohl die Übermacht der Arbeiter vorteilhafter wäre als die Übermacht der Arbeitgeber, und das hieße schließlich, daß die Übermacht der ungebildeten Bevölkerungsschichten vorteilhafter wäre als die Übermacht der gebildeten.

Man wolle darüber nicht aus dem Häuschen geraten. Es giebt freilich in Stadt und Land, in Handel, Industrie und Ackerbau ungebildete Arbeitgeber genug und unter den gebildeten viele, die für ihr Recht und ihre Pflicht halten, ihre Übermacht in roher Rücksichtslosigkeit geltend zu machen. Man kann den Groll verstehen, zu dem der Götzendienst vor Reichtum und materiellem Wohlleben und die liebloſe Überhebung über alle, die Sorgen um das Notwendigste haben, die Masse der Nichtbesitzenden herausfordert. Ja man könnte zu dem Glauben kommen, daß unsre nationale Bildung und die Kultur der ganzen Welt keinen Schuß Pulver wert wäre, wenn es nicht gelingen sollte, in den Gebildeten und Besitzenden wieder Idealismus und Nächstenliebe zu erwecken an Stelle des jämmerlichen Krämergeistes, der die vielgerühmten Kulturfortschritte unsrer Zeit vielfach zur Karrikatur macht. Aber darüber sollten bei einem gebildeten Mann mit reifer Erfahrung im praktischen Leben doch keine Zweifel bestehen können, daß die traurigste Verirrung der Zeit in dem Wahne liegt, daß der Unterschied zwischen Bildung und Unbildung weggeleugnet werden könne, und daß man die Fähigkeit der handarbeitenden Massen zu politischem und volkswirtschaftlichem Verständnis der Fähigkeit der höhern Klassen gleichstellen dürfe. Das ist der Irrtum, den man auch in der Koalitionsfrage in erster Linie bekämpfen muß. Er führt zu Kurversuchen nach Art des Doktor Eisenbart, zum Austreiben des Teufels durch Beelzebub. Er ist umso schlimmer, weil es wieder einmal gelungen ist, ihn mit dem Nimbus einer neuen Weltanschauung zu umgeben, die die alte absterbende bekämpfe. Eine Weltanschauung ist er freilich, und auch sehr „modern“; aber neu ist diese Weltanschauung weder für die Menschheit im allgemeinen, noch für das deutsche Volk, nicht einmal für die deutschen Arbeiter ist sie es, so zahlreich auch ihre Nachbeter sein mögen. Sie ist im Grunde genommen weiter nichts als der alte Inhalt aller Demagogie aller Zeiten. Vor hundert und vor tausend Jahren haben es die Ungebildeten ebenso gern gehört wie heute, wenn ihnen Gebildete sagten, daß die Bildung gar nichts besondres sei und keinen besondern Einfluß im Staats- und Wirtschaftsleben haben sollte.

Da will man nun aber durch Induktion beweisen, daß die Koalition die Wunderwirkung habe, daß der Gesamtheit der zusammengeschloſſenen Unge-

Digitized by Google

bildeten mit einem Schlage das allen Ansprüchen genügende Maß politischen und volkswirtschaftlichen Verständnisses zu teil werde, das den Einzelnen fehlt. Die Organisation thue alles! Es werden Beispiele angeführt, wo organisirte Arbeitermassen durch einflußreiche und kluge Führer von Dummheiten abgehalten worden sind, während nicht organisirte solche gemacht haben. Andre Beispiele zeigen, daß durch das lange Bestehen eine Organisation und durch gemeinsames Arbeiten bessere Arbeiter gelernt haben, tüchtige Führer von untüchtigen zu unterscheiden usw. Aber was ist eine solche induktive Beweisführung, wie sie Rottenburg durch alle die Nummern seines Aufsatzes versucht, wert, wenn ihr ein induktiver Gegenbeweis mit einer viel längern Reihe von Beispielen gegenübergestellt werden kann, wo die Organisation der Massen am ehesten durch den Appell an die blinde Leidenschaft und das Vorurteil erreicht worden ist, wo selbst anfänglich gut geführte Organisationen in kritischen Augenblicken einem solchen Appell gehorchten, und wo das Bewußtsein der rohen Gewalt jedes Gefühl für Gerechtigkeit und Billigkeit zum Schweigen, dafür aber Haß, Neid, Genuß- und Zerstörungssucht zur uneingeschränkten Herrschaft brachte? Was nützen all die schönen Beispiele von der erziehenden Wirkung des Zusammenschlusses der Ungebildeten, wenn ihr die Erfahrung gegenübersteht, daß mit der organisirten Herrschaft der ungebildeten Masse in allen Kulturstaaten der Weltgeschichte nur ein Zustand erreicht wurde, wo Tyrannis und Säbelherrschaft als die Erlösung vom Übel erschienen? Die Staaten sind keine Laboratorien, wo experimentirt werden kann, und der Herrgott bewahre unser Volk davor, daß die modernen Induzisten in der Sozial- und Wirtschaftspolitik zur Alleinherrschaft gelangen! Der billige Trost, alles Unheil, das durch die Experimente angerichtet wird, für unangenehme „Begleiterscheinungen" zu erklären, die den großen Geist nicht anfechten dürften, wird nichts helfen, wenn der gesunde Boden erst unterwühlt, der Gesellschaftsbau aus den Fugen gebracht ist.

Der Rottenburgsche Aufsatz erwähnt Gewerbe wie den Kohlenbergbau und den Eisenbahnbetrieb, bei denen der Ausschluß von der schrankenlosen Koalitionsfreiheit wenigstens in Frage kommen könne. Auch den landwirtschaftlichen Arbeitern scheint er sie nicht ohne weiteres zugestehen zu wollen. Aber die Gründe, d. h. die Rücksichten auf das Gemeinwohl, die hier die Ausnahmen rechtfertigen sollen, gelten doch auch für andre Gewerbszweige, je nach der Lage, d. h. je nach dem, was man in den einzelnen Fällen von der Gesinnung und der Macht der Arbeiter und ihrer Führer oder auch der Arbeitgeber zu gewärtigen hat. Wenn die moderne Induzistik weiter nichts zuwege bringt, als die ganz willkürliche Ausscheidung einzelner Arbeiterklassen, bei denen die Sache wahrscheinlich sehr bald ad absurdum geführt werden würde, so macht sie sich einfach lächerlich, zumal bei den Arbeitern selbst, deren gesunder Menschenverstand das nicht begreifen wird. Solche Fehler machen unsre Herren Staatssozialisten

Digitized by Google

zur Freude der Sozialdemokraten immer wieder. Sie fangen an, als wollten sie nach den neu entdeckten Gesetzen des sozialen Lebens die ganze Welt zu Gunsten des „vierten" Standes umformen, und plötzlich scheuen sie vor den Konsequenzen zurück. Wie können sie glauben, daß sie so den Sozialdemokraten das Heft aus den Händen winden werden! Alles, was sie „organisiren," wird nur Machtzuwachs für Bebel und Liebknecht. Die Plänkeleien innerhalb der Sozialdemokratie, z. B. in der Gewerkschaftsfrage, sollten Leute, die weniger Träumer sind als Naumann, doch endlich nicht mehr darüber täuschen.

Aber es scheint auch noch andre Träumer zu geben. Die Koalition, so meint wohl dieser und jener, soll der großen Masse gar nicht zu einer bessern Lage verhelfen, sie soll eine neue Zunftverfassung schaffen zum besten des vierten Standes auf Kosten eines neu entstehenden fünften. Dem Hoch auf den vierten Stand wird dann aber bald das „Vivat der fünfte!" folgen. Schmoller hat schon vor fünfundzwanzig Jahren erklärt, er schrecke vor einer neuen zünftlerischen Organisation der Arbeiter durchaus nicht zurück. Vielleicht wird auch Rottenburg nicht davor zurückschrecken. Der moderne Induzist findet ja den willkommnen Beweis für die „Gesetzmäßigkeit" dieser Entwicklung jetzt in England. Dort hat es der zünftlerische Terrorismus der Gewerkschaften schon dahin gebracht, daß die National free Labour Association gewaltigen Zulauf hat von denen, die arbeiten wollen, auch wenn es die Herren Gewerkschaftler nicht wollen. Auch in Australien, dem herrlichsten Vorbild arbeitsfreundlicher Wirtschaftspolitik, sind durch die Koalition Minimallöhne durchgesetzt worden mit der lehrreichen Folge, daß jetzt alle jungen und alle alten, überhaupt alle nicht ganz leistungsfähigen Arbeiter auf die Straße gesetzt sind und nach Brot schreien. Ob wirklich jemand diese mustergiltige neue Zunftorganisation des vierten Standes im Ernst auch für Deutschland herbeisehnt? Träumen kann man so etwas, aber praktisch verwirklichen nicht. Wer heute bei uns die Koalitionsfreiheit der Arbeiter, wenn auch nur im Gewerbe, praktisch durchsetzen und dabei dem Staate die Möglichkeit der Aufsicht und des vorbeugenden Einschreitens bei diesem furchtbar gefährlichen Experiment unmöglich machen will, der träumt mit offenen Augen, wo nur die klarste, hellste, nüchternste Wachsamkeit unser Volk vor unheilbaren Schäden bewahren kann. β

Digitized by Google

Anthropologische Fragen

In den Aufsätzen über den Neudarwinismus und über die Weismannsche Vererbungstheorie (Heft 24 bis 29 der Grenzboten) glauben wir nachgewiesen zu haben, daß die biologischen Hypothesen von den physikalischen und astronomischen grundverschieden sind, und daß ihnen weder die relative Sicherheit dieser noch ein ähnlicher Gebrauchswert zukommt, daß insbesondre die Vererbungstheorien keine Lösungen, sondern nur neue Fragestellungen sind, daß die Bildung neuer Arten auf dem Wege der Entwicklung ohne Vererbung erworbner Eigenschaften undenkbar ist, und daß selbst Weismann eine Nichtvererbbarkeit erworbner Eigenschaften, wie sie von einigen neuern Soziologen behauptet wird, niemals gelehrt hat. Nachdem diese Aufsätze schon veröffentlicht waren, fiel dem Verfasser die erst in diesem Jahre erschienene zweite Auflage von Wundts System der Philosophie in die Hände, und darin fand er nun zu seiner Freude, daß dieser anerkannt bedeutendste unter den lebenden deutschen Physiologen genau derselben Ansicht ist. Wenn man die nachstehenden Sätze aus seinem Buche mit unsrer Darstellung vergleicht, so wird man finden, daß beides bis auf das Tüpfelchen über dem i übereinstimmt. Vorausschicken wollen wir, daß er (auf S. 285 ff.) zeigt, wie weit man noch davon entfernt sei, mit reiner Mechanik auch nur die Erscheinungen der unorganischen Natur erklärt zu haben, und wie unbestimmt und leer der Hilfsbegriff der Energie ist, mit dem wir die Lücke ausfüllen, wo uns die Mechanik im Stich läßt, und daß er auf Seite 333 äußert, allein schon die erste Entstehung der organischen Zweckmäßigkeit fordere einen sie anregenden zwecksetzenden Willen.

Was also die Vererbung anbetrifft, so schreibt Wundt (in der Anmerkung auf Seite 320): „In dem Streit der Anhänger einer bloß äußern Naturzüchtung und der bedingten Lamarckisten hat ursprünglich die Frage der Vererbung erworbner Eigenschaften, die von den erstern verneinend, von den letztern bejahend beantwortet wurde, die Hauptrolle gespielt. In der That ist klar, daß, wenn es eine Vererbung erworbner Eigenschaft [so!] überhaupt nicht gäbe, die Lamarcksche Hypothese hinfällig würde, weil eine Steigerung der durch individuelle Übung erworbnen Eigenschaften nicht mehr stattfinden könnte. Die ursprünglichen Gegensätze haben sich aber hier, wie namentlich aus der zwischen

Digitized by Google

Herbert Spencer und A. Weismann geführten Verhandlung zu ersehen ist, allmählich zu bloßen Gradunterschieden ermäßigt, indem man auf der einen Seite zuzugeben geneigt ist, daß sich nicht jede beliebige individuell erworbne Veränderung, z. B. eine zufällige Verstümmlung,*) auf die Nachkommen fortpflanzt, während man auf der andern Seite sich genötigt sieht, einzugestehen, daß Abänderungen, die sich durch Generationen hindurch wiederholen, auch sich fortpflanzen müssen, weil ohne eine solche Annahme die Selektionstheorie überhaupt hinfällig würde. Damit hat diese Frage eigentlich aufgehört in dem Streit um das Lamarcksche Prinzip noch eine Rolle zu spielen, da es sich bei diesem ebenso gut um generell wirkende Einflüsse handelt wie bei der äußern Naturzüchtung." Die Hauptstellen aber sind folgende (auf S. 531 bis 549):

Gewiß werden solche Einflüsse der Anpassung zur Erhaltung und Verstärkung gewisser Eigenschaften beitragen, nachdem diese letztern einmal in einem gewissen Grade vorhanden sind. Von welchen Bedingungen aber die erste Entstehung der Eigenschaften abhängt, die sich im Kampfe ums Dasein nützlich erweisen, das bleibt gänzlich dahingestellt. Somit kann auch das Prinzip der Auslese im Wettbewerb um die Bedingungen der Selbsterhaltung und der Fortpflanzung nur ein mehr oder weniger wirksames Hilfsmoment [warum nicht Hilfsmittel?] der Artentwicklung sein, nimmermehr deren letzte Bedingung. Es heißt auf die Lösung des hier vorliegenden Problems verzichten, wenn man, wie es nicht selten geschehen ist, einfach die Tendenz zur Umänderung, zur fortschreitenden Arbeitsteilung und Vervollkommnung als ursprüngliche Eigenschaften der lebenden Substanz betrachtet; und es macht dabei im Prinzip kaum einen Unterschied, ob diese verwickelten Eigenschaften ganz allgemein der lebenden Substanz zugeschrieben werden, oder ob man sie sich etwa ausschließlich an die Keimsubstanz oder an gewisse hypothetische Elemente derselben gebunden denkt. Denn es werden damit lediglich die Thatsachen selbst, um deren Deutung es sich handelt, zu einem Allgemeinbegriff vereinigt, dem man dann willkürlich eine kausale Bedeutung beilegt, ganz so wie dies bei den falschen Zweckbegriffen des ältern Vitalismus und der psychologischen Vermögenstheorie geschehen war. Die gelegentliche Versicherung, daß man sich dieses Vervollkommnungsprinzip als ein streng „mechanisches" zu denken habe, ändert hieran durchaus nichts. . . . Dieser Stand der Dinge [daß sich in der Physiologie Vitalismus und Mechanismus bekämpft] hat sich in neuerer Zeit insofern geändert, als die Annahme einer Konstanz der Artformen von keiner Seite mehr aufrecht erhalten wird, sodaß die Evolutionshypothese in ihrer einstigen Gestalt hinfällig geworden ist. Dennoch ist sie in etwas veränderter Form in einigen neuern Entwicklungshypothesen wieder aufgelebt. So ist die Annahme, daß alle Vererbung auf einer die Generationen überdauernden Kontinuität des Keimplasmas beruhe, offenbar eine Modifikation der vormaligen Einschachtelungstheorie. . . . Daß Veränderungen, die infolge der Wechselwirkungen innerer Ursachen und äußerer Lebensbedingungen allmählich erworben wurden, auf die Nachkommen übergehen, dürfte unzweifelhaft sein. Auch ist es wohl unmöglich, ohne die Vererbung solcher allmählich im Laufe der Generationen entstehender und sich häufender Veränderungen die Anpassung an alle diejenigen Lebensbedingungen

*) Daß Verstümmlungen überhaupt in den Streit hineingezogen worden sind, können wir gar nicht begreifen; ist es doch einfach lächerlich, die Schwanzlosigkeit einer Katze, der ein dummer Mensch den Schwanz abgehackt hat, eine erworbne Eigenschaft zu nennen.

Digitized by Google

zu erklären, die erst im entwickelten Zustande zur Wirkung gelangen. Auf die Herbeiziehung der bis jetzt fast allein dieses Dunkel einigermaßen erhellenden psychophysischen Übungseinflüsse vollends müßte man gänzlich Verzicht leisten, um dafür nur die unbestimmte Annahme von Veränderungen des Keimplasmas infolge der Mischung der Zeugungsstoffe einzutauschen. Wie diese Veränderungen aber zu einem zweckmäßigen Verhältnis von Funktion und Lebensbedingung geführt haben, würde wieder nur durch eine wunderbare Anhäufung zufälliger Variationen erklärlich werden. Gegenüber diesem verwegnen Spiel des Zufalls darf man wohl vom empirischen Standpunkt aus an der allein durch die Erfahrung zu erweisenden Voraussetzung festhalten, daß die wichtigste Triebfeder für die Vervollkommnung und Differenzirung der Funktionen in der Ausübung der Funktionen selber und in den bleibenden Wirkungen dieser Übung gelegen ist. Wenn aber die Resultate der Übung von Generation zu Generation sich fortpflanzen und befestigen sollen, so muß es eine Vererbung erworbner Eigenschaften geben. (In einer Anmerkung wird beigefügt: Als eine Frucht der Bemühungen Weismanns wird man jedenfalls dies betrachten können, daß die Annahme der Vererbung*) individuell und plötzlich erworbner Abänderungen jetzt ziemlich allgemein als widerlegt gilt. Anders steht es mit langsam und allmählich sich einstellenden Veränderungen, die sich von Generation zu Generation immer in der gleichen Richtung wiederholen, wie sie besonders in solchen Fällen von Funktionsübungen anzunehmen sind, die durch bestimmte äußere Lebensbedingungen gefordert werden. Man müßte, wie mir scheint, auf ein physiologisches Verständnis der Entwicklungserscheinungen überhaupt verzichten und die Zufallshypothese zu einer alle Wahrscheinlichkeitsprinzipien beseitigenden Ausdehnung erweitern, wenn man auch hier die Vererbung leugnen wollte.) ... Unter den zahllosen Elementarvorgängen, aus denen sich die Entwicklung des Organismus zusammensetzt, ist es besonders einer, der stets als der schwierigste Teil des Problems der Vererbung erschienen ist: die Ablösung der Keimzelle vom elterlichen Körper. Die Bedeutung dieses Elementarvorgangs beruht auf der Fähigkeit der Keimzelle, jene ganze Generationsfolge von Elementen aus sich zu erzeugen, deren regelmäßig einander folgende Spaltungen eben das bilden, was wir die Entwicklungsgeschichte nennen. Da in der entwicklungsfähigen Keimzelle alle Vererbungsanlagen, die später zur Verwirklichung gelangen, vorgebildet sein müssen, so erscheinen hier jene Annahmen, welche die zu vererbenden Eigenschaften selbst schon irgendwie in ihr präformirt annehmen, sei es vermöge einer substanziellen Kontinuität des Keimplasmas, sei es mit Hilfe des Übergangs unzähliger Organkeime in die Samenelemente und Eizellen, als die nächstliegenden Versuche einer Lösung des Problems. In Wahrheit täuschen sie über das Problem hinweg, anstatt es zu lösen. Die „Kontinuität des Keimplasmas" setzt an die Stelle der in der Beobachtung sich darbietenden Wiederkehr funktioneller Vorgänge an wechselnden Substanzkomplexen eine Identität der Substanz, die nicht nachzuweisen ist, und die, wenn sie nachweisbar wäre, die Frage nicht beantworten würde. Die „Pangenesis" aber giebt statt einer Lösung nur eine Vervielfältigung des Problems.

So also steht es um die Geltung der Weismannschen Theorie, und nun urteile man über das Verfahren Otto Ammons, der in dem ersten seiner beiden

*) Im Original fehlen, wahrscheinlich infolge eines Versehens des Setzers, die beiden Wörter: der Vererbung.

Digitized by Google

Hauptwerke*) das „erste Hauptstück" überschreibt: Von der Vererbung, und unter A „die wichtigsten Gesetze der Vererbung," d. h. die Hauptsätze der Weismannischen Theorie, verkündigt, ungefähr so, wie ein Katechismus die Artikel des Apostolikums, eine Physik die allgemeine Eigenschaften der Körper, ein Lehrbuch der Logik die Gesetze der Identität und des Widerspruchs voranstellt! Wer könnte es dem wissenschaftlich gebildeten Leser verargen, wenn er an dieser Probe von Gewissenhaftigkeit genug hätte und das Buch ungelesen ließe! Damit würde man diesem jedoch Unrecht thun, es enthält interessantes, wertvolles und brauchbares Material; aber der Verdacht, den die dogmatische Anlage erweckt, daß aus diesem Material willkürliche und leichtfertige Schlüsse werden gezogen werden, wird allerdings beim Durchlesen vollauf bestätigt.

Im Vorwort berichtet Ammon über die Entstehung seines Buches. Der Karlsruher Altertumverein hat 1886 eine aus drei Militärärzten und einem Stadtarzt bestehende anthropologische Kommission eingesetzt, deren Mitglieder zur Erforschung der körperlichen Beschaffenheit der badischen Bevölkerung beim Ersatzgeschäft Aufzeichnungen machen sollten. Ammon wurde zum Schriftführer der Kommission gewählt. Nach Abschluß der Untersuchungen sollen die Ergebnisse in einem größern Werke veröffentlicht werden. (Ob dieses schon erschienen ist, wissen wir nicht.) Ammon hat sich zu seiner Sonderarbeit durch den Umstand gedrängt gefühlt, daß ihm die zum Zweck einer bloßen anthropologischen Statistik unternommenen Untersuchungen „bedeutsame Fingerzeige über die Gesetze der Vererbung" lieferten, und daß bald auch Erscheinungen hinzutraten, „die mit unwiderstehlicher Gewalt die natürliche Auslese beim Menschen in den Vordergrund der Betrachtung rückten." Er hat, wie man aus gelegentlichen Angaben seines Buches erfährt, die Untersuchungen der Ärzte durch selbständig vorgenommene Prüfungen der Komplexion, und durch Körper- und Schädelmessungen ergänzt. Der kurzen Angabe des Hauptergebnisses schicken wir ein paar Worterklärungen voraus, für den Fall, daß die vorkommenden Kunstausdrücke nicht allen Lesern geläufig wären. Unter Komplexion verstehen die Anthropologen den Gesamteindruck, den die Augen-, Haar- und Hautfarbe eines Menschen macht. Jedermann weiß aus seiner Erfahrung, daß bei uns in Mitteleuropa die reinen Komplexionen, die helle und die dunkle, verhältnismäßig selten sind. Es kommen eine Unzahl von Mischungen vor: blonde Haare und braune Augen, braune Haare und blaue Augen, Augen von ganz unbestimmter Farbe, kohlschwarze Haare und schneeweiße Haut; dabei sind oft auch noch die Haare der verschiednen Körperstellen verschieden gefärbt. An den Schädeln und Köpfen werden vorzugsweise die

*) Die natürliche Auslese beim Menschen. Auf Grund der anthropologischen Untersuchungen der Wehrpflichtigen in Baden und andrer Materialien dargestellt von Otto Ammon. Jena, Gustav Fischer, 1893.

Digitized by Google

Entfernungen zwischen den Schläfen und zwischen Stirn und Hinterhaupt, also die Breite und die Länge gemessen. Man dividirt die Breite durch die Länge, und je mehr die Länge, also der Divisor, im Verhältnis zur Breite wächst, desto kleiner wird natürlich der Quotient. Diesen Quotienten nennt man den Index. Die langen Schädel haben also einen kleinen, die breiten oder runden einen großen Index. Man hat zur Bezeichnung des Falles, daß Länge und Breite einander gleich sind, statt des Quotienten 1 die bequemere Zahl 100 gewählt und nennt also einen Index, der eigentlich 0,83 oder 0,75 heißen müßte, statt dessen lieber 83 oder 75. Die langschädligen Menschen nennt man dolichozephal, die kurzschädligen brachyzephal, und indem man auch die Zwischenformen unterscheidet, stellt man folgende Stufenleiter auf: dolichozephal (Index 70 bis 74), mesozephal (75 bis 79), brachyzephal (80 bis 84), hyperbrachyzephal, ultrabrachyzephal, extrembrachyzephal (über 84).*) Eine auch nur oberflächliche Betrachtung der europäischen Bevölkerung ergiebt, daß die Leute mit heller Komplexion durchschnittlich größer sind als die mit dunkler, und die Messung der Köpfe lebender Menschen wie die der Schädel in Gräberfunden, hat dann weiter ergeben, daß die Langschädligkeit meistens mit hoher Statur verbunden ist. (Beides bezieht sich nur auf die europäische Bevölkerung, denn es giebt auch sehr große Mongolen- und Negerstämme und kleine Rassen mit langen Schädeln, zu ihnen gehören die Hottentotten.) Der Schluß liegt also nahe, daß die bei uns vorkommenden Mischtypen nicht etwas Ursprüngliches, sondern aus einer wirklichen Mischung zweier Rassen entstanden sind, von denen die eine groß, langschädlig und hellfarbig, die andre klein, kurzschädlig und dunkel gewesen sein muß. Nehmen wir das als ausgemacht an, so lehrt dann die Erfahrung weiter, daß erstens die Determinanten**) des Skeletts und der Schädelbildung mit denen der Komplexion nicht unlöslich verbunden sind, sondern daß sich Körpergröße, Schädelform, Augenfarbe, Haarfarbe, Hautfarbe ein jedes besonders vererben, und daß zweitens das Skelett sich am beständigsten vererbt, während die Färbung der Augen, der Haare, der Haut bei den Nachkommen leichter Veränderungen erleidet, sodaß sie darin den Eltern eher unähnlich werden.

Ammon hat nun in seinem Material folgendes gefunden. Die Stadtbevölkerung ist langköpfiger als die ländliche. Unter den Städtern sind wieder

*) Die Anthropologen unterscheiden noch die Hyperdolichozephalen mit einem Index, der unter 70 bleibt; die Unterscheidungszahlen für die drei letzten Klassen, deren Index über 84 liegt, finden wir nirgends angegeben.

**) Auch wenn man Weismanns Theorie nicht annimmt und an die von ihm in die Keimsubstanz hineingedachten Idanten, Ide und Determinanten nicht glaubt, kann man sich einiger der von ihm geschaffnen Kunstausdrücke bedienen, weil sie bequem sind; das Wort Determinante bedeutet dann nur die unbekannte Ursache, die einem Organ, einem Körperteil, einer Körperstelle die eigentümliche Struktur und das eigentümliche Gepräge verleiht.

Digitized by Google

die eigentlichen Städter, d. h. die von städtischen Eltern stammenden, langköpfiger als die Halbstädter, deren Eltern vom Lande eingewandert sind, und diese sind wieder langköpfiger als die vom Lande Eingewanderten. Die Schicht endlich, die vom Lande nach der Stadt abfließt, ist langköpfiger als die zurückbleibende Schicht. Die Langköpfigkeit der Stadtbewohner ist nicht so zu verstehen, als ob in der Stadt die Mehrzahl dolichozephal wäre: die Dolichozephalen, und auch schon die Mesozephalen, bilden überall die Minderheit; sie ist nur so zu verstehen, daß sich unter 1000 Städtern mehr Dolicho- und Mesozephale befinden als unter 1000 Dörflern, und daß ganz kurze Schädel nur auf dem Lande vorkommen, nicht in der Stadt. Um die Sache mit ein paar Zahlen aus den vielen Tabellen Ammons zu veranschaulichen, so haben sich unter 6701 Wehrpflichtigen befunden: 50 Dolichozephale, 959 Mesozephale, 3423 Brachyzephale, 1997 Hyperbrachyzephale, 251 Ultrabrachyzephale und 21 Extrembrachyzephale. Unter den 50 Dolichozephalen waren nur 9, die den reinen germanischen Typus zeigten, d. h. große, blauäugige, weißhäutige und blonde Leute. Drei von den weißhäutigen, blonden, blauäugigen Langköpfen waren klein von Wuchs; dreizehn Langköpfe hatten eine braune Haut, und es war sogar ein braunhäutiger Schwarzkopf von kleinem Wuchs unter diesen Dolichozephalen. Was nun die Vergleichung von Stadt und Land anlangt, so werden fast ausschließlich die Ergebnisse der Städte Karlsruhe und Freiburg benutzt. Von den Wehrpflichtigen des einen Jahrganges des Amtsbezirks Karlsruhe waren 60 Mann Städter und 202 Landburschen. Von den Städtern waren 1,6 Prozent dolichozephal, von den Dörflern gar keiner; Mesozephale waren unter jenen 26,7, unter diesen 12,9 Prozent; Brachyzephale gab es unter jenen 55, unter diesen 56,9 Prozent, Hyperbrachyzephale unter den Städtern 15, unter den Landleuten 27,7 Prozent, ultrabrachyzephal waren aus der Stadt 1,6, vom Lande 2,5; Extrembrachyzephale waren nicht darunter. Der Durchschnitt des ganzen Großherzogtums ist noch etwas dickköpfiger als die ländliche Bevölkerung des genannten Amtsbezirks, die Prozentzahlen der sechs Schädelklassen lauten für sie: 0,7; 14,3; 51,1; 29,8; 3,7; 0,3; es giebt also auch Extrembrachyzephale, und zwar einen auf ungefähr 333 Einwohner. Für 63 städtische und 182 ländliche Wehrpflichtige des Amtsbezirks Freiburg lauten die Prozentzahlen: Dolichozephale 1,6 und 0,5; Mesozephale 31,6 und 14,8; Brachyzephale 46,1 und 40,6; Hyperbrachyzephale 19,1 und 39,1; Ultrabrachyzephale 1,6 und 5,8; Extrembrachyzephale kamen auch hier nicht vor. Man wird schon bemerkt haben, daß die eigentlich charakteristischen Klassen die der Mesozephalen und die der Hyperbrachyzephalen sind, von denen jene in der Stadt, diese auf dem Lande besonders stark vertreten sind; die Zahl der eigentlichen Langschädel und die der abnorm kurzen Schädel ist so klein, daß das Vorkommen von einigen an diesem oder jenem Orte als zufällig betrachtet werden kann, und die Brachyzephalen, die überall

Digitized by Google

die Hauptmasse bilden, lassen keinen deutlichen Unterschied erkennen. Das gilt nun auch für jenes Verhältnis, dessen Entdeckung dem Verfasser die Idee zu seinem Buche eingegeben hat. Wir führen deshalb nur die Prozentzahlen für die beiden charakteristischen anthropologischen Klassen an. In Karlsruhe waren mesozephal: eigentliche Städter 33,3, Halbstädter 24,3, Eingewanderte 14,8 Prozent; für Freiburg lauten die Zahlen: 43,7; 20; 11,2. Der ländliche Durchschnitt, das heißt der Durchschnitt der auf dem Dorfe und in den kleinen Städten wohnenden badischen Bevölkerung, also der Landesdurchschnitt mit Ausschluß der Bevölkerung der vier oder fünf größern Städte, ergiebt 11,7 Prozent Mesozephale. Bei den Hyperbrachyzephalen bemerken wir die umgekehrte Steigerung (wir wollen die Zahlen für Freiburg hinter denen für Karlsruhe einklammern): eigentliche Städter 10,4 (14,8); Halbstädter 17,6 (22,7); Eingewanderte 31,7 (28,3) Prozent; der ländliche Durchschnitt beträgt 33,8 Prozent. Weniger deutlich tritt der Unterschied zwischen Stadt und Land in der Komplexion hervor. Die weiße Haut ist in der Stadt selbstverständlich häufiger als auf dem Lande. Das rührt offenbar von der verschiednen Lebensweise und Bekleidung her, denn es sind nicht bloß Gesicht und Hände, was bei den Landleuten den Einwirkungen der Sonne und der Luft in höherm Grade und längere Zeit ausgesetzt ist als bei den Städtern, und es kann daher auf den anthropologischen Wert dieses Merkmals nicht so viel Gewicht gelegt werden, wie Ammon thut.*) Was die Haare betrifft, so überwiegen sogar die dunkeln in der Stadt mehr als auf dem Lande; bei den eigentlichen Städtern machen sie 62,4, bei den Landleuten nur 55,0 Prozent aus. Von dem, was Ammon über die Augenfarbe sagt, wollen wir ein paar Sätze wörtlich anführen. „Bei den Augen scheint die in den Städten vor sich gehende Auslese eine größere Anhäufung der blauen Augen mit dem zunehmenden Grade der Ansässigkeit herbeizuführen. Die Eingewanderten des jüngsten Jahrgangs haben in Karlsruhe weniger, in Freiburg mehr blaue Augen als der ländliche Durchschnitt. . . . Im allgemeinen stehen die Zahlen der blauen Augen bei

*) Wenn Ammon dagegen einwenden wollte, daß zwischen zeitweiliger Bräunung und Bräunung eines Teils einer weißen Haut durch die Sonnenstrahlen und der braunen Dauerfärbung der ganzen Haut, die ein Rassenmerkmal ist, ein himmelweiter Unterschied obwalte, so würden wir erwidern, daß wir das natürlich wissen. Wir überlegen jedoch, daß die dunklern Rassen im allgemeinen die wärmern, die hellern die kühlern Himmelstriche bewohnen, und schließen daraus, daß auch die rassenhafte Hautfärbung ursprünglich durch starke Einwirkung der Sonnenstrahlen entstanden ist. Die mancherlei Schattirungen können vom Boden und von der Nahrung herrühren, denen ja auch die Blumen ihre verschiednen Farben verdanken. Ist einmal ein Dauertypus vorhanden, so hält er auch einem veränderten Klima Stand, aber wahrscheinlich nicht für ewige Zeiten, und die weiße Haut ist, wie die Erfahrung zeigt, nicht in demselben Grade beständig wie die dunkle. Wenn nun das Gesetz der Korrelation nach Weismann bewirkt, daß ein Farbenfleck, der durch eigentümliche Säfteauffaugung auf einem Leibringe einer Raupe entstanden ist, nach und nach auch auf allen übrigen Ringen erscheint, warum soll sich da nicht nach demselben Gesetz die Bräunung von Kopf, Hals, Brust und Gliedern eines im Freien arbeitenden leicht bekleideten Bauern allmählich auf den ganzen Körper ausdehnen?

Digitized by Google

den Städtern der drei Hauptgruppen über dem ländlichen Durchschnitt, jedoch mit mehreren Ausnahmen. . . . Dabei soll nicht übersehen werden, daß das blauäugige Element durch die Nichtbadner eine Verstärkung erhält. Baden ist eines der dunkeläugigern Länder Deutschlands, und es ist daher erklärlich, daß die Einwandrer aus andern deutschen Staaten mehr blaue Augen besitzen [haben!]." Übrigens geschieht die Zunahme der blauen Augen bei den Städtern hauptsächlich auf Kosten der grauen und grünen, nicht der braunen Augen. Man sieht, mit der Komplexion ist hier nicht viel anzufangen, und wir können uns bei einer Würdigung der Ammonschen Theorie auf das über die Schädelform gesagte beschränken. Was deren Untersuchung ergiebt, faßt Ammon so zusammen:

Die Zahlenreihen besagen folgendes: Schon die Einwanderung vom flachen Lande in die Städte hat den Charakter einer natürlichen Auslese, indem von den vorhandnen Langköpfen ein größerer Teil in die Städte wandert als von den Rundköpfen; von den letztern bleiben mehr auf dem Lande sitzen. Indessen ist dieser Unterschied nicht sehr erheblich, wohl deswegen, weil auch der Zufall, wie z. B. das Bedürfnis nach Arbeitsgelegenheit, viele ohne Rücksicht auf den Kopfindex in die Städte treibt [ob überhaupt schon einmal jemand mit Rücksicht auf seinen Index ausgewandert sein mag?]. Die in die Städte Eingewanderten erleiden daselbst eine abermalige Auslese. Von den Rundköpfen verschwindet ein größerer Teil, von dem wir vorerst nicht wissen, wohin er gerät, wogegen von den Langköpfen ein größerer Teil seßhaft wird und durch Übertragung seiner Langköpfigkeit auf die Nachkommen die langköpfigern Stadtgebornen (Halbstädter) erzeugt. Die natürliche Auslese wirkt auf diese im gleichen Sinne zum dritten male. Wieder verschwindet von den Rundköpfen ein größerer Teil, und nur der langköpfigere Teil gelangt dazu, in der zweiten Generation der Stadtansässigkeit Söhne zum Ersatzgeschäft (die eigentlichen Städter) zu bringen. Wir übergehen hier die Frage nach den seelischen Anlagen, welche den Anstoß zu den Wanderungen geben, und nach den verschiednen Faktoren, welche bei der natürlichen Auslese in den Städten zusammenwirken können, um uns lediglich an die aus den Zahlen zu entnehmenden Thatsachen zu halten. Wir haben gesehen, daß die Indexverteilnng bei den heutigen Köpfen in Deutschland unmöglich durch Rassenmischung allein entstanden sein kann*): hier haben wir nun den Vorgang selbst vor Augen, welcher sich

*) Die Schädel der germanischen Gräber ergeben den Durchschnittsindex 77, die Indices der heutigen Bevölkerung Deutschlands dagegen ergeben nach Ammon die Durchschnittszahl 83. Dieser rechnet nun so: wenn der heutige Durchschnitt ganz allein durch Mischung zweier Rassen entstanden sein soll, so muß die Rasse, die den durch die Gräberfunde vertretnen Germanen gegenüberstand, einen Index gehabt haben, der ebenso viel über dem heutigen Durchschnitt stand, wie der germanische darunter; das wäre ein Index 89, sodaß wir erhalten $\frac{77+89}{2} = 83$.

Nun giebt es zwar in Deutschland einzelne Personen, die sogar einen noch höhern Index zeigen, bis 101, aber es giebt, so viel man weiß, auf der ganzen Erde kein Volk, das einen so hohen Durchschnittsindex hätte. Daher kann das starke Steigen des Index in Deutschland nicht ausschließlich eine Wirkung der Mischung sein; es muß eine Auslese mitgewirkt haben, die eine Anzahl von Langschädeln vernichtet hat. Wir halten diese Beweisführung nicht für zwingend, denn es wird schwerlich bewiesen werden können, daß der Schädel eines Kindes nach Inhalt und nach den Maßen allemal das genaue arithmetische Mittel der elterlichen Schädel sein

Digitized by Google

augenblicklich vollzieht und gewiß schon lange Zeit wirksam war, um die Zahl der Langköpfe auf dem Lande mehr und mehr zu vermindern. Die Lösung des Problems der Langköpfigkeit der Städter löst daher gleichzeitig auch das Problem des auffallenden Kürzerwerdens der Köpfe überhaupt. Denn es ist klar, daß, wenn lange Zeit hindurch von den Langköpfen auf dem Lande ein (wenn auch nur unbedeutend) größerer Teil in die Städte einwandert und dafür ein größerer von den Rundköpfen auf dem Lande zurückbleibt, die letztern einen immer höhern Prozentsatz der Landbevölkerung erreichen müssen. Das Anwachsen der Zahl der Rundköpfe seit Beginn der historischen Zeit ist daher als eine Erscheinung der natürlichen Auslese aufzufassen. . . . Stillschweigend ist dabei vorausgesetzt, daß die in den Städten sich anhäufenden Langköpfe nicht mehr auf das flache Land zurückkehren, sondern allmählich aufgerieben werden. Es soll jedoch nicht behauptet werden, daß die Städte einzig und allein Schuld an dem Rückgange der Langköpfe seien; es giebt noch andre Ursachen, welche in geschichtlicher Zeit zur Verminderung der Langköpfe beigetragen haben.

Man hat gegen Ammons Aufstellungen und Folgerungen eingewendet, daß sein Beobachtungsgebiet viel zu klein sei; sei schon ganz Baden nur ein kleines Ländchen, so sei es vollends unerlaubt, aus dem, was die paar Hundert Wehrpflichtigen der beiden Städte Karlsruhe und Freiburg ergeben,*) die nach heutigen Verhältnissen kaum zu den größern Mittelstädten gehören, die Gesetze der Bevölkerungsbewegung im allgemeinen abzuleiten; zudem hätten andre Anthropologen in Beziehung auf die Verteilung der Langschädel andre Wahrnehmungen gemacht. Man hat sogar die Richtigkeit seiner Angaben bezweifelt, da den Schädelmessungen eines Dilettanten nicht zu trauen sei. All das mögen die Fachmänner mit Ammon ausmachen. Obwohl wir selbst glauben, daß das in Baden gesammelte Material nur einen wenn auch recht schätzenswerten, so doch nur kleinen Teil des Stoffs bildet, aus dem die Anthropologie

müsse, oder daß wenigstens der Durchschnitt aller Schädel einer Nachkommenschaft das arithmetische Mittel der Schädel der Stammeltern sei, ebenso wenig, wie das in Beziehung auf die Körpergröße der Fall ist, wenn sich auch natürlich der Durchschnitt gewöhnlich diesem Mittel nähern wird.

*) Den zweiten Einwand zieht Ammon S. 111 selbst in Betracht, weist ihn jedoch mit der Bemerkung zurück, auch in den Städten Mannheim, Konstanz und Lörrach seien die Langschädel und die helle Komplexion verhältnismäßig stärker vertreten als auf dem Lande; freilich sei der Unterschied vom Lande bei den kleinern Städten Konstanz und Lörrach nicht so bedeutend wie bei den größern. Gewissenhaften Anthropologen werden wahrscheinlich auch diese fünf Städte noch nicht genügen. Dr. Siegfried Rosenfeld hat das Buch Ammons in den vorjährigen „Deutschen Worten" kritisirt. Im 6. Heft teilt er S. 317 zwei von Virchow aufgestellte Tabellen mit, wonach in der einen Gruppe von Landschaften die beherrschende Stadt, in der andern die ländliche Umgebung den größern Prozentsatz von Blonden aufzuweisen hat. Die Städte der ersten Art sind Halle, Wiesbaden, Krefeld, Elberfeld, Barmen, Aachen, München, Stuttgart, Straßburg, Metz, Lübeck, Bremen, Oldenburg; die der zweiten Art: Berlin, Potsdam, Brandenburg, Frankfurt a. O., Stettin, Stralsund, Danzig, Elbing, Königsberg, Posen, Leipzig, Breslau, Magdeburg, Erfurt, Hannover, Münster, Kassel, Essen, Düsseldorf, Köln, Trier. Ganz bedeutend steht Berlin in der Blondheit hinter den Landkreisen Niederbarnim und Teltow zurück, und das ist sehr natürlich. Die Märker sind sehr blond, woraus noch nicht folgt, daß sie reine Germanen sein müssen, denn es giebt auch viel flachshaarige Slawen; in Berlin aber strömen Einwanderer aus ganz Deutschland, auch aus dem brünettern Süden zusammen.

Digitized by Google

in Zukunft ihre Schlüsse zu ziehen haben wird, daß es aber für sich allein nicht hinreicht, Systeme darauf zu bauen, und obwohl Ammon selbst die Verschiedenheit der Messungsmethoden als eine Fehlerquelle bezeichnet, wollen wir einmal annehmen, daß seine Zahlen unbedingt zuverlässig und seine Folgerungen richtig seien, und da ist denn das erste, was uns auffällt, der seltsame Widerspruch, in den er sich selbst und die Genossen seiner Schule verwickelt. Die Vertreter der Theorie einer Sozialauslese behaupten nicht allein, daß im Kampfe ums Dasein die den Daseinsbedingungen am besten angepaßten Individuen überleben — das versteht sich von selbst —, sie behaupten vielmehr, daß die gut angepaßten überlebenden Individuen auch jedesmal die besten und tüchtigsten seien, und sie meinen deshalb, daß man den natürlichen Auslesevorgang ruhig wirken lassen und sich wohl hüten müsse, durch künstliche Mittel, etwa durch Gesetze zum Schutze der Schwachen, in ihn einzugreifen und ihn zu hemmen; und als gute Patrioten, die sie sind, halten sie die deutsche oder vielmehr die germanische Rasse für die edelste, tüchtigste und sittlich am höchsten stehende Rasse. Und nun erfahren wir von dem bedeutendsten deutschen Systematiker dieser Schule, daß der Prozeß der natürlichen Auslese die germanische Rasse dem Untergange nahe gebracht hat und sie wahrscheinlich vollends vertilgen wird! Da verstehe einer die Begeisterung der Herren für die natürliche Auslese!

(Fortsetzung folgt)

Aus der napoleonischen Zeit

Der neunte Band der großen französischen Weltgeschichte, die vom vierten Jahrhundert nach Christus bis in unsre Tage geführt werden soll, bringt auf 1011 Seiten die Geschichte des napoleonischen Zeitalters, an der nicht weniger als einundzwanzig französische Geschichtschreiber mitgearbeitet haben.*) Während man am achten Bande eine gewisse Einseitigkeit in der Beurteilung der „großen Revolution“ wahrnahm — die Histoire générale wußte ihr mehr Gutes nachzusagen, als man sonst im allgemeinen zuzugeben geneigt ist —, macht der vorliegende Band den Eindruck größerer Unbefangenheit.

*) Histoire générale. Ouvrage publié sous la direction de M. M. Ernest Lavisse et Alfred Rambaud. Tome IX. Napoléon 1800—1815. Paris, Armand Colin, 1897.

Digitized by Google

Als Napoleon Bonaparte den Staatsstreich vom 18. Brumaire (9. November 1799) vollführte, hat er vielleicht einen Augenblick davon geträumt, sich mit dem Ruhm eines Washington zu begnügen und eine Politik der Versöhnung, der gemäßigten Freiheit zu unterstützen. Aber sobald er sah, daß sich die Republikaner dem Staatsstreich fügten, daß sie hinsichtlich der Zukunft teils unbesorgt, teils zum Verzicht geneigt waren, daß also kein ernster Widerstand zu befürchten war, erwachte sein Ehrgeiz, und er schuf, unter Beseitigung der andern in Betracht kommenden Entwürfe, eine Verfassung, die ihn als ersten Konsul kurzweg zum Herrn Frankreichs machte. Ja er ging soweit, daß er diese Verfassung, ehe noch das französische Volk darüber abgestimmt hatte, am 25. Dezember 1799 vorläufig in Kraft setzte. Nachdem 3011007 Ja und nur 1562 Nein abgegeben waren, wenn nämlich die amtlichen Angaben glaubhaft sind, ließ er von der Volksvertretung das Gesetz vom 28. Pluviose 1800 annehmen, das zum Vorteil des ersten Konsuls eine schrankenlose Zentralisation schuf. Unter dem Namen von Präfekten wurden die allmächtigen Werkzeuge des Staatsoberhaupts des ancien régime hergestellt, die Intendanten für den Geschäftskreis der Departements; von ihnen und den Unterpräfekten hingen die Bürgermeister der Gemeinden ab, denen die Zivilverwaltung und die Polizeigewalt zukam. In den Städten mit mehr als 100000 Einwohnern übertrug das Gesetz die Polizeigewalt dem Staate unmittelbar, und gar Paris erhielt in den Polizeipräfekten einen mit außerordentlichen Befugnissen ausgestatteten Aufseher. Alle Verwaltungsbeamten — Präfekten, Unterpräfekten, Generalräte, Bezirksräte, Bürgermeister, Adjunkten, Gemeinderäte — wurden entweder vom ersten Konsul oder von seinen Präfekten ernannt. Kein Wunder, daß der Berichterstatter des Tribunats, Daunou, das Gesetz scharf kritisirte; aber es ist bezeichnend für die Lage, daß er schließlich doch die Annahme empfahl, nur „weil die Ablehnung gefährlich wäre," und daß diesem Rat das Tribunat mit 71 gegen 25, der gesetzgebende Körper mit 217 gegen 69 Stimmen folgten.

So wurde in Frankreich der Despotismus errichtet, der von nun an fünfzehn Jahre lang bestehen und sich mit den Jahren nur noch verschärfen sollte — das Kaiserreich ist lediglich die Vollendung dessen, was schon in der Konsulatsverfassung im Keim vorhanden war. Wenn sich die französische Nation unter dieses Joch beugte, so hatte das seinen Grund darin, daß Bonaparte durch eine sehr geschickte Auswahl der Beamten die rasche Durchführung einer langen Reihe von materiellen Fortschritten sicherte, die ihm sein Genie eingab; die Früchte des Despotismus schmeckten anfangs süß, und so ließ man sich ihn gefallen: erst allmählich verwandelte sich der „gute Despot" in einen rohen Tyrannen. Als er am 30. Pluviose in die Tuilerien einzog, hatte er noch keinen Hofstaat um sich; er gedachte das alte Königsschloß mit Bildsäulen von großen Männern zu schmücken, von Demosthenes, Alexander, Hannibal, Scipio, Brutus, Cicero, Cäsar, Turenne, Condé, Washington, Friedrich II., Mirabeau

Digitized by Google

und Marceau; immer noch blieb die Anrede „Bürger," und nur statt „Bürgerin" sagte der erste Konsul „Madame." Als die Nachricht von Washingtons Tod († 14. Dezember 1799) eintraf, befahl Bonaparte die Abhaltung einer Trauerfeier im Namen der Freiheit und Gleichheit. Aber neben diesen alten Sitten der Revolution begannen doch die noch ältern der Monarchie sich schüchtern wieder zu zeigen. Es kamen die Bälle in der Oper wieder auf, und man verkleidete sich hier wieder als Mönch, als Parlamentsrat — „ebenso aus Reaktion wie aus Hohn." Am 25. Februar 1800 gab Talleyrand, der Minister des Auswärtigen, eine glänzende Abendgesellschaft, auf der sich die Parteigänger des alten und des neuen Regime trafen. Man sah hier die Herren von Coigny, Dumas, Portalis, Segur den Ältern, La Rochefoucauld-Liancourt, Crillon, die Frauen von Vergennes, Castellane, Aiguillon, Noailles. An die Stelle der Männer der Revolution traten in der Umgebung des ersten Konsuls Männer aus der Monarchie; sie allein, sagte Bonaparte, verstehen zu dienen; auf die Liberalen, die in der Volksvertretung ihre Grundsätze verteidigten, sah er mit Zorn und bezeichnete sie als Ideologen, d. h. als unpraktische Träumer und Schwärmer.

Der eigentümliche Wert des vorliegendes Bandes liegt großenteils darin, daß er in den Kapiteln 7, 8, 9 und 17 eine sehr eingehende Darstellung der Wirkungen giebt, die das Kaiserreich auf Politik, Verwaltung, Rechtspflege, Kirche, Schule, Ackerbau, Handel, Gewerbfleiß und Finanzen Frankreichs gehabt hat; man wird nicht leicht sonst eine so brauchbare Übersicht über diese Dinge auf verhältnismäßig doch knappem Raum (etwa 110 Seiten) beisammen finden. Es treten dabei viele Lichtseiten des Kaiserreichs deutlich hervor. So hat es den Ackerbau fast in allen seinen Zweigen gehoben, wie denn z. B. der Weinbau unter ihm ein Viertel, nach andern gar die Hälfte mehr abwarf als vor 1790, weil sich die mit Wein bebaute Fläche entsprechend vergrößerte; die während der Revolution fast vernichtete Industrie hat unter dem Kaiserreich den verlornen Boden völlig zurückgewonnen; an manchen Orten hat sie sich sogar gegen 1790 sehr gehoben; Lyon, das im Jahre 1800 nur 5800 Weber zählte, hatte vor der Krisis von 1812 15500.

Aber neben den erfreulichen Zügen machen sich, und zwar mit dem Fortschritt der Jahre in immer steigendem Maße, die düstern und unheilvollen geltend. Abgesehen von Frankreich selbst, wo mehr und mehr jede Möglichkeit einer freien Bewegung erstickt wurde und 1810 die Schaffung der Universität — d. h. der geschlossenen Schulhierarchie vom Volksschullehrer bis zum „Großmeister" — die Erziehung der Jugend schlechtweg in den Dienst der „kaiserlichen Monarchie" zu stellen suchte, zeigten sich die verheerenden Folgen der napoleonischen Gewaltherrschaft nirgends furchtbarer als in Deutschland, wo sich Ende 1811 über die ewigen Scherereien, Erpressungen und Vergewaltigungen eine solche Erbitterung angesammelt hatte, daß selbst der leichtfertige König Jerome von Westfalen seinem Bruder schrieb: „Die Gährung ist aufs äußerste

Digitized by Google

gestiegen. Wenn ein Krieg ausbricht, so wird alles Land zwischen Rhein und Oder der Herd eines allgemeinen Aufruhrs werden. Der Grund davon liegt nicht bloß in dem Haß gegen Frankreich und in der Unzufriedenheit über das fremde Joch: er liegt vielmehr in dem Unglück der Zeit, in dem völligen Ruin aller Klassen, in dem ungeheuern Druck, den die Steuern, die Brandschatzungen, die Durchmärsche, die endlosen Plackereien aller Art hervorrufen. Man muß den Losbruch der Verzweiflung der Bevölkerungen erwarten, die nichts mehr zu verlieren haben, weil man ihnen alles genommen hat." Ähnlich sprechen sich Davout, Rapp, alle Generale und Statthalter aus; aber der Kaiser that, als ob er alles das verachtete.

So kam er schließlich zu Fall namentlich durch eben diese verachteten Preußen, denen unzweifelhaft an den Siegen von 1813 und 1814 das größte und beste Teil zukommt, nicht durch den Abscheu des Volkes, das er seit dem Staatsstreich von 1799 absolut beherrschte. So gewiß Napoleon und der ewige Krieg zusammengehörten, so wenig machte sich das die französische Volksmasse klar: für sie war und blieb der Kaiser die Verkörperung der Revolution, der sie ihre wirtschaftliche Befreiung verdankte. Als 1814 die Verbündeten in Frankreich eindrangen, wünschte freilich alle Welt sehnlich den Frieden; aber vier Fünftel des Volkes, sagt Henry Houssaye, der diesen Teil des Werkes verfaßt hat und diese Dinge aus genauen Studien kennt, dachten dabei nicht einmal von fern an den Sturz des Kaisers. Von ihm hoffte man vielmehr, daß er den Frieden selber abschließen werde; noch schrieen die Bauern, im Angesicht der Gefahr einer Rückkehr der Emigranten: „Nieder mit den Grundlasten, und hoch der Kaiser!" Aber zwei sehr wichtige Klassen der Nation, der Adel und das liberale Bürgertum, faßten schon Napoleons Sturz ins Auge. Der Adel war trotz allem und allem niemals völlig mit dem Kaisertum ausgesöhnt worden; das Bürgertum aber knirschte über die Knebelung des parlamentarischen Lebens, und eben dieses stillschweigende Bündnis von Adel und Bürgertum hat nach dem Fall von Paris die Grundlage für die Rückkehr der Bourbonen abgegeben. Aber je mehr dann diese in reaktionäre Bahnen einlenkten, desto zäher hielt der Volksinstinkt an Bonaparte fest als dem Bürgen der revolutionären Errungenschaften. So lebte die Legende von ihm in den Massen fort, und als er längst tot war, erwies er sich erst recht als ein Lebender in dem Getriebe der französischen Politik. Das zweite Kaiserreich ist, genau besehen, nur durch ihn möglich geworden; es ist seine Schöpfung nicht minder als das erste.

Das napoleonische Zeitalter ist die Periode der rücksichtslosesten Unterdrückung der Völkerindividualitäten durch einen energischen Tyrannenwillen; der Kaiser hat sich gelegentlich selber gerühmt, wie es Antiochus der Große von Syrien gegenüber den Römern hinsichtlich Asiens that, daß für ihn alle Völkerschaften Europas die Waffen tragen müßten — selbst ein Bruchteil der

Digitized by Google

Spanier, an deren ungebändigter Urkraft er doch das erste und verhängnisvolle mal scheitern sollte. Merkwürdigerweise aber hat der ungeheure Druck gerade den Rückschlag erzeugt und das nationale Empfinden wachgerufen. Die deutsche Nation kam in der Gefahr, sich selbst zu verlieren, erst zu dem Bewußtsein, daß sie noch dawar, dawar inmitten der trostlosen Zerfahrenheit aller politischen Verhältnisse, inmitten des völligen Zerfalls ihrer Verfassung, und die unsterblichen Reden Fichtes an die deutsche Nation, eines der „Besitztümer für immer," von denen Thukydides spricht, legen für alle Zeit Zeugnis von der Stimmung ab, aus der heraus sich unsre Wiedergeburt vollzog. Nicht minder hat die italienische Nation in den Tagen Napoleons den Anfang ihrer Auferstehung zu suchen, und diesmal ist es nicht sowohl der Kampf gegen ihn, der die nationalen Empfindungen erweckt; sondern er selbst hat dadurch, daß er ein Drittel von Italien unter seinem Szepter vereinigte, daß er ihm einen Vizekönig gab und ein Heer von 80000 Mann schuf, das durch eiserne Zucht dem französischen an Tüchtigkeit ebenbürtig, an Nüchternheit und Geduld ihm sogar überlegen war, es dahin gebracht, daß die Namen Italien und Italiener nach langer Zeit wieder mit Stolz genannt wurden und der Gedanke der vor vielen Jahrhunderten verlornen italienischen Selbständigkeit ins Leben zurückkehrte. Merkwürdigerweise haben sich aber auch andre Völker in dieser Zeit ihrer Eigenart wieder erinnert. Die Polen dankten dem Kaiser dieselben Fortschritte wie die Italiener, wenn sie auch weniger glücklich sein sollten, da die Bestrebungen nach Rückeroberung ihrer Selbständigkeit schließlich fehlschlugen. Die Ungarn wurden durch den Angriff Josephs II. auf ihre alten Rechte dahin gebracht, daß sie schon die Absetzung des Hauses Lothringen in Erwägung zogen; Leopold II. gestand ihnen deshalb alle ihre autonomistischen Wünsche zu. Vor allem versprach er, daß er magyarische Angelegenheiten nur durch magyarische Räte erledigen und die Gesetze der gewöhnlichen „Kronländer" nicht auf Ungarn anwenden werde. Im Jahre 1792 erließ der Reichstag zu Pest zum erstenmale ein Gesetz über den Unterricht in der magyarischen Sprache, und die Magnatengeschlechter der Festetics, Eszterhazy und Szechenyi gründeten ein Nationalmuseum und ein magyarisches Theater. Die Tschechen waren seit der Schlacht am weißen Berge, die zugleich einen Sieg des Deutschtums bedeutete, wie sie den Triumph des Katholizismus darstellt, national tief herabgekommen; fast nur das gemeine Volk sprach noch die nationale Sprache, die infolge davon zur bloßen Bauernmundart herabsank; die Litteratur bestand nur aus äußerst dürftigen Erbauungsschriften. Joseph II., der die Nationalitäten so sehr mißachtete wie Napoleon, wirkte auch hier als Erwecker; aus Widerspruch gegen ihn radebrechte der Adel auf dem Landtag von 1791 zum erstenmal wieder das Tschechische, ohne daß aber der Antrag auf „Schutz der Landessprache" eine Mehrheit gefunden hätte. Dennoch wurde 1792 ein Lehrstuhl für diese Sprache an der Prager Universität errichtet, und Franz II. ließ

Digitized by Google

sich in Prag krönen. Seit dieser Zeit ist die nationale Bewegung im Aufsteigen begriffen; der Klerus, der den Deutschen immer feindselig geblieben war, förderte sie aus allen Kräften; die französische Revolution erweckte ein Echo; der Durchmarsch russischer Heere 1800, 1805 und 1813 rief das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Slawen hervor, und bald schuf der große Gelehrte Dobrowsky die tschechische Grammatik, und die Führer der nationalen Richtung, Jungmann, Schafarik und Palaczky begannen ihre Laufbahn, an deren Ende logischerweise der Sieg des Gedankens stand, daß Österreich kein deutscher Staat sei, sondern ein slawischer, ein Gedanke, dessen Verwirklichung zur Zeit von den Tschechen und Polen mit vereinten Kräften angestrebt wird.

Es ist ein Verdienst des Werkes, daß es, hervorgegangen aus dem Zusammenwirken einer großen Anzahl von Spezialisten, uns den vollen Einblick in das unendlich mannichfaltige Spiel der geschichtlichen Kräfte eröffnet, und daß es uns dadurch erst von dem ganzen Zeitalter ein getreues Bild giebt.

Stuttgart G. Egelhaaf

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Politik der Vorsicht in England. In Nr. 39 haben wir eine in der Saturday Review hervortretende Strömung beschrieben, die darauf gerichtet ist, die drohenden Gefahren durch Schlichtung jedes Zwiespalts im Innern und durch zurückhaltende Mäßigung dem Auslande gegenüber zu beschwören. Nicht daß die vornehme Wochenschrift den dem Briten geziemenden Stolz verleugnete — jedem, der einen Angriff auf Englands Küsten wagen wollte, droht sie Zerschmetterung —, aber bei jeder Gelegenheit rät sie aufs dringendste, Konflikten aus dem Wege zu gehen und Herausforderungen zu unterlassen. Wir wollen noch aus den letzten beiden Monaten ein paar Belege dafür anführen, daß wir es hier mit einer auf klarer Einsicht beruhenden beharrlichen Strömung zu thun haben.

Fast in jeder Nummer wird die „Vorwärtspolitik“ der von ihren militärischen Mitgliedern beherrschten indischen Regierung bekämpft. Ebenso fehlt in keiner Nummer ein Angriff auf den Kolonialminister Chamberlain. Der stärkste findet sich in der Nummer vom 6. November. Veranlassung dazu gab der Tod des High Commissionars des Kaplands, Lord Rosmead (Sir Hercules Robinson). Der Herausgeber der Wochenübersicht gedenkt einer Unterredung, die er kurze Zeit nach Jamesons Freibeuterzug im Regierungsgebäude zu Kapstadt mit dem Verstorbnen gehabt hat. Dieser habe den verrückten Putsch tief beklagt, wegen der tragischen Veruneinigung der beiden Südafrika beherrschenden Rassen und des rege gewordnen Argwohns, der von nun an den Engländern im Wege stehen werde. Besonders drei Punkte habe er hervorgehoben. Erstens die Einmischungssucht Chamberlains. Wiederholt habe er diesen a busybody genannt. Der Mann habe die Unterhandlungen mit den eingebornen Häuptlingen, die von der Kapregierung hätten geführt werden müssen, in London geführt, die Kapregierung sei über nichts

Digitized by Google

unterrichtet gewesen, und er, Robinson, habe so von den Vorbereitungen Jamesons nichts erfahren. Er, Robinson, habe Jameson sofort telegraphisch zurückgerufen und durch eine Proklamation allen englischen Unterthanen in Transvaal verboten, das Unternehmen Jamesons zu unterstützen. Chamberlain nehme das Verdienst dieser Proklamation für sich in Anspruch; das sei eine Unwahrheit, von Chamberlain sei nichts gekommen als die nachträgliche Billigung des Schrittes der Regierung von Kapland. Das sei so Chamberlains Art; er sei kein Gentleman. Man habe ihn schon bei Übernahme des Kolonialamts gut charakterisirt. Einem Angestellten dieses Amts habe ein Bekannter sein Bedauern ausgesprochen, weil nun eine schlimme Zeit für ihn angehen werde; der aber habe geantwortet, es könne wohl nicht schlimm werden, Chamberlain werde zu viel mit Intriguen gegen seine Kollegen zu thun haben, als daß er seine Untergebnen chikaniren könnte. Dann hätten sie über Cecil Rhodes gesprochen. Trotz aller Fehler, habe der Berichterstatter bemerkt, müsse man ihm doch das Verdienst lassen, daß er als der erste von allen es ausgesprochen habe, die englische Herrschaft solle vom Tafelberge bis zum Sambesi reichen. Unsinn, habe Robinson erwidert; „diesen Grundsatz hat vor mir und Rhodes schon Bartle Frere ausgesprochen; Rhodes ist nicht Schöpfer einer neuen Politik, sondern nur — ein Millionär." Drittens habe man sich über den Sinn des Vertrags mit Transvaal vom Jahre 1884 unterhalten. „Ist es wahr, habe der Berichterstatter gefragt, daß die im Vertrage von 1881 ausdrücklich genannte Suzeränität in dem von 1884 implicite enthalten ist, wie man allgemein sagt?" Robinson habe geantwortet: „Ich muß es wohl wissen, da ich den Vertrag aufgesetzt habe. Krüger war mit dem von 1881 nicht zufrieden, weil darin der Anspruch auf die Suzeränität enthalten war, und deshalb haben wir 1884 diesen Anspruch fallen lassen; was hätte es für einen Zweck, den Anspruch auf etwas auszusprechen, was man nicht hat?" Der Berichterstatter fügt hinzu: Wenn uns die Holländer in der Kapkolonie bis jetzt noch treu geblieben sind, so ist das ganz allein das Verdienst des Lord Rosmead. Natürlich haben diese Erinnerungen in den Organen des Kolonialministers einen Sturm der Entrüstung erregt. Zwei davon fertigt die Saturday Review am 13. November ganz kurz durch Gegenüberstellung ihrer Behauptungen ab. Der in Edinburgh erscheinende Scotsman hatte unter anderm geschrieben: „Mehrere Teile der Erzählung stehen im schroffsten Widerspruch zu dem Blaubuch über Südafrika." Die Birmingham Daily Gazette dagegen: „Die Saturday Review will sich mit einer sensationellen Enthüllung brüsten und thut weiter nichts, als daß sie mit Lord Rosmeads Worten die alte Geschichte wiederholt, die schon im Blaubuch gestanden hat." Die Saturday Review bemerkt dazu nur, alt sei die Geschichte allerdings, denn sie selbst habe sie schon vorm Jahre einmal erzählt.

Endlich wird auch die Orientpolitik der Regierung verurteilt. In der Nummer vom 2. Oktober klagt der Konstantinopler Korrespondent über die Ungerechtigkeiten, die man gegen die Türkei verübe, namentlich in zwei Beziehungen. Die Großmächte hätten im Berliner Vertrage Bürgschaft dafür geleistet, daß Montenegro, Bulgarien und Serbien ihren Anteil an der türkischen Staatsschuld übernehmen würden, die Türkei habe aber von diesen ihren ehemaligen Vasallen bis heute noch keinen Beitrag erhalten; und so werde es wohl mit der Bürgschaft, die die Mächte für die griechische Kriegsentschädigung übernehmen wollten, ebenfalls gehen. Das andre ist, daß Griechen, Serben und Bulgaren, die im türkischen Gebiet wohnen, die Privilegien der Exterritorialen beanspruchen, und daß dieser Anspruch vom englischen Gesandten unterstützt wird. Man wolle ja den Unterthanen der sechs Großmächte gern das Privilegium der Konsulargerichtsbarkeit zugestehen, aber daß

Digitized by Google

alle Nichttürken, die in der Türkei Geschäfte treiben, darunter geborne Unterthanen des Sultans, z. B. Armenier, die durch mehrjährigen Aufenthalt im Auslande eine fremde Staatsangehörigkeit erworben haben, nicht allein von den türkischen Gerichten exempt, sondern auch von allen Steuern frei sein sollen — in Konstantinopel allein wohnten 100000 solche Leute —, das sei denn doch zu viel; was wohl die englische Regierung sagen würde, wenn in London Gastwirte deutscher oder Weinhändler französischer Abkunft solche Privilegien beanspruchen wollten? Die Türken hätten die ewige Bevormundung satt. Vorm Jahre seien sie ihrer Sache noch nicht sicher gewesen. Jetzt aber, nach der blitzschnellen Niederwerfung Griechenlands, und nachdem ihnen Bulgarien seine tüchtige Armee von 100000 Mann zur Verfügung gestellt habe, während ein mazedonischer Aufstand nicht mehr zu befürchten sei, gehe man ernstlich daran, sich unabhängig zu machen. Zunächst solle der eigne Handel des Landes durch ein engmaschiges Eisenbahnnetz entwickelt werden, und da der englische Gesandte in Konstantinopel nicht persona grata sei, so seien die Millionen für Eisenbahnbauten und Kriegsmaterialien in den letzten Jahren alle in die Taschen von Deutschen, nicht von englischen Unternehmern geflossen. Vielleicht, schließt der Berichterstatter, „läßt sich unsre Politik vom Humanitätsstandpunkte aus rechtfertigen; ich für meine Person halte sie jedoch für falsch. Ist das wohl Staatskunst: 20 Millionen Pfund in deutsche Taschen leiten und unsre 50 Millionen mohammedanischen Unterthanen erbittern, nur um uns als Beschützer eines entnervten, unmoralischen und feigen Gesindels aufspielen zu können, das sich seines Christentums rühmt? Ein Christentum, das den Mord predigt und mit Dynamit umgeht, ist eine Religion, die keine Duldung verdient."

Eine andre Reihe von Aufsätzen verfolgt offenbar den Zweck, England in den Augen des Auslands zu entlasten. Ein Korrespondent der Wochenschrift berichtet in der Nummer vom 25. September über Unterredungen mit dem Könige von Griechenland, mit dem Kronprinzen und dem Ministerpräsidenten Ralli. Der König habe bekannt, er habe sich anfänglich von einem radikalen englischen Blatte zu eiteln Hoffnungen verführen lassen; diese seien jedoch bald durch Privatbriefe und durch die amtlichen Mitteilungen des englischen Gesandten zerstört worden, und von da an habe er gehofft, die Blockade des Piräus werde ihn der Notwendigkeit eines Krieges mit einer Macht, der er sich nicht gewachsen gefühlt habe, überheben. Der Kronprinz, erzählt der Berichterstatter weiter, habe ihm versichert, er sei von Anfang an entschieden gegen den Krieg gewesen, denn er habe gewußt, daß nichts für einen Krieg bereit sei, daß die Bewaffnung elend sei, und daß Offiziere und Soldaten keine Ahnung von Disziplin hätten; aber er habe nichts ausgerichtet gegen den Kriegsminister. Aus der Kenntnis der Beschaffenheit seiner Armee erkläre sich seine Haltung im Kriege. Der Ministerpräsident Ralli wird als ein gewissenloser Demagog und als ein Hanswurst beschrieben, der England die Bundesgenossenschaft Griechenlands anbiete, das mit England zusammen die Welt zu beherrschen gedenke. Einen Monat darauf hat der König von Griechenland das unvermeidliche Dementi veröffentlichen lassen, und zwar im Chronicle, dessen griechischer Korrespondent — er führt den bei uns etwas anrüchigen Namen Norman — sich dann mit der Saturday Review auseinandersetzte. Deren Korrespondent erzählte hierauf noch am 30. Oktober eine Reihe von Geschichten, in denen die unglaubliche Feigheit der Griechen geschildert wird. Wir enthalten uns jedes Urteils über die Richtigkeit der verschiednen Mitteilungen, mit denen die Londoner Wochenschrift ihren Standpunkt rechtfertigt; wir haben sie nur zusammengestellt, um diesen Standpunkt zu charakterisiren.

Digitized by Google

Litteratur

Religionsphilosophie. Goethe hat einmal geäußert, das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Weltgeschichte bleibe doch der Konflikt zwischen Glauben und Unglauben. Die Geschichte unsers Jahrhunderts scheint ihm Recht zu geben; einige Jahrzehnte lang haben die leitenden Geister der Kulturvölker keine wichtigere Aufgabe gekannt, als den Glauben mit Stumpf und Stiel auszurotten und durch das Wissen zu ersetzen, und heute sind sie nicht weniger eifrig bemüht, den verbannten Glauben wieder zurückzuführen in den Tempel des Geisteslebens. Eine ebenso gediegne als feinsinnige und geistreiche Arbeit liefert für diesen Zweck Adolf Scholkmann in seinen Grundlinien einer Philosophie des Christentums (Berlin, Mittler und Sohn, 1896). Mit Recht wendet er sich gegen die Bezeichnung „Dogmatik," die Lipsius und Biedermann ihren bekannten religionsphilosophischen Werken zu geben — gewagt haben, darf man wohl sagen. Möge eine Läuterung der überkommenen religiösen Vorstellungen noch so berechtigt und notwendig sein, wenn dabei das Gegenteil von den Kirchendogmen herauskomme, dürfe ein solches Buch nicht Dogmatik genannt werden, sondern müsse sich mit dem bescheidnen Namen einer Religionsphilosophie begnügen. Scholkmanns Religionsphilosophie liefert Ergebnisse, die dem Kirchendogma weit näher kommen als jene beiden Dogmatiken. Der Untertitel des Buches: „Anthropologische Thesen" deutet den Weg an, den der Verfasser eingeschlagen hat. Er geht von der Untersuchung des Wesens der Materie und des Geistes aus und beweist, daß der Geist das Ursprüngliche sein müsse, und zwar, wie Hartmann gegenüber klar gemacht wird, der bewußte Geist: aus Unbewußtem könne niemals Bewußtsein entstehen. Als das Lebensgesetz des Geistes wird die in Freiheit waltende Liebe ermittelt, und durch die Zeugnisse der modernen Ethnologie dann festgestellt, daß allen Naturvölkern ohne Ausnahme die wahre Menschennatur zugestanden werden muß, wodurch die Einheit des Menschengeschlechts gesichert erscheint. Im Widerspruch zu der heute herrschenden Ansicht, wonach die Entwicklung des Menschengeschlechts mit tierischem Wesen und schrankenloser Selbstsucht beginnen soll, um zu guterletzt in ihr Gegenteil: Geistigkeit und Altruismus, umzuschlagen, oder genauer ausgedrückt, wonach die Menschennatur aus ihrem Gegenteil entstehen soll, sucht er nachzuweisen, daß die Menschennatur im Anfange gut gewesen und erst im Laufe ihrer Geschichte durch die Schwierigkeiten, die der gesellschaftliche Zusammenhang der Befriedigung der Bedürfnisse bereitet, verschlechtert worden, in Sünde verstrickt worden sei. Gott sei ein persönliches, von der Welt verschiednes Wesen. Ganz richtig weist der Verfasser nach, daß es ein Mißbrauch des Wortes Religion sei, wenn sich seiner auch solche Philosophen bedienen, die, wie Hartmann, den Menschengeist zu einer bloßen Funktion des Absoluten herabdrücken; von Religion könne nur dann die Rede sein, wenn der Mensch als ein relativ selbständiges Ich dem persönlichen Gott als einem Du gegenübersteht. — Unter den Führern der Reaktion gegen den Materialismus nimmt Gustav Theodor Fechner, der berühmte Begründer der Psychophysik und Experimentalpsychologie, einen hervorragenden Rang ein. Kurd Laßwitz hat uns mit einer anziehenden Lebensbeschreibung des merkwürdigen Mannes und einer kurzen, klaren Darstellung seiner Weltansicht beschenkt; es ist ein Bändchen einer von Frommanns Verlag veranstalteten Sammlung: Klassiker der Philosophie (Stuttgart, 1896). Gleich Lotze faßt Fechner das Geistige und das Körperliche als die Innen- und die Außenseite desselben Wesens und erklärt jedes Atom für beseelt. Stärker als Lotze betont er die Selbständigkeit Gottes gegenüber der Schöpfung. Der Entwicklungstheorie pflichtet er bei, aber die Schwierigkeit, wie sich aus Unorganischem Organisches und aus Organischem

Digitized by Google

Geistiges entwickeln könne, ist bei ihm gar nicht vorhanden. Weit entfernt davon, das Unorganische für eine Vorstufe des Organischen zu halten, hält er es ganz allgemein für das, was es im tierischen Lebensprozeß ist: für den (relativ) toten Niederschlag des Prozesses; die Körperwelt ist also gewissermaßen nur Exkrement und Leichnam des Geistes. Ob ein Atom augenblicklich der organischen oder unorganischen Sphäre angehört, ob es an einer höhern oder an einer niedern Stufe des Bewußtseins teil hat, das hängt nicht von dem Eingreifen einer neuen Kraft in die Entwicklung ab, sondern nur von der augenblicklichen Stellung des Atoms im Weltsystem und von der Art der Bewegung, die ihm durch seine Stellung aufgenötigt wird.*)

Ein liebenswürdiger Pantheismus scheint die Religion des bei uns nur durch seine Freundschaft mit Carlyle bekannten Ralph Waldo Emerson gewesen zu sein. Thora Weigand hat Drei Essays von ihm: die Weltseele, Natur, Ausgleichungen in deutscher Übersetzung herausgegeben (München, G. Franzsche Hofbuchhandlung, 1896). In bunten Bildern wenig Klarheit, kann man von diesem Andachtsbüchlein für Naturanbeter sagen; doch möchten wir nicht fortfahren: viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit, denn es sprüht von Wahrheitsfunken darin. Zur Charakteristik des Dichterphilosophen teilen wir zwei Stellen mit. „In der Jugend sind wir toll auf Menschen. Kindheit und Jugend sieht ihre Welt in ihnen. Doch die größere Erfahrung entdeckt des gleichen Wesens Spur in ihnen allen. Die Persönlichkeiten selbst führen uns zum Unpersönlichen. In jeder Unterhaltung zwischen zweien wird, wie zu einem dritten, stumme Beziehung auf diese uns allen gemeinsame Natur gepflogen. Dieses Dritte, oder das uns Gemeinsame, ist nicht gesellig; es ist unpersönlich, ist Gott" (S. 10). „Wenn wir mit unserm Gotte der Tradition gebrochen haben und abgelassen von dem Gotte der Rhetorik, alsdann mag Gott das Herz mit seiner Gegenwart entzünden. Es bedeutet dies Verdopplung des Herzens und die Kraft, sich nach jeder Seite unendlich zu erneuern. Es verleiht dem Menschen ein unzerstörbares Vertrauen. . . . Er weiß, daß sein Wohl dem Allherzen teuer ist. . . . Er glaubt, daß seine Habe ihm nicht genommen werden kann. Du eilest deinen Freund zu suchen. Laß deine Füße eilen, doch der Geist sei ruhig. Wenn du ihn nicht findest, willst du nicht annehmen, daß es dir besser sei, ihn nicht zu finden? Denn jene Kraft, die, da sie in ihm waltet, auch dir zu eigen ist, könnte euch wohl vereinen, wenn es zum besten geschähe" (S. 25—26).

Darf man das Evangelium eines armen Sünders von Wilhelm Weitling auch zur Religionsphilosophie rechnen? Wenn jeder Versuch, zwischen den Erscheinungen eines großen und wichtigen Lebensgebiets einen vernünftigen Zusammenhang herzustellen, wenn das, was Xenophon von den Lehren des Sokrates mitteilt, Philosophie genannt werden darf, ganz gewiß. Was die rationalistische Theologie und die atheistische Philosophie von Christus in jener kunstvollen Gelehrtensprache gesagt haben, die dazu bestimmt ist, den Behörden und dem Volke die Gedanken zu verbergen, die unter den Wissenden umkreisen, das hat der arme Schneidergesell in seiner kräftigen, einfachen, herzlichen und darum klassischen Sprache gerade herausgesagt, und er hat außerdem die Folgerungen für das Leben daraus gezogen. Wenn man die persönliche Unsterblichkeit leugnet, dann hat das Neue Testament entweder überhaupt keinen Sinn, oder es hat den Sinn, den Weitling

*) Auf Seite 94 — Fechner war auch Kunstkritiker — ist vom h. Joseph auf der Sixtinischen Madonna die Rede; ob dieses wunderliche Versehen Fechner oder Laßwitz auf die Rechnung zu setzen sein mag?

Digitized by Google

herausliest: das Reich Gottes ist die Kommunistengesellschaft. Seine Schrift ist die gefährlichste, weil packendste und durch die biblische Begründung wirkungsvollste kommunistische Agitationsschrift, die wir kennen. Damit wollen wir sie nicht dem Staatsanwalt denunzirt haben. Der Verfasser ist bei Lebzeiten eingekerkert, mit Ketten gefesselt und körperlich mißhandelt worden, und zwar in der „freien“ Schweizer Republik und auf ein von dem liberalen Staatsrechtslehrer Bluntschli verfaßtes Gutachten hin (das damals noch absolutistische Preußen, vor dem er sich fürchtete, ist weit glimpflicher mit ihm verfahren), und man hat dadurch nicht verhindern können, daß der Sozialismus eine Macht geworden ist, und so würde die Unterdrückung der neuen Ausgabe seiner Schrift (mit einem Vorwort von Eduard Fuchs, München, M. Ernst, 1897; es ist schon die zweite Auflage dieses Neudrucks) noch weniger Erfolg haben. Ja wenn alle Exemplare der Schrift verbrannt würden, hundert intelligente Arbeiter jedoch sie vorher gelesen hätten — es haben sie aber sicherlich schon viel tausend gelesen —, so wäre für die Ausbreitung und Fortpflanzung ihres Gedankeninhalts hinlänglich gesorgt. Aus Weitlings Evangelienerklärung können wir keine Probe mitteilen, wenn wir uns nicht selbst der Propaganda schuldig machen wollen. Nur aus der Einleitung wollen wir ein paar Sätze über den Glauben abdrucken, die auch darum merkwürdig sind, weil darin das Verhältnis des Wissens zum Glauben nach dem Grundsatze: Credo, ut intelligam bestimmt wird; den Urheber dieses Grundsatzes, Anselm von Canterbury, hat der ohne wissenschaftliche Bildung aufgewachsene Kommunist sicherlich nicht einmal dem Namen nach gekannt. „So lange wir Kinder sind, glauben, denken und handeln wir wie Kinder; erst wenn mit der Erfahrung unsre Überzeugung reift, wissen, denken und handeln wir wie Männer. Ein Kind, das von seinen Lehrern lernen will, muß ihren Worten Glauben schenken. (Nachdem dann dargestellt worden ist, wie die »Vorrechtler« den Fortschritt des Volkes vom Glauben zum Wissen hindern, heißt es weiter:) Der Glaube, welcher als Mittel dienen sollte, um das Wissen zu erleichtern, wurde nun Zweck, und das Wissen wurde das Mittel, diesen Zweck zu erreichen. Anstatt, daß das Volk glauben sollte, um etwas zu lernen, muß es nun lernen, um etwas zu glauben, was die Lehrenden selber nicht glauben. (Doch mache alles Wissen den religiösen Glauben niemals ganz überflüssig.) Mann des Wissens! du bist stark genug, dem Tode in seiner scheußlichsten Gestalt, hinter sich eine leere, gräßliche, stille Ewigkeit, stolz und trotzig ins finstre Auge zu blicken; aber hast du auch vorausgesehen, bist du auch gewiß, daß diese stolze Kraft dich in keinem Augenblicke des Lebens verlassen wird? Tod und Grab werden dich nicht schrecken, stolzer Mann; aber wird, wenn dir das Schicksal die bitterste Hefe seines Leidenskelches vorsetzt, wenn alles, was dir lieb und teuer war auf dieser Welt, dir den Rücken kehrt ... wird dein Wissen imstande sein, die Verzweiflung zu bemeistern, die sich deiner Seele bemächtigt? Du brauchst einen Trost, eine Stütze, eine Zuversicht in solchen Augenblicken. Weise ihn jetzt in der Fülle deiner Kraft nicht übermütig zurück. ... Wir armen Sünder glauben auch alle an Gott, obwohl wir nicht viel davon sprechen und selten zu ihm beten; aber was wissen wir von Gott? Nichts.“

Auf die Philosophie der Geschichte als Soziologie von Dr. Paul Barth, Privatdozenten an der Universität Leipzig (Erster Teil, Einleitung und kritische Übersicht; Leipzig, O. R. Reisland, 1897), paßt unsre Überschrift insofern, als auch jede Geschichtsphilosophie in Religion oder in das Gegenteil davon auslaufen muß. Bei Barth wird wohl das erste der Fall sein, denn er schließt die Skizze seiner eignen Ansicht, die im zweiten Teile ausgeführt werden soll, mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß auf die zersetzende Kritik unsrer Zeit wieder eine Zeit

Digitized by Google

positiver Gläubigkeit folgen werde, und bemerkt in Beziehung auf die so
Kämpfe der Gegenwart u. a.: „Beide Welten, die so oft einander gegenübe
stellt werden, die bürgerliche und die Arbeiterwelt, haben, was Tüchtiges an
ist, noch aus der alten Gesellschaft, sie haben es nicht wegen, sondern trotz
modernen Weltanschauung. Und es wird nicht eher anders werden, es wird
eher die Verödung und Trivialisirung der modernen Welt aufhören, als bis w
eine Besinnung auf den ewigen Wert des Guten und des Schönen in allen K
der Gesellschaft eintritt." Die Ähnlichkeit jeder menschlichen Gesellschaft mit e
Leibe ist zuerst von Menenius Agrippa in einer für die Herrschenden
schmeichelhaften Form, dann vom Apostel Paulus in edlerer und tieferer Auffa
ausgesprochen worden. Die moderne Soziologie ist nun größtenteils weiter
als ein Versuch, die Analogie bis ins kleinste durchzuführen und wissenschaftli
begründen. Die wissenschaftliche Begründung führt dazu, die menschliche Gesell
als eine höhere Entwicklungsstufe des tierischen Organismus aufzufassen.
weist diese vorzugsweise von Herbert Spencer vertretene „biologische" Sozio
die kein unabhängiges Geistesleben kennt, scharf zurück, kritisirt aber auch
übrigen einseitigen Ansichten der Geschichte, die idealistischen wie die materialisti
Sehr schlecht kommt dabei der Marxismus weg, d. h. nicht der ökonomische
dieser Lehre, mit dem es der Verfasser nicht zu thun hat, sondern nur die
rialistische Geschichtskonstruktion, die sehr gut widerlegt wird. Vielleicht am wei
unter allen Marxisten ist in der methodischen Narrheit Lafargue gegangen, d
Pantheismus und in der Seelenwanderung der Kabbala den metaphysischen
druck für den Wert der Waren und ihren Austausch sieht. Barth verspottet
Unsinn in folgender hübschen Betrachtung: „Nach dieser Leistung wird näch
wohl von Lafargue noch eine Geschichte der Astronomie erscheinen, deren H
neuheiten ich in der glücklichen Lage bin schon heute verraten zu dürfen:
den Pythagoreern, die, obwohl aristokratisch gesinnt, doch durch ihre S
wanderung und durch Tradition noch voll von Erinnerungen an den urwüch
Kommunismus und selbst kommunistisch organisirt waren, gab es keine Sta
unterschiede; daher hatte die Erde vor den übrigen Weltkörpern nichts vo
sie bewegte sich mit ihnen um das Zentralfeuer, Hestia (das übrigens das A
ihres gemeinsamen Zentralkochherdes ist). Dann kam die Zeit der verschie
Stände und Klassen. Darum ist bei Aristoteles und Ptolemäos die Erde a
kratisch; sie steht still, und um sie bewegen sich die vielen Sphären von versch
Vornehmheit, der Gliederung der damaligen Gesellschaft entsprechend. So
es natürlich durch das aristokratisch-feudale Mittelalter hindurch. Erst der im
zehnten Jahrhundert beginnende Welthandel mobilisirt wieder die ganze Wirts
er bewegt auch die Erde selbst und läßt sie in dem System des Kopernikus
kreisen. Es entwickelt sich der Antagonismus der Tendenzen der Bourg
(zwischen Weltmarkt und Schutzzoll, Freiheit nach oben und Unterdrückung
unten, Streben nach Absatz und Niederhaltung der Arbeitslöhne); derselbe
gonismus erscheint auch bald am Himmel als Zentripetal- und Zentrifugalkra
Newtons System. Wie die ganze kapitalistische Welt steht die Astronomie g
wärtig vor unlösbaren Schwierigkeiten. Erst die sozialistische Wissenschaft wi
die kapitalistische Anhäufung von Sternen, die man Milchstraße nennt, Ord
bringen usw." Wir freuen uns auf den zweiten Teil des Werkes.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Le

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 48

Ausgegeben am 2. Dezember 1897

Inhalt:

	Seite
England und Deutschland	393
Die deutschen Kolonisten an der Wolga und die russische Regierung	403
Anthropologische Fragen	413
Meyers Konversationslexikon. Von Adolf Rosenberg	426
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Ulixes redivius — Nochmals Brinckman	432
Litteratur	435

Hierzu 2 Beilagen: je 1 Prospekt von E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung in Berlin und von Julius Schmidts Kunstverlag zu Florenz.

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Weihnachten 1897

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Novellen. **Ein Michel Angelo — Kopf und Herz — Non cras sed hodie** usw. von Adolf Schmitthenner. Fein gebunden 6 Mark.

Der erste Beste. Die Uenenhofer Kluche. Maria Uean der. Drei Erzählungen Von O. Verbeck. Ein Band, fein gebunden 6 Mark.

Die Erzählung

„Der erste Beste,"

die auch jungen Leuten in die Hand gegeben werden kann, liegt für diese Weihnachten auch in einer

Sonderausgabe

vor. Preis elegant gebunden 3 Mark.

Allerleirauh. Tiergeschichten für Kinder von O. Verbeck, mit Illustrationen von Ch. Votteler. Fein kartoniert 5 Mark.

Geschichten aus Holstein. Erzählungen von Charlotte Niese. Fein gebunden 3 Mark 50 Pfennige.

Licht und Schatten. Eine Hamburger Geschichte von Charlotte Niese. Fein gebunden 5 Mark.

Aus dänischer Zeit. Bilder und Skizzen von Charlotte Niese. 3. Auflage. Gesamtausgabe. Fein gebunden 5 Mark 50 Pfennige.

Aus unsern vier Wänden. Von Rudolf Reichenau. Zweite Auflage der Gesamtausgabe. Zierliche Ausgabe. 44 Bgn., broschiert 4 Mark 50 Pfennige, schön in Leinwand gebunden 5 Mark 50 Pfennige, in Atlas gebunden 10 Mark.

Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. Herausgegeben von Theo Schücking. Preis broschiert 4 Mark, in Halbfranz gebunden 6 Mark.

Wandlungen. Lebenserinnerungen von Carl Jentsch. Broschiert 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen von Rudolf Hildebrand. Broschiert 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Martin Böttzinger

Eine Erzählung
aus dem siebzehnten Jahrhundert
von **J. H. Töffler**

2 Bände. Fein gebunden 10 Mark

*

Die braune Marenz

und andre Geschichten
von **Charlotte Niese**

Ein Band. Fein gebunden 4 Mark 50 Pf.

*

Wildmoorprinzeß

Roman
von
Sophus Bauditz
übersetzt von
Mathilde Mann

Fein gebunden 6 Mark

*

Unter der Sonne Homers

Erlebnisse und Bekenntnisse
eines Dilettanten
von **Wolfgang von Oettingen**

Broschiert 5 Mark, gebunden 6 Mark

*

Erinnerungen aus dem alten Preußen

Nach einer hinterlassenen Autobiographie bearbeitet von
D. v. Malachowski

Broschiert 2 Mark 50 Pf.,
in Leinwand gebunden 3 Mark 50 Pf.

*

An der Schwelle des Orients

Wanderungen über die Schlachtfelder des russisch-türkischen Krieges vom Jahre 1877/78.
von **H. Grafen zu Dohna**
Generalmajor z. D.

Broschiert 1 Mark 60 Pf.

Deutschlands Seemacht sonst und jetzt nebst einem Überblick über die Geschichte der Seefahrt aller Völker. Von Georg Wislicenus, Kapitänleutnant a. D. Erläutert durch 65 Bilder vom Marinemaler Willy Stöwer. Fein kartoniert 10 Mark.

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute von G. Wustmann. 3. Auflage. In Damast gebunden 7 Mark. In Leder gebunden 12 Mark.

Citatenschatz. Geflügelte Worte und andere denkwürdige Aussprüche aus Geschichte und Litteratur. Von Hans Nehry. Zweite Auflage. Gebunden 6 Mark.

Wie der Deutsche spricht Phraseologie der volkstümlichen Sprache. Ausdrücke, Redensarten, Sprichwörter und Citate aus dem Volksmunde und den Werken der Volksschriftsteller gesammelt und erläutert von E. Hepel. Fein gebunden 3 Mark.

Deutsche Bürgerkunde. Kleines Handbuch des politischen Wissenswerten für jedermann von Georg Hoffmann und Ernst Groth. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Gebunden 2 Mark 50 Pfennige.

Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Von G. Wustmann. Zweite, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. In Leinwand gebunden 2 Mark 50 Pfennige.

Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft. Eine populäre Volkswirtschaftslehre von Carl Jentsch. Geb. 2 Mark 50 Pfennige.

Der Werdegang des deutschen Volkes. Historische Richtlinien für gebildete Leser von Otto Kaemmel. Erster Teil: Das Mittelalter. Gebunden 2 Mark 50 Pfennige.

Die Kunst der Rede. Eine deutsche Rhetorik von Professor Dr. A. Philippi. Gebunden 2 Mark.

Geschichte der griechischen Litteratur. Erster Band: Die Poesie. Von Dr. C. Kroker. In Leinwand gebunden 2 Mark 50 Pfennige.

Digitized by Google

England und Deutschland

In dem heutigen Verkehr der Kulturvölker bedeutet auswärtige und Weltpolitik zu treiben für eine Regierung oder einen Staatsmann kaum etwas andres, als mehr oder weniger versteckte oder offenkundige Vorteile für den eignen Staat zu behaupten oder anzustreben, andern Staaten dagegen aber die Nachteile aufzuerlegen. Wer dabei den Vorteil seines Volkes richtig erkennt und ihn allein zum Ziel seiner politischen Maßregeln macht, ist der Anerkennung und bei Erfolgen auch der Dankbarkeit seiner Nation sicher. Seine Handlungsweise wird von seinen Mitbürgern als patriotisch bewundert, auch wenn sie so ist, daß ein anständiger Mann sie seines eignen Vorteils halber nicht üben würde.

Die auswärtige Politik hat außer der Erhaltung des staatlichen Ansehens meist sehr reale Güter im Auge, sie ist vielfach ein Ringen um die Förderung des Volkswohlstandes geworden. Sentimentalität und Zartgefühl in der Wahl ihrer Mittel sind deshalb bei ihr nicht angebracht; das deutsche Sprichwort: Besser Unrecht leiden, als Unrecht thun, gehört nicht unter die Gebote der Weltpolitik. Daß einer solchen Politik Anfeindungen durch andre und besonders durch benachteiligte Staaten und deren Presse nicht fehlen, und daß sie in schärfster Form nur unter dem Schutz einer starken See- und Landmacht getrieben werden kann, ist wohl klar. Unsre Erde ist nicht unendlich und hat leider keinen unbeschränkten Wohnraum für die weiße Rasse. Folglich muß eine solche Politik der Selbstsucht immer mehr eine Notwendigkeit für alle Staaten mit starker Bevölkerungszahl werden, die sich für die Zukunft eine Großmachtstellung sichern wollen.

Da eine so fürsorgliche Politik nicht bloß das zukünftige, sondern auch das gegenwärtige Wohl des Volkes bedenkt, so wird sie ihre Ziele statt durch

Digitized by Google

eigne Opfer lieber durch Kämpfe andrer Völker unter einander zu erreichen suchen, um als tertius gaudens die Früchte dieser Kämpfe einzuheimsen. Oft genügt es der weisen Weltpolitik schon, zwei starke Gegner durch Eifersucht und gegenseitiges Mißtrauen so zu binden, daß sie keine Freiheit haben, sich mit der Außenwelt zu beschäftigen. Trägt auch die rücksichtslose Verfolgung des eignen Vorteils der Weltmacht oft genug den Vorwurf der Vergewaltigung schwächerer Staaten ein, so wird sie sich doch leicht darüber hinwegsetzen, wenn sie glaubt, einer etwaigen thätigen Parteinahme andrer Staaten für den ungerecht behandelten Kleinen gewachsen zu sein.

Aber nicht allein der bewohnbare Raum der Erde ist der steten Begehrlichkeit der Weltpolitik einer Großmacht unterworfen, sondern auch das Hauptmittel zum Wohlstand der Völker, der Handel. Ein in Industrie und Handel starker Auslandstaat wird dadurch zu einem Gegner, der mit allen Mitteln bekämpft werden muß. In dem sogenannten friedlichen Wettkampf der Völker wird mit Freihandel und Schutz- und Vorzugszöllen, mit Musterschutz und Schutzlosigkeit, mit Verkehrserleichterungen, Hemmungen und Sperren usw. gehörig gestritten. Die Mittel, die bei dem Kampf um Absatzgebiete der Industrie angewandt werden, würden in dem Verkehr der einzelnen Kaufleute der Bezeichnung unreell nicht entgehen. Weltpolitik und Handelspolitik sind von einander kaum trennbar, beiden gebührt wegen ihrer Wichtigkeit für das allgemeine Wohl das volle Interesse aller Bürger und vor allem aller Gebildeten. Erfolgreiche Weltpolitik, auch wenn sie mehr, als es gewöhnlich geschieht, der Stimme des Rechts und der Billigkeit Gehör giebt, kann aber nur durchgeführt werden, wenn im Volke Verständnis für das eigne Wohl, für seine Zukunft und für die Politik fremder Staaten vorhanden ist. Im Altertum war es die Pflicht aller Bürger der kleinen Kulturstaaten, sich an der Politik zu beteiligen, in Ländern mit altem Kolonialbesitz, wie in Frankreich und England, hat noch die Mehrzahl der Gebildeten Verständnis für äußere Politik, in Deutschland haben es nur wenige, und leider nicht einmal die Hälfte der eigentlichen Politiker, wenn man die parlamentarischen Streiter um innere Reichsangelegenheiten so nennen kann. Die so unpolitisch denkende Mehrheit hat sogar ein Grauen vor Weltpolitik und möchte die Regierung gern davon fern halten; sie hat zwar für offenbare Ungerechtigkeiten in der Handlungsweise andrer Staaten bisweilen etwas Unwillen übrig, hat aber durchaus kein Verständnis für die Pläne und Endziele unsrer drei Weltmächte: England, Rußland und der Vereinigten Staaten Nordamerikas.

Ein Muster der erfolgreichen Durchführung weitschauender Weltpolitik ist Englands Politik in den letzten Jahrhunderten. Das benachbarte kleine Holland wurde zunächst mit Frankreichs Hilfe zu Grunde gerichtet, nicht weil es England besonders feindlich gesinnt war, sondern weil sein Seehandel damals im Vergleich zu dem englischen zu stark war. Dann folgte die Erdrückung

Digitized by Google

Spaniens und Portugals auf kolonialem und auf dem Seehandelsgebiet, und schließlich wurde während der großen Kriege auf dem Kontinent im Anfang dieses Jahrhunderts Frankreichs Seemacht und Handel lahm gelegt und mit der riesigen Vergrößerung der eignen Kolonien begonnen. Je mehr die Mächte des Festlands in Krieg und Zwist verwickelt waren, um so leichter hatte es Großbritannien, ein Stück der Erde nach dem andern für seinen Volksüberschuß zu erwerben und seiner Industrie immer neue Absatzgebiete zu sichern. Sein Hauptmittel war die rücksichtslose Ausnutzung seiner Seeherrschaft, während die andern Staaten der Seemacht zu wenig Beachtung schenken konnten. Rußlands noch unentwickelte Kraft und seine Stellung zur Türkei, die durch innere Unruhen verursachte Selbstbeschränkung in der auswärtigen Politik der Vereinigten Staaten, die Vielstaaterei in Deutschland und später sein gespanntes Verhältnis mit Frankreich begünstigten die ungeheure Ausdehnung der britischen Kolonial- und Seemacht. Frankreichs Feindseligkeit gegen Deutschland, die beide Staaten in ihrer auswärtigen Politik und in der Machtentfaltung zur See hinderte, ist der beste Mitarbeiter für Englands Größe gewesen. Die Sorge Englands um die Fortdauer solcher Spannungen zwischen den Großmächten des Kontinents ist nicht zu verkennen. Sein gefährlichster Gegner, der in Indien den Reichtum des Inselreichs bedrohen kann, Rußland, scheint sich nicht recht in europäischen Wirren fesseln zu lassen.

England zu regieren wird durch das Verständnis seiner Volksvertretung und seiner Gebildeten für die auswärtige Politik und für die Bedeutung der Seeherrschaft als Grund des Wohlstands der ganzen Nation sehr erleichtert. Englands Missionare, Beamte, Kaufleute und Offiziere arbeiten alle im Sinne der Weltpolitik im Auslande mit, ohne die Reibungen in und außer Dienst zu kennen, die bei uns leider oft vorkommen, oder sie gar bis zur Schädigung der Staatsinteressen anwachsen zu lassen. Es bedurfte 1889 und 1897 nur des Hinweises, daß andre Nationen nach mehr Seemacht strebten als bisher, und daß Englands Seeherrschaft gegenüber jeder denkbaren Vereinigung andrer Mächte nicht mehr völlig außer Frage sei, um weitgehende, zum Teil für mehrere Jahre im voraus gesicherte Geldbewilligungen für Neubauten von Kriegsschiffen zu erlangen. Dieses Jahr hat das Volk selbst die Admiralität zur Vergrößerung der Flotte gedrängt. Als Lohn seiner Seeherrschaft und Politik hat Großbritannien während der sechzigjährigen Regierung seiner Königin um neun Millionen englische Quadratmeilen an Landbesitz und gegen zweihundert Millionen Unterthanen zugenommen. Es ist jetzt das größte Weltreich; das Geld seiner unternehmungslustigen Kaufleute und sein Handel beherrschen den Weltverkehr, seine Kabel umspannen die Erde und werden in Kriegszeiten nur für englische Interessen arbeiten; an allen Hauptverkehrsstraßen hat England Festungen und Flottenstationen. Aber das alles genügt

Digitized by Google

ihm noch nicht. Der Plan seines Kolonialministers Chamberlain, die gesamten Kolonien und das Stammland zu einem Reich mit gemeinsamer Wehrkraft und zu einem großen Zollverein zusammenzuschließen, wird nach Beseitigung der Schwierigkeiten der Durchführung den andern Kulturstaaten ein engvereintes Greater-Britain von vierhundert Millionen Einwohnern und zwölf Millionen englischen Quadratmeilen Fläche entgegenstellen. Es wird ein Riesenschutzzollgebiet sein, das bei seiner Ausdehnung durch alle Zonen alle Rohprodukte, mit Ausnahme des Petroleums, für seinen Unterhalt und seine Industrie selbst hervorbringt. Es wäre unpolitisch und eine Verkennung der Bedeutung Chamberlains, wenn wir in ihm hauptsächlich den Politiker sähen, der in der Jameson- und Rhodesangelegenheit ein in den Augen der Nichtengländer unsaubres Spiel getrieben habe. Seine Handlungsweise war durchaus patriotisch, und das Verlangen des Volks nach vorteilbringender Weltpolitik hätte ihn und jede Regierung weggefegt, wenn solche Kämpen für Englands Ländergier vom Kolonialminister und von der Regierung im Stich gelassen worden wären.

Bei der Erwirkung einer übrigens berechtigten Entschädigung deutscher Kaufleute in Haiti durch unsre gedeckten Korvetten Vineta und Gazelle, unter Leitung des spätern Admirals Batsch im Jahre 1872, handelte ein zartfühlender Teil unsrer Volksvertretung genau in der entgegengesetzten Weise; ob richtig oder klug, mag dahingestellt bleiben. Die genannten Schiffe hatten, um den wiederholten Ausflüchten der Regierung von Haiti ein Ende zu machen, in Port au Prince zwei kleine Kriegsschiffe mit Beschlag belegt und dadurch endlich die Ersatzleistung erzwungen. Daraufhin trat der Abgeordnete Lasker im deutschen Reichstage auf und hielt eine gewaltige Rede gegen die Vergewaltigung harmloser Republiken. Unsre Vettern von der andern Seite des Kanals sollen damals über uns herzlich gelacht haben.

Seit einigen Jahren scheint nun ein Teil der kontinentalen Mächte etwas mehr zu empfinden, in welcher Weise er bisher von England für dessen Zwecke ausgenutzt worden ist, und möchte nicht mehr auf jede Aufreizung zur gegenseitigen Prügelei hineinfallen. Frankreich kolonisirt in seiner Art energisch, und Deutschland fängt an, die Auswanderung seiner überschüssigen Volkszahl nach Ländern mit englischer Sprache zu bedauern, es breitet, dank seiner intelligenten Bevölkerung, die Absatzgebiete seiner Industrie immer weiter aus, vergrößert seine Handelsflotte und möchte sogar seine Wehrkraft zur See steigern. Da dasselbe Bestreben zugleich in Rußland, Frankreich, den Vereinigten Staaten und Japan besteht, und Englands Handelszunahme nicht mehr so schnell steigt wie früher, so kommen drüben unbehagliche Gefühle auf. Noch ist der britische Handel und die Handelsflotte siebenmal so groß als die Deutschlands, noch ist Englands Übergewicht zur See durch kein Staatenbündnis ernstlich gefährdet, und doch versetzt schon die Bedrohung der bis-

Digitized by Google

herigen schnellen Zunahme seines Wohlstandes das englische Volk in gewaltige Aufregung. Es würde falsch und unpolitisch sein, England Vorwürfe zu machen wegen seines Wunsches, der alte Zwist der Nachbarn auf dem Kontinent möge wieder aufleben; es wäre unberechtigt, ihm die Äußerungen des Unmuts über Deutschlands Gedeihen zu verargen; jeder weiß, daß in Geldsachen die Gemütlichkeit aufhört. Die folgende Wiedergabe einzelner englischer Preßstimmen soll daher nicht etwa den Zweck haben, unser Volk gegen England aufzuhetzen, sondern es soll nur daran gezeigt werden, wie ein Volk denkt, das seit Jahrhunderten Weltpolitik treibt und jeden Fall, wo andre von unkultivirtem Land Besitz ergreifen, als Verletzung seiner Interessen auffaßt. Zugleich ist es wohl zeitgemäß, dem deutschen Volke einmal zu zeigen, wie wenig beliebt es in England ist, und in wie einfacher Weise man dort die Vernichtung eines Konkurrenten ins Auge faßt, sobald dessen Fortschritte in Industrie und Handel den Einkünften der britischen Kaufleute bedrohlich werden.

Zunächst Sir Richard Temple. Er erzählt uns in einem Aufsatze „Die Beziehungen zwischen dem englischen und deutschen Volk“ (Deutsche Rundschau, Oktober) zur Verhütung ernsterer Verstimmungen, wie man im englischen Volk über Deutschland denkt. Nachdem er uns in einigen Sätzen in Erinnerung gebracht hat, daß der Deutsche in englischen Ländern meist sehr schnell ein guter Engländer werde, zeigt er, daß die deutsche Kolonisation England habe beunruhigen müssen, weil sie im Gegensatz zur französischen wesentlich auf den Handel gerichtet sei. Die Gedanken des Verfassers sind etwa folgende. Die deutschen Erwerbungen in Neuguinea, in Ost- und Westafrika, in Kamerun usw. verletzten eigentlich immer englische Interessen; aber das englische Volk wurde deshalb dem deutschen noch nicht böse, es konnte Deutschlands Wunsch nach eignen Kolonien begreifen, aber es grollte mit seiner Regierung, weil diese keine triftigen Gründe zur Verhinderung vorrätig hatte. Auch die deutschen Bestrebungen in Ostafrika, so bedenklich sie vor 1890 für englische Interessen wurden, konnten nach dem englisch-deutschen Übereinkommen über die Abgrenzung der dortigen Schutzherrschaften das englische Volk noch nicht besonders gegen Deutschland aufregen, zumal da der englische Vertrauensmann, Stanley, erklärt hatte, daß es für England ein gutes Geschäft sei. Schlimmer stand es schon, als Englands Wunsch auf Abtretung eines Landstreifens des Kongostaates durch Deutschland vereitelt wurde. Dann aber kam nach dem überraschenden Einfall Jamesons in Transvaal das noch überraschendere Telegramm des deutschen Kaisers an den Präsidenten Krüger. Das war mehr, als die Engländer vertragen konnten, besonders weil man an die Absicht der Unterstützung Transvaals durch Deutschland glaubte. Man dachte thatsächlich an einen Krieg (den Sir Richard Temple wegen der Stammverwandtschaft beider Völker sehr beklagt haben würde). Da aber Deutschland nichts zur Unterstützung Transvaals that, so blieb es bei

Digitized by Google

den drohenden Rüstungen, und das friedfertige England will Geschehenes geschehen sein lassen. Wenn auch Cecil Rhodes mit seinem Vorgehen schließlich im Unrecht gewesen war, so konnte er doch der öffentlichen Meinung wegen nicht verurteilt werden. Ob übrigens für das Verhältnis zu Transvaal das Wort Suzeränität oder Oberherrlichkeit in jedem Abkommen vorkommt oder nicht vorkommt, ist gänzlich gleichgiltig, da die Engländer das erste annehmen und keine fremde Einmischung dulden wollen. Was insbesondre den Handel betrifft, so fangen die Engländer an, den großen Eifer der Deutschen, ihren Handel über die ganze Welt auszudehnen, unangenehm zu empfinden. Die Handelsverträge sind im Interesse der Kolonien gekündigt worden; das Zusammenschließen des gesamten Reiches zu einem großen Zollgebiet mit Vorzugszöllen für das Mutterland wird allerdings besonders den deutschen Handel stark treffen, weil dieser in den britischen Kolonien besonders stark ist. Die deutsche Presse ist zeitweise in ihrem Tadel gegen englische Politik und die nationalen Grundsätze Englands unhöflich gewesen, hat die Formen verletzt usw. Der Aufsatz schließt mit dem Wunsche, daß man sich immer daran erinnern möge, wie nahe man 1896 an einem Kriege der beiden Nationen vorbeigekommen sei, und daß keine ernstlichern Mißverständnisse aufkommen möchten. Daß wir Deutschen dem Verfasser beistimmen sollen, verlangt er glücklicherweise nicht.

In verschiednen Zeitungen finden wir das Bestreben, Frankreich im Gegensatz zu Deutschland sehr zart zu behandeln, seine Verluste 1870/71 mitzufühlen und ihm schließlich seinen wahren Feind und seine wahren Interessen vom englischen Standpunkt aus zu zeigen.

Da versichert z. B. kürzlich ein Vorstandsmitglied der Navy-League, Mr. Trower, in einem offnen Brief an eine Militärzeitschrift, daß die Schmückung der Nelsonsäule am Trafalgartage keine Verletzung der Gefühle Frankreichs verursachen könne, weil der überwundne Napoleon I. kein Franzose gewesen sei. Dann spricht er den „ritterlichen“ Franzosen das Recht zu kolonisiren zu, während er es bei den Deutschen wunderbar findet, weil ihre Vorfahren früher damit zufrieden gewesen seien, im englischen Heere Söldnerdienste zu thun.

Der Pariser Korrespondent der Times schrieb Anfang Oktober mit dem guten Zweck, die Aufmerksamkeit Frankreichs von Ägypten und von Kreta abzulenken: „Es ist ein großes Unglück, daß man in Frankreich durchaus kein Verständnis dafür haben will, daß Europa die verschiednen Leiden und Wünsche Frankreichs von einem ganz andern Standpunkte betrachtet als dieses selbst. Niemand wird es Frankreich verdenken, wenn es sich nicht freiwillig für immer mit dem Schicksal des Besiegten zufrieden geben will, das ihm der Augenblick aufzwang, als es nach Bismarcks Ausspruch das Knie des Eroberers auf seiner Brust fühlte; niemand wird von ihm verlangen, daß es auf die Hoffnung verzichte, in Zukunft das Verlorne wiederzugewinnen. Jeder muß zugeben, daß

Digitized by Google

es stets ein großer Kummer und eine wahrhafte Demütigung für eine Nation ist, sich Land und Leute nehmen zu lassen und diese von einem andern Herren regiert zu sehen. Der Irrtum der Franzosen besteht darin, daß sie sich einbilden, Europa betrachte ihre Absichten auf Ägypten in demselben Lichte, wie es den wohlbegründeten Kummer Frankreichs und sein Verlangen nach seinen verlornen Provinzen ansieht. Es ist falsch von Frankreich, anzunehmen, daß Europa dies natürliche und unvermeidliche Sehnen mit der erkünstelten, sentimentalen Sehnsucht der Republik nach Ägypten verwechseln könne, seine Armeen rüsten und Geld und Blut dazu hergeben werde, Frankreich bei der Verdrängung Englands aus Ägypten zu helfen. Frankreich sieht nicht ein, daß es in Europa keine Nation giebt, die das geringste wirkliche Interesse daran haben könnte, ob England in Ägypten bleibt oder nicht. Ägypten selbst hat wenig zu bedeuten, Englands Interesse am Suezkanal ist nur ein Handelsinteresse, das von niemand bedroht wird und auch von niemand bedroht werden kann. Das Öffnen und Schließen der Dardanellen ist etwas ganz andres, es ist von höchster militärischer Wichtigkeit und unbestreitbarem Interesse für jedermann."

Daß Englands Interesse am Suezkanal zur Zeit von keiner Macht bedroht werden kann, ist richtig, obgleich man in England nicht fest darauf rechnet, daß er im Kriegsfalle stets offen bleiben werde, und deshalb die südafrikanischen Häfen stärker armirt und mit größern Dockanlagen versieht. Für die andern Ansichten und Wünsche der Times müssen die Gläubigen wohl in England selbst gesucht werden.

Die Army and Navy Gazette vom 2. Oktober warnt Frankreich, die Dienstzeit in der Armee zu vermindern und seine Wehrkraft an der Ostgrenze durch Gründung von Neuformationen an dieser bedrohten Stelle zu schwächen. Dann schreibt sie weiter: „England ist nicht ohne Mitgefühl für Frankreich, und es ist durchaus nicht im Interesse Englands, eine weitere Verminderung der Kampffähigkeit Frankreichs mit anzusehen. England und Frankreich haben keinen Grund, mit Eifersucht oder Furcht sich gegenseitig in der Entwicklung der Seemacht des einen und der Landmacht des andern Staates zu überwachen. Mit Bedauern sieht Englaand, daß die abnehmende Bevölkerung von vierzig Millionen in Frankreich anfängt, nicht mehr fähig zu sein, es mit den zunehmenden fünfzig Millionen Deutschlands aufzunehmen." Schließlich wird die Hoffnung ausgesprochen, daß die zur Volksverminderung in Frankreich treibenden Ideen durch vernünftigere werden ersetzt werden, damit die Franzosen wieder wie früher die grande nation sein können. Das ist schon wirkliche englische Weltpolitik, und der Gedanke, daß ein kräftig und ausdauernd geführter Krieg zwischen Frankreich und Deutschland die Interessen Englands fördere, ist sehr aufrichtig darin ausgesprochen. Schon 1894 machte der Standard bei Gelegenheit der Erwerbung Madagaskars Frankreich darauf auf-

Digitized by Google

merksam, daß es sich überlegen möge, ob es durch solche Erwerbungen auch stärker gegen seine wirklichen Feinde werde. Und jedesmal, sobald Frankreichs Rachegefühl und Mißtrauen schwächer zu werden scheinen, und es sich mehr der Kolonisation widmet, erklingt von England her die milde Mahnung, doch ja nicht die Feinde jenseits der Vogesen zu vergessen. Solche für England ja berechtigte, für den Kontinent aber recht unangenehme Politik nicht erkannt zu haben, hat Europa schon viel Blut gekostet, dem weisen England aber zu manchem schönen Preise, z. B. zu Cypern und Ägypten verholfen. Das Traurige dabei ist nur, daß nicht bloß der, der solchen Anregungen nachgiebt, zur Strafe dafür leidet, sondern daß auch der Angegriffne dabei mit für Englands Vorteil bluten muß.

In ganz andrer Weise behandelt die deutschfeindliche Saturday Review vom 11. September d. J. das Verhältnis Englands zu Deutschland. Sie erwähnt zunächst, daß Fürst Bismarck Rußland als ungefährlich für Deutschland ansehe, solange es sich noch auf dem Wege zum Mittelmeer durch die Türkei hindurch befinde, während er Frankreich nach dem Kriege von Deutschland abgelenkt habe, indem er zu Ferry sagte: „Sucht euch Entschädigung, gründet Kolonien; nehmt außerhalb Europas, was ihr wollt; ihr könnt es haben.“ Frankreich habe darauf in Tunis und Tonkin ungehindert zugegriffen, und während Rußland im Süden und Osten beschäftigt gewesen sei, habe Deutschland ruhig auf seinen Schätzen sitzen können, habe seine Kaufleute sich an Englands Handel vergreifen lassen und durch seine Diplomaten die englischen zu fortwährenden Zänkereien mit allen Ländern gebracht. Dann fährt die Saturday Review fort: „Fürst Bismarck hat schon lange erkannt, was in England das Volk schließlich zu verstehen anfängt, daß es in Europa zwei große, unversöhnliche Gegner giebt, zwei große Nationen, die die ganze Welt sich unterthänig machen und von ihr den Handelsgewinn allein beziehen möchten. Es sind das England, das mit seiner langen Geschichte von erfolgreichen Eroberungen überzeugt ist, daß es bei der Verfolgung seines eignen Vorteils zugleich den noch in Dunkelheit wandelnden Völkern das Licht der Kultur bringt, und das stamm- und blutsverwandte Deutschland, das zwar geringere Willenskraft, aber vielleicht mehr durchdringenden Verstand hat. Beide wetteifern an allen Punkten der Erde. Überall, in Transvaal, am Kap, in Zentralafrika, in Indien, im fernen Osten, auf den Inseln der Südsee und im äußersten Nordwesten, wo immer dem Missionar die Flagge und der Flagge der Handel gefolgt ist, ringt der deutsche Handelsmann mit dem englischen Hausirer. Wo eine Mine auszubeuten, eine Eisenbahn zu bauen, ein Eingeborner vom Genuß der Brotfrucht zu dem des Fleisches in Blechdosen, von Mäßigkeit zum Schnapsverbrauch zu bekehren ist, da kämpfen der Engländer und der Deutsche um den Vorrang. So schafft eine Million kleiner Nörgeleien schließlich einen so bedeutenden Grund zum Kriege, wie ihn die Welt

Digitized by Google

noch nicht gesehen hat. Wenn Deutschland morgen von der Erde verschwände, würde es übermorgen keinen Engländer geben, der nicht dadurch reicher geworden wäre. Nationen haben jahrelang um eine Stadt oder ein Nachfolgerecht gekämpft, warum sollen sie nicht um 250 Millionen Pfund Sterling jährlicher Handelseinkünfte kämpfen?" Nachdem dann das allmähliche Anwachsen der Mißstimmung gegen Deutschland geschildert ist, heißt es weiter: „Die deutschen Pläne in Transvaal, die Verletzungen des internationalen Rechtes in Zentralafrika von deutscher Seite, das nach Bismarcks Ausdruck ungebührliche Necken der Engländer durch die Deutschen in dem gesamten diplomatischen Verkehr, die bekannte Richtung der deutschen Politik im Rate der Vertreter der Großmächte in Konstantinopel und vor allem die Art, wie England die wirkliche Ausdehnung der deutschen Handelsrivalität hat erkennen müssen, haben ihr Werk gethan. England und Deutschland fühlen beide gleich lebhaft die bevorstehende Wahrscheinlichkeit eines Kampfes. Was Bismarck vorhersah, und was wir vielleicht bald sich ereignen sehen werden, ist nicht bloß der harte Kampf um Interessen zwischen beiden Nationen, sondern auch daß England die einzige Großmacht sein wird, von der Deutschland ohne besondre Gefahr und ohne Zweifel am Erfolg bekämpft werden kann. Deutschlands Verbündete des Dreibundes sind England gegenüber ohne Wert; Österreich ist unfähig, etwas zu unternehmen, und Italien kann sich Frankreich gegenüber nicht von Streitkräften entblößen. Das Wachstum der deutschen Flotte kann den Schlag Englands für Deutschland nur noch empfindlicher machen; seine Schiffe werden bald entweder auf dem Grunde des Meeres oder in sicherm Geleite nach Englands Häfen unterwegs sein. Hamburg, Bremen, der Kanal von Kiel und die Ostseehäfen werden so lange von Englands Kanonen bedroht bleiben, bis die Kriegsentschädigung festgesetzt sein wird. Wenn wir unser Werk gethan haben, brauchen wir nur Bismarcks Worte zu Ferry zu wiederholen und zu Frankreich und Rußland zu sagen: »Sucht euch eine Entschädigung; nehmt innerhalb Deutschlands, was ihr wollt; ihr könnt es haben.«" Keine Unterhandlungen mit Frankreich und Rußland — meint der Verfasser — würden Deutschland vor dem ihm von England drohenden Unheil bewahren oder England zur Ermäßigung seiner Ansprüche bringen können, und der Artikel schließt mit der Überzeugung: Germaniam esse delendam.

Aus allen englischen Stimmungsäußerungen fühlen wir heraus, daß der wirkliche Grund der englischen Verstimmung nur das Wachstum unsrer Industrie und unsers Seehandels ist. Keine Politik, die sich auf innere Angelegenheiten beschränkt, keine Friedensliga, kein Vorschlag von internationalen Schiedsgerichten kann uns gegen den Unwillen einer Nation schützen, die so in ihrem Heiligsten, in ihren kaufmännischen Interessen gekränkt ist. Nur freiwilliger Verzicht auf unser Streben nach Land, Geld und Gut könnte die erzürnte Herrscherin der Meere versöhnen. Daß sich aber unser Volk, welche

Digitized by Google

Parteirichtung auch darin vorherrschen mag, dazu herbeilassen sollte, ist undenkbar. Die Gegensätze bleiben also bestehen, und wir müssen ihnen Rechnung tragen.

Trotz des gereizten Tones liegt in den Auslassungen der englischen Presse eine gewisse Anerkennung für unser Gedeihen, unsre Unternehmungslust und den Wert unsers Handels, die wenig mit der hie und da verbreiteten deutschen Ansicht übereinstimmt, daß wir noch zu arm seien, diese Hauptmittel größern Wohlstands durch eine entsprechende Seemacht zu schützen. Daß die Unterhaltung einer starken Flotte das beste Mittel für eine Steigerung des Handels, des Wohlstands und der Macht bildet, dafür ist England der beste Beweis; Niedergang der Seemacht bedeutet dagegen, wie Spanien und Holland beweisen, ein Herabsinken von der Stellung als Großmacht. Japan, der gelehrigste Schüler Englands, entfaltet infolge seiner klaren Erkenntnis der Wichtigkeit der Seeherrschaft eine rastlose Thätigkeit im Flottenbau und nimmt schon jetzt das Recht für sich in Anspruch, in allen politischen Angelegenheiten in Ostasien und im Stillen Ozean mitzusprechen. Bei uns hofft noch so mancher, wir würden wegen unsers starken Heeres mit einer Flotte sechsten Ranges auskommen, weil an eine Gegnerschaft Englands nicht zu denken sei. Nun denkt aber England anders und hat Gründe genug für seine Gegnerschaft. Ob Großbritannien im Sinne der Review bald zum Schwert greifen oder uns nach der Kündigung des Handelsvertrags zunächst mit handelspolitischen Mitteln bekämpfen wird, und wie sich die andern Staaten zu einer dieser beiden Möglichkeiten stellen werden, ist die Frage. Sicher ist, daß ein waffenstarkes Deutschland den Krieg weniger zu fürchten und vielleicht auch seinen Ausbruch weniger zu erwarten hat als ein schwaches. Unser Heer dürfen wir wegen unsrer Lage in der Mitte Europas niemals schwächen. Bei einem Kampfe gegen einen Seestaat und in einem Weltkriege bleibt aber die Flotte die Hauptwaffe, und nach deren Mächtigkeit werden wir von den andern Staaten eingeschätzt werden. Flößt unsre Seemacht Achtung ein, so könnten sich doch Nationen finden, denen unser Bündnis zum gemeinsamen Schutz unsrer und ihrer früher oder später sicherlich auch von England bedrohten Interessen erwünscht erscheint. Auch England würde sichs dann wohl überlegen, ob es den Waffengang beginnen soll, besonders wenn ein Bundesgenosse Deutschlands es zu Lande fassen kann. Wie zu allen Zeiten, würde eine gute Vorbereitung auf den Krieg auch jetzt größere Wahrscheinlichkeit für die Erhaltung des Friedens bieten, als Nachgiebigkeit im Gefühl der Schwäche. Unter allen Umständen gehen wir einer kritischen Zeit entgegen; die Folgen der von dem Kanadier Wilfrid Laurier und von Chamberlain gefaßten, immer beliebter werdenden Pläne des Zollvereins des Greater Britain sind noch nicht zu übersehen; die ausgesprochne handelspolitische Gegnerschaft Nordamerikas gegen das vielstaatliche alte Europa ist bald zu erwarten, und im fernen Osten drohen Japans

Digitized by Google

Seemacht und seine billig arbeitende Industrie. Als Ziele stehen noch die Erschließung und Ausnutzung Chinas, des größten Teils von Afrika und Brasiliens in Aussicht. In solchen Zeiten darf kein auf die Zukunft hoffendes Volk bei der Verstärkung seiner Wehr knausern. England, Frankreich, Rußland, Nordamerika und Japan machen die größten Anstrengungen vor allem in dem Ausbau ihrer Flotten und ihrer Marinestationen; keiner möchte zurückbleiben. Auch wir müssen also vorwärts mit unsrer zweckwidrig kleinen Marine, wenn Deutschland Großmacht bleiben will.

Kiel K. A.

Die deutschen Kolonisten an der Wolga
und die russische Regierung

Vor einiger Zeit brachten deutsche Zeitungen die Nachricht, daß die deutschen Kolonisten im Gouvernement Ssamara infolge verschiedner Gesetze der russischen Regierung, „die ihnen nicht mehr erlaubten, in der bisherigen Weise für die Zukunft ihrer Kinder zu sorgen," nach Sibirien auswanderten. Für viele, die die russischen Zustände und Verhältnisse überhaupt nicht und im besondern die in den genannten Kolonien nicht kennen und auch nicht zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, mag diese Nachricht ein neuer Anlaß gewesen sein, von der Vergewaltigung der Deutschen durch die russische Regierung zu reden, die ihnen jetzt nicht einmal mehr erlauben wolle, „für die Zukunft ihrer Kinder zu sorgen."

Zu dieser Annahme werden ohne Frage alle kommen, die nicht wissen, welche Rolle bei jener Nachricht die Worte „in der bisherigen Weise" spielen, und daß zwischen der „Sorge für die Zukunft der Kinder" nach westeuropäischen Begriffen und der der Masse dieser Kolonisten ein himmelweiter Unterschied ist. Genau genommen sind die Worte „in der bisherigen Weise" hier gar nicht am Platze, da es nur heißen könnte „in der frühern Weise," weil die Sache, um die es sich thatsächlich handelt, schon mehr als dreißig Jahre alt, in tausenden von Zeitungsartikeln besprochen und demnach allbekannt ist. Dazu kommt noch, daß von denselben Gesetzen und Maßregeln, die angeblich die Kolonisten an der Wolga erst jetzt zum Auswandern bestimmen sollen, die Gesamtheit der russischen Bauern betroffen wird, daß von einem Gesetz ausschließlich gegen die Deutschen also gar nicht die Rede sein kann. Schon der Umstand, daß diese Kolonisten nach Sibirien, also nur

Digitized by Google

auf eine andre Stelle des russischen Reiches gehen, zeigt zur Genüge, daß es sich um etwas ganz andres handelt, als in der Nachricht behauptet wird, denn sonst würden sie wohl sonst wohin, nur nicht wieder in russische Gebiete gehen.

In Wirklichkeit handelt es sich darum, daß die russische Regierung — vorläufig im europäischen Rußland — nicht mehr den Versorger des Nachwuchses der Bauern, wie während der vergangnen Jahrhunderte, spielen will, und daß sie von ihren Bauern verlangt, daß sie wie jeder andre die Sorge um die Zukunft ihrer Kinder selbst übernehmen. Wegen dieser Forderung, die sich im westlichen Europa auch für den kleinsten Bauer ganz von selbst versteht, hat es unter den russischen Bauern und ihren Freunden schon seit mehr als dreißig Jahren Jammern und Klagen ohne Ende gegeben, und nur die Hoffnung darauf, daß die Regierung in Sibirien auch ferner den Nachwuchs mit Grundbesitz ausstatten werde, ist bei der großen Mehrzahl der Auswandrer der Grund, daß sie ihrer bisherigen Heimat den Rücken kehren.

Was die „Sorge um die Zukunft der Kinder“ im westlichen Europa heißt, braucht hier nicht weiter auseinandergesetzt zu werden; von der Schwere dieser Sorge hat aber die Masse der Kolonisten an der Wolga bis vor einigen Jahrzehnten ebensowenig eine Vorstellung gehabt, wie alle im Gemeindebesitz lebenden russischen Bauern. Bis zu der Aufhebung der Leibeigenschaft und dem Selbständigmachen dieser Bauern hatten deren Herren, also entweder die Krone oder die Gutsbesitzer, thatsächlich die Verpflichtung, für die Zukunft der Bauern und ihrer Kinder zu sorgen. Während unter Verhältnissen, wie sie im westlichen Europa bestehen, viele Kinder gewöhnlich als eine Last und unter Umständen als der Ruin der Eltern betrachtet werden, hatten die Herren Väter unter den russischen Bauern und den Kolonisten, die die Agrarverfassung der Bauern — teilbaren Gemeindebesitz mit solidarischer Haftbarkeit — angenommen hatten, von vielen Kindern — hauptsächlich Knaben — den größten Vorteil. Dank dieser Agrarverfassung, bei der jedem zur Gemeinde gehörigen, ohne die geringste Rücksicht auf seine geistigen und sittlichen Eigenschaften, auf jeden in seiner Familie vorhandnen männlichen Kopf der gleiche Landanteil zugemessen wurde, konnte auch der verkommenste Lump, dem es Zeit seines ganzen Lebens nicht eingefallen war, nur einen Finger zu rühren, zum Großgrundbesitzer werden, wenn er nur das Glück hatte, recht viele Jungen zu haben. Unter den neuern Kolonien oder „Ansiedlungen“ an der Wolga, wie sie in den ältern oder Stammkolonien allgemein genannt werden, sind verschiedne, wo noch in der neuern Zeit auf den männlichen Kopf bis 30 Deßjatinen zu 4,28 preußische Morgen, auf zehn männliche Köpfe in einer Familie — was heute noch durchaus nichts seltnes ist — also 300 Deßjatinen gleich 1284 Morgen kamen.

Es sind seit Aufhebung der Leibeigenschaft für und wider den russischen

Digitized by Google

Gemeindebesitz mit der dazu gehörigen solidarischen Haftbarkeit nicht allein tausende von Zeitungsartikeln, sondern auch zahllose Broschüren und sehr viele dicke Bücher geschrieben worden, aber es läßt sich nicht behaupten, daß hierdurch die Masse des russischen — namentlich des städtischen und gelehrten — Publikums über diese für Rußland so außerordentlich wichtige Frage so weit ins Klare gekommen wäre, daß sie wüßte, was unbedingt geschehen muß, wenn der russischen Land- und Volkswirtschaft überhaupt geholfen werden soll. Vergleicht man mit der Lage der russischen Bauern die der polnischen, lettischen, estnischen, finnischen und deutschen Bauern (Kolonisten) des Reiches, die den russischen Gemeindebesitz nicht kennen, so ist die Beantwortung der Frage, bei Berücksichtigung der Verhältnisse, unter denen sich diese entwickelt haben, ziemlich leicht, aber derartige Vergleiche suchen die Verteidiger des Gemeindebesitzes so viel als möglich zu vermeiden. Namentlich ist das gegenwärtig bei den deutschen Kolonisten der Fall, die die Agrarverfassung der russischen Bauern gleich bei ihrer Einwanderung unter den denkbar günstigsten Verhältnissen, vollkommen frei, mit riesigem Besitz des wunderbarsten Bodens, unmittelbar an dem größten europäischen Fluß bei kaum nennenswerten Zahlungen und vielen wichtigen Privilegien angenommen haben. Von dieser Klasse der deutschen Kolonisten wohnen die meisten in den nur durch die Wolga getrennten beiden Gouvernements Ssaratow und Ssamara. Hier läßt sich — strenge und unparteiische Untersuchung vorausgesetzt — nicht allein erkennen, was Rußland ohne Frage zu erwarten hätte, wenn es auch ferner bei dem frühern beliebig teilbaren Gemeindebesitz bleiben wollte, sondern auch, was aus der Menschheit überhaupt werden würde, wenn einmal die Ideen der Sozialdemokraten allgemein durchgeführt werden sollten. Dadurch erhält das, was sich seit 134 Jahren in diesen Kolonien vollzogen hat, auch für die gesamte übrige Welt eine mehr als gewöhnliche Bedeutung, und man könnte sich wundern, daß eine offne Besprechung der dortigen Zustände und Lage bisher unterblieben ist, wenn man nicht die Gründe kennte.

Zuerst ist es ganz natürlich, daß die intelligenten Kreise und Personen in diesen Kolonien nicht wünschten, daß etwas von den unangenehmen Dingen, die dort geschehen, in die Öffentlichkeit dränge, obgleich gerade sie am meisten unter dem Terrorismus der Masse zu leiden hatten. Solange es irgend möglich war, wurde über die eigentliche Lage der Dinge — hauptsächlich seit Verleihung der Selbstverwaltung — peinlich geschwiegen, und man suchte den frühern günstigen Ruf möglichst zu erhalten. Dann gab es wenige außerhalb der Kolonie, die die Lage und Entwicklung der dortigen Zustände hinreichend kannten oder zum Gegenstand ernster Untersuchung machten, und diese wenigen schwiegen wieder aus dem einen oder dem andern Grunde; und für die Westeuropäer lagen die Wohnsitze dieser Kolonisten, fast an der asiatischen Grenze, allzu entfernt, als daß man sie eingehender hätte untersuchen können.

Digitized by Google

Schon hierdurch wird verständlich, daß diese Kolonien — wenigstens in den letzten fünfzehn Jahren — fast gar nicht öffentlich besprochen worden sind. Früher war ihr Name fortwährend in den russischen Zeitungen zu finden, wo sie von den Verkündigern des Gemeindebesitzes, die mehr oder weniger auch Anhänger der Ideen der Sozialdemokratie sind, als Paradepferd und „unwiderlegbarer Beweis der Richtigkeit ihrer Ansichten" dem Publikum vorgeritten wurden. Diese Herren sind aber still geworden, seit ihnen das dunkle Gegenteil ihrer Behauptungen durch die Thatsache bewiesen wurde, daß gerade die Lage der Wolgakolonisten das vernichtendste Urteil über den russischen Gemeindebesitz und die Hirngespinste der Sozialdemokratie fällt; seitdem vermieden sie es, die Wolgakolonien überhaupt noch zu erwähnen. Bei der Wichtigkeit der Sache wollen wir uns aber hier etwas eingehender mit ihnen befassen.

Es ist überflüssig, hier alles das zu wiederholen, was früher von den Verteidigern des teilbaren Gemeindebesitzes behauptet worden ist. Ihrer Meinung nach lag in diesem Gemeindebesitz der unwiderlegliche Beweis, daß das russische Volk ganz andre Anlagen habe, als alle übrigen Völker der Welt, namentlich die westeuropäischen, und daß es hierdurch auch befähigt sei, die sozialen Fragen, die anderwärts seit Jahrtausenden zu Kampf und Streit zwischen den verschiednen Klassen geführt haben, ruhig und ohne Kampf zu lösen. Andre Leute aber, die durch lange Beobachtung den russischen Bauer genau kannten und dabei die Sache vollkommen nüchtern betrachteten, waren der Meinung, daß die gesamte russische Bauern- und Volkswirtschaft in den Kinderschuhen stecken geblieben sei, und daß Rußland früher oder später unvermeidlich den schwersten wirtschaftlichen und sozialen Krisen entgegengehen werde, für deren Ausgang hauptsächlich entscheidend sei, wie die Sache behandelt würde. Diese zwei Ansichten standen sich jahrzehntelang — hauptsächlich während der Regierung Alexanders II. — unversöhnlich gegenüber, bis den Verteidigern des kommunistischen Gemeindebesitzes namentlich von ausländischen Gelehrten klar und deutlich bewiesen wurde, daß diese primitive Besitzform schon überall bestanden habe, also von einer besondern russischen Agrarverfassung gar nicht die Rede sein könne, und bis dann auch die fürchterlichen Verwüstungen auf dem wirtschaftlichen wie auf dem sittlichen Gebiet bei allen diesen Bauern und Kolonisten nicht mehr zu leugnen waren. Obgleich diese nun zur größten Vorsicht mahnten, hörten die Anhänger des Gemeindebesitzes, denen vor allem daran lag, die Gutsbesitzer zu ruiniren und als Stand aus der Welt zu schaffen, mit ihrem Hetzen und ihren Treibereien nicht eher auf, als bis ihnen am Tage nach der Ermordung Alexanders II. energisch das Handwerk gelegt wurde. Infolge dessen war es während der vorigen Regierung nicht allein in der Presse über diese Sache ziemlich ruhig, sondern die Bauern bequemten sich auch nach der Erklärung

Digitized by Google

Alexanders III. bei seiner Krönung am 21. Mai 1883 gegen die Bauerndelegirten, daß an eine weitere unentgeltliche Zuteilung von Gutsland nicht zu denken sei, wieder mehr zur Arbeit, anstatt, wie bis dahin, im Vertrauen auf die Versprechungen ihrer Freunde, die Hände in die Taschen zu stecken und das übrige ihrem Herrgott und dem Kaiser zu überlassen.

Seit einiger Zeit beginnen nun aber wieder häufiger Artikel der Bauernfreunde über das alte Thema zu erscheinen, und wenn sie auch bisher noch vernünftiger und ruhiger als früher gehalten sind, so ist doch zu befürchten, daß sie bei ruhigem Gehenlassen sehr bald wieder in denselben leidenschaftlichen und unüberlegten Ton verfallen werden, den alle Auslassungen dieser Partei während der Regierung Alexanders II. zeigten. Gegenwärtig beschränkt sich die Partei auf die abgedroschne Behauptung, daß der Gemeindebesitz als Agrarverfassung zu tief in dem Bewußtsein der Bauern wurzle, als daß er ohne Schaden für die Gesamtheit beseitigt werden könnte, und daß die bisherige so schlimme Lage der Bauern nur eine Folge der langen Leibeigenschaft, der ungenügenden Landanteile und unerschwinglichen Zahlungen, sowie des Mangels an Schulen sei. Alle Übelstände würden verschwinden, wenn den Bauern so viel Land überwiesen würde, daß sie bestehen könnten, wenn überall Schulen eingerichtet würden, und dergleichen Dinge mehr. Die deutschen Kolonisten sind aber weder Leibeigne gewesen, noch hat es ihnen an Schulen und genügendem Acker gefehlt, sie haben dazu lange Steuerfreiheit und ein Jahrhundert lang äußerst wertvolle Privilegien gehabt; ist die Lage und Entwicklung der Dinge bei diesen Kolonisten aber irgendwie anders als bei den russischen Bauern im allgemeinen gewesen? Wenn heute noch ein Unterschied zwischen ihnen und den russischen Bauern besteht, so hat das seinen Grund nur darin, daß die russischen Bauern von jeher unter den entsittlichenden Wirkungen des teilbaren Gemeindebesitzes zu leiden hatten, die deutschen Kolonisten dagegen nur hundertdreißig Jahre, und daß es auch Leute gab, die sich dem Verfall mit allen Kräften entgegenstellten, während das bei den russischen Bauern nicht der Fall war.

Richtig ist von den Behauptungen der Anhänger des teilbaren Gemeindesitzes nur das eine, daß das russische Volk diesem freilich hauptsächlich seine Größe und heutige Macht verdankt. Damit ist aber noch lange nicht bewiesen, daß dies auch ferner unter ganz veränderten Verhältnissen so sein müsse. Wie der teilbare Gemeindebesitz hauptsächlich dazu beigetragen hat, für die im Süden und Osten früher vorhandnen unendlichen menschenleeren Flächen des fruchtbarsten Bodens in verhältnismäßig kurzer Zeit riesige Massen von Arbeitern und Steuerzahlern zu züchten, kann man gerade an den deutschen Kolonisten sehen, die die Einrichtung angenommen haben. Während z. B. die an der Wolga unmittelbar nach ihrer Einwanderung — 1764 — aus 23000 Köpfen bestanden, haben sie sich, dank dem Überfluß von Acker und Lebens-

Digitized by Google

mitteln, die schon ausgewanderten eingerechnet, fast auf 500000, also auf das Zwanzigfache der ursprünglichen Zahl vermehrt, eine Vermehrung, die kaum ihresgleichen hat.

Seine heutige Menschenmasse hat also Rußland dem teilbaren Gemeindebesitz — oder richtiger gesagt, den riesigen freien Landmassen, die an Leute, die heiraten und Kinder zeugen wollten, verteilt werden konnten — allerdings zu verdanken, aber in dieser bequemen und für den Staat früher so außerordentlich vorteilhaften Agrarverfassung wurzelt auch seine Schwäche: der sorglose Sinn der durch die müheloſe Landzuteilung seit Jahrhunderten verwöhnten Bauern, und ihr Widerwille gegen jeden wirtschaftlichen Fortschritt, überhaupt gegen eine Wirtschafts- und Lebensweise wie die der westeuropäischen Bauern, wo jeder für seine Zukunft und die seiner Familie selbst zu sorgen hat. Eine Änderung in der Gesinnung der Bauern und eine Besserung ihrer Lage kann wohl dann eintreten, wenn mit der Einrichtung den Bauern auch jede Hoffnung genommen wird, auch ferner noch ohne alle Mühe und Anstrengung zu der nötigen Versorgung für sich und ihre Kinder zu kommen — darüber können sich nur noch Menschen täuschen, für die die Erfahrungen der letzten sechsunddreißig Jahre nicht vorhanden sind, und die nur mit Einbildungen rechnen, die dem Staate und den Bauern bisher nichts als Elend und Unheil gebracht haben und bringen können.

Eine merkwürdige Beweisführung dieser Leute liegt u. a. in der Behauptung, „daß der teilbare Gemeindebesitz viel zu sehr im Bewußtsein der russischen Bauern wurzele, als daß er ohne Schaden für die Gesamtheit beseitigt werden könnte." Als ob es in der Welt schon jemals eine Verfassung und Einrichtung gegeben hätte, die der Masse erlaubte, ein bequemes Bummelleben auf Kosten andrer zu führen, und an die sich der verbummelte Hause nicht mit der Kraft der Verzweiflung geklammert hätte. Hängt die Masse der deutschen Kolonisten an der Wolga etwa weniger als die Masse der russischen Bauern an dieser verderblichen Agrarverfassung, die alle zusammen mit der Sicherheit eines Naturgesetzes zu Grunde richten muß? und würde die Sache im Westen Europas irgendwie anders sein, wenn man dort den russischen Gemeindebesitz mit seinem bequemen Landzuteilen einige Generationen lang einführen könnte?

Man spricht so häufig von den vorzüglichen Eigenschaften der westeuropäischen Bauern, ihrer Arbeitsamkeit, ihrer Sparsamkeit und Sorge für die Zukunft — wie lange würden aber diese guten Eigenschaften wohl vorhalten, wenn es plötzlich hieße: Ihr lieben Leute! Bisher habt ihr euch mit der Erziehung und Versorgung eurer Kinder quälen müssen, von jetzt an wird euch die Sache wesentlich leichter gemacht werden, da folgendes von der Regierung beschlossen worden ist: 1. Auf jeden männlichen Kopf eurer Familie wird euch eine Hufe zu dreißig preußischen Morgen gleich sieben russischen Deßjatinen guten Landes zugemessen, worauf alljährlich an Steuern

Digitized by Google

und Amortisationsgeldern für die Hufe fünfzehn deutsche Mark — also fünfzig Pfennige auf den Morgen zu zahlen sind. 2. Bei der Geburt eines Knaben wird dem Vater oder der Familie, zu der er gehört, eine weitere Hufe Land unter denselben Bedingungen zugemessen. 3. Das Oberhaupt einer Wirtschaft oder Familie ist der Älteste der Familie, oder beim Fehlen von erwachsenen Männern dessen Witwe; ohne die Zustimmung des Oberhauptes darf keine Wirtschaft geteilt werden. 4. Um zu verhindern, daß ein Wirt sein Land verschleudert und besitzlose Proletarier entstehen, bleiben die den Einzelnen zugemessenen Landanteile Eigentum der Gesamtheit der Bauern (der Gemeinde), die allein mit gleichem Stimmrecht über die Art und Weise der Zuteilung und Bewirtschaftung des Landes zu verfügen hat. 5. Daß für den pünktlichen Eingang der Steuern und Zahlungen gesorgt wird, dafür haften sämtliche Bauern solidarisch, also alle für einen, oder einer für alle — oder deutlicher gesagt, wenn einer seine Steuern und Abgaben nicht bezahlt, so müssen sie die übrigen bezahlen und können dann zusehen, wie sie wieder zu ihrem Gelde kommen. 6. Das zum Betriebe einer Wirtschaft unbedingt nötige, also das zugeteilte Land, Haus, Vieh, Ackergerät, Saat- und nötige Brotgetreide usw. darf den Bauern unter keiner Bedingung, also auch dann nicht genommen werden, wenn sie ihre Steuern und Abgaben nicht bezahlen. 7. Jede Gemeinde hat die Verpflichtung, ihre verarmten Bauern mit ihren Familien zu ernähren, ohne dabei aber irgend ein Recht zur Anwendung von Zwangsmaßregeln gegenüber Arbeitsscheuen und gewerbsmäßigen Bettlern zu haben; die behalten mit ihren Kindern unter allen Umständen das Recht auf gleiche Landanteile und beschließende Stimme in den Gemeindeversammlungen. Fehlt einer Gemeinde die Möglichkeit, ihre Angehörigen zu ernähren und zu erhalten, so hat in erster Linie die Landschaft (der Kreis) und zuletzt der Staat diese Verpflichtung zu übernehmen.

So etwa ist die berühmte Verfassung der russischen Bauern beschaffen, mit deren Hilfe ihre Freunde die soziale Frage auf ruhige Weise lösen wollen. Dazu ist aber noch folgendes zu bemerken. Eigentümer des von ihnen früher nur benutzten Landes sind sowohl die russischen Bauern wie die im Gemeindebesitz lebenden deutschen Kolonisten erst nach Aufhebung der Leibeigenschaft und nach Verleihung der Selbstverwaltung geworden. Vorher standen die russischen Bauern unter der Kontrolle der Grundeigentümer: des Staats, der Krone (Apanagengüter) und der Gutsbesitzer, wogegen sich die Oberbehörde der Kolonisten an der Wolga in Ssaratow befand. Mit der Verleihung der Selbstverwaltung und der Zuziehung der Kolonien zu den übrigen Bauerngemeinden wurde das Kolonistenkomptoir in Ssaratow aufgehoben. An Acker wurde den russischen Bauern in den südlichen Steppen durchschnittlich mehr als eine deutsche Hufe — sieben russische Deßjatinen —, in den dichter bevölkerten nördlichen Gegenden dagegen weniger zugemessen; im Durchschnitt

Digitized by Google

hat aber der männliche Kopf der befreiten Bauern $5^1/_2$ Deßjatinen gleich etwa $23^1/_2$ Morgen erhalten, eine Landmenge, die bei geregelter Wirtschaft mehr als ausreichend war, die Bauern mit ihren Familien zu erhalten, die aber bei der Wirtschaft mit Gemeindebesitz nie ausreichend gewesen ist und selbst dann nicht ausreichen würde, wenn man den Herrschaften jetzt noch das Doppelte der genannten Fläche zuteilen wollte. Früher, wo der Hause nicht machen konnte, was er wollte, wo der unverbesserliche Faulenzer und Trinker nötigenfalls mit dem Stock dazu gebracht werden konnte, zu arbeiten und sein Geld nicht durch die Gurgel zu jagen, ist die erwähnte Fläche auch ausreichend, und die materielle Lage der Bauern — mit geringen Ausnahmen — weit besser als gegenwärtig gewesen; seit der Zeit aber, wo der rohe Instinkt des Haufens ganz beliebig, und ohne Strafe oder üble Folgen befürchten zu müssen, wirtschaften konnte, wie er wollte, ist es mit der Masse der Bauern auch immer weiter bergab gegangen. Nur mit Grauen denkt jeder, der an Ordnung und geregelte sittliche Zustände gewöhnt ist, an die Zeit zurück, während Tausende noch heute wie vom verlornen Paradiese von ihr träumen; es läßt sich auch gar nicht leugnen, daß diese — von ihrem Standpunkte aus — alle Ursache haben, zu klagen.

Waren das damals für die Inhaber der Schänken und Geschäftemacher goldne Zeiten, als sich die Bauern weder um die Bezahlung der Steuern und Abgaben, noch sonstige Verpflichtungen zu kümmern brauchten und den letzten Kopeken oder das letzte Maß Brotkorn mit dem Bewußtsein verkümmeln konnten, daß sie die Gemeinde oder die Behörde doch nicht verhungern lassen dürfe! wo von ihren Freunden jeder Hinweis auf die Folgen einer solchen Wirtschaft mit der Phrase zurückgewiesen oder entschuldigt wurde, daß man doch Nachsicht haben müsse mit den armen während der langen Leibeigenschaft so sehr Gequälten, die ohne Frage nach sehr kurzer Zeit weit über den westeuropäischen Bauern stehen und die ganze Welt durch ihre Thätigkeit, Sparsamkeit und Intelligenz in Erstaunen setzen würden! Und als von allen diesen Prophezeiungen sich keine einzige verwirklichte, im Gegenteil die Lage der Bauern immer schlimmer wurde, und mehr als die Hälfte des Bauernlandes unbearbeitet blieb, so wußten diese Leute wieder nichts besseres zu thun, als der Regierung Vorwürfe darüber zu machen, daß den Bauern nicht Land genug gegeben sei, damit sie sorgloser leben könnten und nicht bei den miserabeln Gutsbesitzern zu arbeiten brauchten, denn alle ihre Trinkerei und Faulenzerei sei nur die Folge der Verzweiflung darüber, daß man sie bei Aufhebung der Leibeigenschaft so schlecht behandelt habe. Das Versäumte sei aber schleunigst nachzuholen, zumal da bei den Gutsbesitzern noch Land genug vorhanden sei, das man ihnen nehmen und den Bauern schenken könne.

Die Antwort auf die Frage, was wohl aus den jahrhundertelang durch die Verhältnisse zu strenger Arbeit, Sparsamkeit und Sorge um die Zukunft

Digitized by Google

gezwungnen deutschen Bauern werden würde, wenn man sie in der eben besprochnen Weise ausstatten und sich dann ohne jede Kontrolle selbst überlassen wollte, können wir wohl jedem, der mit den deutschen Verhältnissen bekannt ist, überlassen. Man vergegenwärtige sich aber einmal das Maß von Sinn und Logik, das in der Forderung und Erwartung der russischen Bauernfreunde liegt: der jahrhundertelang an ein dem westeuropäischen Bauer gegenüber vollkommen sorgenloses und bequemes Leben gewöhnte russische Bauer werde sich die Eigenschaften seines westeuropäischen Kollegen nur dann angewöhnen, wenn ihm die Regierung das zu einer noch bequemern Existenz nötige auf dem Präsentirteller, fast ohne jede Gegenleistung überreiche; dann wird man begreifen, weshalb die russische Regierung ihre eignen Wege geht und sich nicht um die Ansichten und Forderungen dieser Leute kümmert. Und sucht man diesen das Irrige und Bedenkliche ihrer Ansichten auseinanderzusetzen, so heißt es in der Regel: „Was wissen Sie vom russischen Wesen und Volke, Sie sind Deutscher und Lutheraner und können als solcher hundert Jahre unter dem russischen Volke leben, ohne dahin zu kommen, russisches Wesen und Denken zu verstehen.“ Verweist man dann auf die zahllosen gebildeten Russen, die derselben Ansicht sind, so heißt es weiter: „Nun ja, das sind Anhänger des Westens und keine eigentlichen Russen mehr“ usw.

Nun ist es aber merkwürdig, daß gegenwärtig schon Millionen von stockrussischen Bauern zu der Überzeugung gekommen sind, daß die bisherige Agrarverfassung der Russen jedem Thätigen und Fleißigen Hände und Füße bindet und ihn vollkommen zum Sklaven und Knecht des faulenzenden Haufens macht, überhaupt jeder, der vorwärts kommen will, entweder ganz auswandern oder sich so von den übrigen trennen muß, daß er mit den im Gemeindebesitz wirtschaftenden gar nichts mehr zu thun hat. Von dieser jetzt überall zu Tage tretenden Erscheinung, die am deutlichsten beweist, daß die Behauptung der Vertreter des teilbaren Gemeindebesitzes, der russische Bauer wünsche und verlange nur in dieser Besitzform zu leben, genau so Windbeutelei und Täuschung ist wie die andre, daß der russische Bauer ein ganz anders gearteter Mensch als alle übrigen sei, wird jetzt ebenso wenig wie davon gesprochen, was in den deutschen Kolonien an der Wolga vorgegangen ist, denn beides beweist, daß das Fundament dieser Behauptungen äußerst wacklig steht.

Am 22. Juli 1763 unterzeichnete die Kaiserin Katharina II. ein Manifest, das deutsche Bauern und Handwerker nach Rußland berief, einesteils um unproduktive Landstrecken zu bevölkern, andernteils damit die deutschen Bauern Beispiel und Lehrer für die vorhandnen russischen werden sollten. Dieser Wunsch der vormaligen Prinzessin von Anhalt ist leider nur in sehr beschränkter Weise in Erfüllung gegangen, und am allerwenigsten bei den russischen Bauern. Am meisten Nutzen haben von den damals Eingewanderten die im Norden angesiedelten den umwohnenden finnischen Bauern gebracht, wogegen

Digitized by Google

im Süden, an der Wolga usw. das direkte Gegenteil von dem Beabsichtigten eingetreten ist; dort sind nicht die Deutschen den Russen in der Wirtschaftsweise Beispiel und Lehrer geworden, sondern umgekehrt, die Russen den Deutschen, wenigstens so weit es die große Masse der Kolonisten betrifft.

Von den infolge des Manifestes eingewanderten Deutschen wurden an verschiednen Stellen des russischen Reichs Kolonien gegründet, oder vielmehr diese Stellen waren schon vor Ankunft der Berufnen von der Regierung bestimmt und mit den nötigsten Gebäuden und Ackergeräten versehen. Ein Teil siedelte sich in der unmittelbaren Umgegend von Petersburg an, ein zweiter hart an der westlichen Grenze des Petersburger Gouvernements, im Kreise Jamburg, ein dritter in Zentralrußland, der weitaus größere Teil der Ansiedler — etwa 23000 Köpfe — wurde aber in die neugegründeten Kolonien zu beiden Seiten der Wolga in den heutigen Gouvernements Ssaratow und Ssamara verteilt. Die Hauptzahl der neuen Kolonien war schon damals im Gouvernement Ssamara, östlich von der Wolga, was sich übrigens aus der Beschaffenheit des Terrains von selbst ergab. Da dieses von ganz bedeutendem Einfluß auf den Entwicklungsgang der dortigen Kolonien gewesen ist, muß es etwas ausführlicher beschrieben werden.

Etwa 3 deutsche Meilen oder etwa 21 Werst*) westlich von der Gouvernementsstadt Ssamara tritt die Wolga aus den shygulewschen Bergen oder richtiger aus dem höher liegenden westlichen Rußland, von dem diese Berge nur ein Teil längs der Wolga sind, in die aralo-kaspische Senke oder Tiefebne ein, deren westliche Grenze sie zusammen mit dem rechten Ufer bis Zarizin auf eine Länge von etwa 800 Werst oder 115 deutsche Meilen bildet. Das rechte Ufer — die Bergseite — fällt fast durchweg ziemlich steil zur Wolga ab, und das weiter westlich liegende Terrain ist überall wellig und hat mehr oder weniger bedeutende Höhen, auf denen noch Reste der frühern Wälder erhalten sind, wogegen das gesamte linke Ufer — die Wiesenseite — aus einer endlosen Tiefebene besteht, die, was Größe und Beschaffenheit betrifft, auf der ganzen Erde nicht ihresgleichen hat. Wie überall auf den Karten angegeben ist, ist in der Mitte der ungeheuern Tiefebene allerdings eine vom Ural ausgehende und in südwestlicher Richtung an der Wolga verlaufende Bodenerhöhung, der Obschtschi Syrt (Allgemeiner Rücken), wer es aber nicht weiß, wird sie gar nicht bemerken, erstens weil der Boden so allmählich steigt, daß man es kaum spürt, und dann weil die ganze obere Fläche des Rückens auch wieder eine riesige Ebene ist. Die Grenzen dieser Bodenerhöhung, die zugleich die Grenzen der deutschen Kolonien am linken Ufer der Wolga — also auf der Wiesenseite, im Gouvernement Ssamara — bilden, sind nördlich der große Irgis, der der am rechten Wolgaufer — auf der Bergseite, im

*) 7 Werst sind eine deutsche Meile.

Digitized by Google

Gouvernement Saratow — liegenden Kreisstadt Wolsk gegenüber, in die Wolga mündet, und südlich der Jeruslan, der nördlich von der Kreisstadt Kamyschin, gegenüber von der am rechten Ufer liegenden deutschen Kolonie Ust-Kulalinka (Galka) gleichfalls in die Wolga fällt. Die Entfernung zwischen den Mündungen dieser beiden Steppenflüsse beträgt aber mehr als 300 russische Werst oder fast 50 deutsche Meilen; wir haben es also mit einer Fläche zu thun, die manches Königreich an Ausdehnung und Umfang übertrifft. Es giebt hier allerdings auch eine Anzahl russischer Dörfer, in der Hauptsache ist aber das Gebiet in den Händen der deutschen Kolonisten, denen hier eine Gelegenheit zum schnellen Emporkommen geboten wurde, wie sich keine zweite finden dürfte.

(Schluß folgt)

Anthropologische Fragen

(Fortsetzung)

Wie geht es nun zu, fragt Ammon, daß sich die Städte Langschädel auslesen? Die Schädelform verschafft doch ebenso wenig einen Vorteil im Kampfe ums Dasein, wie blaue Augen und blonde Haare. Diese körperlichen Eigenschaften, antwortet er, sind an sich freilich kein Vorteil, wohl aber die seelischen Eigenschaften der Rasse, deren Kennzeichen sie sind. Die Stadt zieht die Langschädel nicht aus den Dörfern heraus, wie der Magnet Eisenfeilspäne aus einem Haufen von Sägespänen, sondern es wandern Langschändel und Rundschädel in die Stadt, um dort Arbeit zu suchen. Da aber die Langschädel fähiger und tüchtiger sind, so regt sich in ihnen der Trieb, in der Stadt ihr Glück zu suchen, allgemeiner als in den Rundschädeln, daher verläßt von ihnen ein größerer Teil die Heimat als von diesen, und in der Stadt behaupten sie sich leichter als die Rundschädel; so wird denn ein größerer Teil von ihnen dauernd ansässig, und so kommt es denn, daß die echten Städter langschädliger, blonder und blauäugiger sind als die Eingewanderten. Da, wie bemerkt worden ist, die Schädelform und die Komplexion nicht unlöslich an einander gebunden sind, sondern getrennt vererbt werden, so darf man sich nicht darüber wundern, daß viele brünette Langköpfe und blonde oder blauäugige Rundköpfe vorkommen. Die von echten Städtern stammenden Wehrpflichtigen zeichnen sich nun gerade dadurch aus, daß bei ihnen die Verbindung

Digitized by Google

aller germanischen Rassenmerkmale am häufigsten ist. „Somit bleibt nur die Schlußfolgerung übrig, daß die vorteilhaften Geistesanlagen für diejenigen Formen des Wettbewerbs, wie sie unter den gewöhnlichen Wehrpflichtigen*) in den Städten vorkommen, entweder mit Langköpfigkeit oder mit heller Komplexion verbunden sein können, oder auch mit beiden, und daß letztere Kombination einen höhern Grad von vorteilhaften Geistesanlagen vermuten läßt.... Die Kombination der (kurz ausgedrückt) Gehirndeterminanten mit den beiden andern Gruppen bietet eine gewisse Gewähr für möglichste germanische Rassenreinheit, die natürlich in Anbetracht der durch Jahrhunderte wiederholten Vermischung nur eine verhältnismäßige sein kann. Wir werden so zu dem Schlusse geführt, daß die Geistesanlagen der Germanen heute noch diejenigen sind, welche ein Individuum am leichtesten den Kampf um die Existenz, wie er in den Städten geführt wird, bestehen lassen" (S. 112).

Als Grundcharakterzüge der Germanen hebt Ammon die allgemein bekannten hervor, insbesondre daß sie streng monogam und die gebornen Beherrscher andrer Völker waren, und eignet sich dann die Charakteristik der beiden Hauptrassen, die er annimmt, von G. de Lapouge an. Dieser bemerkt zunächst, fast alle großen Männer hätten der blonden langköpfigen Rasse angehört, selbst wenn sie Teile eines gänzlich verschiednen Volks zu sein schienen. Die hervorragende Stellung der Langköpfe sei jedenfalls sicher in der griechisch-römischen Zivilisation. (Hierzu wollen wir doch gleich bemerken, daß dem phantasievollen Franzosen nicht ohne weiteres zu glauben ist. Ein Fachmann, an den wir uns gewandt haben, hat uns die Auskunft erteilt: es giebt keinen Griechenschädel, wie es keinen deutschen Schädel giebt. Nach A. Weisbach [Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien 1881] waren von 95 gemessenen Griechenschädeln 14 dolichozephal [Index 68 bis 75], 15 subdolichozephal [76 und 77], 16 mesozephal [78 bis 80], 22 subbrachyzephal [81 bis 83], 28 brachyzephal [84 bis 93]. Die Klassen werden hier etwas anders bezeichnet als von Ammon, der natürlich die neuere, erst nach 1881 vereinbarte Klassifikation annimmt. Ob die dolichozephalen Griechenschädel hervorragenden Männern und die brachyzephalen dem gemeinen Volke angehört haben, das ist bisher nicht untersucht worden. Die griechischen und römischen Porträtbüsten scheinen noch nicht auf die Schädellänge untersucht worden zu sein; unbedingt zuverlässig würde deren Messung freilich nicht sein, da man nicht wissen kann, ob die Künstler die Kopfform, auf die der gewöhnliche Beschauer kaum achtet, mit derselben Gewissenhaftigkeit wiedergegeben haben wie die Gesichtszüge.) Ammon zieht das, was Lapouge sagt, S. 185 in die Sätze zusammen: „[Darnach] erscheinen die Langköpfe germanischer Abkunft als die Träger des höhern Geisteslebens, als die von der Natur berufnen Inhaber

*) Die Untersuchung hat sich nicht auf die Einjährigen erstreckt.

Digitized by Google

herrschender Stellungen, als die gebornen Verteidiger des Vaterlands und der gesellschaftlichen Ordnung. Ihr ganzes Wesen bestimmt sie zur Aristokratie. Sinn für bürgerlichen Erwerb haben sie nur in geringem Grade. Dagegen ist bei den Rundköpfen diese letztere Anlage sehr ausgebildet. Geschickt zu jeder landwirtschaftlichen und technischen Fertigkeit, wie zu Handel und Geldgeschäften, sind sie vortreffliche Bauern, Arbeiter und Händler, dabei meist fügsame Unterthanen. Die Begabtern unter ihnen wissen auch industrielle Unternehmungen zu organisiren und ihr Vermögen zu mehren. Rein wissenschaftliche Bestrebungen, denen sich die Langköpfe, von Wißbegier getrieben, mit dem ganzen Ungestüm ihres Wesens hingeben, liegen den Rundköpfen ferner; der praktische Nutzen neuer Erfindungen entgeht ihnen aber nicht, und sie bringen oft die allzu uneigennützigen Langköpfe in wirtschaftliche Abhängigkeit. [Wer dächte da nicht an die verunglückten Börsenspekulationen des Vater Ploetz und an die Hypotheken der allzu uneigennützigen ostelbischen Junker! Zu einiger Beruhigung über das diesen Langschädeln drohende Unheil sei jedoch Herr Ammon daran erinnert, daß nicht wenige von ihnen bei Gründungen ganz ausgezeichnete Geschäfte gemacht haben und wohl auch noch in Zukunft machen werden.] Ihre Neigung zur demokratischen Gleichheitslehre ist darin begründet, daß sie selbst in keiner Weise über die mittlere Höhe hervorragen [siehe Perikles! der demnach ohne Zweifel ein Rundschädel gewesen ist] und gegen Größe, die sie nicht fassen können, Abneigung, wo nicht Haß empfinden."

Eine besonders kräftige Unterstützung seiner Auffassung findet Ammon in den Ergebnissen der an Gymnasiasten vorgenommnen Schädelmessungen. Zwar sind diese Ergebnisse so kraus, daß wir mehrere Seiten brauchen würden, um sie klar darzustellen, und daß sich Ammon dadurch zu mehreren Einschränkungen genötigt sieht. So schreibt er: „Auffallend ist die geringe Zahl von Langköpfen unter den Halbstädtern. Entweder muß man einen Einfluß des Zufalls annehmen, der ja bei der immerhin nicht großen Zahl von dreißig Halbstädtern vorkommen kann, oder man muß die Thatsache auf einen stärkern Zudrang von Rundköpfen in diesem Stadium der Ansässigkeit zurückführen. Dieser Zudrang könnte seine Ursache darin haben, daß in der zweiten Generation verhältnismäßig zahlreichere Rundköpfe zu Vermögen kommen und imstande sind, ihre Kinder in höhere Schulen zu schicken, aus denen aber die nächste Generation der Rundköpfe zum größten Teil wieder verschwindet. Mit solchen Verhältnissen mag es auch zusammenhängen, daß wir unter den Gymnasiasten überhaupt eine verhältnismäßig bedeutende Zahl von Rundköpfen antreffen.... Wir dürfen darum nie behaupten, daß die Rundköpfe nicht begabt seien: unter den Lang- und Rundköpfen giebt es verschiedne Grade der individuellen Begabung, und wir dürfen nur das eine festhalten, daß die Begabung der Langköpfe von andrer Art ist, und daß im großen und ganzen bei ihnen die höhern Grade von Begabung gefunden werden. Es ist mehrfach betont worden, daß

Digitized by Google

die Rundköpfe jedenfalls die materiellen Dinge, den Handel und Erwerb, sehr gut verstehen, und damit mag es zusammenhängen, daß sie ihre Kinder in verhältnismäßig so großer Anzahl in die Mittelschulen bringen. Die Langköpfe sind oft zu uneigennützige Idealisten. Wie sie sich in der Römerzeit dazu hergegeben haben, mit Leib und Leben die römischen Herren zu schützen, so sind sie heute noch stets bereit, sich für eine Idee aufzuopfern, denn jene alten Leibwächter dienten auch nicht um des Soldes willen, sondern ihr Leitstern war die Idee der Treue für den erkornen Herrn oder Kriegsführer.*) Zum Schlusse soll nochmals daran erinnert werden, daß nicht alle runden Köpfe die Begabung der Rundköpfe beherbergen müssen. Wie schon wiederholt berührt, kann bei einem Individuum, welches von Eltern verschiedner Rasse abstammt, die Vererbungstendenz im Schädel auf die Bildung eines Rundkopfes hinwirken, während die Anlagen des Gehirns die des Langkopfes sind" (S. 192 bis 193). Also die Gymnasiasten im allgemeinen sind ziemlich rundköpfig, aber nach der Untersekunda ändert sich das plötzlich. In den drei Oberklassen der [Karlsruher] Gymnasien „erhebt sich die Zahl der Langköpfe bei den eigentlichen Städtern mit 40,5 Prozent im Durchschnitt und mit 45 Prozent am Realgymnasium auf eine Höhe, die an altgermanische Zeiten erinnert, ohne sie zu erreichen; bei den Germanen war die Zahl der Langköpfe 69,2 Prozent." Die Mannheimer Gymnasien haben einen noch höhern Prozentsatz von Langköpfen ergeben. Nach der Ammonschen Charakteristik der rundköpfigen Begabung sollte man erwarten, daß die Langköpfe auf den humanistischen Gymnasien zahlreicher sein würden als auf den Realgymnasium; es ist aber das umgekehrte der Fall; er bemerkt darüber: „Auf den Umstand, daß die Realgymnasien bei den Städtern mehr Langköpfe haben als die Gymnasien, bei den Landgebornen aber weniger, will ich kein Gewicht legen, da dies auch vom Zufall herrühren kann."

Eine weitere Bestätigung hat ihm die Messung der Köpfe von dreißig Mitgliedern des Karlsruher naturwissenschaftlichen Vereins geliefert; diese Herren sind in noch höherm Grade langköpfig als die Gymnasiasten der drei Oberklassen und haben dabei hervorragend große Köpfe. Ammon schmückt den Bericht über die Messung mit einer hübschen Anekdote. An dem für die Messung bestimmten Abende brach ein furchtbares Unwetter los; infolge dessen

*) Die germanischen Garden sind ihren römischen Herren treu bis in den Tod gewesen, gerade so wie sich bis auf den heutigen Tag die rundschädligen Polaken, Russen und Türken im Kriege für ihre Kriegsherrn totschießen lassen; aber eigens zu dem Zweck, sich für einen Herren totschlagen zu lassen, sind sie nicht nach Rom und Konstantinopel gegangen, sondern um Glanz, Ruhm, Beute und Grundbesitz zu erwerben. Übrigens verstehen wir nicht, was der Verfasser gerade in diesem Zusammenhange mit der Erwähnung des germanischen Idealismus will; er kann doch unmöglich meinen, die langschädligen Eltern seien zu idealistisch gesinnt, ihre Söhne aufs Gymnasium zu schicken.

Digitized by Google

erschienen nur zwölf Herren; die andern achtzehn wurden an einem andern Tage gemessen, und siehe da! es ergab sich, daß die wackern deutschen Männer, die sich trotz Sturm und Regen am ersten Abende eingefunden hatten, „ziemlich viel langköpfiger“ waren als die feigern oder bequemern Nachzügler. Übrigens verstehen wir die Zahlen der Tabelle nicht. Er verzeichnet bei der Reihe jener Tapfern: 41,7 Prozent Langköpfe, 0 Prozent Rundköpfe; wenn es gar keine Rundköpfe darunter giebt, dann sind doch nicht 47,7, sondern 100 Prozent Langköpfe. Es wäre zu untersuchen, ob nicht die Köpfe der Gelehrten infolge anhaltender Denkarbeit noch wachsen. Ammon behauptet, nach dem zwanzigsten Jahre wüchse der Kopfumfang höchstens noch um 1 bis 2 Millimeter; ist dieses das Ergebnis einer hinreichend großen Zahl vorgenommner Messungen? Sollte es reine Einbildung sein, wenn man an alten Gelehrten den prachtvollen Schädel bewundert, den man an jungen Leuten nicht zu bemerken pflegt? Wird der Schädel überhaupt durch Denkarbeit verändert, dann kann sich nicht allein der Umfang, sondern auch die Form nach dem Bedürfnis des wachsenden Gehirns ändern, und dann sind auffällige Schädelformen und Schädelgrößen bei vieldenkenden Jünglingen und Männern Produkte ihrer Thätigkeit und darum keine sichern Rassenmerkmale. Bedeutend scheint freilich das Wachstum des Schädels auch bei den Denkern nach dem zwanzigsten Jahre nicht mehr zu sein, wohl aber das der grauen Hirnsubstanz, die, so nimmt man an, da sie den Schädel nicht mehr auszudehnen vermag, sich in die weiße Substanz eindrängt und darin die zahlreichen Falten erzeugt, die das Hirn des geistig Thätigen von dem einfacher geformten des Handwerkers unterscheiden. Aus Angaben von Wiedersheim und Welcker stellt Ammon eine Liste der Hirngewichte von 36 berühmten Personen zusammen. 25 davon hatten ein Gewicht über, 11 ein solches unter dem Mittel; der Durchschnitt aller 36 beträgt fast 100 Gramm über das Mittel. „Diese Ziffern sind beweisend,“ fügt er hinzu. Gewiß! sie beweisen etwas sehr wichtiges, nämlich daß wir über die Beziehung des Hirngewichtes zu den Geistesanlagen und zur Höhe ihrer Entwicklung so gut wie nichts wissen. Wenn man mit einem Gehirn, das weniger wiegt als ein durchschnittliches Philisterhirn, ein großer Gelehrter sein kann, so ist damit doch bewiesen, daß zwischen Gehirngröße und Geistesgröße kein Parallelismus besteht. Das kleinste der 36 Hirne hat Döllinger gehabt; es hat nur 1207 Gramm gewogen; das größte Turgenjeff mit 2012 Gramm; das Hirn dieses russischen Romanschreibers ist also beinahe doppelt so schwer gewesen wie das des großen deutschen Gelehrten. Und Turgenjeff hat nicht zu jenen Novellisten gehört — heutzutage giebt es ja solche —, die angestrengt studiren und arbeiten. Ludwig Pietsch, der mit ihm befreundet war und in Baden-Baden eine Zeit lang Wand an Wand mit ihm gewohnt hat, erzählt, wie der Russe, wenn ihn eine übernommne Verpflichtung drängte, immer erst stundenlang geseufzt und schmerzbewegt: „Arbeiten, ach arbeiten“ gerufen habe,

Digitized by Google

ehe er die Feder angesetzt habe. Daraus, daß außer Turgenjeff noch Byron und Thackeray zu oberst, Schlagintweit und Justus von Liebig ziemlich weit unten in der Reihe stehen, könnte man die Vermutung schöpfen, daß eine starke Phantasie einen größern Hirnkasten erfordert als das Gelehrtengenie; aber mehr als Vermutungen wird der gewissenhafte Gelehrte nicht wagen, namentlich bei der verhältnismäßig so geringen Zahl von Gehirnen, die bis jetzt gewogen worden sind. Daß es weniger auf die Größe als auf die Struktur des Gehirns ankommt, hebt auch Ammon hervor, der freilich lieber Kopfform als Struktur sagt, obwohl zweifellos diese die Hauptsache ist; er muß es schon darum hervorheben, weil ja bei gleichem Umfang der Rundkopf mehr Inhalt hat als der Langkopf, also ein größeres und schwereres Hirn birgt. Da haben wir nun aber wieder die merkwürdige Thatsache, daß Napoleon I. und Kant Rundköpfe gewesen sind. Bei Napoleon freilich findet es Ammon ganz in der Ordnung: „In der That war Napoleon der richtige Typus eines Dschingischan und der geborne Abgott eines rundköpfigen Volkes.“ Dieser Satz ist ungemein bezeichnend für die Denk- und Erinnerungsschwäche des Verfassers. Er steht mit zweien seiner Behauptungen im Widerspruch, die sich ihrerseits wieder untereinander widersprechen. Erstens nämlich hat Ammon hervorgehoben, daß die Langköpfe in der Geschichte als Beherrscher der Rundköpfe auftreten, und das ist ja auch wahr, wenn wir die wenig berechtigte Bezeichnung Langköpfe für die arische Rasse einmal durchgehen lassen wollen. Das auffälligste Beispiel ist die Thatsache, daß Germanen vormals den russischen Staat gegründet haben, und daß bis auf den heutigen Tag eine deutsche Dynastie die Russen beherrscht. Ammon vermutet sogar, daß Leo XIII., der gegenwärtige kluge Beherrscher der „rundköpfigen“ Katholiken, ein Langkopf sei. Es ist also nicht richtig, daß sich ein Rundkopf am besten zur Beherrschung eines Volkes von Rundköpfen eigne. Den Dschingischan, in dem noch dazu Lapouge wahrscheinlich einen Langkopf vermutet, haben freilich die Mongolen seiner Horde angebetet, die er mit der Beute seiner Eroberungen bereicherte, aber die Unterjochten und Ausgeplünderten haben ihn nicht angebetet, sondern verwünscht, gleichviel ob sie Lang- oder Rundschädel waren. Und so haben die Franzosen ihren Napoleon nicht angebetet, weil er die Eigenschaften eines Rundschädels gehabt hatte, oder weil sie selbst diese hatten, sondern weil er sie zu Siegesruhm und reicher Beute führte; der Napoleonkultus beruht gerade auf Langschädeleigenschaften des Gefeierten wie der Verehrer, gleichviel wie beider Schädel beschaffen gewesen sein mögen. Sodann behauptet ja Ammon, die Rundschädel haßten alles, was über die Mittelmäßigkeit hervorrage, was freilich schon der andern Behauptung widerspricht, sie seien gewöhnlich gefügige, also doch wohl bereitwillig gehorchende Unterthanen.

Sicher ist in diesen Dingen nur folgendes. Es giebt hochbegabte und wenig begabte, es giebt edle und unedle Völker. Beide Gegensätze fallen bei

Digitized by Google

den Völkern so wenig zusammen wie beim einzelnen Menschen, der ja edel und dabei nur mäßig begabt oder auch hochbegabt und ein schlechter Charakter sein kann. Man darf jedoch annehmen, daß die höchste Begabung so wenig bei unedeln Rassen wie bei unedeln Individuen anzutreffen sein wird, und bei stumpfsinnigen Völkern und Menschen kann von einem edeln Charakter natürlich keine Rede sein. Es ist ferner gewiß, daß die alten Germanen unter den hochbegabten und edeln Völkern einen hervorragenden Rang einnehmen, und daß sie ein sehr langschädliges Volk gewesen sind. Aber es ist keineswegs gewiß, daß jene geistigen Vorzüge an diese Kopfform gebunden sind. Denn es giebt langschädlige Stämme auch unter den Eingebornen Afrikas,*) Amerikas und Ozeaniens, von denen bisher nicht nachgewiesen worden ist, daß sie sich durch höhere Begabung oder idealern Sinn vor den übrigen Stämmen jener Erdteile auszeichneten, und es sind andre körperliche Merkmale, an denen man gewöhnlich die edlere Art erkennt, nämlich das Ebenmaß der Glieder und die Schönheit des Antlitzes. Beide Eigenschaften finden wir im höchsten Grade vereinigt bei den Hellenen, wie ihre hinterlassenen Bildwerke bezeugen, und ihre Geistesart hat nach dem Zeugnis ihrer Litteratur in vollkommenster Harmonie mit ihrer Leibesbeschaffenheit gestanden; sie sind aber, wie schon bemerkt wurde, ein mehr rund- als langköpfiges Volk gewesen. Was das Verhältnis des Gehirns zu den Geistesanlagen betrifft, so steht nur so viel fest, daß die höher begabten Menschen im allgemeinen größere Gehirne haben, die Idioten und die sehr unbegabten Stämme abnorm kleine, aber ein förmlicher Parallelismus zwischen Gehirngröße und Geistesgröße besteht nicht, wie wir gesehen haben. Und da wir unmöglich annehmen können, daß die durchschnittliche Begabung der Deutschen in den letzten zwei Jahrtausenden zurückgegangen sei, so folgt daraus, wie aus dem, was wir von den alten Griechen wissen, daß auch zwischen Schädelform und Geist kein Parallelismus besteht. Was den Grad der Begabung anlangt, so gesteht ja Ammon selbst zu, daß man sehr hohe Grade den Rundköpfen nicht absprechen dürfe; nur in der Art der Begabung sollen sich die beiden Kopfformen unterscheiden. Aber wenn es jemals eine weitverbreitete ideale Anlage gegeben hat, so ist sie bei dem Volke zu suchen, das die griechischen Tragödien hervorgebracht und mit Andacht geschaut und angehört hat, und was giebt es Idealeres, als die Reden der jüdischen Propheten, die freilich unter ihrem Volke mehr Gegner als willige Hörer gefunden haben; jedenfalls also finden wir höchsten Idealismus auch bei rundköpfigen Völkern. Den Idealismus der alten Germanen aber in allen Ehren — er offenbarte sich bekanntlich vorzugsweise in ihrer Empfänglichkeit für die griechisch-römische Kultur —, wenn man ihnen nach allem, was man von

*) Namentlich die Negerschädel sind lang, und dabei nicht etwa flach, wie die der Mikrozephalen. Ratzel II, 7.

Digitized by Google

der Völkerwanderung, von den mittelalterlichen Eroberungs- und Kolonisationszügen, von der Volkspoesie und den Volksvergnügungen weiß, den gesunden Materialismus und Realismus absprechen will, so ist das doch ein sehr aussichtsloses Unternehmen.

Sodann ist wohl zu beachten, was Friedrich Ratzel in seiner Völkerkunde wiederholt und nachdrücklich hervorhebt, daß geringere Kulturleistungen keineswegs zu dem Schlusse auf geringere Begabung berechtigen, weil es eine Menge Ursachen giebt (unter denen die Gunst oder Ungunst der geographischen Lage die wichtigste ist), die den Kulturfortschritt der Völker beschleunigen oder hemmen, sodaß zwei Völker von gleicher Begabung eine ganz verschiedne Stellung in der Kulturwelt einnehmen und eine ganz verschiedne Rolle in der Weltgeschichte spielen können. Was nun von Völkern gilt, das gilt natürlich auch von den verschiednen Stämmen, Ständen und Schichten desselben Volkes. Von allem Verkehr abgeschnittne Dörfler und Hinterwäldler zeigen ein ganz andres Wesen als Großstädter, und wohlhabende Bauern einer verkehrsreichen Gegend sind wieder anders geartet als jene beiden, ohne Rücksicht auf Abstammung, obwohl sich natürlich die Rasse auch geltend macht und mit dem Kulturzustande zusammen die verschiedensten Kombinationen erzeugt. Chinesen und Mongolen, schreibt Ratzel, „gehören derselben Rasse an, und doch welcher Unterschied der Kultur!“ Die Starrheit der chinesischen Kultur im Gegensatz zur unbegrenzten Entwicklungsfähigkeit der Europäer ist freilich auch nach ihm auf einen Unterschied der Begabung zurückzuführen. Der Gegensatz zwischen Mongolen und Chinesen ist aber nicht bloß deswegen interessant, weil wir da ein zivilisirtes und ein sehr rohes Volk, beide desselben Stammes, nachbarlich bei einander wohnen sehen, sondern auch, weil sich das zivilisirtere Volk seit 600 Jahren, wenn auch mit Unterbrechungen, die Herrschaft von Dynastien gefallen läßt, die einem der verwandten rohern Völker entstammen. Schon vor Ratzel ist es vielfach hervorgehoben worden, daß die Nomaden in der Weltgeschichte häufig als Eroberer und Staatengründer auftreten und höher zivilisirte Ackerbauer unterjochen; in Ungarn herrscht ein den Türken verwandtes Volk über eine Mehrheit andrer Nationalitäten, darunter mehr als zwei Millionen Deutsche.

Damit kommen wir auf die politische Stellung, die Ammon den beiden Menschenarten anweist. Die Langschädel sollen geborne Herrscher, Aristokraten, Verteidiger des Vaterlands und der gesellschaftlichen Ordnung, die Rundköpfe Demokraten, aber trotzdem „meist fügsame Unterthanen“ sein. Der Grundfehler besteht hier darin, daß überhaupt die Menschen in zwei politische Schubfächer gedrängt werden, von der Ungeheuerlichkeit ganz zu schweigen, daß noch dazu die Schädelform zum Hauptmerkmale des Rassenunterschieds gemacht wird, wovon man, wie im Konversationslexikon zu lesen steht, schon vor mehr als zwanzig Jahren zurückgekommen ist. Wenn Ammon gläubige Leser findet, so

Digitized by Google

hat er sich das Verdienst erworben, die ohnehin herrschende Verwirrung in der Lehre vom Staat um ein Erkleckliches vermehrt zu haben. Zum Teil rührt diese Verwirrung daher, daß man den Staatsbegriff der Alten ohne weiteres auf unsre modernen Staaten überträgt. In den alten Stadtstaaten hätte das, was Fichte den Vernunftstaat nennt, allenfalls verwirklicht werden können. Eine 20000 Mann starke Bürgerschaft, die alle gröbern Beschäftigungen auf rechtlose Sklaven abwälzt, ist einerseits klein und gleichartig genug, um wie ein Mann fühlen und über die wichtigsten Dinge übereinstimmend denken zu können, sodaß ihr Gesetz der Willensausfluß aller und der Gehorsam gegen das Gesetz nur die Bethätigung der eignen Vernunft ist, und sie ist andrerseits frei genug von niederdrückenden Arbeitslasten, um sich bis zum ärmsten Bürger hinab täglich mit Staatsangelegenheiten beschäftigen zu können; wenn ihre Staaten trotzdem das Ideal nicht verwirklicht haben — desto schlimmer für den Vernunftstaat! Im modernen Großstaat ist keine der beiden Bedingungen vorhanden. Selbst abgesehen von der zum unerträglichen Übel gewordnen Nationalitätenmischung mancher dieser Staaten ist die Verschiedenheit der Staatsbürger nach Stand, Beschäftigung, Bildung, Lebensgewohnheiten so groß, sind sie einander teils wegen der weiten Entfernung ihrer Wohnorte so fremd und gleichgiltig, teils als Konkurrenten oder wegen sonstiger Interessengegensätze so feindlich gesinnt, daß sie nur durch Zwang zusammengehalten werden können. Nun ist es klar, daß ein solcher Zwangsstaat gar nicht denkbar wäre, wenn alle seine Bürger mit den Eigenschaften ausgestattet wären, die Ammon unberechtigterweise für Vorzüge der Langschädel hält. Die Zahl derer, die sich dienend und gehorchend unterordnen müssen, ist weit größer als die Zahl der zum Herrschen und Gebieten berufnen. Angenommen also, die Herrschertugenden wären wirklich an den Langschädel — Nietzsche sagt lieber an die prachtvolle blonde Bestie — gebunden, die Unterthanentugend dagegen an den Rundschädel, so könnte ein moderner Staat nur unter der Voraussetzung bestehen, daß in ihm auf je einen Langschädel mindestens tausend Rundschädel kämen. Demnach wäre ein aus lauter Langschädeln bestehender Staat überhaupt nicht denkbar, wohl aber ein Staat, bei dem das gemeine Volk aus Rundschädeln bestünde, mit einer langschädligen Aristokratie. So ungefähr mag sich ja Ammon die Sache auch denken, und so weit hat er ja Recht, daß wirklich die modernen Staaten aus einem dienenden Volke und einer in den verschiedensten Formen herrschenden Aristokratie bestehen. Aber daß die beiden Stände, der herrschende und der dienende, die übrigens an unzähligen Stellen in einander übergehen, mit dem Rassengegensatz von Lang- und Rundköpfen zusammenfielen, das müßte denn doch noch etwas gründlicher bewiesen werden; der eine Rundkopf des Herrenmenschen Napoleon wiegt die Langschädel aller Karlsruher und Mannheimer Primaner samt denen der dreißig Vereinsmitglieder auf. Außerdem ist doch selbst nach Ammons Dar-

Digitized by Google

stellung das germanische Element noch unter den Bauern vertreten, muß also die Eigenschaften der Rundschädel angenommen haben, weil es sonst in diesem Stande sein Fortkommen nicht fände. Woraus folgt, daß jahrhundertelanger Druck aus den Nachkommen eines Herrenvolks geduldige Fröhner machen kann, wie wahrscheinlich auch eine dauernd günstige Stellung aus den Nachkommen von Knechten zum Herrschen taugliche Gebieter machen kann. Es wäre zu untersuchen, ob die herrschende Aristokratie an der Ostseeküste von Wismar bis Reval aus lauter Langköpfen, die gehorsame Bauern- und Tagelöhnerschaft aber auch im deutschen Anteil aus lauter Rundköpfen besteht. Diese Landschaften sind, obwohl sie immer unter Fürsten gestanden haben, seit der Einwanderung der deutschen Herren Adelsrepubliken gewesen und sind es einigermaßen heute noch. Die Herren sind allerdings nicht allein tapfere Verteidiger des Vaterlands im Kriege, sondern auch Verteidiger der gesellschaftlichen Ordnung im Frieden, aber nur der Ordnung, die ihnen die Alleinherrschaft im Lande sichert; bequeme Unterthanen, Verteidiger einer Ordnung, die auch die neuen Bevölkerungsschichten des modernen Staats zu ihrem Rechte kommen läßt, das sind sie nicht, die preußischen Könige haben immer ihre liebe Not mit ihnen gehabt. Wenn ferner Ammon die Rundköpfe einerseits als geduldige Schollenkleber, fleißige Arbeiter und fügsame Unterthanen, andrerseits als Demokraten schildert, die keinen hervorragenden Mann über sich dulden wollen, so schreibt er ihnen widersprechende Eigenschaften zu. Die Russen, die Musterbilder der ersten Charakteristik sind, denken gar nicht daran, eine demokratische Republik aufzurichten; sie küssen die Hand, die die Knute über sie schwingt, mag es die ihres Gutsherrn sein oder die eines Beamten ihres angebeteten Zaren. Zu Nihilisten sind einige von ihnen geworden nicht durch ihre Rundköpfigkeit, sondern durch die Aufnahme der Ideen des Westens in ihre wie immer gestalteten Köpfe. Demokraten, wir meinen nicht Maulmacher, die demokratisch klingendes Zeug schwätzen, sondern echte Demokraten, sind stets Männer von starkem Unabhängigkeitssinn, einer Eigenschaft, die nach Ammons Meinung mit den langen Schädeln verbunden ist.*) Athen und Florenz haben nur darum die am meisten demokratischen Gemeinwesen sein können, die die Geschichte kennt, weil ihr kleines Volk aus lauter Aristokraten bestand, das heißt aus lauter hochbegabten und hochgebildeten Menschen, von denen jeder auf eignen Füßen zu stehen und andre Menschen zu beherrschen imstande war. Sehr natürlich, daß sie einander politisch gleich sein wollten, weil sie einander in der Begabung gleich waren! Ähnlich steht die Sache in Bauernrepubliken. Wirkliche Demokratien entstehen also nur in solchen Städten und kleinen Ländern,

*) Die Einteilung in Herrenmenschen und Sklaven ist selbstverständlich so ungenügend wie jede andre Zweischachteltheorie, denn es giebt auch in dieser Hinsicht unzählige Abstufungen und Mischungen; allermindestens muß man zwischen die beiden Hauptklassen noch die Klasse der Unabhängigen einschieben, die niemals Herr und niemals Knecht sein wollen.

Digitized by Google

wo die durchaus aristokratischen Bürger keine plebejisch gearteten Unterthanen haben, durch deren Beherrschung sie eine Aristokratie bilden könnten. Läßt man die Sklaven als Volk gelten, so war auch Athen eine Aristokratie. Völker von hoher Begabung und Bildung, namentlich die alten Griechen und die mittelalterlichen Bewohner Ober- und Mittelitaliens, sind gleichzeitig das am meisten staatenbildende und staatenauflösende Element; das erste, weil sie gescheit genug sind, die Bedingungen des Gesellschaftslebens zu erkennen und alle möglichen Formen des politischen Zusammenlebens vorübergehend zu verwirklichen — sie produziren eine Fülle von Staatsverfassungen; das zweite, weil es diese Fülle von kleinen Staaten, von denen sich jeder nach seinem eignen Geschmack einrichten will, niemals zum Nationalstaat kommen läßt — ähnlich ist ja die Sache auch in Deutschland verlaufen. Der Großstaat ist daher nur möglich, wenn entweder ein gering begabtes oder niedrig zivilisirtes Volk (das zweite, der tiefere Kulturstand, ist die Hauptsache) von einem wenig zahlreichen, aber hochzivilisirten unterjocht wird, das dann die herrschende und zusammenhaltende Aristokratie bildet, oder wenn in einem nach der obigen Beschreibung zugleich aristokratischen und demokratischen Volke der Unabhängigkeitssinn der Mehrzahl gebrochen wird. Man denke sich ein aus lauter Bismarcken bestehendes Volk, ob das einen Staat bilden könnte! Wenn wirklich die Herreneigenschaften an die lange Schädelform gebunden sein sollten, so wäre die Verminderung der Langschädel eine Notwendigkeit gewesen, weil es sonst niemals zur Staatenbildung hätte kommen können. In Italien ist der mittelalterliche Unabhängigkeitssinn so gründlich gedämpft, daß bloß noch ein paar tausend Sozialdemokraten und Anarchisten dem Mechanismus des Militär- und Polizeistaats widerstreben; die Herren Lombroso und Ammon mögen nun durch Messungen unter sich ausmachen, ob diese Leute, den berühmten Professor Ferri eingeschlossen, Verbrecherschädel mit abnorm kleinen Gehirnen haben, oder ob sie echte Nachkommen langschädliger mittelalterlicher Republikaner, vielleicht auch eingewanderter deutscher Eroberer sind. Verträgt also der moderne Großstaat nur eine verhältnismäßig geringe Zahl echter Germanencharaktere, so ist es sogar fraglich, ob er eine allzu große Zahl hochgebildeter und selbständig denkender Geister verträgt. Es ist eine der ungeheuern Aufgaben unsrer Zeit, eine Staatsverfassung zu finden, die einer verhältnismäßig großen Zahl begabterer Individuen ihre Unabhängigkeit sichert, ohne daß dadurch die Einheit des Staats und die gesellschaftliche Ordnung aufgelöst würden.

Ganz unbegreiflich erscheint es uns, wie Ammon auf den Gedanken verfallen kann, die vermeintliche Langschädelbegabung sei für eingewanderte Bauerjungen ein Vorteil im Kampfe ums Dasein in der Stadt. Offenbar braucht ein solcher doch das, was Ammon Rundschädelbegabung nennt. Der Lehrling oder junge Fabrikarbeiter würde schön ankommen, wenn er Herrschertalente entfalten oder sich „mit dem ganzen Ungestüm seines Wesens rein wissenschaft-

Digitized by Google

lichen Bestrebungen hingeben" wollte. Sich fügen und schmiegen, in mechanischer Arbeit geduldig schuften und sich placken, das allein sichert ihm sein notdürftiges Brot. Weiter als seine Genossen kommt allerdings der Rührigere und Regsamere; aber Rührigkeit im Erwerben ist ja gerade eine der Eigenschaften, die Ammon den Langschädeln ab- und den Rundschädeln zuspricht, wobei er augenscheinlich an die Juden denkt.

Schließlich sollen nach Lapouge die Langschädel geborne Protestanten, die Rundschädel geborne Katholiken sein, und die Bestätigung, die Ammon dafür gefunden hat, ist vielleicht die merkwürdigste unter allen seinen Entdeckungen. „Die Freiburger Konviktsschüler stellen eine Auslese der Rundköpfe vor, und zwar bilden sie eine Gruppe, die rundköpfiger ist als irgend eine der bisher untersuchten, sogar rundköpfiger als der ländliche Durchschnitt von ganz Baden." Also was unter klerikaler Einwirkung steht, das ist in auffälligem Grade rundköpfig. Ammon spricht diesen Knaben, wie überhaupt den Rundköpfen, die Begabung nicht ab und teilt mit, daß ihr Fleiß von den Lehrern gerühmt werde. Er berichtet außerdem, daß sie ziemlich große Köpfe haben, also richtige Dickköpfe sind. Er wendet auf sie die Charakteristik zweier Schülerarten an, die W. H. Riehl entwirft: den beschränkten Bauerjungen, der mit der Geduld und Beharrlichkeit des Pflugstiers sein Gymnasialpensum durchackert, und den geistig angeregten Sohn gebildeter Eltern, der vorm Abiturium abfällt. Es wäre zu untersuchen, ob es in allen Fällen Genialität ist, was die mindere Beharrlichkeit mancher vornehmen Knaben verschuldet, und ob wirklich alle studirenden Bauerjungen beschränkt sind. Übrigens wollen wir bei dieser Gelegenheit Ammon zugestehen, daß er wenigstens einen vernünftigen Gedanken ausspricht, nämlich den, daß es auch glückliche ethnologische Mischungen giebt.*) Ob die Kombination begründet ist, die ihm diesen Gedanken eingegeben hat, mag dahingestellt bleiben. Er schreibt nämlich das Vorwiegen der Brünetten auf den Gymnasien dem Umstande zu, daß die braune Haarfarbe wahrscheinlich mit der Rundschädeleigenschaft des Fleißes verbunden sei, und daß am Gymnasium die Mischung am besten fortkomme, die diese Eigenschaft mit den andern Eigenschaften der Langschädel verbinde. Auch habe ja die höchste Kultur nicht Völker ganz reiner Rasse, sondern Mischlinge hervorgebracht, im Altertum die Hellenen, im Mittelalter die Italiener, in neuerer Zeit die Deutschen, wenigstens sind wir überzeugt, daß unsre Kultur als die vielseitigere und feinere höher steht als die der reinblütigern Engländer. Die Beziehung der Schädelbildung zur Religion stellt Ammon folgendermaßen dar. „Den Germanen wohnte eine andre Art des religiösen Empfindens inne als den Asiaten. Schon in den ältesten christ-

*) Im allgemeinen hält er die Mischlinge für schlechter als die Völker und Menschen von reiner Rasse; Ratzel erklärt das für ein durch die Völkerkunde widerlegtes Vorurteil.

Digitized by Google

lichen Zeiten waren die Germanen mit dem römischen Katholizismus im Widerspruch; nur mit Widerstreben nahmen sie das Christentum an, dann waren sie Arianer, im Mittelalter Ketzer und später Protestanten; und dieser Gegensatz reicht bis in die Tage des Deutsch- und des Altkatholizismus. Der asiatische Rundkopf ist ein geborner Autoritätsmensch: der Despotismus Attilas wie derjenige Dschingischans, der türkischen Sultane und der chinesischen Himmelssöhne, desgleichen die Verkörperung der religiösen Gemeinschaft in dem tibetanischen Dalai-Lama, wie die in dem russischen Zaren und dem römischen Papste, sie alle treffen bei dem Rundkopfe vorbereitete Hirnzellen, die das Individuum und das ganze Volk sich willig fügen heißen. Die Opposition Döllingers und andrer katholischen Theologen gegen das Unfehlbarkeitsdogma war ein Protest des deutschen Gewissens gegen die Bestrebungen der Rundköpfe. Die Opponenten dachten nur nicht daran, daß das religiöse Gefühl der rundköpfigen Menge eine solche Autorität haben muß." Und Ammon denkt nicht daran, daß dem Geschichtskundigen bei diesem historischen Potpourri übel werden muß. Der Geschichtskundige weiß, daß der Gegensatz gegen die Asiaten nicht erst in den Deutschen, sondern schon in den Hellenen hervorgetreten ist, daß der Anschluß der Germanen an diese oder jene Form des Christentums von geographischen Verhältnissen und politischen Erwägungen abgehangen hat, daß gerade die Asiaten sich eher lebendig rösten als zum Christentum zwingen lassen würden, daß es in Frankreich und Italien noch mehr als in Deutschland von Ketzern gewimmelt hat, und daß die katholischen Italiener der Renaissance die autoritätsfeindlichsten Individualisten der Welt gewesen sind. Wir können nicht noch einmal wiederholen, was vor Jahren in den Grenzboten über die Unterschiede der Konfessionen gesagt worden ist; die Entscheidung der Völker dafür, soweit sie ihnen nicht von den Gewalthabern abgenommen worden ist, hat weit mehr von Kultusfragen als von dogmatischen abgehangen; für den Katholizismus giebt bei den Romanen ihr vorherrschender Formensinn den Ausschlag. Der Unbequemlichkeit selbständiger Entscheidung unterzieht sich der Durchschnittsmensch aller Schädelformen nur sehr ungern, wenn er in kritischen Zeiten dazu gezwungen wird; ist die Entscheidung für eine neue Kirche oder Sekte getroffen, so werden deren Glaubenssätze von den folgenden Geschlechtern ebenso mechanisch angeeignet und auf die Autorität der Lehrer hin geglaubt wie in der alten Kirche. Über Glaubenssätze nach eignem begründetem Urteil zu entscheiden, ist der gemeine Mann, ist selbst der gebildete Nichttheologe meistens gar nicht in der Lage; wie viele von ihnen haben wohl — von der Begabung gar nicht zu reden — die Zeit und die Hilfsmittel, Bibel und Kirchengeschichte nach der Berechtigung eines Dogmas zu durchforschen? Trifft einer eine selbständige Entscheidung, so bestimmt ihn nicht die klare Einsicht in die Wahrheit oder der Irrtum eines Dogmas, sondern die Zuneigung zu dem gesamten Kirchentum oder die Abneigung dagegen. Das

Digitized by Google

Autoritätsbedürfnis wird in Karlsruhe und Berlin gerade so hoch geschätzt wie im Freiburger Konvikt und im Vatikan; in den Ammon politisch nahestehenden Kreisen kann er täglich über den Schwund des Autoritätsgefühls und über die um sich greifende revolutionäre Gesinnung jammern hören, und wenn die pommerschen Bauern anfangen, eine von der ihrer Gutsherrn abweichende Ansicht über Steuern und Gemeindeverfassung zu äußern, so verbietet der Landrat ihre Versammlungen und läßt ihre Flugschriften und Zeitungen konfiszieren. Nach der Theorie Ammons müßten eigentlich nur die Herrschenden Protestanten, alle Unterthanen dagegen Katholiken sein, und in der That sieht man häufig, wie Gutsbesitzer und Fabrikanten die katholischen Polen als Arbeiter vorziehen, weil sie billiger und williger sind. Wenn dieselben Herren die Germanisirungspolitik billigen, d. h. die Aufhebung der Eigenschaften anstreben, um deretwillen sie die Polen vorziehen, so ist das eine der Thatsachen, die den Sozialisten Ritter von Neupauer zu der Ansicht zu berechtigen scheinen, die Männer der höhern Stände erlitten durch den Schuldrill die Kastration ihres Denkvermögens.

(Schluß folgt)

Meyers Konversationslexikon

Ueber das Wesen, den innern Organismus und die äußere Bedeutung der großen Encyklopädien, die in Zwischenräumen von fünf bis sechs Jahren einen Überblick über das Wissen und Können der Zeit in sechzehn oder siebzehn Bänden zusammenfassen wollen, kann nur einer richtig Auskunft geben, der an der Arbeit hinter den Kulissen teil genommen hat, an den unablässigen Mühen und Sorgen, die ihn wie seine Arbeitsgenossen vom ersten bis zum letzten Bande begleitet und auch nach Vollendung des letzten sich noch nicht in eine reine Befriedigung aufgelöst haben. Denn während der Arbeit schreitet der forschende Geist auf seinen geheimnisvollen Wegen ruhelos weiter, um vielleicht auszustreichen, was die sammelnde und registrirende Wissenschaft kurz vorher als sicheres Kapital gebucht hatte. Wenn aber einer das Wort zu Gunsten eines Bauwerks nimmt, an dem er selbst mitgeholfen hat, so darf er um Mißtrauen nicht sorgen. Die Reklame hat auch in unserm Vaterlande eine so unheimliche Macht gewonnen, daß auch der vertrauensseligste Mensch zweifelsüchtig geworden ist und ihr aus dem Wege geht, wo sie ihm offen entgegentritt. Freilich fällt er dann oft trotz aller Vorsicht doch in die Schlingen, die sie ihm insgeheim ausbreitet. Zu den versteckten Reklamen werden von den besonders Mißtrauischen auch Bücheranzeigen gerechnet, selbst wenn sie, von angesehenen Schriftstellern unterzeichnet, in ehrenwerten Zeitungen und Zeitschriften erscheinen. Das große Publikum

Digitized by Google

ist ja nicht so mißtrauisch. Es verläßt sich auf seine Zeitungen und seinen Mann. Aber das grimmige Heer der „Männer vom Bau," der Schriftsteller wie der Verleger, wittert hinter jeder lobenden Anzeige eines Schriftwerkes finstere Intriguen, schmählichen Verrat oder elende Bestechung. Und wer sich etwa mit sittlichem Pathos gegen solchen Verdacht auflehnt, ist vollends gerichtet. Wir würden also Gefahr laufen, als die raffinirtesten Reklamehelden ausgerufen zu werden, wenn die Redaktion oder einer ihrer Mitarbeiter mit feierlicher Miene versichern wollten, daß die Grenzboten für Reklamen jeglicher Art und vollends für Bestechungen jeder Art unzugänglich seien.

Aus diesem Zwiespalt würde uns auch eine weitere und gründliche Erörterung der Frage, ob die Anpreisung eines Buches in das Gebiet der Reklame gehört oder nicht, nicht heraushelfen. Es werden immer zwei unversöhnliche Meinungen bestehen bleiben. Zuletzt giebt aber der Leserkreis einer Zeitung den Ausschlag als höchstes Richterkollegium, und darum ist es in dem besondern Falle, der uns zu dieser pessimistischen Betrachtung veranlaßt hat, der beste Ausweg, unsre Leser zu eignem Urteil anzuregen, nachdem ein Beteiligter nach bestem Wissen und Gewissen gesagt hat, was zu Gunsten der eben vollendeten, fünften Auflage von „Meyers Konversationslexikon" gesagt werden kann.*)

Als es zum erstenmale erschien, hatte es mit mehreren Konkurrenten zu kämpfen, die aber inzwischen von dem Kampfplatze verschwunden sind — bis auf den einzigen Nebenbuhler, der mit dem Vorzug des Alters auch den eines bekannten Namens verbindet. Der „Brockhaus" war bereits ein populäres Wort geworden, mit dem man den Begriff der Allwissenheit verband, als Meyer als Mitbewerber auf den Plan trat. Der junge Meyer hatte aber mehr Wind für den Geist der Zeit als der alte Brockhaus. Als er um die Mitte der siebziger Jahre mit seiner dritten Auflage begann, hatte gerade jene schon in den sechziger Jahren vorbereitete Bewegung in der Geistesgeschichte unsers Volks die Oberhand gewonnen, die das sogenannte naturwissenschaftliche Zeitalter eröffnete. Nach den märchenhaften Siegen und Heldenthaten der Jahre 1870 und 1871 hatte man erwartet, daß ein neues goldnes Zeitalter anbrechen würde, worin die Phantasie einen ungeahnten Aufschwung nehmen, worin Dichtkunst und bildende Kunst sich zu unvergänglichen Schöpfungen steigern würden. Aber die Heldenthaten haben weder einen würdigen Heldensänger gefunden, noch hat die bildende Kunst Werke hervorgebracht, die die Begeisterung eines großen Volks so entflammt hätten, wie etwa der Sieg von Sedan oder die Einnahme von Paris.

Nicht die musischen Künste, sondern die exakten Wissenschaften mehrten den Ruhm, den Deutschland seinen siegreichen Heeren verdankte, die Naturwissenschaft und die Technik, die die geheimnisvollen Kräfte der Natur, die jene entdeckt und entfesselt hat, in ihren Dienst stellt. In den Ingenieurwissenschaften war Deutschland hinter den andern Nationen, besonders hinter den Amerikanern und Engländern, weit zurückgeblieben, und hier setzten zuerst die geistigen Kräfte ein, die sich fortan auf reiche materielle Mittel und die Machtfülle einer großen, Furcht und Achtung gebietenden Nation stützen konnten. Diesen unerwarteten Umschwung benutzte der kluge, weitblickende Leiter des Bibliographischen Instituts, um die

*) Meyers Konversationslexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10000 Abbildungen im Text und auf über 1050 Bildertafeln, Karten und Plänen. 17 Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Digitized by Google

dritte Auflage seines Lexikons diesem Geiste einer neuen Zeit entsprechend einzurichten. Naturwissenschaft und Technik — das waren die Schlagwörter der Zeit, und wie sehr diese Parole von dem Publikum aufgenommen und verstanden wurde, bewies der Erfolg dieser dritten Auflage, der dem Leiter des Unternehmens zuerst eine sichere Hoffnung auf dessen Fortbestehen gab. Nach diesem Erfolge war es selbstverständlich, daß auch bei der nächsten Auflage daran festgehalten wurde, den Naturwissenschaften und der Technik einen möglichst weiten Raum zu lassen. Was war inzwischen alles entdeckt, erfunden und aus Experimenten zur allgemein giltigen Wahrheit herausgeschmolzen worden! Das mußte alles untergebracht und im Text wie in den Illustrationen den Laien klar gemacht werden. Begriffe, wie z. B. die Elektrizität, die heute jedermann geläufig sind, oder über die sich heute niemand mehr den Kopf zerbricht, waren das damals noch nicht, sie bedurften also der Erläuterung, die bisweilen etwas umständlich war. Daran nahmen wieder Leute Anstoß, denen es zu viel Beschwerde bereitet, in den Organismus einer Maschine einzudringen, die ihnen das Gewebe zu ihrer Bekleidung, den Stoff zur Beleuchtung ihrer Wohnräume oder das Mittel zu ihrer Beförderung auf Geschäfts- oder Vergnügungsreisen bietet. So entstand die Meinung, daß Meyers Konversationslexikon ein einseitiges, naturwissenschaftlich-technisches Gepräge habe und daß darunter die übrigen Wissenschaften, die Philosophie, die Ästhetik, die Litteratur und die bildenden Küuste leiden müßten. Der Unterzeichnete, der schon bei der vierten Auflage die Abteilung der bildenden Künste und ihrer Hilfswissenschaften bearbeitet hat, darf sagen, daß jene Meinung ein leeres Gerede ist. Schon damals wurde eine Ausgleichung angestrebt und auch durchgeführt, soweit es bei widerstrebenden Interessen möglich war.

In der fünften Auflage, die jetzt in siebzehn Bänden dem Urteil aller Urteilsfähigen preisgegeben ist, hat man weitere Schritte zur völligen Wiederherstellnng des Gleichgewichts gethan. Sie konnten gethan werden, weil es scheint, als ob die Entdeckungskraft der Naturforscher und das Erfinderglück der Techniker etwas schwächer und erfolgloser geworden sind. Die Virulenz der Bazillen ist, wie es scheint, unwiderleglich festgestellt worden, aber ihre wirksame Bekämpfung und Vernichtung ist nach langen Versuchen zu der dunkeln Sackgasse angekommen, an deren Ende das hoffnungslose Wort: Ignorabimus! steht. Die Techniker haben die Kräfte der Elektrizität bis zum äußersten angespannt; aber sobald sie von der Erde zu den Wolken blicken und durch Elektrizität „Segler der Lüfte“ schaffen wollen, erleiden sie mit ihren Wolkenschiffen schwere Schäden an Leib und Vermögen. Techniker und Naturforscher werden demnach jetzt Zeit und Muße genug haben, sich etwas mehr um den Tiefbau ihrer Wissenschaften zu kümmern als um den Hochbau, d. h. eine Vertiefung und Sammlung ihrer Kräfte wird ihnen dienlicher sein als eine Ausdehnung ins Unendliche, die am Ende auf eine Verzettelung hinausläuft. Man darf also sagen, daß Meyers Konversationslexikon auf diesen Gebieten bis an die äußersten Grenzen mitgegangen ist und zusammengefaßt hat, was auch nach vorsichtiger Prüfung, natürlich innerhalb der Grenzen der menschlichen Erkenntnis, als etwas Sicheres angesehen und dem Bestand unsers Wissens als feste Stütze einverleibt werden kann.

In der naturwissenschaftlich-technologischen Abteilung des Lexikons mußte natürlich ein besondrer Nachdruck auf die Beigabe von Bildertafeln und Textillustrationen gelegt werden. Ohne diese ist der innere Organismus einer Maschine, einer Pflanze, eines Gesteins, eines Tieres unverständlich, und vollends mußte der Mensch in allen seinen Teilen so gründlich zerlegt werden, daß selbst der Egoist,

Digitized by Google

der nur an sich selbst und die Erhaltung seines werten Leibes denkt, aus diesen anschaulichen, meist in den natürlichen Farben ausgeführten Tafeln, die über alle Körperzustände des normalen und des abnormen Menschen Auskunft geben, volle Befriedigung schöpfen wird, vorausgesetzt, daß er nicht ängstlich ist und nicht zur Hypochondrie neigt. Auf eine Belehrung, die ihm die Hilfe des Arztes entbehrlich macht, darf er freilich nicht rechnen. Gerade die Artikel, die von den Krankheiten des Menschen handeln, sind so vorsichtig abgefaßt, daß auch der geringste Schein der Charlatanerie vermieden worden ist. Immer wird scharf die Grenze gezogen, wo die Selbsthilfe aufhört und die Hilfe des Arztes eingreifen muß.

Diese Grundsätze strenger Wissenschaftlichkeit, die allein die Grundlage der Zuverlässigkeit sein kann, sind auch bei der Zusammenstellung der Tafeln geltend geblieben, die einen Überblick über gewisse Entwicklungsreihen der drei Naturreiche, der Produkte der Handfertigkeit oder der Kunst geben. Es kann nicht das Ziel eines Konversationslexikons sein, durch bunte, gefällige Bildertafeln auf die Sinne der Käufer zu wirken. Es soll nicht ein Bilderbuch sein, nicht den Orbis pictus ersetzen, dessen kindliche Einfalt wir glücklich überwunden haben. Die Farbe braucht nur da einzutreten, wo die Anschauung fehlt. Daß ein Löwe ein gelbes Fell hat und ein Esel grau aussieht, braucht keinem Gebildeten mehr klar gemacht zu werden, der ein Lexikon von siebzehn Bänden kauft. Wie sich aber die mannichfaltigen Blattpflanzen, die er beim Gärtner kauft und in seinem Zimmer pflegen will, nach Gestalt und Farbe unterscheiden, wie die Orchideen, von denen er so viel liest und so wenig zu sehen bekommt, auf ihrem Stengel und auf ihrem Blätterboden stehen, das will er wissen, und auf diese und viele andre Fragen, die sich sogar bis auf den geheimnisvollen, unter dem Namen „Mimicry“ bekannten Prozeß des Schutzes der Insekten und Pflanzen gegen feindliche Elemente erstrecken, giebt Meyers Lexikon gründlich Auskunft.

Diese Wissenschaften sind demnach so reichlich bedacht worden, daß vorläufig kein Bedürfnis nach mehr auftauchen wird. Das hat die Redaktion des Lexikons auch empfunden und schon in dieser Auflage den übrigen Abteilungen des menschlichen Wissens und des menschlichen Wissendrangs einen größern Raum angewiesen als früher. Man hat, um ein bequemes Schlagwort zu finden, für diese Abteilungen den Sammelnamen „Geisteswissenschaften“ erdacht; aber die Etikette deckt den Inhalt nur, wenn man den Begriff unendlich ausdehnt, und dann gehören die Naturwissenschaft und die Ingenieurkunst auch dazu. Natürlich auch die Politik; und es würde doch ein sehr groteskes Schauspiel sein, wenn man Herrn Eugen Richter oder Herrn Diederich Hahn oder Herrn Arthur Stadthagen als Vertreter der Geisteswissenschaften vorstellen wollte. Man wird also mit dem Begriffe „Geisteswissenschaft“ sehr vorsichtig umgehen und vor allem die Politik davon trennen müssen. Sie ist, wie die Parteiverhältnisse im deutschen Reiche jetzt sind, der schwierigste Teil in dem Organismus eines Konversationslexikons, das seine Leser in allen Klassen und unter allen Parteien sucht, mit Ausnahme natürlich der Sozialdemokratie, die jedes von der Bourgeoisie ausgegangne Unternehmen blindlings bekämpft, ohne daß sie jemals mit einem eignen litterarischen Unternehmen andre als lokale, partikularistische Erfolge gehabt hätte. In politischen Dingen hat man früher dem Meyerschen Lexikon von einer Seite den Vorwurf gemacht, daß es zu liberal, von der andern Seite, daß es zu schwächlich liberal, d. h. nationalliberal sei. Auch der neuen Auflage wird es an solchen Vorwürfen nicht fehlen, die übrigens niemandem erspart werden, der sich die Mühe giebt, über den Dingen und den Parteien zu stehen und Licht und Schatten gleichmäßig zu verteilen. In

Digitized by Google

Wahrheit sucht der politische Standpunkt des Lexikons zwischen den Extremen auszugleichen und kommt damit den Absichten der sogenannten Mittelparteien entgegen. Eine vermittelnde Absicht ist nicht darin zu erkennen. Auch bei Fragen der neuesten Politik und bei Beurteilung von Persönlichkeiten, die dabei eine Rolle spielen, waltet schon jene Objektivität, die nicht mehr weit von pragmatischer Geschichtschreibung entfernt ist. Wenn z. B. in dem sehr ausführlichen Artikel über Eugen Richter dieser als „Vertreter des extremsten Individualismus" und als Bundesgenosse „aller antinationalen Elemente" gekennzeichnet wird, der trotz seiner großen Begabung als Redner und Finanzpolitiker selbst seine eigne Partei geschädigt habe, so wird die spätere Geschichtschreibung, wenn sie diesem Mann überhaupt die Ehre einer ausführlichen Charakteristik erweist, dem Gesamtbilde des Meyerschen Lexikons kaum noch einen mildernden Zug beizufügen haben.

Ein Lexikon hat aber leider mit allen Tagesfragen und sehr vielen Persönlichkeiten zu rechnen, die die Welle des täglichen Lebens plötzlich an die Oberfläche hebt, die aber aus Mangel an dauerndem Interesse und wirklichem Gehalt bald wieder darunter verschwinden. Das Publikum will über diese Eintagsfliegen Auskunft haben, weil dieser und jener Name immer wieder durch die Zeitungsreklame in den Vordergrund geschoben wird, und die Redaktion muß sich, oft wider ihren Willen und ihre bessere Überzeugung, solchen Wünschen fügen und den künstlerischen und litterarischen Industrierittern des Tages auf einige Jahre Obdach gewähren. Diese biographischen Notizen, die für das Gedeihen eines Lexikons viel wichtiger sind, als man glaubt, haben in der neuen Auflage ebenfalls an Objektivität, die Betroffenen werden sogar vielleicht sagen: an Kühle gewonnen. Fast in allen Abteilungen sind die schmückenden Beiwörter der Namen wie „berühmt, hervorragend, ausgezeichnet, namhaft," die eigentlich gar nichts sagen, beseitigt worden. Wer in das Konversationslexikon hineinkommt, der ist eben „namhaft," d. h. wert, genannt zu werden; sonst würde man ihn beiseite lassen. Der Raum, der durch Beseitigung solcher und andrer Allotria gewonnen worden ist, ist dafür andern Biographien zu gute gekommen. Man wird z. B. an den Lebensbeschreibungen von Kaiser Wilhelm I., Bismarck, Goethe, Schiller, Jean Paul, Raffael, Michelangelo, Dürer, Rubens ebenso sehr durch die Fülle des darin aufgespeicherten Stoffs wie durch die Form der Darstellung befriedigt werden, die jede Phrase vermeidet und nach künstlerischer Vollendung strebt.

Noch wichtiger für das Bildungsbedürfnis der Leser sind die geschichtlichen Einzeldarstellungen, die sich auf die Hauptländer beziehen. Ich habe sehr oft die Probe gemacht und immer gefunden, daß diese Darstellungen, wenn einmal den Spezialforscher das Gedächtnis im Stich läßt, sehr schnell den Zusammenhang der Dinge nachweisen und auf die richtige Fährte helfen. So war es nur auch die richtige Schlußfolgerung aus dieser bewährten Methode, daß die großen, mehrere Bogen umfassenden Darstellungen der Geschichte der Architektur, der Bildhauerkunst und Malerei ungetrennt blieben und nicht auf die einzelnen Länder verteilt wurden. Das wäre ebenso unbequem wie unwissenschaftlich gewesen. Denn in gewissen Ländern hat es überhaupt keine autochthone Kunst gegeben, wie z. B. in Rußland, Dänemark, Portugal, und auch sonst fließen die Grenzen so unerkennbar zusammen, daß die Thatsache, daß die Kunst kein Vaterland hat, und daß sie ein unzertrennbares Ganze ist, bei einer Übersicht über das ganze Denkmälermaterial wieder bestätigt wird.

Dieselbe strenge Wissenschaftlichkeit ist auch bei der Zusammenstellung des Inhalts der Tafeln beobachtet worden, die zur Erläuterung der Artikel „Archi-

Digitized by Google

tektur" und „Bildhauerkunst" dienen, ohne daß sie sich dem Laien aufdrängten. Bei einzelnen Tafeln ist sogar eine bildmäßige Wirkung angestrebt und auch nicht selten erreicht worden. Die zwölf Tafeln, die den Artikel „Architektur" begleiten, sind für die fünfte Auflage völlig neu zusammengestellt und ausgeführt worden, und zwar in malerischem Holzschnitt, der die plastischen Wirkungen der Architekturteile ungleich wirksamer zur Geltung bringt als der magere Umrißstich auf Kupferplatten. Für die Tafeln zur Bildhauerkunst ist zwar noch ein Teil des alten Materials beibehalten, dieses aber durch mehrere neue Tafeln vermehrt worden, mit Beibehaltung der Kupferstichtechnik, die sich selbst in den durchaus malerisch gedachten Schöpfungen der modernen Franzosen und Italiener, der österreichischen und deutschen Bildhauer von der Art eines Tilgner, Weyr, R. Begas und G. Eberlein vortrefflich bewährt hat. Bei einer neuen Auflage wird man aber doch zu einem der Reproduktionsverfahren greifen müssen, die auf der Photographie beruhen. Die Autotypie hat es bis jetzt, wenn es sich um die Herstellung großer Auflagen bei möglichst geringen Kosten handelt, noch nicht zu befriedigenden Ergebnissen gebracht. Aber es hieße an der Zukunft der modernen Technik, für die doch gerade Meyers Lexikon ein mächtiger Hebel der Entwicklung gewesen ist, verzweifeln, wenn man schon jetzt die Autotypie aus der Reihe der reproduzirenden Künste streichen wollte.

Wohlweislich hat die Redaktion des Lexikons darauf verzichtet, auch dem Artikel Malerei eine Reihe von Tafeln beizugeben. Eine Kunst, deren letztes und höchstes Ausdrucksmittel die Farbe ist, bedarf ihrer auch für lehrhafte Zwecke, wenn sie in ihren Absichten und Wirkungen verstanden sein will. Mit kleinen Reproduktionen von einzelnen hervorragenden Bildern wichtiger Meister in Holzschnitt oder Autotypie wird der Zweck der Belehrung und des Unterrichts nicht erreicht, sondern nur der Schaulust gedient, die heute jeder befriedigen kann, der monatlich eine oder zwei Mark für eine illustrirte Wochenschrift übrig hat. Zu einer farbigen Wiedergabe von Gemälden ist aber unser Farbendruck zur Zeit noch unfähig, er reicht aber aus, wo es sich um Erzeugnisse der Kunstindustrie handelt. Dafür sprechen besonders die farbigen Tafeln, die zu den Artikeln über Emailmalerei, über Glaskunstindustrie und Glasmalerei gehören. Diese Tafeln können leicht vermehrt werden. So würde z. B. die an und für sich sehr zweckmäßige und reichhaltige Tafel Schmucksachen durch farbige Ausführung unendlich gewinnen.

Solche idealen Ziele können aber nur erreicht werden, wenn die Gunst des Publikums dem Unternehmen die alte Anhänglichkeit bewahrt. Die neue Auflage hat sich bis zu den letzten Bänden, bei denen bisher fast immer die Lexikographen in ein hilfloses Gedränge geraten und zu kopfloser Beseitigung von Unentbehrlichem und Entbehrlichem geschritten sind, dieses Vertrauens würdig erwiesen, und das Vertrauen wird sich noch stärken, wenn der Käufer durch jahrelangen Verkehr mit diesem Hausbuch erst wirklich mit ihm vertraut geworden sein wird.

Berlin Adolf Rosenberg

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ulixes redivius. In einem Feuilleton der Frankfurter Zeitung: „Was dünket euch um August Bungert?" habe ich gleich nach der ersten Aufführung in Dresden vor der naheliegenden Gefahr gewarnt, in dieser sehr durchsichtigen Moderichtung und reaktionären Geschmacksablösung nach „Cavalleria" und „Hänsel und Gretel" etwa eine stolze „Renaissance" des „schönheitatmenden Idealismus'" zu wittern. Mit dieser „Renaissance" war es von Anfang an fauler Zauber — genau so wie bei dem Schönthan-Koppel-Ellfeldschen „Versluftspiel" gleichen Namens: gereimter Mummenschanz statt echter Verskomödie, bloßer Kostümschwank, aber kein höheres Kulturstück! Ich mache nun kein Hehl daraus, daß ich jetzt nach abermaligem Hören des Werkes in Hamburg und gewissenhafter Nachprüfung seiner fragwürdigen Eigenschaften eher noch um einige Grade schlechter über das Ganze habe denken lernen. Ich nannte Bungert damals — halb lobend, halb bekrittelnd — den Wilderbruch der Oper. Ich bedaure, das heute nicht mehr ganz aufrecht erhalten zu können. August Bungert als „Dichterkomponist" (unter dieser Personalunion, einem mindestens vierteiligen „Cyklus" und einem „eignen Festspielhaus" thuts ja heutzutage bald keiner mehr!) scheint mir zum Musikdrama nur noch die Stellung einzunehmen, wie sich z. B. unser Familienblattwesen zur großen deutschen Nationallitteratur verhält: Natalie v. Eschstruth — nicht Wildenbruch.

Es gehört wohl der ganze Stumpfsinn unsrer zerfahrenen modernen Afterbildung dazu, über die feudalen Stilblüten einer „Natalie von Eschstruth" einfach hinwegzulesen und aus dieser Art von Sprache nicht das wahre Wesen des „Dichters" zu wittern. Ein Otto Ernst muß erst kommen, mit einem mühsam zusammengestellten Sündenregister aus den „Gesammelten Werken" den Finger drauf zu legen. Wann wird dieser Otto Ernst für Bungert erstehen und dem voreiligen „Verführer" in diese sogenannte „homerische Welt" hinein, Herrn M. Chop, den einzig berechtigten sichern „Führer" zur bessern Erkenntnis gegenüberstellen? Denn auch das ist ein Zeichen der Zeit, daß — wo Pygmäen zu „Kulturerregern" gestempelt werden — mit einemmale auch Obskuranten der betreffenden Fachschreiberei, die kein Mensch bisher für voll genommen hat, plötzlich Oberwasser gewinnen und sich zu Autoritäten berufen fühlen. Das ist dann die „Restaurationsepoche" der Chope und Schrattenhölzer, die sich da mächtig zu rühren beginnen! Und was Wunder in einer solchen Periode der „Umwertung aller Werte," wo sich Leute wie Pudor als Nietzsche geberden und Bungerte sich wie Wagner vorkommen: daß da auch Persiflagen wie die „Fromme Helene" als Oper, die das unterste zu oberst kehren, aus purer innerer Notwendigkeit entstehen müssen?

Zwar scheint schon die Dresdner Philologenversammlung, der zu Ehren man die „Musiktragödie" dort aufführte, über diese besondre Sorte von Hellenismus gestutzt zu haben, denn bald darnach las man im „Kunstwart" über jene Festvorstellung: „Interessant war das allen Teilnehmern, denn es gab dabei zu lernen. Beispielsweise: daß Athene schon die Flöte und daß man zu ihrer Zeit schon moderne Militärtrompeten blies, sowie daß Penelopes Freier mittelalterliche Hellebarden hatten. Ganz besonders erfreulich war es den Versammelten, zu sehen, wie dezent das frühe griechische Altertum schon gewesen ist: schon zu Ilions Zeiten trugen die Apollostatuen, nach dieser Aufführung, Feigenblätter!" (Auch die christliche Betform, mit gefalteten Händen, hätte der Verfasser erwähnen können.) Doch das genügt nicht; es muß der Sache etwas energischer zu Leibe gegangen werden. Vor allem möchte ich hier jeden mit feinerm oder auch nur gesundem Sprachgefühl begabten Leser auffordern, sich einmal das „Szenarium" ausschließlich auf seine Partizipialsatzbildungen hin anzusehen. Da heißt es z. B. S. 19: „Eumäos

Digitized by Google

bleibt, auf den Stab gestützt, sinnend ihnen nachsehend, dastehen"; S. 24: „mit hinreißender Begeisterung vortretend"; S. 29: „Odysseus mit durchdringendem und erforschendem Blicke betrachtend"; S. 33: „Dann plötzlich sehr erregt ihn anschauend"; S. 43: „tief ergriffen Odysseus die Hände küssend"; S. 45: „Laertes schreitet, langsam in die Ferne starrend, hellsehend(!), von Telemachos und Eumäos geleitet, den Pfad hinunter. Während der Chor der Najaden stärker ertönt, faßt Eumäos, Odysseus tief ins Auge schauend, diesen(!) an der Hand"; S. 46: „Odysseus den Eumäos an der Hand ergreifend, vortretend"; S. 48: „Nach der rechten Seite hin ein Portal, durch welches, später geöffnet, man(!) einen Blick in die andern Räume des Hauses hat"; S. 65: „stets(!) das Schwert in der Hand haltend"; S. 70: „Penelopeia bleibt stets(!), wie abwesend, starr dastehen, ohne den Blick, in die Ferne gewandt, zu ändern"; S. 87: „begeisternd einfallend"; S. 88: „entschieden vortretend"; S. 97: „Furchtbarer Blitz und Donnerschlag, lang verhallend. Die drei betrunkenen Mägde, Despoina mit Kornähren und rotem Mohn Busen und Haar geschmückt, die andre mit Weinlaub und Rosen phantastisch geschmückt, die Arme über die Schultern in einander geflochten, treten im Tanzschritt vor"; S. 100: „Despoina schritt während(!) der letzten Worte, wie plötzlich ernüchtert, erwachend, während(!) die Freier im Hintergrunde lachen, entsetzlich erregt vor. Dann auf Odysseus zeigend und ihn wild erregt anstarrend." Usw. mit Grazie in infinitum — thatsächlich kaum eine Textseite ohne solche Partizipbildungen!

Nun könnte man ja einwenden: „Szenarium" ist nicht Dichtung — wiewohl sich das Sprachschöpferische des echten, berufnen Dichtergeistes doch auch in diesem Teile seiner gestaltenden Phantasie wird ausprägen müssen; weshalb ich denn auch poetisch die Anmerkung in Odysseus Monolog (I. Akt, S. 21) besonders rührend finde: „Nebel bedeckt und entstellt die Landschaft, die er als sein Vaterland nicht wieder erkennt." (Es fehlt nur noch ein „Vgl. Friedrich Schiller" in Parentheſe!) Aber das üble daran ist, daß diese Partizipialkonstruktionen (wie sich ebenso leicht nachweisen ließe) auch in die „Dichtung" mit übergegangen sind. Von gelegentlichen Textentgleisungen wie S. 8: „Und hoffnungslos wird es, daß sie sich ergiebt," oder S. 57: „Die Freunde von uns verfolgen ihn!" auch S. 74: „Schreiten sie mir und dem Sohne vorbei," und das zweimalige, ganz unausstehliche „mein Herze" — will ich hier ganz absehen, obwohl sie doch schließlich auch einen Maßstab dafür abgeben, wes Geistes Kind hier vor uns steht. Ich möchte nur bitten, durch den ganzen Text hindurch einmal sorgfältig zu zählen, wie oft von S. 20 bis 97 der „Frühling" oder aber der Held des Dramas (ohne die Bestimmung „heim-" oder „zurück-," also doch wohl mit dem Besen) „kehrt," und wievielmal irgend eine Person „starr" dasteht oder vor sich hinblickt. Die Ziffer ist es wert, das Experiment zu machen.

Wir gehen aber noch weiter und fragen: Handelt es sich denn wirklich bei Bungert um ein „Das Land der Griechen mit der Seele suchen," und nicht vielmehr nur um eine wohlfeile Enoch-Arden-Sentimentalität mit starker Wirkung auf leicht erregbare Thränendrüsen? „Trompeter von Ithaka" hat ihn schon ein hiesiger Kritiker kurz, aber schlagend genannt, und den Eindruck der ersten Aufführung in Hamburg hätte man ganz gut charakterisiren können mit den eignen Versen des Textbuchs:

Solch selig Weinen
hats nie gegeben ....
Als das bei Odysseus
und Penelopeia,
seit Lieder (nämlich Bungerts) melden!

Digitized by Google

Mit Recht hat man gesagt, daß jedes wahre Kunstwerk auch eine Weltanschauung wiederspiegle, daß Originalität und Größe sich auch in der Auffassung eines Stoffgebildes bekunden müsse. Fühlen wir nun etwas von diesem philosophischen Hintergrund des alten Heldengesanges in unsrer hochtrabenden „Musiktragödie"? Hin und wieder möchte es wohl so scheinen. Treten wir dann aber beherzt näher, so merken wir erst: Bungert hat gar keine „Weltanschauung" vom Griechentum; oder: er hat nur eine philiströs-spießbürgerliche, wie sie schon der alte Rektor Voß seiner „Odyssee" entgegenbrachte; statt einer „geistigen Wiedergeburt des Mythos" haben wir zwar eine dramatisirte, im Grunde aber doch eben die Vossische Übersetzung nur wieder erhalten.

Wer nun grausam denkt und grausame Handlungen ausübt,
Diesem wünschen alle, so lang er lebet, nur Unglück,
Und noch selbst im Tode wird sein Gedächtnis verabscheut.
Aber wer edel denkt und edle Handlungen ausübt,
Dessen würdigen Ruhm verbreiten die Fremdlinge weithin
Unter die Menschen auf Erden, und jeder segnet den Guten.

So lesen wir Vers 329 bis 334 im neunzehnten Gesang der Vossischen Übersetzung. Ja, das ists: ein jeder segnet „den Guten." So beteuert auch Bungert-Odysseus mit Emphase: „Das Gute siegt!" und der Schlußchor bestätigts wiederum mit Nachdruck: „Das Schöne und Gute siegt!" — er hätte nur noch Per aspera ad astra oder „Durch Nacht zum Licht!" zu singen brauchen. Jedenfalls also eine wohlwollende und in sich einfältige, ganz unkomplizirte Natur, dieser „Gute" jenseits von Häßlich und Böse, beinahe „Menelaus der Gute," wenn wir auf diese Bonhommie recht hinhorchen wollen. Und in der That, wie in den Chorgesängen manch bedenklicher Liedertafelton, aber sicher kein „griechischer Chor" anklingt, so mutet es uns auch aus der „Dichtung" oft höchst ungriechisch liedertafelmäßig, statt wie Ethos und Pathos der Antike wie platte, biedre Bürgermoral des modernen Nachtwächtertums an. Man besehe sich den Schlußrefrain: „Es singens die rauschenden Wälder in Stürmen — Die Wogen, die auf dem Meere sich türmen — im Sternenreigen es leuchtend geht(!), daß echte Liebe und Treue besteht!" — wo bleibt da noch „das bischen Griechentum"? Penelopeias adlich-untadliger Name wird von Hyperion im unverfälschtesten Triolendeklamé eines Leoncavallo angerufen. Und nun denke man sich vollends der schmerzreichen Idealgestalt eigne Worte bei Bungert: „Die treue Liebe allein ist schön! Ohne sie mag die Welt in Trümmer gehn! . . . . Ich bin nicht das Weib, das der Stunde der Lust opfert das heilge Empfinden der Brust!" Dies als innersten Wesenskern einer weltgeschichtlichen Gattenprüfung wie der Penelopes hier herausgestellt! Nein, es ist nicht einmal mehr das „Gewand der Helena," was der Bildungsdünkel unsers ledernen Philisteriums hier gerade eben noch am Zipfel erwischt, wenn es die Bungertsche „Vertonung" mit eilfertiger Begeisterung beklatscht und darin noch eine Rettung unausrottbarer „künstlerischer Ideale" erblicken zu dürfen glaubt. Ohnmächtig gegen den Unsinn, der da über uns hereinbricht, vermögen wir uns dagegen nur noch zu helfen mit dem Ausrufe: Sancta simplicitas! Vielleicht hilft das.

Hamburg A. S.

Nochmals Brinckman. In dem vortrefflichen Artikel von Dr. Brandes über John Brinckman in Nr. 42 und 45 ist in einer Note am Schluß gesagt, daß, wenn John Brinckmans Werke in einer leichter verständlichen Orthographie herausgegeben

Digitized by Google

würden, Brinckmann noch nicht verloren zu geben sei, und auch sonst wird in der Abhandlung der Meinung Ausdruck gegeben, daß Brinckman nur wenig gelesen werde. Wenn auch diese Behauptungen für die Gedichtsammlung „Vagel Griep" zutreffen, so gelten sie doch nicht von den Prosaschriften Brinckmans, die erst nach dem Tode des Dichters in meinen Verlag übergegangen sind. Diese sind schon längst (der „Kaspar-Ohm" schon bei der dritten Auflage — jetzt ist die sechste im Handel —) in eine der Reuterschen Orthographie angepaßte und dem hochdeutschen Leser leicht verständliche Schreibweise umgeschrieben und haben schon seit Jahren, nachdem Johannes Trojan, Heinrich Seidel, Rudolf von Gottschall, P. von Kügelgen, Hermann Jahnke u. a. für den hohen Wert John Brinckmans als plattdeutschen Schriftstellers und Humoristen eingetreten sind, in ganz Deutschland und weit darüber hinaus einen sehr erfreulichen Absatz. Was Klaus Groth in den siebziger Jahren sagte: „Kaspar-Ohm ist von einer Vollendung, daß man prophezeien darf, man wird ihn lesen, so lange man Plattdeutsch liest, und die Zahl seiner Freunde und Verehrer wird wachsen mit den Jahren," ist, soweit bisher möglich, längst in Erfüllung gegangen.

Um der hohen und vielseitigen dichterischen Begabung Brinckmans ganz gerecht zu werden, hätte Herr Dr. Brandes aber auch der hochdeutschen Dichtung „Die Tochter Shakespeares" Erwähnung thun müssen. Über dieses dem Nachlasse des Dichters entnommne Werk urteilte u. a. Gottschall in den Blättern für litterarische Unterhaltung: „Es ist ein herzbewegendes, wundervolles Gedicht. Eine besondre Freude ist es uns, dies Zeugnis dem Sänger, der leider unser Wort nicht mehr hört, ausstellen zu dürfen. Wir verweisen verständnisvolle Leser einfach auf den Inhalt. Dem Dufte einer solchen Blüte, wie Brinckmans letztes poetisches Werk, könnten weitere prosaische Expektorationen nur schaden, wie die Nase des Philisters dem Rosenkelch."

Schließlich möchte ich noch erwähnen, daß die drei Schriften Brinckmans: „De Generalrheder," „Mottche Spinkus un de Pelz" und „Höger up" nicht von Brinckman selbst, sondern erst nach seinem Tode von mir veröffentlicht worden sind, und daß John Brinckman den „Kaspar-Ohm" nicht als Roman, sondern als „Schiemannsgarn" (Schiffergeschichten) bezeichnet hat. So will er beurteilt sein.

Rostock Wilh. Werther

Litteratur

Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Leben und Politik des Fürsten seit seinem Scheiden aus dem Amte auf Grund aller authentischen Kundgebungen. Von Johs. Penzler. 1. Band: 20. März 1890 bis 11. Februar 1891. 2. Band: 12. Februar bis 5. Dezember 1891. Leipzig, W. Fiedler, 1897

Im Unterschiede von den Arbeiten Poschingers stellt dieses Werk, das jedenfalls einen sehr beträchtlichen Umfang annehmen wird, alle Kundgebungen des Fürsten und für den Fürsten, soweit sie in der Presse veröffentlicht worden sind, in streng chronologischer, sachlich also sehr bunter Reihenfolge zusammen und verbindet sie zuweilen durch orientirende Bemerkungen. Daß eine solche Stoffsammlung auch in dieser

Digitized by Google

Anordnung für den Geschichtschreiber seinen Wert hat, versteht sich von selbst, und da jedem Bande ein sorgfältiges Register beigegeben ist, so wird die Benutzung sehr erleichtert. Der Ausdruck „authentische Kundgebungen" auf dem Titel bezieht sich darauf, daß nur solche Äußerungen des Fürsten aufgenommen worden sind, die nach Form und Inhalt die Gewähr der Echtheit an sich tragen. Eine persönliche Gewähr hat der Fürst bekanntlich abgelehnt, womit selbstverständlich nichts gegen die Zuverlässigkeit dieser Zusammenstellung gesagt ist.

Bismarck-Jahrbuch. Herausgegeben von Horst Kohl. Vierter Band. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1897

Mit diesem Jahrgange ist das wichtige Unternehmen in einen andern Verlag übergegangen, im Preise herabgesetzt worden (8 Mark) und erscheint in vier getrennten, auch einzeln käuflichen Abteilungen. Die innere Einrichtung ist im ganzen dieselbe geblieben. In dem vorliegenden Bande überwiegt der wichtigste Teil, die Briefe u. a. Urkunden; dazu kommen Reden und Abhandlungen sowie die Chronik vom 17. September bis zum 31. Dezember 1896. Unter den Briefen voran stehen natürlich die zwischen dem Kaiser Wilhelm I. und Bismarck gewechselten, echte Dokumente des einzigen Verhältnisses zwischen diesen beiden einander so wunderbar ergänzenden Männern, der dankbaren, unerschütterlichen Anerkennung des Monarchen, der treuen, aufopfernden Ergebenheit des Staatsmannes. Einen vollen Einblick in das freundschaftliche Verhältnis zu Roon giebt eine größere Anzahl Briefe des Ministers aus den Jahren 1863 bis 1873, und wieder anders erscheint die Stellung Edwins von Manteuffel zu Bismarck, der in seinen Briefen 1852 bis 1882 in seiner ganzen festen, ehrlichen, bescheidnen Männlichkeit sehr sympathisch und anziehend auftritt und zu Bismarck in einem Verhältnis ehrerbietiger Freundschaft steht. Höchst charakteristisch für den Mann ist der Brief vom 30. März 1882, worin er die Bitte ausspricht, ihn (als Statthalter von Elsaß-Lothringen) ohne weiteres zu entlassen, auch wenn er nicht darum nachsucht, falls seine schwindenden Kräfte der Aufgabe nicht mehr gewachsen wären. Ein besondres Interesse haben auch die Briefe des österreichischen Bundestagsgesandten Grafen Thun aus den ersten Frankfurter Jahren Bismarcks (1851/53). Eine Ergänzung zu dem Briefwechsel Bismarcks mit Leopold von Gerlach bietet ein merkwürdiges Schreiben des Generals vom 1. Mai 1860, das noch einmal seine doktrinäre Anschauung vom Kampfe des Rechts gegen die Revolution sehr lebendig vertritt, und das Bismarck in dem von H. Kohl veröffentlichten Bruchstück seines letzten Briefes an Gerlach vom 2./4. Mai 1860 beantwortet (Briefwechsel Nr. 345). Ganz denselben Ton schlagen die Briefe Ludwig von Gerlachs von 1866 an. Zu den Urkunden gehört auch Bismarcks eigenhändiger Entwurf zur Gasteiner Konvention von 1865.

Um einiges von der reichen historischen Ausbeute dieser Schriftstücke hervorzuheben, seien nur ein paar Einzelheiten mitgeteilt. Wie lange und zäh an einem friedlichen Dualismus zwischen Preußen und Österreich in den maßgebenden preußischen Kreisen festgehalten worden ist, sieht man z. B. aus den Bemerkungen Manteuffels über eine Art von Teilung Deutschlands zwischen beiden Mächten vom Mai 1865 und aus den Ausführungen Ludwig von Gerlachs vom 12. Mai 1866, die vor dem Kriege gegen Österreich als einem ungerechten und verderblichen und vor einem Bündnis mit dem revolutionären Italien warnen, dagegen sich für die Erhaltung des deutschen Bundes angelegentlich verwenden. Eine interessante Episode aus den Waffenstillstandsverhandlungen im Januar 1871 enthüllen ein paar kurze Briefe von Clemens

Digitized by Google

Duvernois, der damals nach Versailles kam, um noch einen Versuch für die Wiederherstellung des Kaisertums zu machen, aber wie Bismarck auf dem letzten Brief vom 29. Januar bemerkt hat, „zwanzig Minuten zu spät" eintraf. Wie sehr man damals auch eine Einmischung der neutralen Mächte besorgte, ergiebt sich aus einem Schreiben Manteuffels aus Dijon vom 23. Februar 1871 mit dem dringenden Rate, möglichst rasch abzuschließen, unter Umständen mit Napoleon III. Von den Reden und Abhandlungen heben wir Horst Kohls vielerörterten Trinkspruch auf Fürst Bismarck beim Kaiserkommers in Leipzig am 22. März 1897 und die Kritik der Auffassung der Emser Depesche durch Georg Rathlef (im vorigen Jahrgange) hervor. In der Chronik ist der bedeutendste Teil die Erörterung über die „Hamburger Enthüllungen" (des deutsch-russischen Neutralitätsvertrags von 1887) in der Presse und im Reichstage.

Erinnerungen aus dem alten Preußen. Nach einer hinterlassenen Autobiographie bearbeitet von D. von Malachowski. Leipzig, Grunow, 1897. VIII u. 232 S.

Der wackere Offizier, dessen Leben diese Blätter schildern, Karl von Malachowski (geb. 1783, gest. 1844), gehörte einer ursprünglich polnischen Adelsfamilie an, von der drei Brüder 1741 in preußische Dienste traten, um bei der Reorganisation der preußischen Reiterei unter Friedrich dem Großen mit thätig zu sein. Er erhielt eine streng militärische Erziehung im Kadettenkorps und in der Académie militaire, trat 1801 in ein Husarenregiment ein, machte den Feldzug von 1806 und zwar in Blüchers Armeekorps mit, beteiligte sich 1809 an den Zügen der „Schwarzen" des Herzogs von Braunschweig, focht 1813 und 1814 von Großgörschen bis Paris mit und war 1815 bis 1821 Flügeladjutant König Friedrich Wilhelms III. Ein ebenso tapfrer Soldat wie gewandter Hofmann, durch und durch loyal und begeisterter Preuße, verrät er von tieferm Einblick in die Dinge und von allgemeinern Interessen nicht viel, erwähnt z. B. kaum die Volkserhebung von 1813, deren Augenzeuge er doch war, und ist fern davon, die Gründe des tiefen Falls von 1806 wirklich einzusehen. Aber er ist ein frischer Gesell, beobachtet gut und weiß oft recht anschaulich zu erzählen. Vor allem tritt die Persönlichkeit Friedrich Wilhelms III. sehr lebendig und viel sympathischer hervor, als man sie sich gewöhnlich vorstellt; man erkennt auf der Stelle den Vater unsers ersten Kaisers, wie wenn man die Bilder von Vater und Sohn neben einander hätte.

An der Schwelle des Orients. Wanderungen über die Schlachtfelder des russisch-türkischen Krieges vom Jahre 1877/78 von H. Graf zu Dohna. Leipzig, Grunow, 1897

Der Verfasser schildert auf Grund der Eindrücke einer mehrwöchigen Reise, die er im Sommer 1894 mit einem rumänischen Generalstabsoffizier über den Kriegsschauplatz von 1877/78 bis Schipka und Plewna unternommen hat, die Schauplätze der Ereignisse und diese selbst in anschaulichen, lebensvollen Bildern und mit der vollen Sachkenntnis des gebildeten Offiziers. Auch Land und Leute von Rumänien und Bulgarien treten dem Leser in festen Umrissen entgegen. Besonders die Kämpfe am Schipkapaß und um Plewna haben wir noch nirgends in so lebendiger, ja ergreifender Weise dargestellt gefunden. Dabei wird der Verfasser beiden Teilen vollkommen gerecht. So viel Sympathie er auch der Tüchtigkeit der Türken widmet, die offenbar manches haben, was uns Deutschen besonders gefällt, so zweifelt er doch ernstlich an der Kulturfähigkeit des mohammedanischen Orients im europäischen Sinne, so lange dieser unter türkischer Herrschaft steht.

Digitized by Google

Die Kunst der Renaissance in Italien. Von Adolf Philippi. Leipzig, E. A. Seemann, 1897

Seit wir vor einigen Monaten das erste Bändchen dieser kunstgeschichtlichen Monographie, die eine Reihe von „Kunstgeschichtlichen Einzeldarstellungen" eröffnet, hier angezeigt und in ihren Absichten näher gekennzeichnet haben, sind vier weitere Bändchen erschienen, die die Geschichte der italienischen Renaissance bis zu der Zeit führen, wo nach dem Tode Raffaels der Schlachtruf erscholl: Hie Michelangelo, hie Raffael! Damit hat der Verfasser schon eine Höhe erreicht, die seinen Standpunkt klar erkennen läßt, und die zur Beurteilung seines Werkes ausreicht. Wir müssen bekennen, daß Philippi auch im weitern Verlaufe seiner Darstellung überall, wo wir sein Wissen auf die Probe gestellt haben, die Probe glänzend bestanden hat. Wir brauchen diesen Ausdruck mit Absicht, weil der frühere Archäologe manchen Kunsthistorikern als unberechtigter Eindringling erscheinen wird. Jener Gattung von Kunsthistorikern, die sich in einem von gewissen Museumsbeamten bewachten Lager verschanzt haben, wird er sogar bald verhaßt werden, wenn sich die schmucken, mit vortrefflicher Auswahl illustrirten Bändchen im Publikum einbürgern, was der billige Preis hoffentlich befördern wird. Mit wahrhaft erquickender Unbefangenheit geht Philippi über gewisse kühne Zuweisungen, die die Anhänger einer kritischen Schule bereits mit mehr Zuversicht als Urteilskraft als sichern Gewinn in die Bücher der Kunstgeschichte eingetragen hatten, hinweg, mit kühler Besonnenheit weist er alles Zweifelhafte und Anfechtbare zurück. Man prüfe darauf hin nur den Abschnitt über Leonardo da Vinci, bekanntlich das schwierigste Kapitel der italienischen Kunstgeschichte. Gerade in letzter Zeit ist das Bildnis dieses großen Meisters durch Eintragung fremder Züge arg entstellt worden. Philippi hat es in seiner ursprünglichen Reinheit wiederhergestellt, soweit es sich nach Leonardos hinterlassenen Werken, denen die Zeit so übel mitgespielt hat wie vielleicht den Werken keines andern Künstlers, noch herstellen läßt. Gerade bei diesem Abschnit merkt man auch, wie selbständig sich der Verfasser der Überlieferung wie den Urteilen andrer gegenüberstellt, und mit welchem Scharfsinn er die Wahrheit zu ergründen oder ihr wenigstens nahe zu kommen sucht.

So wird auch der Kunstforscher seinem geistvollen Vortrag nicht ohne Anregung folgen, während den Laien besonders die lebendige Darstellung, die geschmackvolle Abrundung jedes einzelnen Künstlerbildes und die glückliche Vermeidung kunstgeschichtlichen Kleinkrams, der nur ermüdet, aber nichts lebenskräftiges bietet, befriedigen werden. Besondres Lob verdient die Illustration, die nirgends das Gepräge des Zufälligen trägt, sondern nach einem wohldurchdachten Plan auf die Darstellung zugeschnitten ist und zur Unterstützung ihrer Beweisführung dient, aber dabei auch alle Hauptwerke der italienischen Renaissance berücksichtigt, die natürlich in einem für Laien berechneten Buche nicht fehlen dürfen.

Kulturgeschichtliches. Nahe bei Braunschweig in einem recht hübschen Stück Landschaft liegt das Kloster Riddagshausen, eine der ältesten Cisterziensergründungen (1145) in unserm nicht sehr kunstreichen Nordwesten, von der außer einigen in die Wirtschaftsgebäude einer spätern Domäne verbauten Resten noch die im Übergangsstil erbaute (1278) und in neuerer Zeit ganz wiederhergestellte Klosterkirche übrig geblieben ist. Leider konnte der Kreuzgang, von dem wir vor Jahren noch malerisch gelegne Überbleibsel gesehen haben, nicht erhalten bleiben; die Zerstörung war zu weit vorgeschritten. Rings um die Kirche ist jetzt alles geebnet, und der Ort ist ein beliebtes Ausflugsziel geworden. Die Erinnerung aber an

Digitized by Google

den frühern Zustand, an die ältere Umgebung mit dem schönen Kreuzgange ist von einem tüchtigen Braunschweiger Architekturmaler, Ludwig Tacke, vortrefflich erhalten worden in zahlreichen Ölbildern, auf denen man irgend einer Ansicht oder einem Teil der alten Kirche in feingestimmtem Licht und mit historisch gekleideter Staffage zu begegnen pflegt. Über dieses Kloster Riddagshausen ist 1896 eine Monographie erschienen vom Baurat Hans Pfeiffer mit einer vollständigen Beschreibung und 112 guten Abbildungen (Wolfenbüttel, Zwißler). Alles daran ist sachgemäß, sorgfältig und wohlgeordnet. Soll aber das größere Publikum an solchen Büchern Gefallen finden, und der Verfasser setzt das begreiflicherweise bei dem seinen voraus, so darf die kulturgeschichtliche Schilderung nicht unterlassen, dem Leser zu zeigen, warum und wodurch gerade dieses eine Denkmal merkwürdig ist. Sie muß uns in die alten Zeiten ein wenig zu versetzen verstehen, uns in die Stimmung bringen, mit unsern Gedanken diesem einen Gegenstande nachzujagen, was durch die Aufreihung von Lokalansichten und Namen nicht erreicht wird. Aus dem Guten, was wir bekommen haben, hätte sich auf diese Art leicht etwas noch besseres machen lassen.

Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter nennt sich ein gut ausgestattetes Buch, worin ein bekannter Volksschriftsteller, Joseph Wichner (Regensburg, Nationale Verlagsanstalt, früher G. J. Manz), unterstützt durch viele Sammler und Berichterstatter, die Überbleibsel dieser immer mehr aussterbenden Poesie sorgfältig mit Zeitangaben, Notensätzen und örtlichen Abweichungen der Versteile zusammengestellt hat. An das bekannte „Hört ihr Herrn usw." oder einen ähnlichen Eingang schließt sich einer der nach den Stunden verschiednen kurzen biblischen oder moralischen Sprüche, die vielen Lesern vielleicht nur aus der Verspottung in Webers „Demokritos" bekannt sind, die man aber noch jetzt in einzelnen Orten Baierns, etwas anders im Schwäbischen und wieder anders im deutschen Österreich hören kann. Viel weiter nach Norden (Hessen) oder Osten (Sachsen) gehen sie nicht, diese rührend klingenden Sprüche, während der bekannte Stundenruf auch im Norden früher zu hören war. Warum das fast ganz aufgehört hat? Der Verfasser berührt vielfach die Gründe: schlechte Bezahlung, kein Sinn bei der ländlichen Bevölkerung und den Ortsvorständen, für die der Nachtwächter nur der Hanswurst ist, Ersatz des Horns durch die weniger störende Pfeife, Drangsalirung des Nachtwächters durch den Ortspolizisten, der endlich an seine Stelle tritt und begreiflicherweise nicht mehr zu singen pflegt. Der Verfasser ist auch mit einzelnen Nachtwächtern, die diese Poesie auf ihre Art zu vervollständigen suchten, in Briefwechsel getreten, ebenso wie er von frühern Kunstdichtern dieser Gattung Nachrichten und Dichtungsperlen beigegeben hat. Hie und da hat auch die Kunstdichtung einer bestimmten Zeit jene alte Spruchpoesie verändert oder ganz verdrängt. Aber mit dem Volkstümlichen nimmt dann auch das Interesse ab. Von manchen Orten wiederum werden vorübergehend aufgenommne Improvisationen im Anschluß an den alten Stundenspruch berichtet, z. B. 1870 aus mehreren Orten Württembergs zu Zwei Uhr:

Zwei Monarchen führen Krieg,
Gott verleih dem deutschen Sieg.

Auch nette Geschichten enthält das Buch hin und wieder, z. B. von einem Wächter in Stein a. d. Donau, der aller Viertelstunden (um 1850) rief: Wart, wart, ich sieh dich schon! und dadurch nicht nur Diebe, sondern sogar Selbstmörder in ihrem Vorhaben zurückgehalten haben will, oder von dem Nachtwächter zu Drosendorf

Digitized by Google

(Österreich), der in den fünfziger Jahren in der Weihnachtsnacht Christi Ge… ehrte, indem er erst auf einer kleinen Trompete einen Choralvers blies und dar… dreimal mit einer langen Peitsche klatschte und dazu das Brüllen der Ochsen … das Meckern der Schafe nachmachte, oder endlich von einem alten Wächter, … 1850 auf einem Prellstein vor einem Hause in Dresden eingeschlafen ist … plötzlich aufgewacht, ansetzt und schreit: „Die Glock hat, die Glock hat," und dar… weil er die Zeit nicht weiß, ruft: „Ach Herrjee, ob ihr da auf der Kleinen Plauen… Gasse das wißt oder nich," und sich wieder zum Schlafen auf seinem Steine nied… läßt. Kurz, es ist ein sehr hübsches Büchlein.

Woraus sie tranken ist ein guter Titel, und das, was er bedeutet, hat ohne Frage für zahlreiche Menschen mehr Interesse, als etliche neue Wein- oder Bierlieder. Wir sind aber im Zweifel, wofür wir dieses sehr schön ausgestatt… Heft: „Feuchtfröhliche Verse von C. Vogel zu keramischen Bildern von R. Pichl… (Frankfurt a. M., Gebr. Knauer) seinem Inhalte nach nehmen sollen. Die V… sollen scherzhaft sein, sie erinnern etwas an das im allgemeinen ja nicht sch… nachzuahmende Muster Scheffels, aber wir können sie beim besten Willen … geistreich finden. Und die Bilder sind gleichfalls ins Scherzhafte gezogen, so… die Trinkgefäße sowohl wie die sich ihrer bedienenden Menschen verschiedner … alter zu sehr als Karikaturen erscheinen, als daß jemand etwas daraus lernen kön… oder, wie es die Meinung der Verfasser ist:

Daß dieser Sinn aufs neue sich belebe
Und wieder Schönes hohe Bänkel ziert.

Uns scheint übrigens dieser Sinn für Sätze von Trinkgefäßen auf Borden … Börden schon lange hinreichend lebendig zu sein. Wir zweifeln aber nicht, … das Buch sehr vielen Leuten Spaß machen wird, denn mit unsrer heutigen Ku… steht es ja in sehr deutlichem Zusammenhang.

In andrer Weise läßt sich das auch von einem zierlichen Büchlein sagen, … dem acht Beiträge verschiedner Verfasser unter dem Titel: Aus Wald und Gru… Geschichten vom Schwarzwald (Freiburg, Paul Waetzel) vereinigt worden sind. Z… „Geschichten" sind nur drei darunter: Tannen und Tannhof, Das Geheimnis … Höflibase, Einquartierung — alle gleich einfach in der Erfindung, aber höchst … rakteristisch, Dorfgeschichten, deren Personen einen unveränderten, aber dur… verständlichen Dialekt sprechen. Die übrigen Stücke enthalten Betrachtungen, S… derungen und Erzählungen einzelner Erlebnisse und fügen sich vortrefflich in … Gesamtbild, am glücklichsten eine Schilderung Höchenschwands von Wilhel… von Hillern. Dahin möchte man nächsten Sommer reisen! Verfehlt dagege… das einleitende Stück: Novembernebel. Es erinnert an eine Berliner Bier- … Weinkneipe und gehört nicht in den Schwarzwald, von dem alles übrige eine… hübschen, zwar poetisch gesteigerten, aber doch richtigen, treuen Begriff giebt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Le…

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 49

Ausgegeben am 9. Dezember 1897

Inhalt:

	Seite
Finis Austriae?	441
Das Flottengesetz. Von Georg Wislicenus	444
Mittelstädts politische Briefe. Von Emil Kühn	454
Anthropologische Fragen (Schluß)	470
Neue Romane	483
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Der Personalkredit des ländlichen Kleingrundbesitzes	492
Litteratur	494

Hierzu 4 Beilagen: je 1 Prospekt von B. von Deckers Verlag (G. Schenck) in Berlin, von J. F. Lehmanns Verlag in München, von E. A. Seemann, Verlagsbuchhandlung in Leipzig über das Werk Philippi, Die Kunst der Renaissance in Italien, von der Verlagsbuchhandlung Gebrüder Bornträger in Berlin über das Werk Wagner, Grundprobleme der Naturwissenschaft.

Fr. Vilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Weihnachten 1897

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Novellen. **Ein Michel Angelo — Kopf und Herz — Non cras sed hodie** usw. von Adolf Schmitthenner. Fein gebunden 6 Mark.

Der erste Beste. Die Neuenhofer Kluche. Maria Leander. Drei Erzählungen Von O. Verbeck. Ein Band, fein gebunden 6 Mark.

Die Erzählung

„Der erste Beste"

die auch jungen Leuten in die Hand gegeben werden kann, liegt für diese Weihnachten auch in einer

Sonderausgabe

vor. Preis elegant gebunden 3 Mark.

Allerleirauh. Tiergeschichten für Kinder von O. Verbeck, mit Illustrationen von Ch. Votteler. Fein kartoniert 5 Mark.

Geschichten aus Holstein. Erzählungen von Charlotte Niese. Fein gebunden 3 Mark 50 Pfennige.

Licht und Schatten. Eine Hamburger Geschichte von Charlotte Niese. Fein gebunden 5 Mark.

Aus dänischer Zeit. Bilder und Skizzen von Charlotte Niese. 3. Auflage. Gesamtausgabe. Fein gebunden 5 Mark 50 Pfennige.

Aus unsern vier Wänden. Von Rudolf Reichenau. Zweite Auflage der Gesamtausgabe. Zierliche Ausgabe. 44 Bgn., broschiert 4 Mark 50 Pfennige, schön in Leinwand gebunden 5 Mark 50 Pfennige, in Atlas gebunden 10 Mark.

Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. Herausgegeben von Theo Schücking. Preis broschiert 4 Mark, in Halbfranz gebunden 6 Mark.

Wandlungen. Lebenserinnerungen von Carl Jentsch. Broschiert 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen von Rudolf Hildebrand. Broschiert 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Martin Böttinger

Eine Erzählung
aus dem siebzehnten Jahrhundert
von **J. H. Löffler**

2 Bände. Fein gebunden 10 Mark

*

Die braune Marenz

und andre Geschichten
von **Charlotte Niese**

Ein Band. Fein gebunden 4 Mark 50 Pf.

*

Wildmoorprinzeß

Roman
von
Sophus Bauditz
übersetzt von
Mathilde Mann

Fein gebunden 6 Mark

*

Unter der Sonne Homers

Erlebnisse und Bekenntnisse
eines Dilettanten
von **Wolfgang von Oettingen**

Broschiert 5 Mark, gebunden 6 Mark

*

Erinnerungen aus dem alten Preußen

Nach einer hinterlassenen
Autobiographie bearbeitet von
D. v. Malachowski

Broschiert 2 Mark 50 Pf.,
in Leinwand gebunden 3 Mark 50 Pf.

*

An der Schwelle des Orients

Wanderungen über die Schlachtfelder
des russisch-türkischen Krieges
vom Jahre 1877/78.
von **H. Grafen zu Dohna**
Generalmajor z. D.

Broschiert 1 Mark 60 Pf.

Deutschlands Seemacht sonst und jetzt nebst einem Überblick über die Geschichte der Seefahrt aller Völker. Von Georg Wislicenus, Kapitänleutnant a. D. Erläutert durch 65 Bilder vom Marinemaler Willy Stöwer. Fein kartoniert 10 Mark.

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute von G. Wustmann. 3. Auflage. In Damast gebunden 7 Mark. In Leder gebunden 12 Mark.

Citatenschatz. Geflügelte Worte und andere denkwürdige Aussprüche aus Geschichte und Litteratur. Von Hans Nehrn. Zweite Auflage. Gebunden 6 Mark.

Wie der Deutsche spricht Phraseologie der volkstümlichen Sprache. Ausdrücke, Redensarten, Sprichwörter und Citate aus dem Volksmunde und den Werken der Volksschriftsteller gesammelt und erläutert von E. Hetzel. Fein gebunden 3 Mark.

Deutsche Bürgerkunde. Kleines Handbuch des politisch Wissenswerten für jedermann von Georg Hoffmann und Ernst Groth. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Gebunden 2 Mark 50 Pfennige.

Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Von G. Wustmann. Zweite, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. In Leinwand gebunden 2 Mark 50 Pfennige.

Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft. Eine populäre Volkswirtschaftslehre von Carl Jentsch. Geb. 2 Mark 50 Pfennige.

Der Werdegang des deutschen Volkes. Historische Richtlinien für gebildete Leser von Otto Kaemmel. Erster Teil: Das Mittelalter. Gebunden 2 Mark 50 Pfennige.

Die Kunst der Rede. Eine deutsche Rhetorik von Professor Dr. A. Philippi. Gebunden 2 Mark.

Geschichte der griechischen Litteratur. Erster Band: Die Poesie. Von Dr. C. Krumbacher. In Leinwand gebunden 2 Mark 50 Pfennige.

Digitized by Google

Finis Austriae?

Am 28. November d. J. ist Graf Badeni plötzlich entlassen worden, fast noch eher, als erwartet wurde. Er ist der unüberwindlichen Obstruktion der Deutschen im Abgeordnetenhause, den stürmischen Straßendemonstrationen der Deutschen in Wien und Graz und offenbar auch der stillen Einwirkung der Ungarn erlegen, ein Verderber Österreichs, wie die Geschichte keinen zweiten kennt. Mit einem sittlichen Stumpfsinn sondergleichen und mit kaltblütiger Brutalität hat dies slawische Regiment im Abgeordnetenhause Recht und Gesetz mit Füßen getreten und damit die Grundlagen aller parlamentarischen Ordnung vernichtet — Napoleon Bonaparte that nichts Schlimmeres, als er 1799 die französischen Abgeordneten von seinen Grenadieren auseinanderjagen ließ —, es hat zugleich gegen die Deutschen in Eger tschechische Gendarmen, in Wien ungarische Husaren, in Graz Bosniaken und windische Dragoner losgelassen, nach der schlechten altösterreichischen Art, immer ein Volk gegen das andre zu brauchen, um durch Teilung über alle zu herrschen. Und kaum ist diese Junkerherrschaft zusammengebrochen unter der Wucht ihrer eignen Sünden, da stürzt sich der tschechische Pöbel in Prag und Pilsen mit hussitischer Wut auf das Eigentum und das Leben der Deutschen; in den Gassen der alten Moldaustadt, die schon soviel Blut getrunken haben, haust wieder einmal die entfesselte Bestialität eines Barbarenvolkes, das sich im Herzen von Europa zwar einige Flitter abendländischer Bildung angeeignet hat, aber im Innern unverändert geblieben ist, und die Salven krachen gegen die Meuterer. Der roheste Bürger- und Rassenkrieg ist da, wenige Eisenbahnstunden von der deutschen Grenze.

„Ihr sätet Blut, und steht bestürzt, daß Blut ist aufgegangen," dies Wort Butlers kann man heute den klugen österreichischen Staatsmännern aller Parteien zurufen. Seit dreißig Jahren haben politischer Unverstand und politische

Digitized by Google

Schwäche dort Fehler auf Fehler gehäuft. Statt Galizien, das geographisch und geschichtlich gänzlich aus dem Rahmen Cisleithaniens herausfällt, so unabhängig zu stellen, wie Kroatien zu Ungarn steht, um die polnische Szlachta von Österreich möglichst fern zu halten und eine feste Mehrheit im Reichsrate zu bilden, hat man ihr das Heft in die Hand gegeben; statt das deutsche Element möglichst zu stärken, hat man aus blindem Haß gegen alles, was liberal heißt, und aus Angst vor der nationalen Anziehungskraft des deutschen Reichs die Deutschen zurückgedrängt, wo man konnte, und in diesen slawischen Barbarenstämmen, die, wie Graf Andrassy, der bedeutendste Staatsmann der habsburgischen Monarchie im letzten Menschenalter, seinem landfremden Kollegen Beust einmal bemerkte, niemals befriedigt werden können, eine ungeheuerliche Überhebung und maßlose Begehrlichkeit geradezu planmäßig großgezogen. Und heute? Heute stehen sich Deutsche und Slawen in grimmigem Hasse gegenüber, die deutschen Parteien des Parlaments haben sich, wenige unrühmliche Ausnahmen abgerechnet, fester als jemals zusammengeschlossen zum Kampfe um ihre Nationalität, der österreichische Parlamentarismus ist bankerott durch sich selbst und hat den Beweis geliefert, daß er die nationalen Gegensätze nicht mildert, sondern unermeßlich verschärft, den Ausgleich mit Ungarn in der gesetzten Frist auf parlamentarischem Wege zu stande zu bringen fehlt jede Möglichkeit, und von Ungarn herüber tönt lauter und lauter der Ruf: „Los von Österreich!“

Ein Chaos hat Badeni hinterlassen, und ein Chaos findet sein Nachfolger Freiherr von Gautsch vor. Nur einige negative Ergebnisse stehen fest. Für drei Dinge ist der unwidersprechliche Beweis geliefert: daß Österreich nicht gegen die Deutschen regiert werden kann, daß diese polnischen Halbasiaten auf germanischem Boden nicht mehr regieren dürfen, daß mit den Tschechen nicht anders verhandelt werden kann als mit dem Schwert in der Faust. Wird Freiherr von Gautsch eine positive Lösung finden? Eine vornehme, sympathische Erscheinung, ein Mann von hochstrebendem Ehrgeiz und von zweifelloser Energie hat er kurzerhand das Standrecht über das meuterische Prag verhängt und wird ohne Frage den Aufruhr, wenn er wieder sein Haupt erheben sollte, mit Waffengewalt niederschlagen. Vielleicht wird es auch den verborgnen feigen und kurzsichtigen Hetzern, die in den Redaktionen der tschechischen Zeitungen, im Altstädter Rathause und sonstwo sitzen, etwas schwül bei dem Gedanken, was die von ihnen aufgereizten und planmäßig geleiteten Banden angerichtet und wie sie damit nur Wasser auf die Mühle der deutschen Opposition geleitet haben, und vielleicht bangt es schon dem fanatischen böhmischen Klerus vor diesem wüsten Ausbruche des alten Hussitengeistes, der sich auch einmal gegen seine sträflich mißbrauchte geistliche Gewalt richten kann. Zunächst steht nur das eine fest: die slawisch-klerikale Mehrheit des Abgeordnetenhauses beharrt einfach auf dem rohen Rechte der Mehrheit und will keine Versöhnung. Wird nun

Digitized by Google

Gautsch, dem die Deutschen nicht trauen, und dem die Slawen schon offen entgegentreten, wenn seine Vermittlungsversuche scheitern, das Parlament vertagen oder gar auflösen und Neuwahlen ausschreiben, die trotz geistlichen Zuspruchs wahrscheinlich einen Teil der klerikalen Abgeordneten wegfegen würden? Wird er den Ausgleich mit Ungarn auf dem Verordnungswege zu stande bringen und mit seinem etwas klerikal angehauchten Beamtenministerium bis auf weiteres ohne Parlament, also thatsächlich absolut regieren? Und wie wird sich Ungarn zu diesem in allen Fugen krachenden Österreich stellen? Wird es auf die Personalunion zusteuern, was kein Mensch hindern könnte? Geschieht das, dann wäre wirklich der schon so oft vorausgesagte dies fatalis domus Austriacae gekommen. Denn ein solches Österreich hörte auf eine Großmacht zu sein; ja selbst die „Königreiche und Länder," denen man amtlich nicht einmal einen gemeinsamen Namen zu geben wagt, könnten in der bisherigen Zusammensetzung nicht bleiben, denn Galizien ist nur durch Ungarn haltbar. Und was wird aus Bosnien? Löst sich aber Österreich-Ungarn in seinem gegenwärtigen Bestande auf, dann verschwindet eine der wichtigsten Grundlagen unsrer eignen auswärtigen Politik. Mit Österreich-Ungarn haben wir das Bündnis von 1879 und den Dreibund geschlossen, nicht mit einer Gruppe von Staaten, die nur noch durch dasselbe Herrscherhaus verbunden sind, nicht mit einem Königreich Ungarn, einem böhmischen Wenzelreiche, einem Polenstaate, Galizien usw. Streben diese Teile aus einander, so verschwindet für uns im Reiche jedes Interesse an der Erhaltung der Herrschaft des Hauses Habsburg in diesen Ländern; wir hätten dann nur die Aufgabe, unser eignes Interesse und die Erhaltung des österreichischen Deutschtums rechtzeitig und rücksichtslos wahrzunehmen. Vielleicht, daß ein starker, stetiger und kluger Wille die Katastrophe noch verhindern kann, und das dieser Wille in Gautsch lebt, was wir hoffen; aber tiefer als heute hat der Glaube an die Zukunft der Donaumonarchie seit fünfzig Jahren innerhalb und außerhalb ihrer Grenzen noch niemals gestanden. Nur ein fester und heller Punkt schimmert aus den dunkeln Nebeln, die Österreichs Zukunft umwallen, herüber: so stark wie heute ist das Nationalgefühl der Deutschen in Österreich und die Teilnahme der Reichsdeutschen für ihre Volksgenossen da drüben noch niemals gewesen. *

Digitized by Google

Das Flottengesetz

Offenheit und Klarheit sind gute, scharfe Waffen, besonders in einer Zeit des Niedergangs der öffentlichen Moral, in einer Zeit der häßlichen Parteikämpfe, wo ohne Pfiffe und Kniffe, ohne Schacher und Winkelzüge fast nichts mehr geschieht.

Der Grundgedanke des Gesetzentwurfs über die deutsche Flotte ist der, Klarheit darüber zu schaffen, wie stark unsre Flotte sein muß, damit sie ihre Aufgaben erfüllen kann. Wer nicht weiß, was er will, der arbeitet planlos, ziellos; wer aber wichtige Arbeit ernsthaft anfaßt, der macht sich einen Plan, der setzt sich ein Ziel. Bisher ist von der Regierung wie von der Volksvertretung an dem Ausbau der Flotte ohne festes Ziel gearbeitet worden; man hat mit einander jahraus jahrein um jedes einzelne Schiff gehandelt, ohne Klarheit darüber, wie stark die Flotte eigentlich sein müßte. Dadurch ist dem Reichstag das Gefühl der Verantwortlichkeit verloren gegangen, weil er sein Gewissen damit trösten konnte: die Marineforderungen gehen ins Blaue, ins „Uferlose“; wenn wir nachgiebig sind, so wachsen uns die Ausgaben über den Kopf. Das wird jetzt anders, denn jetzt soll die Volksvertretung selbst darüber beschließen, welches Ziel erreicht werden soll. Sie muß sich dabei also schlüssig werden, was sie eigentlich will, wie stark sie die Flotte haben will, und welchen Aufgaben die Flotte dienen soll. Denn es liegt auf der Hand, daß es von der Stärke der Flotte abhängt, welchen Aufgaben sie in einem Kriege mit den verschiednen Seemächten gewachsen sein würde. Die Regierung zeigt in dem Entwurfe mit rücksichtsloser Offenheit die jetzige Schwäche der Flotte und zieht ebenso deutlich die Grenzen für das, was sie unbedingt zu ihrer Stärkung braucht, um die Aufgaben zu erfüllen, die ihr jetzt, ein Vierteljahrhundert nach der Aufstellung des Gründungsplanes, zufallen. Dadurch, daß dieser neue Flottenplan mit Hilfe des Reichstags zum Gesetz erhoben werden soll, wird der Reichstag viel nachdrücklicher für das Wohl des Reichs mit verantwortlich gemacht als früher, wo alle Denkschriften weder für die Regierung noch für die Volksvertretung bindende Kraft hatten.

Die staatsrechtliche Seite der Sache behandelt Professor Dr. P. Laband in Nr. 23 der Juristenzeitung; es dürfte zweckmäßig sein, die wichtigsten Sätze seiner Ausführungen hier wiederzugeben:

Digitized by Google

Die Verwaltung der Marine steht zu allen andern Verwaltungen dadurch in einem eigentümlichen Gegensatz, daß es ihr fast ganz an einer gesetzlichen Grundlage fehlt. — Die dem Kaiser nach der Reichsverfassung zustehenden Machtbefugnisse (Art. 53) können die mangelnde gesetzliche Grundlage nicht ersetzen, weil ihnen die Rechte des Bundesrats und des Reichstags zur Feststellung des Reichshaushaltsetats gegenüberstehen (und zwar unvermittelt gegenüberstehen, wie Laband weiterhin ausführt). — In der That sind alle Vorschläge und Pläne der Verwaltung „uferlos," so lange ihre Eindämmung und Begrenzung nicht durch Gesetz erfolgt. Bei staatlichen Einrichtungen können feste Schranken für die freie Thätigkeit der Verwaltung anders als durch gesetzliche Bestimmungen überhaupt nicht gezogen werden. — Ebenso „uferlos," d. h. rechtlich unbeschränkt sind aber die Beschlüsse der gesetzgebenden Körperschaften, insbesondre des Reichstags. Auch ihm fehlt eine staatsrechtliche Richtschnur für seine Bewilligungen und Ablehnungen. Er steht niemals vor der Erwägung, was er rechtlich bewilligen *muß*, sondern nur vor der Entschließung, was er bewilligen *will*. — Der Gedanke liegt unabweisbar nahe, daß, so wie für das Heer die Grundlagen der Organisation reichsgesetzlich festgestellt sind, dies auch für das andre Glied der bewaffneten Macht, für die Marine, möglich und im Interesse des Reichs notwendig ist. Daß das bisher nicht geschehen ist, erklärt sich aus der verhältnismäßigen Jugend der deutschen Marine. — War das Verlangen nach einer gesetzlichen Ordnung der Grundlagen des Heerwesens vom Standpunkt des konstitutionellen Staatsrechts aus wohlbegründet, so erscheint es als eine unbegreifliche Inkonsequenz, für den andern Teil der bewaffneten Macht ein entsprechendes Verfahren abzuweisen. — Für die Organisation der Marine sind andre Umstände maßgebend als für die des Heeres, und die staatsrechtliche Gleichstellung der Marine mit dem Heere kann daher nicht darin bestehen, daß man die für das Heer gegebnen Bestimmungen auf die Marine überträgt, sondern nur darin, daß man die für die Organisation der Marine wesentlichen Punkte gesetzlich festlegt, wie es hinsichtlich der für das Heer wesentlichen Punkte geschehen ist. — Das staatsrechtliche Interesse an der Konsolidirung der Reichsverfassung besteht nicht darin, *wie* die Größe der Flotte bemessen wird, sondern *daß* sie gesetzlich festgestellt und damit für die Verwaltung mit Einschluß der Etatfestsetzung eine sichere Rechtsgrundlage geschaffen wird.

Staatsrecht und gesunder Menschenverstand gehen also glücklicherweise in der Flottenfrage fast in allen Punkten Hand in Hand; auch dem gesunden Menschenverstande darf die Größe der Flotte durchaus nicht gleichgiltig sein, weil von ihr die Sicherung des Reichs abhängt. Je natürlicher sich aber neue Gedanken und Pläne an Bestehendes angliedern, umso schneller werden sie von der großen Masse des Volks verstanden und gebilligt werden. Nun überrascht der Entwurf zum Flottengesetz in der That durch nichts mehr, als durch die meisterhaft einfache Überleitung der Flotte aus ihrer Kindheit in die Volljährigkeit. Der Gedanke an ein solches Gesetz liegt so nahe, daß man sich jetzt, wo der Entwurf vorgebracht wird, nur wundern kann, daß wir nicht längst ein solches Gesetz haben. Und doch ist unsers Wissens früher noch nirgends dieser einfache Gedanke gehegt worden, obwohl gerade von freisinniger Seite im Reichstag öfters der Wunsch nach größerer Klarheit in der Flottenfrage ausgesprochen worden ist, damit man „sich in dem Wirrwarr

Digitized by Google

zurechtfinden" könne. Admiral Hollmann hat schon darauf hingewiesen: „Die Marine, wie sie heute ist, ist ein Produkt verschiedner Programme, die teils ganz, teils halb, teils gar nicht zur Ausführung gekommen sind," und hat deshalb versucht, den Reichstag über den Bestand der Flotte aufzuklären. Trotz sehr sachlicher Anknüpfung an den alten Flottengründungsplan und an spätere Denkschriften erschien die Sache dem Reichstage aber so verwickelt, daß er sich nicht mehr hindurchfinden konnte, kopfscheu wurde und die Frage stellte: „Wohin will denn eigentlich die Regierung mit unsrer Marine?" Dadurch wurde die Regierung gezwungen, in andrer, leichter verständlicher Form dem Reichstage klarzumachen, was der Flotte not thut. Deshalb beantwortet die Regierung die verständige Frage des Abgeordneten Rickert mit dem Entwurf zu einem Flottengesetz, der nur folgende Punkte für den Schiffsbestand der Flotte ein für allemal festsetzen soll:

§ 1

1. Der Schiffsbestand der deutschen Flotte wird, abgesehen von Torpedofahrzeugen, Schulschiffen, Spezialschiffen und Kanonenbooten, festgesetzt auf: a) Verwendungsbereit: 17 Linienschiffe, 8 Küstenpanzerschiffe, 9 große Kreuzer, 26 kleine Kreuzer; b) als Materialreserve: 2 Linienschiffe, 3 große Kreuzer, 4 kleine Kreuzer.

2. Von den am 1. April 1898 vorhandnen und im Bau befindlichen Schiffen kommen auf diesen Sollbestand in Anrechnung als Linienschiffe 12, als Küstenpanzerschiffe 8, als große Kreuzer 10, als kleine Kreuzer 23.

3. Die Mittel für die zur Erreichung des Sollbestandes (Ziffer 1) erforderlichen Neubauten sind so rechtzeitig (gemeint ist: so zeitig. D. R.) in den Reichshaushaltsetat aufzunehmen, daß die betreffenden Schiffe bis zum Ablauf des Rechnungsjahres 1904 fertig gestellt werden können.

§ 2

Die Mittel für die regelmäßigen Ersatzbauten sind so rechtzeitig in den Reichshaushaltsetat einzustellen, daß Linienschiffe und Küstenpanzerschiffe nach 25 Jahren, große Kreuzer nach 20 Jahren, kleine Kreuzer nach 15 Jahren ersetzt werden können.

Dieses Gesetz bestimmt also die Stärke der Flotte in den wichtigsten Schiffsklassen, bestimmt ferner, bis wann die Verstärkung der Flotte durchgeführt sein soll, und setzt schließlich noch die Altersgrenze der Kriegsbrauchbarkeit der einzelnen Schiffsgattungen fest. Daß ein solches Gesetz für die Verwendung der Flotte im Kriege, für ihre Ausbildung im Frieden und für die Marineverwaltung mit einem Schlage klare Verhältnisse schafft, also jede zweckmäßige Arbeit fördern muß, sollte eigentlich jedem einleuchten. Der kommandirende Admiral kann alle Vorbereitungen für mögliche Kriege mit andern Seemächten in vollkommenster Form treffen, wenn er mit einer unveränderlichen Streitkraft rechnen darf, und kann die kriegsmäßige Ausbildung des ganzen Personals darnach einrichten; alle seetaktischen und seestrategischen Übungen

Digitized by Google

für die Kriegstüchtigkeit der Flotte bekommen erst dauernden Wert, wenn sie auf fester Grundlage, d. h. auf bestimmter Flottenstärke aufgebaut werden. Bisher haben die ruckweise vorgenommnen Veränderungen im Schiffsbestande, die großen Pausen im Schiffbau, während denen die Schiffe veralteten, ohne rechtzeitig ersetzt zu werden, alle Kriegsübungen der Flotte außerordentlich erschwert; denn immer mußten, gewissermaßen als Statisten, Schiffe zu den Übungen mit herangezogen werden, die, wie z. B. das Flottenflaggschiff Blücher, kriegsunbrauchbare Schulschiffe waren, oder die nach ihrer ganzen Bauart und Bestimmung gar nicht in die Schlachtflotte hineingehören, wie die Küstenpanzerschiffe der Siegfriedklasse und gar die Panzerkanonenboote. Solchen verworrenen Zuständen hilft das Gesetz ab. Und wie sehr muß das Gesetz dazu beitragen, die schwierige Verwaltung der Marine einfacher, übersichtlicher und vor allen Dingen auch zweckmäßiger zu gestalten! Denn es schafft die Möglichkeit planmäßiger Arbeit ohne Überstürzung und ohne Unterbrechung, weil das Ziel für die Arbeit feststeht. Genug, nicht nur die staatsrechtlichen Interessen, sondern auch die Interessen des Oberkommandos und der Verwaltung der Marine fordern die gesetzliche Bestimmung der Flottenstärke.

Da nun unsre Flotte augenblicklich schwächer ist, als sie nach dem Flottengründungsplane von 1873 sein müßte, so würde es ein Rückschritt sein, wenn man heute, nach einem Vierteljahrhundert, an der damals erforderlichen Schiffszahl bei den einzelnen Schiffsgattungen festhalten wollte. Die Aufgaben der Kriegsflotte sind, abgesehen von dem Schutz der inzwischen erworbnen Kolonien, allerdings unverändert geblieben, aber die Anforderungen an die Flotte zur Erfüllung jeder dieser Aufgaben sind seitdem bedeutend gewachsen.

Warum sind die Anforderungen an die Flotte seit der Aufstellung des Flottengründungsplans bedeutend gewachsen? Der unvergeßliche, verdiente erste deutsche Marineorganisator, General von Stosch, hat das sehr kurz, aber bezeichnend schon im Jahre 1886 in die Worte gefaßt: „Wie klein war damals noch die deutsche Welt!“ Inzwischen hat sich die Zeitspanne, um die der alte Gründungsplan zurückliegt, verdoppelt, die deutsche Welt ist seitdem noch stärker gewachsen, als in der Zeit, die Stosch mit seinem Ausspruch umfaßt. Nicht nur die Kolonien sollen damit gemeint sein, sondern das riesige, um 1873 noch völlig ungeahnte Wachstum des deutschen Seeverkehrs, als Folge des wirtschaftlichen Aufschwungs in allen Gewerben, und als Folge der notwendigen Entwicklung des Ausfuhr- und Einfuhrhandels; der überseeische deutsche Unternehmungsgeist ist mächtig gestiegen, viel deutsches Blut und Gut arbeitet heute zum eignen und zum allgemeinen deutschen Nutzen in fremden Ländern fern von den europäischen Küsten. Der Pulsschlag des mächtig wachsenden Volks ist kräftiger geworden und macht sich auf der ganzen Erde fühlbar. Unser Verkehr mit den andern Völkern der Erde ist lebhafter denn je; der vermehrte Verkehr vergrößert aber auch das Aneinanderstoßen von

Digitized by Google

Interessengegensätzen. Da gilt es vorzubeugen, um gegen mächtige Nebenbuhler im Welthandel nicht machtlos zu sein, wenn sie rücksichtslos mit dem Faustrecht unsre wirtschaftliche Stellung bedrohen wollen. Nur die Flotte kann uns die Bewegungsfreiheit auf dem Meer und im Auslande sichern, nur die Flotte kann bei Interessengegensätzen zwischen verschiednen Seemächten unser politisches Gewicht vermehren, unsern Wert als Bundesgenossen erhöhen oder unsre Neutralität sichern. Die starke Flotte ist die einzige Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens gegenüber allen Mächten, denen wir zu Lande nicht beikommen können.

Die Größe der Flotte muß sich natürlich richten nach der Stärke der zu erwartenden Gegner. Die Möglichkeit, die erste Seemacht, England, mit ihren sechzig kriegstüchtigen Schlachtschiffen zu erreichen, ist ausgeschlossen; auch ist das gar nicht nötig, weil uns England nie mit seiner ganzen Flottenmacht angreifen kann, ohne seine Seeherrschaft gegen andre Nebenbuhler im Mittelmeer, in Ostasien, in Amerika aufs Spiel zu setzen. Auch die zweite Seemacht, die französische, wird uns wohl nie mit ganzer Macht, mit ihren fünfunddreißig Schlachtschiffen bedrängen, weil sie ebenfalls ihre Mittelmeerinteressen nicht ohne Deckung lassen kann. Es wird also genügen, wenn unsre Schlachtflotte nicht hinter der russischen, der nordamerikanischen und der japanischen zurückbleibt. Da sich aber die fremden Stärkeverhältnisse in ständiger Bewegung gegen einander verschieben, so können sie nicht allein den Maßstab für unsre Flottenstärke bilden. Man muß darnach streben, die Flotte, und insbesondre ihren Kern, die Schlachtflotte, so stark zu machen, daß sie auch von den stärksten und gefährlichsten Gegnern nicht nur nicht als Null betrachtet werden darf, sondern als eine Macht, die überall mit auf die Wagschale drückt, sei es als Freund und Bundesgenosse, sei es als Feind. Auch die seebeherrschenden Engländer müssen Scheu davor haben, uns auf der Seite ihrer natürlichen Feinde zu sehen. Können wir das erreichen, so wird unsre Seemacht die beste Bürgschaft dafür sein, daß unsre Welthandelsstellung von niemand bedroht, unsre wirtschaftliche Entwicklung von keinem Neider gehemmt wird. Die starke Flotte sichert also unsre Bewegungsfreiheit auf der ganzen Erde und zwischen allen neidischen Konkurrenten; sie erhöht, allgemein gesprochen, unsre politische Macht. Da es uns bei allen kriegerischen Verwicklungen, sei es mit stärkern, sei es mit schwächern Seemächten, nie darauf ankommen wird, den feindlichen Seehandel zu zerstören, uns vielmehr stets die Erhaltung des eignen Seeverkehrs die größte Sorge sein wird, so hat der sogenannte Kreuzer- oder Kaperkrieg für uns nur insofern Bedeutung, als wir feindliche Kaperkreuzer zerstören müssen, so gut es geht. Wollen wir größern Seemächten gegenüber nicht ohnmächtig sein, so müssen wir die Blockade unsrer Küsten verhindern können. Eine solche Blockade würde von England oder vom Zweibund mit mächtigen Flotten von Schlachtschiffen oder Linienschiffen, wie sie das Flottengesetz aus geschichtlichen

Digitized by Google

durch diese und durch das Feuer der Empfindung reißt der Verfasser den Leser nicht selten mit fort. Wenn die Empfindung Mittelstädts für Fürst Bismarck nicht ganz ungemischte Bewunderung ist, weil auch er den Irrtum teilt, daß an Fürst Bismarcks Verhalten nach seinem Abgange Rachsucht und Popularitätshascherei Anteil hätten, so ist doch dieser Schatten so schonend aufgetragen, daß er nur auf kurze Zeit stört. Es handelt sich dabei auch bis zu vollständiger Aufklärung um eine Frage des persönlichen und gemütlichen Eindrucks, über die sich schwer rechten läßt. Dagegen ist erstaunlich, daß ein so überzeugter und geistvoller Anhänger der Bismarckischen Politik Wege eingeschlagen sehen möchte, die sich von denen des Meisters so weit entfernen, denn gerade von ihm hätte man erwarten dürfen, daß er sich bemühen würde, das, was sich aus dem Bismarckischen Wirken an dauernder Belehrung und als Leitfaden des Handelns ableiten läßt, festzustellen und hervorzuheben. Dessen ist fast auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens recht viel; die Bismarckische Tradition, wie man es nennen kann, ist ein reicher Schatz, an dessen Hebung sich zu beteiligen fruchtbarer ist als Lob oder Tadel, weil diese Tradition auf uns Epigonen einen Teil dessen herüberrettet, was die Gewalt des Bismarckischen Wesens und Wirkens ausmachte.

Schon der Gedanke, innere Schwierigkeiten und Spannungen durch Krieg zu lösen, ist ganz unbismarckisch, denn Fürst Bismarck hat zwar gründlich Krieg geführt, aber nur, wenn ein bestimmter ausländischer Gegner gegeben und nicht anders zu überwinden war. Er hat noch mehr Kriege abgewendet; seine auswärtige Politik war sogar seit 1871 vor allem darauf gerichtet. Den Krieg als heroisches Mittel, also um seiner selbst willen, hat Fürst Bismarck immer verurteilt. Man kann darüber anders denken, ohne gottlos zu sein; Mittelstädt beweist es und hätte sich in gewissem Maße auch auf Moltke berufen können, aber Bismarckische Politik ist es nicht.

Ebenso wenig hält sich Mittelstädt darin an das Vorbild des Meisters, daß er die verfassungsmäßig begründeten oder belassenen Rechte der deutschen Bundesfürsten für unvereinbar mit einer starken deutschen Monarchie erklärt. Es zeigt sich dabei, daß seine Staatsgesinnung preußisch-partikularistische Farbe behalten hat; sein Patriotismus umfaßt ja ohne Zweifel die nichtpreußischen Teile des Reichs mit gleicher Wärme wie sein Geburtsland, aber Vaterlandsliebe und Staatsgesinnung fallen eben nicht immer zusammen, obgleich es der Fall sein sollte. Bei Fürst Bismarck dagegen haben immer diese beiden Formen oder Seiten des Gemeingefühls zusammengestimmt, denn er ist zwar ebenfalls ein guter Preuße geblieben, er gab es aber mit der Gründung des Norddeutschen Bundes und dann des Reichs unwiderruflich auf, preußische Einrichtungen und Verhältnisse auf Kosten des Reichs, seiner Verfassung und seines Wirkungskreises zu pflegen. Durch diesen Verzicht auf preußischen Partikularismus hat er den der andern deutschen Staaten niedergehalten

Digitized by Google

und für Preußen echte Bundesgesinnung der Regierungen eingetauscht. Die von Fürst Bismarck gepflegte bundesfreundliche Gesinnung herrscht noch heute im Bundesrate vor; in keiner der andern Reichseinrichtungen lebt Bismarckischer Sinn lebendiger fort, und wenn es allmählich anders wird, so ist nicht der Bundesrat daran schuld. Die Brücke zu diesem Erfolg, einem der größten und erfreulichsten in der deutschen Entwicklung, ist also dem großen und grundlegenden Wirken des ersten Kanzlers zu verdanken, an seinen Namen und an seine Persönlichkeit wird dankbare Erinnerung immer anknüpfen, aber in dem Amte des Reichskanzlers, wie es sich unter ihm politisch und man kann sagen gewohnheitsrechtlich gestaltet hat, ist die Brücke dauernd aufgebaut. In einem Aufsatz Nr 43 und 44 dieser Blätter unter dem Titel: Der Reichskanzler und das Ministerium habe ich den Versuch gemacht, die wesentlichen Züge dieses Stücks Bismarckischen Nachlasses zusammenzufassen, und ich glaube darin nachgewiesen zu haben, daß das Amt des Reichskanzlers zwar nicht auf die Person seines ersten Trägers zugeschnitten ist, aber allerdings immer einen selbständigen und bedeutenden Mann voraussetzt, dem Wille, Einfluß und Initiative nicht geschmälert werden dürfen. Ich glaube ferner dargethan zu haben, daß die Ausstattung des Reichskanzlers und seiner ministerähnlichen Reichskollegen mit preußischer Hausmacht das berechtigte Vorwalten Preußens sichert, ohne die Bundesgenossen irgendwie zu mediatisiren; die jetzigen Einrichtungen sind durchaus nicht so beschaffen, daß sie die Einheitlichkeit und den Nachdruck monarchischen Handelns störten. Der Angriff Mittelstädts darauf ist also nicht gerechtfertigt, und er steht damit nicht nur zu feierlich verbürgten Rechten und zur Bismarckischen Politik im Gegensatz, sondern auch zu sehr lebhaften Volksempfindungen. Die unausbleiblichen Gegenangriffe werden ihn selber bei dem hohen sittlichen Ernst, mit dem auch diese befremdenden Ausführungen vorgetragen werden, nicht anfechten, aber ihre sachliche Anfechtbarkeit und die Leidenschaften, die er dadurch erweckt, schaden den vielen Wahrheiten, die seine Schrift sonst enthält.

Zu dem Wahren und Treffenden muß man die Kritik der auswärtigen und der innern Politik seit dem ersten Kanzlerwechsel rechnen. Mittelstädt überzeugt dadurch den, der noch schwankt, und faßt für den schon Überzeugten, der mit ihm die verhängnisvolle Entwicklung beklagt, die Gründe bestimmt und beredt zusammen. Nur in Einzelheiten kann man verschiedner Meinung sein, z. B. da, wo er den Götzendienst, der mit dem Dreibund getrieben wird, geißelt, aber dessen wirkliche Bedeutung doch unterschätzt. In einem namentlich zwingt er, ihm zu folgen und ihm Recht zu geben, in der Besprechung des Kaisers. Ob der Empfänger der Briefe auch so denken wird, steht dahin, aber es ist zu hoffen, daß ihn Pflicht und Ehre, auch die Ehre, solche Briefe zu erhalten, antreiben wird, die Briefe dem Kaiser vorzulegen. Denn wie furchtlos auch ihr Verfasser von der Wahrheit jede Hülle wegzieht, so hat er doch nicht ein

Digitized by Google

Wort gesprochen, das die Ehrfurcht verletzte, und das Recht, die Wahrheit zu sagen, ist für einen Mann von Mittelstädts altpreußischem Sinn doppelte Pflicht. Darin ist in der That, wie man sagen kann, trotz Kaiser und Reich der altpreußische Zusammenhang zwischen König und Unterthan unversehrt geblieben, als Vorzug in treuem Fordern und Leisten, in Innigkeit und echter Freiheit. Für seine Furchtlosigkeit und für seinen edeln Freimut verdient Mittelstädt unsre Achtung und Bewunderung, aber stimmt es zu den Ergebnissen seiner Kritik, daß er die geltenden Verfassungsverhältnisse des Reichs als einen „gefährlichen Übergangszustand" bezeichnet, der „thunlichst schnell zu überwinden" sei „durch jegliche Art von Stärkung der kaiserlichen Gewalt und jegliche Art von Förderung der einheitsstaatlichen Tendenzen"? Fordert dergleichen nicht den Widerspruch heraus? Mittelstädt sieht, und mit Recht, die Ursachen des Niedergangs mit darin, daß die Bismarckischen Wege verlassen worden sind, und daß der Kaiser sein eigner Kanzler und Ministerpräsident sein wollte, aber zur Heilung empfiehlt er die vollständige Verleugnung des Bismarckischen Verfassungsbaues, also auch die Beseitigung der Reichskanzlerstelle, für die doch nur in der bundesstaatlichen Natur der Verfassung Raum ist, die doch auch so lange zum Segen gewirkt hat. Und das soll eilig sein? In Wirklichkeit ist das Königtum, das Mittelstädt vorschwebt, wenn es überhaupt zu erstreben ist, „ein Problem zum Kopfzerbrechen" „für die kommenden Generationen," wie er andre Zukunftspläne genannt hat. Wohl aber ist ein Kaiser, der die Königspflicht als rocher de bronze etablirt, schon jetzt möglich und hat auch in den jetzigen Machtmitteln des deutschen Kaisers und Königs von Preußen starke Stützen, um die unserm Geschlecht obliegenden Aufgaben zu lösen; er würde sich seine Aufgabe nicht erleichtern, wenn er durch Unitarismus seine Bundesgenossen verletzte, Zahl und Gewicht seiner Gegner vermehrte. Ein solches Königtum der souveränen Pflicht ist nicht bloß möglich, sondern hat schon wirklich in der Person unsers alten Kaisers über uns gewaltet. Es hat die höchste Macht entfaltet und doch vermocht, frühere Feinde zu versöhnen und für fruchtbare Mitarbeit zu gewinnen. Es hat sich die stärkste Menschenkraft dienstbar zu erhalten gewußt, weil sich auch der Herr der Pflicht noch als Diener des Staates fühlte und dem genialen Unterthan durch Bewegungsfreiheit und nie versagende Treue lohnte. Noch nie sind zum Heil des Ganzen, aber auch für das Gemüt die Unterschiede unter den Menschen schöner ausgeglichen worden. Es ist auch nicht möglich, sie anders auszugleichen, aber so, auf dem durch die Pflicht vorgezeichneten Wege, läßt sich die Ausgleichung für die Kreise, die den Stufen des Thrones fernstehen, nicht weniger erreichen, und das Wachstum jeder Form der Demokratie, des Versuchs, durch Steigerung der Ansprüche auszugleichen, ist die Antwort darauf, daß gerade in diesem Stück dem erhabnen Vorbilde weniger nachgestrebt wird als dem täuschenden Glanz von Irrtümern.

Digitized by Google

Auf kleinerm Raum, aber in dem Lande, das Mittelstädt bis vor kurzem bewohnt hat, herrscht noch jetzt diese edle Auffassung der Königspflicht. Keiner der größern Bundesstaaten leidet so schwer unter der Sozialdemokratie wie Sachsen, hat sie doch schon in zahlreichen Gemeindeverwaltungen die Oberhand erreicht; die Staatsverwaltung würde bei unzureichenden Machtmitteln unter ihrem Beruf erliegen, wenn nicht ihr Pflichtgefühl durch das Beispiel des Königs gehoben würde. Der Zustand in Sachsen ist höchst gefährlich und nur als Übergangszustand erträglich, bis das Reich durch ein Gesetz gegen die Revolution zu Hilfe kommt. Daß das frühere Gesetz aufgegeben worden ist, hat den König in seiner ebenfalls vorbildlichen Bundestreue nicht wankend gemacht, aber die von Mittelstädt empfohlenen einheitsstaatlichen Experimente müßten ihn abstoßen. Das ist doch der Stein statt des Brotes.

Die Gefahren des sozialdemokratischen Treibens in Deutschland verkennt auch Mittelstädt nicht; trotzdem ist er gegen ein neues Sozialistengesetz und verurteilt in Ernst und Spott das, was mit den jetzigen Mitteln gegen die Agitation versucht wird. So sagt er S. 131: „Was man durch all diese planlosen Trakasserien erreicht, ist die Zerstörung des letzten Restes von Autorität unsrer Gerichte, die Befestigung des Glaubens an das Vorwalten einer parteiischen Klassenjustiz und das gewaltsame Hineindrängen des gesamten vierten Standes in die revolutionäre Überzeugung, daß er soziale Gerechtigkeit und soziale Rettung niemals von monarchischen Institutionen, einzig und allein von der Eroberung der Staatsgewalt durch die Demokratie zu hoffen habe. Darnach ist dem fernern Anschwellen der sozialdemokratischen Flut allerdings kein Ende abzusehen." Unmittelbar vorher bezeichnet er es als „kurzsichtige und naive" „Genugthung, wenn man ein paar rote Bänder, ein paar revolutionäre Preßerzeugnisse, ein paar rednerische Exzesse der verhaßten Partei zu unterdrücken vermocht hat." An einer dritten Stelle behauptet er die Erfolglosigkeit des frühern Sozialistengesetzes und macht darauf aufmerksam, daß „die deutsche Monarchie nichts energischer vermeiden sollte, als schon den Schein einer Parteinahme für oder gegen eine der sich wirtschaftlich befehdenden sozialen Klassen." Gewiß bemerkenswerte Ausführungen, von der Seichtigkeit der meisten Gesinnungsgenossen Mittelstädts abstechend, und doch nicht überzeugend.

Von Gesetzes wegen ist jetzt fast nur Repression gestattet, gerichtliche und polizeiliche. Sie macht in der That oft den Eindruck der „Trakasserie," genügt aber auch deshalb nicht, weil sie das Übel erst geschehen lassen muß, und weil der als Thäter Verdächtige oder Gefaßte oft nur vorgeschoben ist, während Einbläser, Führer und Verführer freies Feld behalten. Diese schlimmen oder halben Folgen sind bei der Prävention weniger zu befürchten; deren Folgen sind nachdrücklicher, entsprechen eher der verschiednen Schwere und Gefährlichkeit und können vorzugsweise auf die Häupter gerichtet werden. Alles läßt sich

Digitized by Google

natürlich, auch bei größtem Eifer und Geschick, nicht verhüten. Die Repression muß also nachhelfen, und auch dann bleiben noch manche Fälle, darunter recht schlimme, unerreichbar; aber soll man darum alles hingehen lassen? Außerdem verlangt Prävention für die Polizei ausgedehnte Vollmachten, und da kommen Mißbräuche vor. Nun ist es für die politische Auffassung in Deutschland charakteristisch — von der Parteitaktik sehe ich ab —, daß, wer auch immer mit der Sozialdemokratie verantwortlich zu thun hat, die Gefahr des Mißbrauchs gegen die Notwendigkeit größerer Vollmachten zurückstellt, der „Unparteiische" dagegen, d. h. der, der in keine solche Berührung kommt oder die Verantwortung abschieben kann, den denkbaren Mißbrauch mit dem Vergrößerungsglas ansieht und die Erteilung besondrer Vollmachten als Ausnahmegesetzgebung verwirft. Neben diesen „objektiven" Erwägungen läuft als selbstverständlich her, daß alle ohne Unterschied, wenn sie von einer Ausschreitung persönlich betroffen werden, auf die Polizei schelten und nach ihr rufen. Aber das ist doch alles kein männlicher Standpunkt; der lautet anders: wo Verantwortung ist, muß auch Macht sein, je mehr die Verantwortung in Anspruch genommen wird, desto größer muß die Macht sein; wer besondre Macht mißbraucht, muß dafür besonders büßen, wer in ihrem rechten Gebrauch gestört wird, muß besonders geschützt werden. Dieser männliche Standpunkt giebt einen festen Maßstab für das Vorgehen gegen die sozialdemokratischen Ausschreitungen, die doch feststehen. Dürfen sie in einem Staate, der etwas auf den öffentlichen Frieden und auf Anstand und „Reputation" hält, geduldet werden? selbst wenn sie nicht, wie doch so oft, gefährlich und ansteckend sind, sondern auf das, was man als outrage public gegen die öffentliche Ordnung bezeichnen kann, beschränkt bleiben? Als Gesamterscheinung haben sich die Ausschreitungen in unerhörter Weise verbreitet und gesteigert; es ist sehr mild ausgedrückt, wenn man sie gegen den Zustand, auf den unsre Preßfreiheit und unser freies Vereins- und Versammlungsrecht berechnet sind, eine Ausnahme nennt. Soll dagegen nicht auch eine Ausnahmegesetzgebung zulässig sein, ist sie nicht vielmehr unabweisbare Pflicht?

Bei solcher Auffassung versteht sich bereitwillige Unterordnung unter staatsmännische Erfahrung und Verantwortung in dieser Frage von selbst, namentlich für die Einzelbestimmungen der Ausnahmegesetzgebung. Bei wem ein Verehrer Fürst Bismarcks diese Ergänzung seines eignen Urteils sucht, ist nicht zweifelhaft, ebenso wenig, wie die Antwort lautet. Der politische Schriftsteller kann sich darin selbständiger halten als etwa der in der Grundanschauung übereinstimmende Abgeordnete. Aber niemals kann es richtig sein, sich auf den Standpunkt derer zu stellen, die die Ausschreitungen begehen. Es ist ja richtig, daß der größere Teil von ihnen verführt ist, aber sie sollen ja vor weiterer Verführung geschützt, und es soll ja auch weniger gestraft als vorgebeugt werden. Dann kann wohl den vielen, die unter den Folgen unsrer

Digitized by Google

wirtschaftlich-sozialen Entwicklung zu leiden haben, ein Sozialistengesetz leicht so vorkommen, als ob ihnen die Selbsthilfe und sogar der Schmerzenslaut verwehrt werden sollten, aber das ist doch Irrtum und Verwechslung mit dem Versagen von Staatshilfe gegen die soziale Not. Auf andre können solche Klagen nur dann Eindruck machen, wenn sie zu den Weichmütigen oder zu denen gehören, die sozial oder wirtschaftlich ein schlechtes Gewissen haben. Daß dagegen ein Mann wie Mittelstädt, der einer der schärfsten Gegner der „Sekte moderner Humanitarier" ist und in der sozialen Frage nur für andre kämpft, bei der Sicherung der Staatsordnung nicht auf Seiten des Staats steht, ist eine schwer zu erklärende Anomalie. Vielleicht wirken bei ihm Jugendeindrücke nach: wie seine Begeisterung an die der besten Männer der Paulskirche erinnert, so treffen wir hier wohl auf einen entsprechenden Schatten.

Die Ordnungsfrage ist so wichtig, daß jede Gelegenheit benutzt werden sollte, sie nach allen Seiten zu erörtern. Ich kann mich jedoch bei dieser Gelegenheit auf einige Zusätze beschränken, weil die Grenzboten in einer der letzten Nummern unter der Überschrift: Gedanken eines Freisinnigen über die freisinnige Partei eine ebenso frisch geschriebne wie überzeugende Verteidigung des Ordnungsprogramms gebracht haben; sie wird den Lesern in frischer Erinnerung sein. Der Hauptgrund, der immer gegen ein neues Sozialistengesetz angeführt wird, ist die angebliche Erfolglosigkeit des frühern. Steht sie so fest? Gewiß hat sich, um mit Mittelstädt zu sprechen, der vierte Stand trotzdem politisch fortentwickelt, aber er würde es noch mehr gethan haben, wenn das Sozialistengesetz nicht gewesen wäre. Dann ist das, was sich Disziplin oder Selbstzucht der Sozialdemokratie nennt, und was auch auf unsrer Seite so herausgestrichen wird, weil es die Wiederholung von Unthaten wie die Hödels und Nobilings verhütet haben soll, auf Rechnung des Sozialistengesetzes und der Furcht vor seiner Erneuerung als psychischen Zwanges zu setzen; das post hoc ist hier auch das propter hoc. Diese Nachwirkung würde noch mächtiger gewesen sein, wenn bei dem Verzicht auf die Verlängerung des Sozialistengesetzes wenigstens die allgemeinen Vollmachten des reichsländischen Diktaturparagraphen an die Stelle getreten, staatsrechtlich genau ausgedrückt, Gesetz geworden wären. Diese Übertragung des Diktaturparagraphen auf das Reich ist überhaupt das geringste Maß von Ordnungsprogramm, das die Regierung in jeder Tagung des Reichstages zu gesetzlicher Anerkennung zu bringen versuchen müßte. Sollen denn die Parteien allein den Vorteil der Taktik genießen, wonach stetig erneuerte Versuche schließlich gelingen, und ist für die Reichsregierung das salvavi animam meam mit einem Versuch zu erreichen? Überdies gewährt der Diktaturparagraph Vollmachten gegen jedes revolutionäre Treiben, nicht bloß gegen das der Sozialdemokratie, und das ist von Wert, weil z. B. die Sokolvereine nicht weniger

Digitized by Google

revolutionär sind, und weil in der That auch der Schein der Parteinahme gegen die Sozialdemokratie vermieden werden sollte. Darin hat Mittelstädt Recht, so wenig auch die Sozialdemokratie befugt ist, ihre Bestrebungen mit der Flagge der politischen Partei zu decken. Ihren Versuchen, es zu thun, ist mit Fürst Bismarck entgegenzuhalten, daß eine Vereinigung, die den ganzen Bestand des Staates und der Gesellschaft umwerfen will, keinerlei politische Rechte beanspruchen kann, und daß sich der außerhalb des Gesetzes stellt, der alles Gesetz umstürzen will.

Wie schon angedeutet, giebt es viele, die der Meinung sind, sie könnten sich mit der sozialen Frage dadurch abfinden, daß sie in Sachen des öffentlichen Friedens und der öffentlichen Ordnung der Sozialdemokratie volle Freiheit zuerkennen. Diese Entscheidung möchten sie gern für einen Richterspruch ausgeben, und sie hat auch eine Ähnlichkeit damit, nämlich die, daß der Obrigkeit alle Kosten „zur Last fallen." Der allgemeine „Kladderadatsch" liegt, denken sie, in nebelgrauer Ferne; sollte er doch kommen, so sind außer der Polizei noch andre Stiefkinder der Freiheit da, die Soldaten, die aus der Not helfen werden. Die werden schon die Straßen fegen, nötigenfalls auch den Parlamentssaal, in den dann, nach Entfernung aller roten Spuren, die echte Freiheit wieder einziehen kann. Für sichern Schutz in allen Gefahren werden ja die Steuern bezahlt, und der Musterbürger, auf den der größte Teil fällt, verlangt seinerseits vom Staate nicht mehr, als daß ihn dieser nach den ewigen Gesetzen des wirtschaftlichen Naturprozesses ungestört verdienen läßt; für ihn ist die soziale Frage nichts als eine Erfindung von Leuten, die der Natur Gewalt anthun wollen.

So „selbstlos" und „frei von Klasseninteressen" ist Mittelstädt nicht. Er glaubt, daß es eine soziale Frage giebt, und forscht sehr ernst nach Ursache, Wirkung und Lösung. Er hat es schon in einer Schrift vom Jahre 1884: Der vierte Stand und der Staatssozialismus gethan und wiederholt in dieser neuen seine damaligen Ausführungen, aber „in Verbindung mit einem veränderten Gedankengang" so lebendig und wirksam, daß der mangelnde Reiz des neuen ersetzt wird. Er versteht es auch, was Ursachen und Wirkungen des sozialistischen Klassenbewußtseins anlangt, in gedrängter Form viel zu sagen; einige Lücken können außer Betracht bleiben, denn der tiefe Riß zwischen einst und jetzt, auf den es hauptsächlich ankommt, ist klar und unwiderleglich nachgewiesen. Weniger reichlich dagegen und unbestimmter ist die Belehrung über das, was zur Abhilfe erstrebt wird und werden sollte. Es fehlt auch da nicht an treffenden und geistreichen Bemerkungen, aber es wird kein Ganzes gegeben, an das sich, sei es die Zustimmung, sei es die Kritik halten könnte. So schwankt z. B. die Stellung zu dem, was Mittelstädt als soziales Königtum bezeichnet, hin und her; bald wird es für das oberste Heilmittel, bald für eine Unmöglichkeit erklärt, und zwar nicht nur für die Gegenwart, sondern über-

Digitized by Google

haupt. Besonders fällt auf, daß auch Mittelstädt so viel mit den Abstrakten: Landwirtschaft, Industrie, Handwerk, Kapital usw. operirt, während doch der erste Schritt, aus unsrer wirtschaftlichen und sozialen Zerfahrenheit herauszukommen, darin besteht, daß wir uns bei jedem Unternehmen, das soziale Anerkennung und Staatshilfe fordert, klar machen, wie es auf alle beteiligten Menschen wirkt, daß wir es auch in klare und unzweideutige Worte zu fassen suchen: welche Menschen also und wie viele mit der Unternehmung zu thun haben werden, was sie, einzeln genommen oder zusammengehörig, davon haben, an Nahrung, Kleidung und Obdach, vorübergehend und dauernd, ob dabei der die Arbeit ausführende Teil zu gesundem und menschenwürdigem Schaffen berufen ist oder nur wieder die Zahl menschlich beseelter Maschinenteile vermehren soll, ob sich aus der Arbeitsgemeinschaft eine Lebensgemeinschaft entwickeln kann, und ähnliche Erwägungen mehr. In dieser Weise auseinandergelegt, stellt der Zweck menschlich persönliche Beziehungen vor, hat er Fleisch und Blut. Bei leeren Schemen dagegen bleibt es, wenn es etwa heißt, Industrie und Landwirtschaft hätten sich über den Handel wegen seines Mangels an Galanterie zu beklagen, oder sie alle drei ersehnten und fürchteten zugleich die erdrückende Umarmung des Kapitals.

Jetzt wird, was die „Arbeitnehmer" anlangt — auch eine verwirrende Bezeichnung, da sie doch ihre Arbeit hergeben —, immer nur gefragt, wie viele davon, nach den Regeln der Kunst gezählt, Arbeitsgelegenheit und Lohn zu erwarten haben. Also an das Brot wird wohl gedacht, aber nach statistisch abgewognen Portionen und nur für den ersten Anfang. Und doch sollte gerade die Obrigkeit nie vergessen, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt. Ist es nicht, um Beispiele anzuführen, auch für das Maß von Zollschutz von Bedeutung, ob ein großer Gewerbebetrieb giftige Farben herstellt, dadurch der Gesundheit der Arbeiter schädlich ist und immer neue Arbeiter statt der schnell abgenutzten alten verlangt, oder ob er, wie beim Maschinen- und Schiffbau, vorzugsweise gelernte und ständige Arbeiter beschäftigt, und so, daß sie sich durch die körperliche Anstrengung die Seele frei schaffen? Ist nicht jede Arbeit, bei der man im innern Herzen spürt, was man mit seiner Hand erschafft, auch für die Allgemeinheit ein Segen, die Arbeit dagegen, deren Ergebnis dem, der sie verrichtet, unbekannt, unnütz oder womöglich verhaßt ist, etwas mehr als ein Notbehelf? „Und die Fabrikherren? Meint man in der That, es höhle das Menschenherz nicht aus, Hunderte zu Kindern Gottes veranlagte Geschöpfe in der Weise zum Geldverdienen zu vernutzen, wie dies in unsern Industriestätten geschieht?" Setzt man statt in unsern Industriestätten: in manchen Industriestätten hin, so hat Lagarde, den ich anführe, Recht. Um auch den „agrarischen" Standpunkt zu Worte kommen zu lassen, so ist gewiß der Landbau die Grundlage des Staats, das wichtigste aller Gewerbe, aber er bleibt es nur, wenn er an erster und breitester Stelle den Anbau der Brot-

Digitized by Google

frucht festhält, andre Betriebe nur als örtlich bedingt oder zur Hilfe und nebenher kennt, und wenn der Besitz so verteilt oder die Arbeitsgemeinschaft so geregelt ist, daß alle arbeitenden Menschen, Haupt und Hände, auf der Scholle auch die Heimat finden. Darauf kann der Staat hinwirken, wenn er seine Hilfe in der Not an entsprechende Bedingungen knüpft, während er durch Bevorzugung der Zucker- und Spiritusindustrie das Übergewicht landwirtschaftlicher Nebenbetriebe künstlich weiterzüchtet, ohne dauernden Vorteil für die bedachten, aber zum Schaden des Adels ländlicher Arbeit und zur Beförderung der Latifundienbildung, mögen auch manche Bauern durch den Rübenbau mehr zu Gelde kommen. Hängt unsre falsche Agrarpolitik, deren Irrtümer es beinahe so weit gebracht haben, jede Agrarpolitik in Verruf zu bringen, nicht auch mit den bis zum Überdruß wiederholten abstrakten Sammel- und Schlagwörtern: Landwirtschaft, notleidende Landwirtschaft zusammen? Diese allgemeinen Bezeichnungen legen einen Schleier darüber, wie die Zustände für die beteiligten Menschen — Großgrundbesitzer, Rittergutsbesitzer, Bauern, Kleinbauern, Pächter, Landarbeiter — in Wirklichkeit aussehen, inwiefern die Zustände für alle oder für den größern Teil schlimm und gefährlich sind; sie gestatten es auch den Vertretern selbstsüchtiger Interessen, sich als Vertreter der berechtigten aufzuspielen, am lautesten zu klagen und sich in die vorderste Reihe zu stellen, für den Augenblick, wo der Staat die Hand wieder öffnen wird. Den Gegnern macht es die Verschleierung möglich, die Not ganz abzuleugnen oder auf den Mangel an „Intelligenz“ und auf den „Großgrundbesitz“ abzuschieben, Schlagwort mit Schlagwort zu bekämpfen. Zu dem Großgrundbesitz wird dann jeder Rittergutsbesitzer gerechnet, der selbstverständlich immer ein „Herr von“ sein muß, und nun geht es in gut gespielter Entrüstung und Uneigennützigkeit auf die unersättlichen Junker los. Unter der Tarnkappe läßt sich ja der wahre Zweck: Haß und Sturm gegen die Kraft des preußischen Wesens mit Erfolg verstecken, und zur Verhüllung der eignen Selbstsucht sind diese und andre „Wortgespenster“ nicht weniger bequem.

Die Sucht nach Stichwörtern von bestechender Allgemeinheit ist schon oft, am nachdrücklichsten wohl von Karl Jentsch, bekämpft worden, wuchert aber fort, und der Nebel um den wahren Sachverhalt wird immer dichter. Deshalb sollte sich jeder, der auf bestimmten Ausdruck Wert legt, an dem Kampf beteiligen, denn es handelt sich um einen gemeinschaftlichen Feind. Mittelstädt thut es nicht, trotz besondrer Befähigung und Gelegenheit, sondern folgt dem allgemeinen Strom. Den noch nicht ganz zu Tod gehetzten „Konsumenten“ zwar überläßt er andern, aber außer den schon erwähnten Schlagwörtern braucht er noch andre, z. B. den Agrarier und den Antisemitismus, ohne anzugeben, was er an dem Wesen dieser Verworfnen verwerflich findet. Unsympathisch sind ihm die entsprechenden Parteien durchaus, überhaupt alle Parteien, die materielle und gesellschaftliche Interessen in den politischen Kampf

Digitized by Google

einmischen; das Ideal politischer Parteibildung sieht er in der Abwendung von solchem Beisatz. Das ist sicher Irrtum und Selbsttäuschung, schon deshalb, weil sich niemals und nirgends Vertretne und Vertreter von wirtschaftlichen und sozialen Bedürfnissen und Stimmungen freihalten können; der Irrtum ist jedoch noch weit verbreitet und richtet viel Unheil an. Besonders jetzt, wo wir in Deutschland politisch gesättigt sind, aber wirtschafts- und sozialpolitisch erlösender Thaten bedürfen. Der letzte Ausdruck wird zu stark erscheinen, entspricht aber der Sachlage, denn es gilt, Stickluft und Alpdruck loszuwerden.

Der Irrtum hängt damit zusammen, daß der moderne Abgeordnete, im Gegensatz zu dem frühern ständischen, verfassungsrechtlich nicht seinen Stand oder Wahlkreis, sondern das ganze Volk vertritt. Dieser Satz richtet seine Spitze gegen das sogenannte imperative Mandat, noch mehr gegen die häufiger vorkommende Neigung, über den Anschauungen und Bestrebungen der nächsten Umgebung, dessen, was man als politisches Milieu bezeichnen könnte, die Forderungen der allgemeinen Wohlfahrt zu vergessen und zu versäumen. Positiv ausgedrückt: das, was der allgemeinen Wohlfahrt dient, soll für jeden Abgeordneten der Maßstab und die Richtung des Handelns sein, selbst dann, wenn sein Wahlkreis zunächst darunter leiden sollte. Das gilt auch von den materiellen und gesellschaftlichen Interessen; auch ihnen gegenüber hat der Abgeordnete das Gemeinwohl zu wahren, wenn sie über Maß und Raum hinausstreben. Aber das heißt doch nicht, daß er diese Interessen unbeachtet lassen oder gar zurückweisen soll, denn sie sind für den regelmäßigen Verlauf des Gemeinlebens das Wichtigste und das immer Wiederkehrende, der Blutumlauf und Stoffwechsel des Volkskörpers; das Gemeinwohl setzt doch das zusammenstimmende Wohlbefinden aller Teile, Gliederungen und Gemeinschaften, die aus Volksbedürfnissen hervorwachsen, voraus. Selbst wer die idealen oder geistigen Interessen höher stellt, muß die materiellen fördern, auch für den Volkskörper das corpus sanum als Bedingung der mens sana anerkennen; außerdem drängen auch die geistigen Interessen immer nach einer äußern Gemeinschaft mit materieller Grundlage.

Also: durch Vernachlässigung der materiellen Seite des Staatslebens würde der Abgeordnete seine Pflicht vernachlässigen, in noch höherm Grade, als wenn er die Vertretung dessen, was seinem Wahlkreis rechtmäßig zukommt, einem andern Abgeordneten überlassen wollte. Was für den Abgeordneten gilt, gilt nicht weniger für jeden Staatsbürger, nur daß bei diesem der Kreis der Wirksamkeit und der Verantwortung enger ist, nach Ort und Gelegenheit. Dem Gegenstande nach ist der Staatsbürger ebenso wenig berechtigt, in öffentlichen Angelegenheiten den Standpunkt des Liebhabers einzunehmen; er thut großes Unrecht, sich gegen das, was für den weit überwiegenden Teil des Volks das entscheidende Stück des Lebens ausmacht, zu verschließen, Gering-

Digitized by Google

schätzung oder nur Gleichgiltigkeit dagegen zu zeigen, sich wohl gar aus gesichertem Dasein heraus in die Pose der Uneigennützigkeit zu werfen. Das muß in der That bei denen, die auf harte Arbeit und auf Erwerb angewiesen sind, das Gefühl der Arbeitsbiene gegen die Drohne erwecken. Nicht abseits von den ungünstiger Gestellten haben sich die durch Geist und Vermögen bevorzugten zu stellen, sondern ihnen zur Seite, als Mitbeteiligte der Pflicht nach. Dann werden sie auch wieder an ihre Spitze kommen, denn die Menge will stets geführt sein, freilich nicht gönnerhaft und meisternd, sondern werkthätig und mit der Hilfe, die den Menschen dem Menschen nähert. Das ist das Geheimnis der Sozialdemokratie und in gewissem Maße auch des Zentrums.

Daß unter uns so viele das beste redlich wollende Männer einen Irrtum teilen, der wie Liebloſigkeit aussieht und wirkt, rührt teils von der deutschen Neigung her, die „gemeine" Wirklichkeit zu vergessen, teils daher, daß uns noch das Bild der ersten Zeiten nach der politischen Einigung vorschwebt. Man war damals, auch innerlich, einiger, der Widerspruch hemmte nicht die Entwicklung, sondern hielt nur Eintönigkeit fern, und in der Teilnahme an den Verfassungsfragen erfrischte der Reiz rein politischen Lebens. Wir haben uns damals politisch verwöhnt. Allein auch damals war die von uns verachtete Materie am Werk; es schien uns ja so, als ob in den wirtschaftlichen Fragen nur die unser Wohlgefallen erweckende Entfesselung aller Kräfte thätig wäre, aber in Wirklichkeit faßten daneben und dadurch sehr eigennützige Mächte festen Fuß. Jetzt sind sie zum Schaden des Gemeinwohls übermächtig; jede Staatsthätigkeit auf dem von ihnen eroberten Gebiete, namentlich die Fürsorge für den wirtschaftlich Schwächern, kann ihnen nur schaden, und deshalb sträuben sie sich mit jedem Mittel dagegen. Ein Hauptmittel ist die Ablenkung der Aufmerksamkeit von dem Sitz der Krankheit auf die angeblichen Herrlichkeiten der politischen Demokratie. Volkswirtschaftlich und sozial dagegen genügt ihnen nicht mehr die Lehre, daß der Staat in den wirtschaftlichen Interessenkampf, der ein Naturprozeß sei, nicht eingreifen, sondern nur „der Freiheit eine Gasse" bahnen dürfe; die Lehre geht jetzt weiter und lautet so, daß wirtschaftliche Interessen in der That niedriger Art, des Staats und des Staatsbürgers unwürdig seien. Es mag sein, daß es manche auch glauben, aber für das Gemeinwohl ist diese Lehre Gift, denn der Mangel wird durch sie zur Wut gegen alles Bestehende entflammt, und Interessen, die sich verstecken, sind die gefährlichsten, weil sie nur durch Vorwürfe und Hetzereien gegen alle andern Interessenten verborgen bleiben, und weil nur offen hervortretende Interessen auf ihren Wert für die Allgemeinheit geprüft werden können. Wer von uns auf dieser Seite steht, unterstützt, ohne es zu wollen, Verheimlichung, Vertuschung und Plusmacherei. Daß sich dabei so manche in die demokratische Strömung hineinziehen lassen, ist ebenfalls Folge von Selbsttäuschung, denn

Digitized by Google

an politischen und bürgerlichen Rechten haben wir in Deutschland vollauf genug. Wenn wir nur aus den Rechten auch Pflichten schöpfen wollten; aber eine neue Form, zu leben, soll den Willen, zu leben, ersetzen.

Wir müssen, meine ich, vollständig Kehrt machen, der Pflicht mehr als dem eignen Triebe gehorchen und, da jeder im Staate Partei nehmen soll, unsre Partei da suchen, wohin das drängendste und umfassendste Bedürfnis der Zeit weist, also auf dem Gebiete der sozialwirtschaftlichen Fragen. Das Feld, worauf Sozialdemokratie, Industrialismus und Agrarbewegung arbeiten, ist auch unser Parteifeld, in dem Sinne jedoch, daß der Verneinung der Sozialdemokratie und den Einseitigkeiten ihrer zahmern Geschwister ein Ende gemacht wird. Unsre Parteien, bei einer kann es ja nicht bleiben, müssen solche sein, die ihre Herkunft aus Klasseninteressen bestimmt und unumwunden anerkennen, aber ohne deren Vertretung auf einen Bruchteil der betreffenden Interessenten zu beschränken, und ohne Staatsinteresse und Staatsordnung zu verleugnen. Mit solchen Parteien wird die Staatsleitung ebenfalls zu kämpfen haben, aber aus dem Kampf zum Frieden gelangen, zu einem Kompromiß, worauf doch jeder offne und klare Streit unter Volksgenossen hinauslaufen kann und soll. Mit den alten Parteien ist nichts mehr zu machen, sie sind abgebraucht und fristen ihr Leben nur davon, daß sich keine entschlossenen Erben melden. Unter den frühern Kartellparteien ist keine, die nicht offiziell rein politische Ziele vorschöbe und doch insgeheim Interessenpolitik triebe, die Politik der Unternehmerklasse in dem betreffenden Interessenkreis. Bei dem Zentrum ist das weniger der Fall, es hat sich die Berührung mit den verschiednen Schichten seiner Wähler besser bewahrt, sein Rekrutirungsbezirk ist auch größtenteils noch sozial und wirtschaftlich gesünder; aber auch im Zentrum zeigen sich Interessenspaltungen, drängt das Unternehmertum die schwächer bewehrten Schichten zurück, und dann ist die Auffassung des Zentrums von Staatsgewalt und Staatsgesinnung auf einem andern Boden gewachsen als das deutsche Reich. Das ist es, was uns das Zentrum fremd macht, nicht Mangel an Vaterlandsliebe, der sich nur noch ganz vereinzelt und bei den polnischen oder verwelschten Anhängseln zeigt. Der Antisemitismus schließlich ist eine unfertige Bildung, die ein bewährtes und unentbehrliches Kampfmittel übertreibt und zum Kampfzweck macht. Von den demokratischen Parteien ist nur zu bemerken, daß die freisinnige Vereinigung als offne Partei der Handelsinteressen Sinn und Zukunft hätte, und daß sich die süddeutsche Demokratie manchen Rest von sozialer Gesinnung gerettet hat.

Auf die Parteiprogramme kann auch die Feder einwirken, aber nur, wenn wir uns ebenfalls Zwang und Pflicht auflegen. Anregungen sind ja aus der Feder in Menge geflossen, darunter sehr schätzbares Material; was fehlt, ist die Sammlung und Sichtung und die Prüfung nach dem politischen Wert. Politische Fragen sind Machtfragen, so ist auch jede politische Bewegung ein

Digitized by Google

Auf- und Gegeneinanderwirken von Einflüssen. Meinungen können zu Einflüssen werden, aber nur dann, wenn sie zur That treiben und die That anleiten; Meinungen müssen es sein, hinter denen zahlreiche, entschlossene und zusammenhaltende Anhänger stehen, oder die fähig sind, solche Anhänger zu werben. Gemeinverständlichkeit und Gemeinnützigkeit, Ausführbarkeit, Anlehnung an bestehende, wenn auch verbesserungsbedürftige Zustände, Wärme, die das Gemüt und die Einbildungskraft ergreift, sind die Kennzeichen. Das ist der Prüfstein, den jeder politische Schriftsteller an seine Erörterungen zu legen hat, seien sie neuen und eignen Ursprungs oder der Verteidigung fremder Gedanken gewidmet. Das ist auch der Inhalt seiner politischen Verantwortlichkeit. Handelt er nicht darnach, so wird er dem Vertreter der verantwortlichen That immer im Wege sein. Das Höchste, was dem politischen Schriftsteller ohne festen Anhang beim Staatsmann zu erreichen möglich ist, ist der Eindruck, den Lassalle, der doch zugleich ein schon erprobter Agitator war, auf Fürst Bismarck machte: interessant und unterhaltend, aber: was kannst du armer Teufel geben?

Der Eindruck von wirksamer Bundesgenossenschaft ist natürlich nur wenigen Schriftstellern erreichbar, aber der unmittelbare Zweck aller, einen großen Leserkreis zu finden, festzuhalten und dauernd zu beeinflussen, setzt ebenfalls die vorhin bezeichneten Eigenschaften voraus. Namentlich für die Erweckung von Nachfolge und Miteifer sind sie wichtiger als glänzende Darstellung, geistige Vielseitigkeit, treffende Kritik. Auf jeder Seite der Mittelstädtischen Schrift zeigt es sich, daß ihr Verfasser die letztgenannten Vorzüge im höchsten Maße hat, weniger dagegen jene bescheidnern, aber politisch wertvollern Eigenschaften, mit Ausnahme von hinreißender Gemütswärme. Das tritt nicht nur in den Erörterungen, die hier besprochen worden sind, hervor, sondern auch in den andern, bei denen die Besprechung den Verfasser nicht weiter begleiten kann, weil ein Auszug die lebendige Farbe verwischen würde, und Widerspruch sehr ausführlich sein müßte. Die bisherigen Ausführungen genügen auch, die Behauptung zu rechtfertigen, daß ihrer ganzen Richtung und Ausprägung nach die Meinungen Mittelstädts Meinungen bleiben werden, sich nicht in politische Einflüsse umsetzen können. Die politische Litteratur ist durch seine Schrift geistig und ästhetisch bereichert worden, aber die öffentliche Meinung als Quelle politischer That wird seine positiven Anregungen nicht brauchen können.

Damit soll nicht behauptet werden, daß die Schrift nur dem politischen Feinschmecker viel biete, Kaviar fürs Volk sei. Vor einem solchen Urteil ist sie schon durch die außerordentliche Wärme der Empfindung, womit sie geschrieben ist, bewahrt. Ein ganzer Mann ist es, der zu uns spricht, was er uns vorlegt, ist wie ein Glaubensbekenntnis, und daran geht auch der Andersgläubige nicht vorüber, sondern er würdigt es durch Aufmerksamkeit, Prüfung und Achtung; er bereichert

Digitized by Google

und befestigt sich selbst durch die eindringende Kenntnis, die er davon nimmt. Wenn auch die Schrift die That nicht bestimmen wird, so feuert sie doch den Willen zur That an. Die studirende Jugend z. B. wird in der Schrift Mittelstädts die edelste Verwahrung gegen politische Unwahrhaftigkeit und Blasirtheit, worauf sie so oft stößt, entdecken und begrüßen. Der ausgereifte Mann ist innerlich jung geblieben und hat des Wissens Gut nicht mit dem Herzen gezahlt; es kann nicht anders sein, als daß sich seine Begeisterung der Jugend erschließt und mitteilt. Er ist das Gegenteil des Pessimisten, denn das Bild zwar, das er von unsrer Zukunft entwirft, ist sehr düster, aber er bekämpft das Wesen gerade derer, die zwischen Selbstüberschätzung und Selbstverzweiflung schwanken, die Kraft zur That verloren haben und andern verleiden möchten; das, was ihn verbittert, ist die Versumpfung, der Schein, die Unwahrheit, mit einem Wort der faule Friede, gegen den ihm auch die gewaltsamste und opferreichste Aufraffung, der Krieg, als befreiender Ausweg erscheint.

Anthropologische Fragen

(Schluß)

Wie ist der Mensch entstanden? Wie sind die Varietäten des Menschengeschlechts entstanden, oder vielmehr, da ja die Veränderung fortgeht, wie entstehen sie? Welches ist das Ziel dieser Veränderungen? Das sind die drei großen Fragen der Anthropologie, wenn sie sich nicht darauf beschränken will, eine beschreibende Wissenschaft zu bleiben. Von Ammons Standpunkt aus würden die drei Fragen lauten: Auf welchem Punkte des Entwicklungsprozesses hat die natürliche Auslese zum erstenmale einen Menschen hervorgebracht? Wie erzeugt die Auslese Varietäten? Welchem Ziele strebt die Auslese zu? Und schon diese Fragestellung macht die Unhaltbarkeit des Standpunkts klar. Die erste Frage nun kann nicht beantwortet werden. Die Entstehung des Menschen ist gleich der des Organismus und des tierischen Bewußtseins ein undurchdringliches Geheimnis, und alle Riesenanstrengungen der Wissenschaft haben das Dunkel, das sie einhüllt, auch nicht mit dem schwächsten Lichtschimmer zu erhellen vermocht. Die Häckelschen Stammbäume nützen uns nichts. Abgesehen davon, daß, wie wir früher gesehen haben, seine und die verwandten Hypothesen überhaupt nicht klar zu machen vermögen, wie eine höhere Tier-

Digitized by Google

gattung aus einer niedern hervorgehen könne, abgesehen ferner davon, daß das missing link noch nicht gefunden ist, und daß ein Glied überhaupt nicht hinreichen würde, eine ununterbrochne Stufenfolge herzustellen, abgesehen von alledem sind die anthropoiden Affen, die wir als unsre Vettern ansehen sollen, alles andre, nur nicht im anatomischen Sinne menschenähnlich. Der wichtigste Teil des Skeletts, der Kopf, ist an einem Orang Utang nicht menschenähnlicher als an einem Nilpferde (wir haben die Zeichnungen von Reclams „Leib des Menschen" vor uns) und der Schädel eines Australiers läßt sich noch ebenso deutlich wie der eines Kaukasiers vom Affenschädel unterscheiden. Nebenbei bemerkt, sieht man erst bei der Betrachtung der Schädel der verschiednen Rassen, der Blödsinnigen und der Affen, wie bedeutungslos für das Geistesleben der Index ist, den Ammon zum Angelpunkte der Anthropologie machen möchte. Was den Kopf des Affen vom Menschen unterscheidet, und was den des Negers, noch mehr den des Cretins und des Mikrozephalen einigermaßen tierähnlich*) macht, das ist keineswegs ein großer Index; im Gegenteil zeigen die Mikrozephalenschädel sowie die Affenschädel eine längliche Form, und unter den schwarzen und braunen Menschen giebt es, wie schon erwähnt wurde, zahlreiche dolichozephale Stämme. Was den Affenkopf auf den ersten Blick vom Menschenkopf unterscheidet, und was den Köpfen mancher farbigen Menschen und der Idioten etwas Affenähnliches giebt, das ist die Prognathie, die starke Entwicklung der weit vorstehenden Kauwerkzeuge bei kleinem Schädel. Deshalb ist für die Höhe des Geisteslebens außer der Größe des Schädels, die allerdings, wie wir gesehen haben, für sich allein auch noch kein sicheres Kennzeichen ist, der Gesichtswinkel das entscheidende, der beim Tiere spitz ist, während er sich beim Menschen dem rechten nähert. Bekanntlich haben die Ästhetiker schon zu einer Zeit, wo die Anthropologie noch in den Windeln lag, die Entdeckung gemacht, daß die griechischen Künstler in dem Bestreben, das höchste menschliche Schönheitsideal zu verwirklichen, nicht bloß den rechten Winkel gewählt haben, sondern vereinzelt sogar zum stumpfen übergegangen sind. Sollen nun über die Entstehung des Menschen, von der wir nichts wissen, Vermutungen aufgestellt werden, so müssen sie sich, um einigermaßen glaublich zu erscheinen, innerhalb zweier Grenzen bewegen. Einerseits kann man einen rein mechanischen Prozeß, mag er als Selektionsprozeß oder sonst wie gedacht werden, nicht als zureichenden Erklärungsgrund gelten lassen; denn mehr als auf jeder frühern Entwicklungsstufe gilt hier der Satz: aus nichts wird nichts; wäre der Geist nicht schon vorher vorhanden gewesen, so hätte er nicht im Menschen erscheinen können. Geist aber zeigen alle Natur-

*) Mit tierähnlich meinen wir weiter nichts als das teilweise Fehlen des eigentümlich Menschlichen. Bloß naturgeschichtlich betrachtet, der Organisation und dem Lebensprozeß seines Leibes nach ist der Mensch nicht bloß tierähnlich, sondern einfach ein Tier.

Digitized by Google

völker. In Übereinstimmung mit zahlreichen Ethnologen, die das Leben der Naturvölker beobachtet haben, spricht es Ratzel bei vielen Anlässen aus, daß auch den am tiefsten stehenden keine wesentliche Geistesanlage fehlt, und daß ihr tiefer Kulturstand nicht aus einem Mangel von Anlagen, sondern aus besonders ungünstigen Lebensbedingungen zu erklären ist. So liegt denn die Versuchung nahe, den gläubigen Christen beizupflichten, die den Menschen vollkommen erschaffen sein lassen und den Zustand der sogenannten Wilden als Entartung erklären. So weit zu gehen, verbietet jedoch eine andre Erwägung. Was wir menschliche Vollkommenheit nennen, das setzt ein reiches Geistesleben voraus (wie wäre ein geistvolles Gesicht denkbar ohne einen reichen Geist?). Ein reiches Geistesleben aber ist nur in einer zivilisirten Gesellschaft möglich, also in einer Gesellschaft, die schon eine längere Geschichte hinter sich hat. Daher kann ein vollkommner Mensch am Anfang der Geschichte, noch dazu als einziges Wesen seiner Art oder höchstens als ein einzelnes Menschenpaar nicht gedacht werden. Man kann daher das christliche Dogma vom Urzustande nur als Symbol der Thatsache gelten lassen, daß allerdings der Idealmensch insofern der Urmensch war, als er in der Idee Gottes vorhanden sein mußte, ehe er auf Erden verwirklicht werden konnte. Das wären die beiden Grenzen. Als dritte wäre dann vielleicht noch zu bezeichnen, daß jede Hypothese abzuweisen ist, die die Einheit des Menschengeschlechts leugnet. Mit der Anerkennung der Einheit ist nicht gesagt, daß alle Menschen unbedingt von einem einzigen Paare abstammen müssen, sondern nur, daß auch der dümmste Feuerländer so unzweifelhaft ein Mensch ist, wie das Pony unzweifelhaft ein Pferd ist. Wie Ammon darüber denkt, sagt er nicht; die Tiefe der Kluft, die er sich zwischen den weißen Langschädeln und den schwarzen Rundschädeln, zwischen den europäischen Ariern und den asiatischen Turaniern denkt, läßt vermuten, daß er dazu neigt, die zwei*) Urrassen auf verschiedne Anfänge zurückzuführen. Doch scheint die Zeit vorüber zu sein, wo es zur wissenschaftlichen Orthodoxie gehörte, die Menschenrassen für grundverschiedne Gattungen von Tieren zu erklären; damals verspottete Heinrich Reusch die dahin abzielenden Beweisführungen mit der Bemerkung: Herr Vogt erkennt die Schwarzen nicht als seine Brüder an, nicht aus Haß gegen die Schwarzen, sondern nur aus Haß gegen die Bibel; dafür erkennt er die Affen als seine Brüder an, nicht aus Liebe zu den Affen, sondern wiederum nur aus Haß gegen die Bibel.

Die zweite Frage ist durchaus nicht so unlösbar wie die erste, denn wir sehen beständig neue Variationen des Menschengeschlechts entstehen, und wir vermögen in den meisten Fällen die Ursachen der Abänderungen wenigstens zum Teil zu erkennen. Selbstverständlich sind es die Lebensverhältnisse, was

*) Oder drei; denn er findet in Baden Spuren, wenn auch nur schwache, einer dritten, der „Mittelmeerrasse," die „mittelgroß, braun und langköpfig gewesen sein soll."

Digitized by Google

und seetaktischen Gründen sehr schön wieder benennt, versucht werden. Ob wir diese feindlichen Flotten hindern können, unsre Seehäfen völlig zu sperren, das hängt nur von der Stärke der Schlachtflotte ab, die wir ihnen entgegenwerfen können. Da nun die Hauptaufgabe unsrer Flotte in einem Kriege gegen stärkere Seemächte darin besteht, wenigstens Elbe und Weser dem Seeverkehr offen zu halten, so liegt der Kern der ganzen Flottenfrage und folgerichtig auch der Kern des Flottengesetzes in der Stärkung der Schlachtflotte, in der Vermehrung der Zahl der Linienschiffe. Vor einem Vierteljahrhundert hat man, wie es scheint, ziemlich willkürlich die Zahl der Panzerschiffe für diese „lebendige" Küstenverteidigung (im Gegensatz zur „lokalen" durch Panzerfahrzeuge usw.) auf vierzehn festgesetzt; diese Zahl ist auf zwölf gesunken, weil die alten Panzerschiffe Kaiser und Deutschland nicht mehr als Linienschiffe in der Schlachtflotte verwendbar sind, aus einer Reihe triftiger marinetechnischer Gründe, die dem hohen Alter dieser Schiffe entspringen. Statt daß wir heute mehr Linienschiffe als 1873 hätten, wie die natürliche Entwicklung aller Verhältnisse fordert, wie wir auch bei sämtlichen Seemächten beobachten müssen, selbst bei denen mit recht mäßigen Mitteln, wie Italien, Nordamerika, Rußland und Japan, statt dessen sind wir zurückgeblieben. Daß unsre neuen Schiffe einzeln betrachtet stärker sind als die alten, kann uns über den Mangel nicht hinwegtäuschen, weil auch die modernen Schlachtschiffe aller andern Seemächte in gleichem oder höherm Maße stärker geworden sind als die alten Panzerschiffe. Die vier im Bau begriffnen japanischen Linienschiffe bekommen über 15000 Tonnen Größe, während unsre neuesten Schiffe der Kaiser-Friedrich-Klasse doch nur 11000 Tonnen groß werden: der Unterschied von 4000 Tonnen ist beträchtlich größer als ein ganzes Küstenpanzerschiff der Siegfriedklasse, das 3500 Tonnen groß ist. Das beweist doch jedenfalls, daß unsre Marineleitung Maß zu halten versteht; sieht man näher zu, so findet man, daß die neuen Linienschiffe aller andern Seemächte mit ein paar einzelnen Ausnahmen größer als unsre sind. Und weder die Engländer noch die Franzosen, Russen und Nordamerikaner sind gezwungen, so alte Schiffe wie unsre vier von der Sachsenklasse und solch ein kleines Schiff wie die Oldenburg in die Schlachtlinie einzustellen; die Oldenburg ist nur ein Drittel so groß wie eins von den zwanzig größten englischen Linienschiffen. Darin, daß diese fünf Schiffe als Linienschiffe mitgezählt werden, liegt schon eine große Bereitwilligkeit, soviel von dem vorhandnen Flottenmaterial mitzuverwenden, als nur irgend möglich ist. Wünschenswert wäre aber, daß diese fünf Schiffe schneller ersetzt würden, als es der Entwurf verlangt; die Sachsen ist jetzt schon zwanzig Jahre alt, und doch soll der erste Ersatzbau erst in fünf Jahren begonnen werden, mithin würde die Sachsen mindestens achtundzwanzig, wahrscheinlich aber neunundzwanzig Jahre alt werden, bis sie ersetzt würde!

Digitized by Google

Statt der vierzehn tüchtigen Linienschiffe, die wir jetzt schon nach dem alten Gründungsplane von 1873 haben müßten, fordert das Gesetz, die Zahl der Linienschiffe auf neunzehn, einschließlich zweier Reserveschiffe, festzusetzen. Man will damit die Formation der Schlachtflotte in ähnlicher Weise wie die eines Armeekorps ein für allemal bestimmen. Wie ein Armeekorps aus zwei Divisionen, jede Division aus zwei Brigaden, jede Brigade aus mehreren Regimentern besteht, soll zukünftig die Schlachtflotte aus zwei Geschwadern, jedes Geschwader aus zwei Divisionen und jede Division aus vier Linienschiffen bestehen und von einem Flottenflaggschiff geführt werden. Seetaktische Übungen unsrer eignen Flotte und auch die Erfahrungen fremder Seemächte, soweit wir darüber Kunde haben, ergeben, daß diese Zusammensetzung der Schlachtflotte besonders günstig für ihre Leistungsfähigkeit ist. Man hat es hier mit ganz ähnlichen Erwägungen zu thun, wie sie für die Stärke der einzelnen Truppenteile des Heeres längst jedem als eine ganz natürliche Sache erscheinen. Die Kopfstärken des Regiments, des Bataillons und der Kompagnie sind aus taktischen Gründen längst festgesetzt; nirgends herrscht Willkür darüber, wie viel Geschütze eine Feldbatterie haben muß, um eine kriegsbrauchbare taktische Einheit zu bilden. Das und nichts andres soll nun endlich auch mit der Flotte geschehen, auch ihre taktischen Einheiten sollen der Willkür und Veränderlichkeit enthoben werden, und der Materialbedarf an Schiffen soll dem Bedarf an taktischen Einheiten angepaßt werden, und nicht mehr umgekehrt, wie es unnatürlicher Weise bisher war. Im Heere macht man die Zahl der einzustellenden Soldaten, die Zahl der Kompagnien und Regimenter doch auch nicht von der Zahl der vorhandnen Gewehre abhängig, sondern beschafft eben so viel Gewehre, wie man braucht. Im Grunde ist aber zwischen Gewehren für das Heer und Schiffen für die Marine kein Unterschied, weil beide Material sind, totes Kriegsmaterial, das erst durch geschultes Personal brauchbar wird. Die Abwägung der Zahl der Linienschiffe nach der taktischen Formation der Schlachtflotte ist sehr wichtig für die Vermehrung der Kriegstüchtigkeit der Flotte, weil die Schulung des gesamten Personals dann auf stetige Verhältnisse zugeschnitten werden kann. Man unterschätze diesen Punkt nicht! Denn die modernen, sehr verwickelten Schiffsmechanismen bedürfen einer so vielseitig und gründlich durchgebildeten Besatzung, vom Kommandanten an bis zum letzten Heizer und Handwerker, daß die Kriegsbereitschaft der Schlachtflotte von der Ausbildung der Besatzungen abhängt. Die Truppenteile des Heeres behalten ihre Formationen, wenn sie ins Feld rücken. Es spricht kein Grund dagegen, wohl aber sprechen viele gewichtige Gründe dafür, daß man es der Flotte ebenso zugestehe wie dem Heere, die Kriegsbereitschaft schon im Frieden soweit auszubilden, wie nur irgend möglich. Dazu gehören feste Verhältnisse, Formationen von bestimmter Stärke; deshalb ist es sehr zweckmäßig, daß das Gesetz dafür sorgt.

Digitized by Google

Nur zweierlei ist an dem § 1 des Flottengesetzentwurfs auszusetzen: erstens ist die Zahl der Linienschiffe zu knapp bemessen, weil die siebzehn Linienschiffe nebst ihrer Reserve eben nur ausreichen, die heimischen Küstengewässer zu sichern. Müßten wir gelegentlich einmal einzelne oder gar mehrere Linienschiffe gegen asiatische oder amerikanische Seestaaten ins Ausland schicken, was doch vorkommen kann, so würde unsre heimische Schlachtflotte geschwächt werden. Mit andern Worten, mit der sehr bescheidnen Zahl von neunzehn Linienschiffen im ganzen werden nur die dringendsten Bedürfnisse gedeckt, während sehr berechtigte Anforderungen nicht erfüllt werden. Ferner ist es sehr zu bedauern, daß die Verstärkung der Flotte erst im Laufe von sieben Jahren durchgeführt werden soll. Denn die Flotte in der Stärke des Gesetzentwurfs fehlt uns doch heute schon; wir sind heute noch gegen den Gründungsplan zurück und haben also umso mehr Ursache, frühere Versäumnisse recht schnell nachzuholen. Was in sieben Jahren gebaut werden kann, das würde unsre prächtig entwickelte Schiffbauindustrie auch schon in fünf Jahren schaffen können, wenn nur die Gelder dazu bewilligt würden. Wir sind doch nicht mehr im Kindesalter der Versuche; unsre Schiffsarten sind wohldurchdacht, sind nach den Erfahrungen mit frühern Schiffen geplant und meist auch schon selbst erprobt. Da könnte schon lebhafter, schneller gebaut werden, also mehr gefordert werden. Und das ließe sich auch machen, wenn man die Ersatzbauten früher begönne, als nach dem amtlichen Plane. Die Ersatzbauten sind meist schon längere Zeit fällig, z. B. eine ganze Reihe von Kreuzern; es wäre deshalb gerechtfertigt, sie gleichzeitig neben den Neubauten zu bewilligen, umso mehr als der Marinehaushalt ganz gut schon für die nächsten Jahre gesteigert werden könnte, denn was man jetzt gleich bauen würde, das würde ja später gespart werden. Es handelt sich doch darum, so schnell wie möglich die Flotte so stark zu machen, wie es für Deutschlands Wohl nötig ist. Freilich hat die Nationalzeitung kürzlich ganz richtig bemerkt: „Wir schreiben 1897 und nicht 1877; die Zahl der unverbesserlichen Demagogen ist größer geworden.“ Aber der Kern unsers Volks ist noch gesund, trotz vieler Verhetzungen; bei rastloser aufklärender Arbeit müßte die Flottenfrage schneller zu lösen sein, als es das Gesetz thut. Daß der Zeitpunkt überhaupt festgesetzt wird, wann die Flotte auf den angesetzten Schiffsbestand gelangen soll, ist genau ebenso nötig wie die Festsetzung der Stärke der Flotte; denn sonst bliebe ja alles beim Alten, der neue Flottenplan bliebe dann ebenso auf dem Papier ohne Verbindlichkeit für Regierung und Reichstag, wie die alten Denkschriften und der Gründungsplan. Auch der dritte Punkt, die gesetzliche Bestimmung der Altersgrenze für die Schiffe (§ 2 des Gesetzes), und zwar fünfundzwanzig Jahre für Linienschiffe und Küstenpanzerschiffe usw., hängt innig mit der Festsetzung des Schiffsbestands der Flotte zusammen; denn er verhütet, daß in künftigen Jahren die Ersatzbauten zu spät gefordert und gebaut werden.

Digitized by Google

Hat die Marineverwaltung schon sehr große Zurückhaltung in der Vermehrung der Panzerschiffzahl gezeigt, so gilt das noch viel mehr von den Forderungen für die Kreuzer. Wie jetzt allgemein anerkannt und durch die vielen Bauten schwerer Schlachtschiffe überall bewiesen wird, fallen den Kreuzern im Kriege nur Nebenrollen zu, nämlich der Kundschafter- und Vorpostendienst bei der Schlachtflotte und der Kreuzerdienst gegen feindliche Handelszerstörer. Da außerdem der überseeische Friedensdienst von Kreuzern versehen werden muß (denn Linienschiffe bei jedem geringen Streitfall ins Ausland zu schicken würde recht kostspielig werden), so wird man die Kreuzer nie entbehren können, obwohl sie keinerlei Ersatz für Schlachtschiffe bilden, weil sie beim Kampfe gegen Schlachtschiffe so gut wie gar nicht mitwirken und eingreifen können, ihrer leichtern Bauart wegen, die die Bedingung für ihre notwendige Schnelligkeit ist. Admiral Hollmann hat schon nachgewiesen, daß die Zahl unsrer Kreuzer erster bis vierter Klasse und unsrer Avisos dreiundvierzig betragen müßte, wenn wirklich gebaut und ersetzt wäre, was der Flottengründungsplan und spätere Denkschriften als nötig gefordert haben. Im Flottengesetz ist der Begriff des Avisos ganz mit dem des kleinen Kreuzers verschmolzen worden, eine sehr glückliche Vereinfachung, die damit begründet ist, daß die Avisos thatsächlich kleine Kreuzer für den Kundschafterdienst bei der Flotte sind. Unter den großen Kreuzern sind Panzerkreuzer zu verstehen, unter den kleinen Kreuzern aber sogenannte „geschützte“ oder Panzerdeckkreuzer, wenigstens sofern es sich um Neubauten handelt. In den Bestand der großen Kreuzer sind aushilfsweise drei alte Panzerschiffe mit aufgenommen, in dem Bestande der kleinen werden fünf Schiffe mitgezählt, die schon an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit als kriegsbrauchbare kleine Kreuzer stehen, nämlich die ohne Panzerdeck und altmodisch gebauten Schiffe Alexandrine, Arkona, Zieten, Blitz und Pfeil. Die im Flottengesetz geforderten zwölf großen und dreißig kleinen Kreuzer bleiben also ihrer Gesamtzahl zweiundvierzig nach noch hinter dem zurück, was von früher an Kreuzern (und Avisos) vorhanden sein müßte, wenn keine Ersatzbauten versäumt worden wären. Die neun Neubauten von Kreuzern, die das Gesetz nötig macht, dürfen also mit vollem Recht als Ersatzbauten nicht mehr vorhandner und noch nicht ersetzter Kreuzer angesehen werden. Neubauten wie Ersatzbauten sind ja freilich neue Schiffe, von denen eins so viel kostet wie das andre; aber trotzdem thut man klug, die „Neubauten“ im Sinne der vermehrten Flottenstärke recht scharf von den „Ersatzbauten“ für veraltende Schiffe zu trennen, weil für alle Ersatzbauten längst, seit dem Gründungsplan, die moralische Pflicht der Bewilligung für jeden vaterlandsliebenden Reichsboten vorhanden ist. Denn ohne Ersatzbauten verfiele ja die Flotte vollständig. Nur die Neubauten fordern Prüfung auf ihren Zweck, ihre Notwendigkeit. Und was die Kreuzerzahl nach dem Flottengesetz betrifft, so ist zu bemerken, daß für den Aufklärungs- und Sicherheitsdienst bei der

Digitized by Google

Schlachtflotte nur sechs große und sechzehn kleine Kreuzer gerechnet sind, also knapp $1^1/_3$ Kreuzer auf jedes Linienschiff, während die Engländer und Franzosen jedem Linienschiff mindestens zwei Kreuzer beigeben. Zur Wahrnehmung unsrer überseeischen Interessen sind nur die längst erwünschten Kreuzer für Süd- und Mittelamerika neu auf die Liste gesetzt, sonst bleibt alles wie früher; also auch hier ist Maß gehalten, mehr, als manchem Vertreter deutscher Interessen im Auslande lieb sein wird.

Die §§ 3 bis 6 des Gesetzentwurfs behandeln noch die Indiensthaltungen und den Personalbestand der Flotte. Sie sind lediglich logische Folgerungen aus dem ersten Teile des Gesetzes, der vom Schiffsbestand handelt; denn um die Kriegsbereitschaft der heimischen Schlachtflotte zu sichern, muß ein bestimmter Teil von Linienschiffen ununterbrochen in Dienst sein. Was gefordert wird, ist ebenfalls sehr bescheiden und weicht wenig von den jetzigen Indiensthaltungen ab; denn der kluge Sinn und die kräftige Hand, die im ganzen Gesetz zu erkennen sind, zeigen auch hier, daß man mit Geschick manches einfacher gestalten kann, was bisher aus alten Anfängen entstanden und deshalb wohl beibehalten war. Neu ist nämlich der Gedanke, die Aufgaben mehrerer früheren Schulschiffe künftig solchen Kreuzern zu übergeben, die gleichzeitig den Aufklärungsgruppen der Schlachtflotte angehören. Damit werden zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen, es wird also viel Geld gespart; denn es handelt sich um acht Schiffe, die dann überflüssig oder nicht besonders in Dienst gestellt werden. Außerdem würde das Flottenflaggschiff später die Aufgaben des Torpedoschulschiffs übernehmen, wodurch auch noch eine Indiensthaltung gespart würde. Die Vermehrung der Kosten für die ganzen Indiensthaltungen würde natürlich allmählich, von Jahr zu Jahr, vor sich gehen. Und was die Personalfrage betrifft, so geht aus den Zusammenstellungen und auch aus dem großen Andrang Freiwilliger aller Art für alle Zweige des Marinepersonals zur Genüge hervor, daß diese Frage gar keine Schwierigkeiten bereiten wird. Die Ausbildung des Personals wird aber erleichtert und gebessert, wenn man mehr Schiffe im Dienst hält.

Die Kosten für die Vermehrung des Marinehaushalts sind geradezu überraschend klein; der höchste Jahresanschlag (für 1903/4) geht nicht weiter als 33,1 Millionen Mark über die diesjährigen Bewilligungen von 117,5 Millionen hinaus. Was sind denn 33 Millionen Mark? 66 Pfennige auf den Kopf der Bevölkerung! Es wäre ebenso kläglich wie lächerlich, wollte man über einen so geringen Betrag feilschen und stöhnen von schweren Steuerlasten. Jeder tüchtige Arbeiter verzehrt ja täglich mehr zum Frühstück, als auf seinen Teil von den „Lasten“ kommt. Wenns 100 Millionen wären, und jedermann sähe die Gefahr der schwachen Flotte so deutlich, wie die Fachleute, sie würden sofort bewilligt und ohne jeden Druck getragen werden.

Das Gesetz schafft klare Zustände, deshalb ist es eine gute Grundlage

Digitized by Google

für verständige Entwicklung unsrer Seemacht. Ob damit Rechte des Reichstags eingeschränkt werden oder nicht, das ist im Grunde eine Doktorfrage. So gut wie der Kaiser-Wilhelm-Kanal erbaut worden ist, obwohl die Ausgaben im Laufe mehrerer Jahre gemacht werden mußten, als der Bau einmal begonnen war, so gut läßt sich auch dieses Flottengesetz schaffen. Und an Beispielen dafür fehlt es nicht: ähnliche Flottengesetze sind in England, in Italien und Frankreich von den Parlamenten festgesetzt worden, obwohl in jenen Ländern die Macht der Volksvertretung größer ist. Aber freilich, Einigkeit über ein Ziel, das ist immer noch unsre schwächste Seite, und noch immer müssen wir uns vom Auslande beschämen lassen in nationalen Lebensfragen. Die Franzosen erhöhen ihre Flottenausgaben auf das Drängen ihres Parlaments, wo in der Flottenfrage die Losung gilt: Il ne s'agit pas là du triomphe d'un parti, mais du salut du pays lui même! Und bei uns im Volke der Denker? Sollen wir uns immer wieder und mit vollem Rechte den beschämenden Vorwurf machen lassen, daß wir noch jetzt, siebenundzwanzig Jahre nach der Reichsgründung, eine politisch durch und durch unreife Nation sind, in der die doktrinären Rechthaber überwiegen?

Großflottbek Georg Wislicenus

Mittelstädts politische Briefe

Von Emil Kühn

Ein ernstes Memento mori, denen zugerufen, die in faulem Frieden leben wollen.*) Aber Tod und Krieg stehen in Gottes Hand, der Mensch soll sie nicht verhängen, wenn noch ein andres Mittel übrig bleibt; er darf sie nur annehmen und aufnehmen. Und auch im Völkerfrieden giebt es erfrischenden und die Volkskraft erneuernden Kampf. Unser Verhängnis ist, daß wir das nicht wissen und sehen wollen; daß wir dem Streit nicht aus dem Wege gehen, wo es sich um Erwerb, Genuß und Vorrechte handelt, für uns selber oder für die Gemeinschaften, zu denen wir uns am liebsten halten, daß wir aber nur zuschauen, richten und rechten, nicht die Haut allein, sondern jede Anstrengung und jedes Opfer sparen, wenn es im regelmäßigen Gang des Lebens Wohl

*) Vor der Flut. Sechs Briefe zur Politik der deutschen Gegenwart von Otto Mittelstädt. Leipzig, S. Hirzel, 1897.

Digitized by Google

und Wehe der Gemeinschaft gilt, die alle andern umfaßt: des Staats. Im Kriege wollen und werden ja nur wenige versagen, denn das Gefühl für das ganze Vaterland hat seit der Gründung des Reichs die größten Fortschritte gemacht. Es ist in Kreisen mächtig, die es vorher kaum kannten oder gar ablehnten, und darf nicht mehr verleugnet oder verspottet werden, sonst würde die Gefolgschaft, die des Zentrums z. B., wie Schnee in der Sonne zusammenschmelzen. Aber mittelbar, allmählich, von den Genossen unbemerkt dürfen der Kraft des Vaterlandes die schwersten Wunden geschlagen, darf fremden und feindlichen Mächten Eingang und Schutz gewährt werden, ist jede Opposition gegen die berufne Hüterin der allgemeinen Wohlfahrt und geordneter Freiheit, die Regierung, gestattet, fast volkstümlich. Woher dieser Gegensatz? Weil sich Augen und Herzen dagegen verschließen, daß zwar die Vaterlandsliebe und ihre Bethätigung in der höchsten Gemeingefahr die edelste Blüte an dem Baume des Staats ist, daß aber Wurzel, Stamm und Zweige ihre Nahrung aus einer andern Form des Gemeingefühls ziehen, die fortwährend Arbeit und Kampf verlangt, sich aber auch darin stetig erneuert. Dieses Gemeinfühl ist die Staatsgesinnung.

Auf dem Gebiete des Gemeinlebens ist die Staatsgesinnung dasselbe, was in Schillers Lebensgang „der Seele Sturm beschwor," nie ermattende Beschäftigung; auch sie schafft langsam und ohne je zu zerstören, doch es sind nicht bloße Sandkörner, die sie dem Bau des Staates reicht, und das Schuldbuch, dessen Seiten sie eine nach der andern tilgt, ist das der im Leben besser bedachten, die den Vorzug durch größern Einsatz gemeinnütziger Thätigkeit auszugleichen haben. Die Staatsgesinnung ist in Deutschland nicht unbekannt geblieben und hat lange, wenn auch mit beschränkten Mitteln und in beschränkten Kreisen, segensreich gewirkt; vor allem in Preußen, obgleich dieses fast zuletzt in einem Staatsparlament die Stätte erhielt, von der man sich für gemeinnützige Arbeit Wunder versprach. Das Parlament ist ja auch deren unentbehrliches und oberstes Feld, aber die Staatsgesinnung hat sich, seitdem ihr dieses Feld überall offen steht, weder verallgemeinert noch verstärkt, und im Parlament haben gegen sie Erwerbsinteressen und gesellschaftliche Sonderzwecke, eingestandne und geheim gehaltne, je länger je mehr die Vorherrschaft erhalten. In der Vertretung des ganzen Volkes sind eigennützige Siege die Regel geworden. Es ist auch nicht so, daß am Niedergange dieser oder jener Interessenkreis, die eine oder die andre Partei die Schuld trüge, sondern wir sind alle schuldig, weil wir alle statt des gemeinen Besten das Unsre suchen oder uns rat- und thatlos abseits halten, der geringere Teil vom Kampf entmutigt, der größere, ohne ihn nur zu versuchen. Im Reich zumal ist nach einem kurzen Aufschwung die Staatsgesinnung immer schwächer geworden, und es sieht nicht so aus, als ob sie in dem geeinigten Staatswesen das Maß erreichen könnte, das sie in der Zerrissenheit bewährt hat.

Digitized by Google

Einen Mann haben wir gehabt, der ohne Schwächung und Abzug Vaterlandsliebe und Staatsgefühl auf das Reich übertrug und in dessen Dienst zugleich die größte Fülle von That- und Geisteskraft stellte. „Aber uns plagte die unselige Einbildung, daß wir seiner nicht bedürften, und Deutschland auch ohne ihn fertig zu werden imstande sei.“ So drückt es Mittelstädt aus, wohl zu mild, denn bei vielen mischten sich verwerflichere Empfindungen ein: Furcht, Haß und Neid. Wie viele waren froh, daß der Mann beseitigt war, dessen Größe sie zu Boden drückte! Wie vielen war er im Wege, für sich oder für ihre Sonderzwecke! Und wäre Fürst Bismarck je gefallen, wenn bei denen, die ihn in den Himmel hoben, die Unterstützung den Worten nur einigermaßen entsprochen hätte? Die Phalanx, die er sich verdient hatte, hätte ihn und in ihm uns geschützt; unsre Zerfahrenheit und Thatlosigkeit stellte ihn allein. Das Auseinanderstieben der Pfeile aus dem Bündel gab der Meinung Recht, er stehe nicht mehr auf der frühern Höhe, ja die Pfeile kehrten sich gegen ihn. Meint doch selbst Mittelstädt, in der letzten Zeit hätten „die Bismarckische Staatskunst und Staatslenkung mindestens in der innern Politik deutliche Zeichen allmählichen Niedergangs erkennen lassen.“ Welche denn? Wenn damals „Wind und Wellen“ mit dem Staatsschiff zu spielen anfangen wollten, mit Bismarcks Herzen haben sie nie weniger gespielt; weder Geist noch Wille waren bei ihm erschüttert, noch immer „stand er männlich an dem Steuer, blickte er herrschend auf die grimme Tiefe,“ und nie war sein Kraft- und Pflichtgefühl stärker angespannt, als da ihn die Ungnade des Kaisers scheitern ließ. Wir waren es, die schon damals tief gesunken waren, den Steuermann aus den Augen verloren hatten und dadurch zum Sturz mithalfen. Er durfte nach wie vor „scheiternd oder landend“ Gott vertrauen, aber Gott wirkt „nicht magisch, sondern durch Menschen,“ und wir sahen aus der Ferne zu. Nur Selbstanklage, innere Einkehr und Ermannung vermögen uns wieder aufzuhelfen, nicht aber die weichmütige Klage, daß wir verlassen seien, oder gar die halb trotzige, halb verzagte Nachahmung Bismarckischen Räusperns, das nicht einmal glücklich abgeguckt ist.

Nicht gegen die Mittelstädtische Schrift ist das gesagt, denn bei ihrem Verfasser ist nichts von Gejammer zu finden, so traurig er auch in die Zukunft sieht; er erscheint in ihr, wie in frühern Schriften, als ein Mann, der bewundernd zur Geistesgröße aufblickt, jedoch nicht vergißt, daß jeder auf seinen eignen Füßen zu stehen hat. Seine Staatsgesinnung ist ebenso fest wie sein Patriotismus, und er würde, als Reichstagsabgeordneter etwa, treu zum großen Kanzler gestanden haben, ohne zu mäkeln und nach Fraktion zu fragen, auch ohne erhaben zu behaupten, für den Staat gebe es keine Interessen. Seine Bewunderung ist auch mit eindringendem Verständnis des Bismarckischen Wirkens und mit herzlicher Dankbarkeit verknüpft. Das alles tritt in der Schrift klar und bestimmt, gedankenreich und in glänzender Darstellung hervor;

Digitized by Google

den einzelnen Menschen ändert, und denken wir uns eine bestimmte Art von Lebensverhältnissen einige hundert Jahre lang auf ein ganzes Volk einwirkend, so muß notwendigerweise ein andres Volk daraus entstehen. Mit den Lebensverhältnissen meinen wir Klima, geographische Lage des Wohnorts, Nahrung, Beschäftigung, gesellschaftliche Verhältnisse, Art und Höhe der Kultur. Selbstverständlich verbinden sich mit den Wirkungen dieser Mächte auch die Vererbung mehr oder weniger beharrlicher Rasseneigenschaften und die Mischung solcher Eigenschaften durch die Heiraten von Individuen verschiedner Abstammung. Aber die Verschiedenheit der Rasse kann selbst wieder auf keine andre Weise entstanden sein als durch jahrhundertelange Einwirkung verschiedner Lebensverhältnisse. Wer Gelegenheit hat, oft Handwerker in größerer Zahl beisammen zu sehen, der wird bemerken, daß unter den Zimmerleuten die schlanken, großen, unter den Schmieden die kleinen, breiten Gestalten häufig sind. Die Schlosser sind durchschnittlich schlanker als die Schmiede, aber breiter als die Zimmerleute. Das kann nicht daher rühren, daß die Eltern grundsätzlich den langen Jungen zum Zimmermann und den dicken zum Schmied in die Lehre geben, denn nach dem vierzehnten Jahre bereitet das Wachstum oft noch die größten Überraschungen. Manche sind mit vierzehn Jahren groß wie die Männer, bleiben aber von da ab stehen; andre sind mit siebzehn Jahren noch Knirpse und schießen dann plötzlich in die Höhe. Die ärmern Eltern lassen sich bei der Entscheidung für dieses oder jenes Handwerk meistens nur durch den Umstand bestimmen, daß gerade bei diesem Meister, mag es ein Schuster oder ein Schmied sein, eine Lehrlingsstelle offen ist. Höchstens nehmen sie auf die Kräfte des Sohnes Rücksicht, und oft genug sind sie unverständig genug, nicht einmal diese Rücksicht zu nehmen, sondern einen schwächlichen Jungen zum Schlosser zu geben, einen starken zum Rechtsanwalt zu schicken, wo er zeitlebens schreiben wird. Wenn der Schmied klein bleibt und breit wird, so ist der schwere Hammer schuld, den er in der Zeit der Entwicklung täglich stundenlang zu heben und zu schwingen hat, der das Knochengerüst zusammendrückt und die Muskeln heraustreibt, und wenn der Zimmermann schlank wird, so kommt das daher, daß seine Beschäftigung die Anlage zum Wachstum, die allerdings schon vorhanden sein mußte, auf keine Weise hindert. Schon die Alten haben solche Unterschiede bemerkt; Hephaistos hinkt (Schmiede sind häufig lahm), und Regin (Mime) ist ein Zwerg. Behält nun eine Familie durch mehrere Geschlechter dieselbe Beschäftigung bei, so werden sich diese Einflüsse summiren und wir werden dort ein Geschlecht hochgewachsener, hier eines von kleinen aber sehr starken Menschen bekommen. Wenn eine ganze Bevölkerung auf eine Beschäftigung angewiesen ist, die nur einen geringen Grad von Knochenfestigkeit und Muskelkraft erfordert, so werden bei ihr diese beiden Eigenschaften auch nur in geringem Grade vorhanden sein, in einem um so geringern, je schlechter zugleich die Ernährung ist. Beschäftigung und

Digitized by Google

Ernährung aber entsprechen einander meistens, weil Handwerke und Industriezweige, die große Körperkraft erfordern, bei sehr niedrigen Löhnen auf die Dauer nicht bestehen können, denn schlecht genährte Arbeiter können eben nicht leisten, was dazu erfordert wird. So entstehen innerhalb einunddesselben Volkes ganz verschiedne Menschenrassen, denn als solche darf man wohl die Bierschröter, die Bergleute, die Weber bezeichnen. Bei Pferden will Ammon die Richtigkeit der Züchterregel: die halbe Rasse komme durchs Maul hinein, wohl gelten lassen, beim Menschen jedoch handle es sich vorzugsweise um seelische Anlagen; bessere Ernährung komme aber in den meisten Fällen nur dem Tier im Menschen zu statten, und nur bei wenigen wirke die Nahrungszufuhr veredelnd. Auch nicht einmal bei wenigen; die Nahrungszufuhr an sich wirkt niemals weder veredelnd noch verschlechternd auf die Seele ein. Wohl aber wirkt dauernde Nahrungsentziehung wie jede anhaltende Schädigung des Leibes zuletzt auch zerrüttend auf das Seelenleben ein; wird einem, der bisher Not gelitten hat, eine nicht überreichliche, aber nach Menge und Art genügende Nahrung gewährt, so wird damit freilich nicht seine Seele veredelt; wenn diese schlecht war, so bleibt sie schlecht. Aber wenn sie von Haus aus gut war, so wird durch die günstige Wandlung der äußern Verhältnisse — denn mit der Ernährungsweise wird sich ja zugleich auch noch manches andre ändern — der Druck von der Seele hinweggenommen, der die Entfaltung ihrer edlern Anlagen hinderte. Dann aber sind doch die leiblichen Lebensbedingungen nicht die einzigen, die auf den Menschen Einfluß üben; für sich allein können sie kein höheres Seelenleben erzeugen, aber mit ihnen stehen doch die mannichfachsten Kultureinflüsse in Verbindung. Es ist ein seit langem erkanntes Gesetz der Menschheitsentwicklung, daß geistiges Leben nur in der Wechselwirkung von Geistern entstehen kann und um so reicher wird, je zahlreicher und verschiedner die auf einander einwirkenden Geister, je vielfacher die Berührungspunkte sind, und je rascher die Einwirkungen auf einander folgen. Daher sind weder entlegne Inseln noch ungeheure Tiefländer oder Hochebnen die Geburtsstätten der Kultur, sondern kleine, vielgliedrige und mit vielen Nachbarländern durch bequeme Verkehrswege verbundne Ländchen, daher erblüht die höhere Kultur nicht auf dem Dorfe, sondern in der Stadt, und daher sind die entlegensten und unzugänglichsten Länder die kulturärmsten. Wesentlich für den Kulturfortschritt eines Volkes ist es, daß es nicht zu klein sei, und daß seine vielen Angehörigen durch ihre gemeinsame Kultursprache in ununterbrochner geistiger Berührung mit einander stehen. Wo, wie im brasilianischen Urwalde, nahezu unüberwindliche Verkehrshindernisse die Stämme von einander absperren, da geht die gemeinsame Ursprache in ebenso viel Dialekte aus einander, als es vereinzelte Niederlassungen giebt; jedes Völkchen von etlichen hundert oder gar nur etlichen Dutzend Seelen hat seine eigne Sprache, was als neues und schwerstes Verkehrshindernis die Vereinzelung vollständig

Digitized by Google

macht, und in solcher Armut muß der Geist einer Verödung verfallen, die sich am Leibe zunächst durch den stumpfsinnigen Gesichtsausdruck bemerkbar macht. Vereinzelung hat also notwendig Entartung zur Folge. Es kommen dann noch die Wehrlosigkeit des ungebildeten Menschen gegen die feindlichen Naturgewalten und die Unbändigkeit der durch keine ausgebildete Vernunft gezügelten Naturtriebe hinzu, um durch Entbehrungen und Ausschweifungen auch den Leib in die Verderbnis hineinzuziehen. Übrigens kann man häufig bemerken, daß sich Völker und Stämme von edlerer Geistesanlage auch durch edlere Gestalt auszeichnen, während die niedriger stehenden plumpere oder unharmonische Formen zeigen, sodaß es scheint, als ob der Geist nicht allein das Antlitz und den Schädel, sondern das ganze Skelett baute. Ratzel findet, Apollogestalten kämen nur bei Kulturvölkern, nicht bei Naturvölkern vor.

Also die äußern Einflüsse sind es, die nicht bloß aus den einzelnen Menschen, sondern auch aus den Völkern das gemacht haben, was sie jetzt sind. Deshalb ist, wie schon bemerkt wurde, aus dem niedrigen Kulturstande eines Volks nicht ohne weiteres auf schlechte Naturanlage zu schließen, seine Vorfahren können hoch begabt gewesen sein; den Nachkommen ist nur dasselbe begegnet, was bei uns manchmal auch einem hochbegabten Geistlichen oder Arzte begegnet, der, auf ein Hinterdorf verschlagen, dort verbauert. Jetzt, im Zeitalter der Eisenbahn und des Telegraphen, der wohlfeilen Zeitungen und Zeitschriften und des Touristenverkehrs, kann das freilich nicht mehr so leicht vorkommen wie noch vor dreißig, vierzig Jahren. Da die Naturvölker jetzt eben erst in die Kulturentwicklung hineingezogen werden, so kann über ihre Anlage noch nicht abgesprochen werden. Daß die Negerknaben gut begabt sind, davon hat sich der deutsche Schulmeister schon überzeugt. Die bekannte Eigentümlichkeit begabter Farbigen, beim Lernen und Arbeiten nicht auszuhalten und bei erster bester Gelegenheit zigeunerhaft in die alte Wildheit zurückzuspringen, kann sich mit der Zeit verlieren. Die Germanen sind auch nicht an einem Tage geduldige Stubenhocker und Aktenschreiber geworden. Unter den nordamerikanischen Negern giebt es Geistliche und Lehrer, die es mit ihren weißen Kollegen schon aufnehmen können. Vor etwa zehn Jahren haben wir einen schwarzen Violinvirtuosen gehört, der die Musikkenner befriedigte; wer aber die Stücke unsrer Komponisten mit dem richtigen Ausdruck vortragen kann, der empfindet wie ein moderner Kulturmensch, ist also selbst einer. Von der Ansicht, daß alle Schwarzen einander zum Verwechseln ähnlich sähen, ist man längst zurückgekommen; man weiß heute, daß sie individuell gestaltete Gesichtszüge, also auch ein individuelles Seelenleben haben. Und was die Häßlichkeit vieler von ihnen anlangt, so giebt es unter den Europäern genug, die es darin mit ihnen aufnehmen, und denen zum Neger, Papua oder Feuerländer nur die Farbe fehlt. Aber richtig ist es allerdings, daß geistig wenig entwickelte Menschen desselben Stammes einander mehr ähnlich sehen als

Digitized by Google

Menschen von reichem geistigem Inhalt. Deshalb finden wir auch den schönen Gesichtsschnitt, durch den sich einige Völker, wie die Italiener, auszeichnen, mehr beim Volke*) als bei den Vornehmen. Bei diesen werden die einfachen Linien des typischen Schnitts durch die geistige Bewegung durchbrochen, und an die Stelle der klassischen Schönheit tritt die charakteristische. In der so erzeugten großen Verschiedenheit liegt aber zugleich eine Übereinstimmung. Eine Sammlung von Porträts hoher Staatsmänner oder großer Gelehrten und Künstler aus allen europäischen Ländern überzeugt uns, daß keiner der Männer ein nationales Gepräge trägt, während alle sofort als Kulturmenschen erkennbar sind. Sie sind allesamt Kaukasier, d. h. sie sind weder schwarz noch mit Prognathie behaftet und erscheinen als individuell verschiedne Exemplare der Spezies homo Europaeus. Schopenhauer hat daher einmal bemerkt, die Vornehmen gehörten gar nicht zum Volke, denn sie wären in der ganzen Welt einander gleich. Allerdings unterliegt man bei oberflächlicher Betrachtung mancherlei Täuschungen. Das Nationalkostüm läßt den Volkstypus schärfer hervortreten, und sollte dieses überall schwinden und der modern europäischen Tracht weichen, so würde es in vielen Gegenden schwierig werden, den Volkstypus herauszufinden. Auch der Bartschnitt führt irre. Man kleide alle deutschen und französischen Männer gleich und lasse sie gleiche Bärte tragen, entweder lauter Vollbärte oder lauter Henri quatre, und dann suche man die Nationalität jedes einzelnen festzustellen! Bei solchen sehr großen und starken Leuten, die zugleich blond und blauäugig sind, wird man nicht fehl gehen, wenn man sie als Deutsche bezeichnet, aber bei der großen Mehrzahl wird man falsch raten oder ratlos dastehen.

Also das materielle und geistige Milieu verändert den Einzelnen und daher auch ein ganzes Volk, das ja nur aus vielen Einzelnen besteht, und aus Veränderungen des Milieu ist die Entstehung der Rassen und Völker zu erklären. Soweit das Milieu aus Beschäftigung, Ernährung, geographischer Lage und Kultur besteht, ist uns seine Wirkungsweise durchsichtig. Vor der Hand noch unerforscht ist ein andrer Bestandteil des Milieu, der gerade die auffälligsten Rassenunterschiede hervorzubringen scheint, die chemische Einwirkung von Luft und Boden. Daß eine solche stattfindet, kann niemand leugnen, der erwägt, welchen Einfluß diese beiden Kräfte auf die Farbe der Blumen, auf den Geschmack des Weines, auf die Größe, Gestalt und Behaarung der Tiere üben. So gut das eine Land die Haustiere hochbeinig, das andre sie langgestreckt, ein drittes sie klein und ruppig macht, so gut muß das Land auf die Größe, die Haut- und Haarfarbe des Menschen Einfluß haben. Daß in manchen Gebirgsgegenden die Kretins und die Kröpfe häufig sind, weiß jedermann; warum sollten Luft, chemische Zusammensetzung des Bodens und die

*) Soweit dieses nicht im Elend entartet.

Digitized by Google

Gestalt der Oberfläche des Landes im Verein nicht auch andre Eigentümlichkeiten erzeugen, die keine Krankheiten und Mißgestalten sind? In Nordamerika werden die Menschen größer und schlanker, als ihre aus Europa eingewanderten Eltern waren. Die auffallende Größe der Bewohner des Aveyrondepartements wird von französischen Forschern dem Umstande zugeschrieben, daß der kalkhaltige Boden die Knochenbildung begünstige.*) Von der Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die Farbe haben wir vorigesmal schon gesprochen. In der unten genannten Schrift lesen wir: Ein Negerknabe aus Bagirmi, den Gerh. Rohlfs nach Deutschland gebracht hatte, veränderte dort nach zweijährigem Aufenthalt die Farbe von tiefem Schwarz in helles Braun. Monrad erzählt (Gemälde der Küste von Guinea), daß die länger in Guinea lebenden Europäer fast kupferfarbig werden.**) Langsdorf fand auf den Marquesasinseln Europäer, die nach wenigen Jahren so dunkelfarbig geworden waren wie die Eingebornen. Richardson berichtet: „Als ich nach Ghadames kam, hatte ich rosige Farbe, jetzt bin ich geworden wie diese gelben Menschen.“ Ein britischer Edelmann, Namens Macnaghten, der lange Zeit im Dschungellande Indiens nach Art der Eingebornen lebte, nahm sogar an den bekleideten Teilen des Körpers den braunen Teint der Brahmanen an. R. Hartmann beobachtete bei mehreren in Europa auferzognen Schwarzen ein allmähliches Lichterwerden der Haut. Ein gleiches war bei jenem Papuamädchen Kandaze zu bemerken, das der Missionar Hasselt nach Berlin brachte. Daß dunkelgefärbte Rassen in Europa bleichen,***) kann man also für ebenso erwiesen halten, wie den Satz K. E. von Bärs, daß starke Sonnenhitze die Haut bräune. Die Frage Virchows, wie es wohl kommen möge, daß es im tropischen Amerika keine schwarzen Menschen giebt, dürfte sich dahin beantworten lassen, daß hier der Einfluß des Unterschieds zwischen stärkerer und schwächerer Sonnenwirkung durch einen andern, ausgleichenden gekreuzt wird, der zur Zeit noch unbekannt ist und entweder im Boden oder in einer ganz außergewöhnlichen Beharrlichkeit des Rassentypus gesucht werden muß. Einflüsse des Bodens müssen es wohl sein, die, nach Vogt, bewirken, daß in Amerika die Haare des Engländers straff, die des Negers weniger wollig werden.

*) Diese und die folgenden Angaben entnehmen wir der Schrift: Der Mensch, die Krone der Schöpfung. Von A. Jakob, k. Realschulrektor. Freiburg i. B., bei Herder, 1890. Verlag und Tendenz verbieten ja, die Ansichten des Verfassers anzuführen, aber Thatsachen und Zitate aus den Werken von der Wissenschaft anerkannter Autoren, die die Schrift enthält, zu benutzen, wird wohl erlaubt sein.

**) Etwas ähnliches kann man in Davos beobachten.

***) Was die dunkle Hautfarbe der Hyperboreer anlangt, so besteht sie zum Teil aus Schmutz. Ratzel erwähnt I, 635 die Unreinlichkeit dieser Völker und fügt hinzu: „Man hat sich gewöhnt, mit diesem Faktor auch in den Urteilen über die Hautfarbe zu rechnen, seitdem uns Middendorff mitgeteilt hat, daß er eine Samojedin nicht mehr erkannte, nachdem sie sich gewaschen hatte.“

Digitized by Google

Also die zweite Frage, wie Rassen und Völker entstehen, läßt sich beantworten; sehen wir doch heute vor unsern Augen, in Nordamerika, ein neues Volk entstehen, das sich von seinen englischen und deutschen Stammvätern durch körperliche und geistige Eigentümlichkeiten deutlich unterscheidet. Bei der dritten Frage, welches das Ziel der Entwicklung sei, bleibt die Wissenschaft wieder auf Vermutungen angewiesen. Wir unserseits vermuten, daß das Ziel gar nicht in der Zukunft, sondern in der Gegenwart jedes einzelnen Geschlechts, jedes einzelnen Menschen liegt. Jeder einzelne lebt, um seine eigentümlichen Anlagen zu entfalten und seines Lebens froh zu werden, und da menschliches Leben nur in der Wechselwirkung von Menschen möglich ist, so lebt jeder zugleich auch, um den andern Menschen menschliches Leben zu ermöglichen. Volkstum ist eine der Formen, in denen sich die Fülle der menschlichen Anlagen entfaltet und geordnetes Zusammenwirken von Menschen möglich wird, daher müssen im Laufe der Geschichte durch Zerstreuung und Wiedervereinigung in mannichfachen Mischungen, durch Wechsel des Wohnplatzes und der Lebensbedingungen nach und nach alle Nationalitäten hervorgetrieben werden, die in der Gesamtanlage der Menschheit enthalten sind; und damit die spätern entstehen können, müssen die frühern vergehen. In den Aufsätzen über Vererbung haben wir bemerkt, die Entstehung neuer Arten aus alten durch Variabilität und Vererbung sei nur denkbar, wenn eine zwecksetzende Intelligenz den Entwicklungsprozeß leite, und diese Leitung müsse unter anderm auch dafür sorgen, daß abwechselnd die eine und die andre von jenen beiden merkwürdigen Fähigkeiten der organischen Wesen überwiege. Soll eine neue Varietät entstehen, so muß eben die Anpassungsfähigkeit überwiegen. Ist der neue Typus fertig, so muß er ein Dauertypus sein und als solcher den auf ihn einstürmenden Einflüssen einen gewissen Widerstand entgegensetzen. Keinen unbegrenzten, denn abgesehen von Naturgewalten, die stark genug sind, ein ganzes Geschlecht zu vernichten, ist auch der festeste Dauertypus nicht ganz unveränderlich, wird z. B. auch der weißeste Germane mit der Zeit braun, wenn seine Haut nur lange genug heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt ist. Der Dauertypus wird nun seinerseits zu einem Element neuer Bildungen, indem er bei Vermischung mit andern Typen neue Varietäten erzeugt. Selbstverständlich wirken bei alledem auch Auslesepozesse der mannichfachsten Art mit. Aber geradezu komisch ist es, wie Ammon überall da, wo er auf abändernde Einflüsse zu sprechen kommt, die Veränderung nicht eben unmittelbar auf den Einfluß, sondern auf die unter seiner Mitwirkung zu stande kommende Auslese zurückführt. Wenn die mongolischen Reitervölker kurze Beine haben, so kommt das nicht etwa daher, daß Leute, die den ganzen Tag auf dem Pferde zubringen, ihre Beine wenig zum Gehen brauchen, und daß Glieder, die wenig gebraucht werden, mit der Zeit verkümmern, sondern von einer Auslese der Angepaßtesten, d. h. in diesem Falle der Kurzbeinigen. Und die arische Rasse soll ein Produkt der Eiszeit

Digitized by Google

sein, deren furchtbare Nöte eine Auslese der mit den edelsten und höchsten Geistesanlagen ausgestatteten bewirkt hätten. Nun kann zunächst nichts ausgelesen werden, was nicht schon vorhanden ist, es konnte also durch die auslesende Kraft der Eiszeit keine neue Rasse entstehen, sondern bestenfalls eben nur eine Auslese der besten Exemplare einer schon vorhandnen edeln Rasse. Dann aber sehen wir ja, was unter der Einwirkung einer Eiszeit entsteht: die Eskimos, die Samojeden, die Tunguſen leben noch heute in der Eiszeit; diese liest gar nichts aus, sondern verkümmert alle Menschen gleichmäßig, obwohl sich die Eskimos eines großen Schatzes von natürlicher Spannkraft erfreuen, mit der sie der Verkümmerung Widerstand zu leisten und sich einen bei den Naturvölkern seltnen Grad von Kultur zu bewahren vermocht haben. Übrigens sind es nicht eben Herrentugenden, die sich bei ihnen entwickelt haben. Ehrlich, gutmütig und harmlos nennt sie Ratzel. Mutig und ritterlich, sogar hart und grausam sollen allerdings diese Völker der Eisregion daneben auch sein, aber den Eindruck von Herrenvölkern machen sie trotzdem nicht, wie sie auch keine geworden sind. Namentlich die strenge Einehe der Arier soll nach Ammon der Eiszeit zu verdanken sein. Nun leben die Hyperboreer allerdings monogam, wie die meisten armen Völker, aber ihre Monogamie bedeutet keineswegs Keuschheit und eheliche Treue. Ausschweifende Genußsucht gehört nach Ratzel zu den hervorstechenden Charakterzügen der Bewohner der Polarzone.*) Polygamie ist nur möglich, wo entweder ein kriegerisches Volk häufig schwächere Nachbarn überfällt, die Männer niedermetzelt und die Weiber raubt, oder wo bei bedeutenden Vermögensunterschieden die Reichen in der Lage sind, Weiber des eignen Volks zu kaufen, also auf höhern Kulturstufen, weshalb, nebenbei gesagt, die Polygamie nicht Durchgangsstufe zur Monogamie gewesen sein kann. Als die arischen Perser, die bis dahin einfach gelebt hatten, die Euphratländer unterjocht hatten, nahmen sie die Sitten der unterworfnen Meder und Babylonier an und darunter auch die Polygamie. (Bei dieser Gelegenheit eine Frage an die Fachgelehrten: ist „Arier“ ein ethnologisch streng umschriebner Begriff?) Kein Gelehrter von Bedeutung wird wohl heute mehr die längst erkannte Wahrheit leugnen, daß höhere Kultur, mit der immer auch Veredelung des Leibes verbunden ist, nur in Gegenden entstehen kann, wo den Menschen das Leben weder zu leicht noch zu schwer wird, wo die Natur den Menschen zu energischer Thätigkeit zwingt und aufmuntert, ohne ihn durch ein Übermaß von Schwierigkeiten zu entmutigen und zu lähmen. Also das Ziel der Rassenbildung und Umbildung ist der jedesmalige Zustand jeder einzelnen Generation von Menschen, und wir dürfen mit dem gegenwärtigen Zustande, vom ethnographischen Stand-

*) I, 634 und 635. „Liebe, Branntwein und Hasardspiel zerrütten den Hyperboreer. Von allen christlichen Lehren haben die von Keuschheit und Ehe bei den bekehrten Samojeden, Tunguſen usw. am wenigsten Einfluß auf die Lebensgewohnheiten geübt.“

Digitized by Google

punkt aus, leidlich zufrieden sein. Wir Deutschen sind keine reinen Germanen mehr, aber wir zählen genug Männer unter uns, die an Körperkraft und Größe den alten Germanen nicht viel nachstehen mögen, und wir zählen viele andre, die durch den Reichtum ihres geistigen Lebens mehr als aufwiegen, was ihnen an leiblichen Vorzügen abgehen mag. Die einseitige Begabung der Germanen mußte sich teils mit Begabungen andrer Art mischen, teils ihnen weichen, wenn eine höhere Kultur neuer Art entstehen sollte. Finden wir aber Volksschichten unter uns, die unter der Einwirkung ungünstiger Lebensbedingungen entartet sind, so läßt sich durch Änderung der Lebensbedingungen der Entartung steuern. Und dann: es giebt keine reinen Urrassen in dem Sinne, daß alle spätern Bildungen mit der Bezeichnung unrein als etwas schlechteres einer gewissen Mißachtung preisgegeben werden dürften. Indem man die extreme Form für die wahre und reine hält, ist man bei den Negern dahin gekommen, daß das Gebiet der „echten" Neger zu einem kleinen Winkel Innerafrikas zusammenschrumpft (Ratzel II, 1). Überhaupt zeigt die Ethnologie der Neger, diese immerwährende Zersetzung und Neubildung von Völkern recht deutlich, wie alles fließt im Völkerleben. Der mittelgroße, weißhäutige, braunhaarige Mann des mittlern Europa kann, gleichviel ob er einen länglichen oder einen runden Schädel hat, so gut als ein reiner Rassentypus bezeichnet werden wie der schwarzhaarige Italiener oder der blonde Norweger. Die Darwinianer behaupten, es gäbe keine festen Tier- und Pflanzengattungen. Wir behaupten, daß es solche gebe, wenn sie auch nicht geschaffen, sondern auf den beschriebnen Wegen geworden sein sollten. Dagegen behaupten wir, daß es keine festen Menschenrassen gebe, eben weil sie keine Gattungen, sondern nur Arten derselben Gattung sind. Nie kann aus einem Affen ein Mensch, aus einem Menschen ein andres Wesen werden, wohl aber können im Laufe der Jahrtausende durch Verpflanzung in andre Länder aus Kaukasiern Neger, aus Negern Kaukasier werden; innerhalb der Merkmale der Gattung Mensch ist die von den Darwinianern behauptete unbegrenzte Veränderlichkeit anzuerkennen.

Alle Versuche, ein zukünftiges Ziel der Entwicklung zu konstruiren, führen zu Ungereimtheiten.*) Vervollkommnung des Menschenleibes über das Ideal der griechisch-römischen Plastik hinaus**) ist undenkbar, und was das Geistige

*) Ein Ende wird die Entwicklung natürlich haben, mit dem Untergange der Organismen durch Erstarrung oder Verbrennung der Erde, aber nur ein diabolischer Pessimismus könnte in diesem Ende das Endziel und den Endzweck sehen.

**) Oder vielmehr über die Ideale, denn der Apollo vom Belvedere, der Borghesische Fechter und der Farnesische Herkules, dazu die typischen Frauen-, Jünglings- und Knabengestalten sind jedes ein besondres Ideal. Die seelischen und Charakterideale sind noch weit zahlreicher. Einen alles Ideale vereinigenden Idealmenschen kann es nicht geben; nur in einer Fülle von Gestalten kann sich das eine göttlich Vollkommne irdisch verwirklichen.

Digitized by Google

anbetrifft, so würde es schwierig, ja unmöglich sein, auch nur anzugeben, worin eigentlich die Vervollkommnung zu bestehen hätte. Können Homer und Sophokles, Plato und Alexander, Moses und Jesajas übertroffen werden? Zudem wissen wir ohnehin heute schon keine Verwendung mehr für unsre Intelligenzen, und was die moralischen Eigenschaften oder Triebe anlangt, so läßt sich nachweisen, daß jede Steigerung einer solchen über das allezeit vorhandne Mittelmaß, wenn sie verallgemeinert wird, die Gesellschaft auflöst: allgemein gesteigerte Wohlthätigkeit schwächt die Arbeitsenergie, allgemeiner Gerechtigkeitseifer verleitet zu der Politik: Fiat justitia, pereat mundus, allgemein verbreitete Selbständigkeit des Charakters und Unbeugsamkeit der Überzeugung hat notwendig die Anarchie zur Folge usw. Sogar Darwin, der Freund des Gedankens einer endlosen Entwicklung zum Vollkommnern, findet, daß sich die Menschheit seit zweitausend Jahren nicht weiter vervollkommnet habe. Ammon will das freilich nicht zugeben und führt nach Wiedersheim eine Anzahl kleiner anatomischer Veränderungen an, die noch jetzt im Menschenleibe vor sich gehen sollen, und die teils gleichgiltiger Art, teils Rückbildungen, teils Fortschritte seien; der wichtigste unter den Fortschritten würde, wenn er sich nicht etwa auf Einbildung und Vermutungen beschränkt, die Rückbildung des Wurmfortsatzes des Blinddarms sein, dessen einziger bekannter Zweck darin besteht, daß er manchmal zum Sitz einer tötlichen Erkrankung wird. Eine sehr bescheidne Vervollkommnung!

Aber andrerseits urteilt Ammon über das Ziel der Entwicklung durchaus pessimistisch.*) Die Langschädel, in denen er die Idealmenschen sieht, verschwinden. Im Mittelalter, wo sie den Adel bildeten, sind sie teils durch Fehden aufgerieben worden, teils als Geistliche und Mönche ohne Nachkommen gestorben. Jetzt zieht die Stadt die auf dem Dorfe noch übrig gebliebnen Langschädel an sich, um sie vollends aufzureiben. Ja er führt, ohne Einwendungen dagegen, eine Stelle aus Lapouge an, worin es heißt, man solle sich doch den aus mannichfachen Mischungen hervorgegangnen häßlichen Straßenköter ansehen, das sei das Ideal, dem die Entwicklung des Menschengeschlechts zustrebe; die fortgesetzte Mischung verbinde Eigenschaften, die nicht zu einander paßten, und erzeuge so Karikaturen. Und nicht genug, daß die Stadt die Langschädel aufreibt, sie frißt überhaupt ihre Bewohner. Ammon schildert wiederholt, wie das städtische Leben die Entwicklung des Geschlechtstriebes

*) Auch bei Ratzel finden sich hie und da pessimistische Betrachtungen, so auf S. 469 des ersten Bandes. Obwohl er im allgemeinen die Ansicht derer nicht teilt, die jede Mischung für eine Verschlechterung halten, meint er doch in Beziehung auf Amerika: „In diesem Schmelztiegel [fortwährender Verschmelzung und Auffaugung] werden sich sämtliche Menschenrassen mit einander vermischen. Die Geschichte wird die Meinung prüfen, die Kulturstufe bleibe unberührt, während das Blut der höher zivilisirten sich mit denen der niedriger stehenden Rasse mischt, und sie wird ihr widersprechen."

Digitized by Google

treibhausartig beschleunigt, den Jüngling vor dem zwanzigsten Jahre zur Manneshöhe emporzuschießen zwingt, dafür seinen Brustumfang verringert und endlich den Mann vorzeitig im Konkurrenzkampfe aufreibt. Die Städte für sich allein, meint er, würden aussterben ohne den Zufluß vom Lande, der zu versiegen beginne. Der Ansicht vieler Soziologen, daß die Seuchenbekämpfung dem Auslesеprozeß entgegenwirke, weil sie viel Schwaches und Ungesundes aufpäppelt, was besser vor dem Heiratsalter gestorben wäre, pflichtet auch er bei. Wir fragen noch einmal, wie kann man für die wohlthätigen Wirkungen der angeblichen natürlichen Auslese schwärmen und vor künstlichen Eingriffen in sie warnen, wenn sie der Vernichtung der Besten und schließlich der des ganzen Menschengeschlechts zustrebt? Jene Entwicklung, die Ammon unberechtigterweise auf den Begriff der Auslese einschränkt, durch eine künstliche Züchtung ersetzen zu wollen, das wäre natürlich ein durchaus verwerflicher Gedanke. Abgesehen davon, daß weder das vom Schöpfer gesetzte Endziel der Entwicklung ermittelt, noch eine Einigung der Menschen über ein von ihnen selbst zu setzendes Ziel herbeigeführt werden könnte, würde jeder einzelne Versuch von Menschenzüchtung Wahnsinn und Frevel sein. Wollte man z. B. alle schwächlichen und zu kleinen Kinder umbringen, so würde man das Menschengeschlecht einer Fülle sittlicher, intellektueller und ästhetischer Kräfte und nicht weniger Genies berauben; weder ein Adolf Menzel würde heranwachsen können, noch ein Alexander von Humboldt, der als Knabe nicht allein schwächlich und kränklich war, sondern auch von seinen Lehrern für unfähig erklärt wurde. Möglicherweise würde man durch Kunstzüchtung einen Olymp pausbäckiger Hausknechte zustande bringen, wie es Konstantin Rößler einmal genannt hat, vielleicht auch das nicht einmal. Aber rein passiv darf der Mensch, als ein vernünftiges Wesen, dem Naturprozeß umso weniger gegenüberstehen, als in dem, was die Soziologen natürliche Auslese nennen, schon sehr viel absichtsvolles menschliches Walten steckt. Damit kommen wir auf den später zu erörternden Umstand, der uns eigentlich zu einer Kritik von Ammons Schriften veranlaßt hat; denn wenn er nicht auf der Unterlage seiner naturwissenschaftlichen Hypothesen ein soziologisches System errichtet hätte, das des Beifalls einflußreicher Kreise gewiß sein darf, so würde sich eine eingehende Prüfung seiner Schrulle nicht lohnen; als eine solche darf wohl der Einfall bezeichnet werden, den Reichtum der historischen Erscheinungen auf einen Auslesеprozeß zurückzuführen, zu dem zwei oder drei Urrassen das Material geliefert haben sollen.

Digitized by Google

Neue Romane

Einer der gelungensten Romane, den Ludwig Ganghofer geschrieben hat, ist, wie wir meinen, sein neuester Hochlandsroman: Der laufende Berg (Stuttgart, Bonz u. Comp.). Seine Dorfgeschichten sind überhaupt mehr nach unserm Geschmack, als die Romane aus dem Leben der vornehmen Welt, in denen die Bauern und Gebirgsleute nur im Nebenspiel mit herlaufen, und in diesem „Laufenden Berg" sind die wenigen Hauptfiguren besonders gut und fein ausgeführt. Der reiche junge Purtschellerbauer wirtschaftet sich unten im Dorf durch Spiel, Sport und Jagdbummelei von Haus und Hof und verunglückt am Schluß des Romans auf seiner neuen Renngig. Man hat ihm trotz seiner vielen Dummheiten eigentlich doch immer gut sein müssen, denn seine Fehler, Heftigkeit und Hang zum Wohlleben, sind Erziehungsfehler; wäre das nicht, so hielte es ja der Leser gar nicht aus, bis zum Schluß mit den Narrheiten des kindisch eiteln Patrons unterhalten zu werden. Nun aber ist alles zu Ende, der Bauer liegt drüben auf dem Kirchhof, auf dem Hof ist Versteigerung, alles geht für Hypotheken und Handschulden drauf, und die junge Frau, die vor wenig Jahren als armes Mädchen vom ganzen Dorfe beneidet hier einzog, verläßt das Haus, arm, wie sie gekommen ist, und mit der Erinnerung an eine unglückliche Ehe belastet. Sie hätte damals einen vortrefflichen, armen Burschen, einen Gespielen ihrer Kindheit, haben können. Ob sie ihn nicht wollte, weil sie den Purtscheller vorzog? Der Matthes ist seit einem Jahr vom Militär zurück und lebt bei seinen alten Eltern, die über dem Dorf am Berg ein kleines Besitztum haben. Hätte der Purtschellerbauer den Matthes als Großknecht oder Aufseher haben können, dann könnte er sich ganz seinen feinern Passionen hingeben, aber der Matthes hat nicht gemocht, bis er hört und sieht, daß unten alles verfällt, daß die Hypothekenjuden kommen, und die arme junge Frau immer unglücklicher wird. Da endlich bietet er sich an, arbeitet und hilft die Last tragen, so lange es noch geht. Aber es ist zu spät, und als sie am Tage nach der Versteigerung die Schritte zu seinen Eltern hinauflenken nnd vorläufig um Aufnahme bitten will, findet sie in dem kurz zuvor entlassenen Knechte ihren zweiten Mann, der mit seinen Ersparnissen das längst verfallne Anwesen ihrer früh verstorbnen Eltern erwirbt und wiederherstellt. Aber es giebt noch ein zweites Paar am Schluß, des Matthes

Digitized by Google

Schwester Vroni, ein prächtiges, energisches Geschöpf, und den Schmied im Dorf, ders im Anfang der Erzählung ebenso im kleinen treibt, wie der Purtscheller im großen, bis ihn die Vroni für einen echten Lumpen erklärt, was er sich dann so zu Herzen nimmt, daß er am Ende unsers Romans ihrer würdig geworden ist. Was nun diese einfachen Hergänge unsrer Teilnahme so nahe bringt, ist das Ereignis, das der Titel ausdrückt. Ein langsam sich vorbereitender Bergrutsch, der schon ganz oben ein Stück von des Purtschellers Wald umgerissen hat, droht das Haus der Eltern von Matthes und Vroni zu zerstören, und nur der unsäglich mühevollen Arbeit der kleinen Familie und des Schmieds, der sich hier aufs beste bewährt, gelingt es, das Schlimmste abzuwenden. Was aber oben durch ernste Sorge gerettet und erhalten bleibt, das geht zu derselben Zeit unten auf dem Purtschellerhofe durch Leichtsinn verloren. Dieser Gegensatz giebt der Erzählung ein spannendes Interesse. Sie ist in der Hauptsache ernst, aber doch auch wieder sehr reich an komischen Zügen. Sie ist nicht zu lang in der Schilderung und dabei außerordentlich munter und treffend im Dialog. Man möchte nichts anders haben, als wie es geraten ist; mit dem Gegebnen ist die Aufgabe gerade zu Ende gebracht. Der Abschluß, die Doppelheirat, wird nur angedeutet. Schriftsteller von Beruf könnten an diesem Kunstwerke noch manches einzelne lernen, z. B. das Gleichgewicht zwischen Komik und Tiefsinn an der Figur des alten Handelsjuden Rafael oder die Stellen, wo des Matthes alter Vater in den Stunden der Not die vorgeschriebnen Gebete durch eigne ersetzt oder ergänzt. Wie stark hätte da vielleicht ein andrer aufgetragen, und mit wie wenig Strichen wirkt der Künstler!

Ein eigentümlich schönes Buch — Roman möchten wir es nicht nennen, aber auch nicht, wie es selbst sich bezeichnet: „Ein Lebens- und Zeitbild aus dem siebzehnten Jahrhundert," denn dieser Nebentitel läßt einen der üblichen Professorenromane vermuten, und das Buch ist viel besser — ist Martin Bötzinger von J. H. Löffler. Zwei Bände (Leipzig, Grunow), von denen wir dem Leser eine ganz schiefe Vorstellung geben würden, wollten wir sagen, es sei ein historischer Roman. Der Verfasser ist in den Besitz kurzer Aufzeichnungen gekommen, worin der wirkliche Martin Bötzinger von den Drangsalen erzählt, die er in den Jahren 1631 bis 1647 als evangelischer Pfarrer im Koburgischen von den kaiserlichen Kriegsvölkern hat erleiden müssen. Sie sind traurig und ergreifend, aber es giebt Mitteilungen aus jener Zeit, die uns doch noch unmittelbarer packen. Anstatt das, was hieran fehlt, aus eignen Mitteln hinzuzuthun, hat der Verfasser vorgezogen, seinen Helden ganz neu zu dichten und sein Leben von frühester Jugend an bis dahin, wo er die erste Pfarre bekommt (1627), zu schildern, wobei er begreiflicherweise jene Notizen nicht unmittelbar benutzen konnte. Sie geben nur den Schauplatz für seine Erzählung, Südthüringen und Franken bis nach Würzburg, namentlich das

Digitized by Google

Koburger Land, sodann den allgemeinen geschichtlichen Hintergrund des dreißigjährigen Krieges, dessen einzelne Ereignisse aber nur selten ganz in den Vordergrund treten. Bisweilen werden thüringische Fürsten genannt, auch adliche Herren kommen mit vor, aber die handelnden Personen, die uns ausführlich geschildert werden, sind bürgerliche, zum Teil recht bescheidne Leute, zwischen denen unser Held sein junges Dasein verbringt, erst auf der Schule in Koburg, dann in Jena auf der Universität, nachher als Informator und endlich als Bräutigam in Heldburg; nach der Hochzeit thun wir nur noch einen kurzen Blick in das eben bezogne Haus der ersten Pfarrstelle, wo das Ganze mit einem sehr rührenden Vorgange schließt. Der Schulmeistersohn Martin Bötzinger hatte nämlich einst einen Spielkameraden, dessen Mutter bei den Dorfleuten im Geruch stand, eine Hexe zu sein. Sie war mit auf die Anzeige der Schulmeistersleute hin dem Konsistorium überliefert und dann auf dem Markt von Koburg verbrannt worden; der kleine Martin hatte samt seinem Vater dem letzten traurigen Akte zugesehen. Sein Kamerad, der Hans, auf den man gleichfalls als auf einen Hexensohn gefahndet hatte, war den Häschern entflohen. Nach einigen Jahren taucht er wieder auf als Roßknecht, dann als Stallmeister des Herzogs, als Straßenräuber oder als Landsknechtführer, und immer kreuzt er Martins Wege, setzt ihn in tötlichen Schrecken, spielt mit dem in seine Hand gegebnen Leben des Freundes, ohne ihm doch ernstlich etwas zu Leide zu thun. Unter diesem Drucke steht Martins Leben, der wie ein andrer Simplicius die einzelnen Stationen mit Kümmernis zurücklegt. Sogar in der Liebe ist der wilde Hans sein Gegner infolge eines seltsamen Mißverständnisses. Martin und seine Erwählte, die Tochter eines Heldburger Ratsschöffen, quälen sich jahrelang in Eifersucht, weil er denkt, sie liebe den Hans, und sie meint, er sei der Braut des Hans zugethan, einem adlichen Fräulein, das auch Martin kennen gelernt hat. Die Entwirrung dieser Irrsal ist das äußere Ziel der Erzählung. Daß dann Hans als eben verehelichter Mansfeldischer Rittmeister an einer Wunde in Martins Pfarrhaus stirbt, besiegelt die Versöhnung der getrennten Freunde. Aber Martin hat längst eingesehen, daß das Recht nicht allein auf der Seite war, wo er selbst gestanden hat, daß von Aberglauben und Fanatismus die Evangelischen ihr bedeutendes Teil haben, gegen das er sich nun auflehnt, und das er im innern Kampfe allmählich überwindet, und dieses ist der tiefer liegende Zweck des Buches, das uns eine zusammenhängende innere Weltanschauung giebt. Der Verfasser bedient sich dabei teils der handelnden Personen, teils tritt er mit seinen Betrachtungen selbst hervor, oder er läßt sie wie im Märchen die Blumen und Vögel verkünden, manchmal in Versen, die dann recht hübsch sind, z. B. das Lied der heimgekehrten Schwalbe.

Aus der Ferne weit
Lockt die Frühlingszeit usw.

Digitized by Google

oder ihr Hochzeitsspruch:

Hochzeitskleid
Ist bereit,
Glück und Segen kommt von oben her usw.

Auch in die Zukunft sehen bei ihm die Vögel, und durch ihren Mund läßt er manches Urteil über unser Zeitalter kund werden. Dies Hereinspielen der Tierwelt in das Leben der Menschen zieht sich durch das ganze Buch, es ist ja ein alter deutscher Zug, alles das persönlich lebendig werden zu lassen, aber nicht jeder versteht ihn so glücklich wieder anzuwenden.

Wenn man alle romanartigen Bücher in zwei Klassen teilen kann, je nach dem das Interesse an den erzählten Thatsachen überwiegt, oder das an dem Inhalt der Gedanken, die von den dargestellten Personen ausgehen: so wird schon nach diesen wenigen Bemerkungen unsern Lesern klar sein, daß „Martin Bötzinger" zu der zweiten Klasse gehört. Die Handlung spannt nur selten, meistens schreitet sie dazu nicht schnell genug fort, sie muß sich vielfache Hemmungen gefallen lassen, Schilderungen, Betrachtungen, aber auch Nebenhandlungen. Wir gehen behaglich daneben her, wir befinden uns unter Leuten, die sich ausführlich über alles auszusprechen lieben; sie haben Zeit, das heimelt an, nichts drängt. Oft wird uns ganz friedlich und beschaulich und sonntäglich ums Herz, wie beim Pfarrer Paul Wolf in Bischleben im sechsten Kapitel oder so oft sich uns bei einem Besuche die Thür des Ratsschöffen Böhm in Heldburg aufthut. Der Dialekt ist in der Unterhaltung vorzüglich behandelt und nach den Personen gut abgestuft; die Erzählung findet von da aus leicht ihren einfachen Ton, der bisweilen durch altertümliches Kanzleideutsch noch etwas steifer gemacht wird. Außer dem Titelhelden kommen noch verschiedne Personen vor, an denen wir ein tiefergehendes psychologisches Interesse nehmen. „Und des Menschen Leid und Elend, heißt es im fünfundzwanzigsten Kapitel, ist grenzenlos. Und die friedliche, liebe Natur? Wirf dich ihr in die Arme! — Täuschung! Ihr Busen ist seelenlos. Für die geängstigte Seele liegt Heil nur in der Siegesmacht einer geläuterten Heldenseele. Und nur wenn frei von Fluch und Haß, frei von trennendem Egoismus Seele in Seele rinnt, keimet Seligkeit." Bis Martins Seele diese Ruhe findet, braucht es lange Zeit und ganze zwei Bände. Äußerlich betrachtet, sind es nur kleine Erlebnisse und oft solche, bei denen er eine komische und kümmerliche Figur abgiebt. Dann tritt er hinter ansehnlichere Gestalten zurück, und wir vergessen eine Weile, daß wir es mit dem Leben des armen Theologus zu thun haben; uns erscheint dafür das Bild der ganzen Zeit, Theologengezänk, Volksfeste, auch Zeichen des nahen Krieges. Einmal erhalten wir eine ganz realistische Schilderung eines Vogelfangs mit Netzen oben auf dem Thüringer Wald in einer Herbstnachst vor Sonnenaufgang, ein Prachtstück von Anschaulichkeit und Naturstimmung. Die Beschreibung der Studentennarrheiten in Jena ist für unsern Geschmack zu ausführlich ausgefallen, aber

Digitized by Google

jüngern Jahrgängen wird sie zusagen. Aufmerksamere Leser werden sehr bald den Eindruck bekommen, daß es sich ungeachtet aller historischen Einkleidung bei der Entwicklung des Titelhelden doch um ein allgemein menschliches Problem handelt. Martin entwächst der Autorität, die ja vielerlei Gestalt hat; er glaubt nicht mehr an Hexen, und seine vertraute Freundin wird ein gichtbrüchiges, hilfreiches Kräuterweiblein; er disputirt gegen seine geistlichen Vorgesetzten und hält es in der Moral oftmals mit den Unehrlichen und Ausgestoßenen. Ehe er zum Pfarrer bestellt wird, hat er schon oft den Seelsorger gemacht und seine eigne Seele gestärkt, sodaß er nun ein geläuterter, klar empfindender Mann geworden ist. Nach unsrer Meinung hätte wohl der etwas simpelhafte Eindruck, den Martin infolge der humoristischen Behandlung des Verfassers auf uns macht, gegen das Ende hin durch kräftigere Striche der Charakterzeichnung zurückgedrängt werden können. Er hätte dann etwas mehr von einem Helden bekommen, was ihm als Hauptperson wohl anstand. So bleibt er in seiner passiven Natur immer nur der Resonanzboden für die kräftigern Äußerungen seiner Umgebung, ähnlich wie die Jean Paulschen Helden, die man zu belächeln, aber nicht zu bewundern pflegt. Aber mit dem weichen und kränklichen Humor Jean Pauls hat der des Verfassers innerlich keine Ähnlichkeit. Wir sehen deutlich eine praktische Welt vor uns und hören eine Auffassung verkündigen, die in ihrem letzten Grunde christlich fromm, sogar kirchlich fromm zu nennen ist. Wir haben die Überzeugung, daß das ausgezeichnete Buch um seines vielseitigen Inhalts willen sehr verschiedenartigen Lesern zusagen wird.

In eine längst vergangne Zeit sind auch die Geschichten verlegt, die Heinrich Steinhausen unter dem Titel Entsagen und Finden als Buch herausgegeben hat (Stuttgart, Bonz u. Comp.); die eine, Geschichte des Remigius von Asenberg, spielt sogar im elften Jahrhundert. Ihr, wie der ersten (Schwarzbärbels Bräuterei) liegt das Thema einer unter Kriegsläufen und andern Hemmungen endlich zu glücklichem Ziel gelangten Liebschaft zu Grunde, während die mittlere (Magister Cölestin) etwas tiefer angelegt ist. Anstatt seinen Stil aus dem lebendigen Dialekt irgend eines von jeher hochdeutschen Sprachgebiets zu färben, zieht der Verfasser, der Niederdeutscher ist, vor, sich eine kanzleiartig altertümelnde Schreibweise mit sehr langen, vielfach schleppenden Sätzen und einer nicht selten falschen Grammatik (z. B. „daß ich einen offenbarlichen Hader unter ihnen nicht ferne zu sein vermerkte," „desto baß" und ähnliches) selbst zu bilden, die unbefangnen und kenntnislosen Lesern wohl einigermaßen echt vorkommen mag, die aber, wenn sie nicht mit großer Kunst angewendet wird, auf die Dauer sehr ermüdet. Diese Gefahr hat der Verfasser einmal glücklich vermieden, in seiner mit Recht beliebt gewordnen „Irmela," einer Erzählung, die aber auch dem Inhalte nach viel mehr bedeutet als diese drei. Sie sind wohlgemeint und brav und unschädlich, aber es fehlt ihnen alles tiefere „Etwas" und vor allem der poetische Schimmer, der uns auch

Digitized by Google

dann noch entschädigen könnte, der sich aber durch künstliches Deutsch allein nicht erreichen läßt.

Kinder der Eifel von C. Viebig (Berlin, Fontane u. Comp.) ist ebenfalls nicht ein einziger Roman, sondern es sind sieben längere und kürzere Erzählungen von einem Meister der Schilderung. Uns persönlich sagt die Anwendung des ganz unverfälschten Moseldialekts nicht zu, wir halten eine Abtönung, wodurch dann der Abstand von der Sprache der Erzählung zugleich gemindert wird, für ästhetisch richtiger. Wer sich aber hier dem Standpunkte der Allermodernsten anbequemen mag, der muß sagen: Ausgezeichnet! Alles leibt und lebt vor uns. Da ist zuerst der wilde, aber gutherzige Försterssohn, der Liebling seiner kranken Mutter, die von ihrem Manne mißhandelt wird. Der Junge dient in Trier, überschreitet einen Sonntagsurlaub, den er auf dem Tanzboden mit seiner dort im Dienst stehenden Jugendgespielin verbringt, und darf zur Strafe dafür nicht nach Hause, als seine Mutter ernstlich erkrankt ihn rufen läßt. Endlich kann er gehen, seine Dienstzeit ist um. Er trifft die Mutter nicht mehr am Leben, und der Vater hat sich ihr kleines Vermögen verschreiben lassen, auf das der Sohn gehofft hatte. Die Feindschaft zwischen den beiden Männern führt dahin, daß endlich der Sohn den Vater nachts im Walde erschießt, nachdem er lange mit jenem Mädchen, seiner „Delila," versteckt die Gegend unsicher gemacht hat. Und als nun das Amt einen Preis auf seinen Kopf aussetzt, verrät sie ihn an Soldaten seiner frühern Kompagnie, die die Streife haben ausführen müssen. Das ist bloß das Gerippe einer Erzählung, deren einzelne Vorzüge sich nicht kurz wiedergeben lassen. Und sie ist noch nicht einmal die feinste. Dafür möchten wir den „Osterquell" halten, eine zart und scharf gezeichnete Skizze aus dem innersten Volksleben, in der sich sehr viel für die dortigen Leute charakteristisches zusammengefaßt findet. Mann und Frau wollen oben in Buchholz bei den Benediktinern Osterwasser schöpfen, sie schleppt sich mit Mühe hinauf an den Stationsbildern vorbei, und an ihrer Hand hängt ein kranker sechsjähriger Junge. Diesen sollen die Brüder oben behalten, teils weil er unten stört, wo ein Brüderchen erwartet wird, hoffentlich ein gesünderes! — teils, um ihn gesund zu machen, denn sie können es ja. Und oben unter den Mönchen befindet sich der jüngere, schönere und klügere Bruder des Mannes, den die Frau lieber geheiratet hätte. Aber es ging nicht, und nun ist der dort oben geistlicher Herr, schon sieben Jahre lang. Meisterhaft ist nun geschildert, wie die Bauersleute anklopfen, endlich den Bruder finden, ihn mit der ganzen Ehrfurcht behandeln, die seiner Stellung zukommt — trotz der mehr als intimen Vergangenheit! —, wie nun der Mönch das Kind in Empfang nimmt, und wie er am Ostermorgen nach der Prozession die Verwandten entläßt, das blöd grinsende Juseppchen auf den Armen. „Katrein, sagt er zu der Schwägerin, geh heim in Frieden. Gesegnet seist du, und wenn du ein gesundes Kind hast, dann freue dich und preise den Auferstandnen. Wir beide,

Digitized by Google

der Jusep und ich — gelt du, Juseppchen? — wir thun mit einander auferstehen; der da oben (er berührt die Stirn des Kindes), ich hier innen (er schlägt sich auf die Brust). Wir brauchen einander!" Jede dieser Erzählungen ist ihrem persönlichen Inhalte nach anmutig und weckt Interesse, und dabei sind sie der Einkleidung nach alle gleich treu und, wenngleich bisweilen etwas derb, doch auch daneben wieder zart und fein. So die „Schuldige," die ihren Dienst verlassen hat bei dem Bauern, um dessen Sohn nicht bloßzustellen, und die dann mit ihrem neugebornen Kinde in einer Höhle wohnt. Die Bauerkinder glauben steif und fest, es sei die Genovefa, und sogar der Herr Staatsanwalt aus der Stadt, der im Wirtshausgarten des Dorfs davon gehört und sich in den Wald hinauf begeben hat, um das Wunder zu ergründen, glaubt im ersten Augenblick ein überirdisches Wesen vor sich zu haben, wenn seine Phantasie auch nicht so stark ist wie die der Dorfbuben, die auch die Hirschkuh zu den Füßen der Frau gesehen haben wollen. Das ist eine Art darzustellen, womit sich märchenhaftes wirklich machen läßt. So einfach die Grundzüge sind, so überzeugend ist das Ergebnis. Der Verfasser lenkt dann seinen Gegenstand von diesem Gebiet allmählich hinweg und läßt daraus eine Kriminalgeschichte werden, aber auch sie ist wieder ungewöhnlich in der Darstellung. Man spricht jetzt viel von einer Kunstwirkung durch die allereinfachste Natur. Viebigs „Kinder der Eifel" sind dazu ein gutes Beispiel.

Ganz in unser heutiges Leben und mitten in die soziale Frage führt uns ein dreibändiger Roman: Tönendes Erz und klingende Schelle von Luise Glaß (Berlin, Otto Janke). Der Assessor Oldenhoven, der Bruder des leitenden Ministers in einem kleinem thüringischen Staate, giebt seinen Dienst auf, weil er nach seinen sozialen Anschauungen ein freieres Arbeitsfeld braucht, und wird Journalist in einer nahegelegnen größern preußischen Stadt, Rasenburg benannt. Bisher hat er viel mit Adel und Grundbesitz zu thun gehabt, er besitzt selbst ein kleines verfallnes Gut auf dem Thüringer Walde, nun kommt er unter Handwerker, Fabrikanten und vor allem unter Zeitungsschreiber. Denn außer dem nationalliberalen Tageblatt, dessen Besitzer ihn gewonnen hat, damit er etwas Feuer hinter die trägen Besitzenden bringe, giebt es noch Zeitungen verschiedner Farbe dort, bis herab zu einem neuen sozialdemokratischen Blättchen, an dessen Erscheinen noch vor kurzem keiner der ruheliebenden Rasenburger hatte glauben mögen, und ein ganzes Haus, in das auch der Assessor einzieht, steckt voll von Zeitungsschreibern, die einander mit der Feder bekriegen und daneben ihren gemeinsamen friedlichen Mittagstisch haben. Oldenhoven wächst sich nun zum Entsetzen seines Gönners zu einem kleinen Naumann aus, sieht aber auch selbst ein, daß er etwas positives auf diesem Wege nicht schaffen könne, wird endlich des „tönenden Erzes und der klingenden Schelle" müde und geht wieder in das Leben der Thaten über. Er wird Landrat eines andern thüringischen Staates und verbindet sich mit

Digitized by Google

Martina Steffens, einer klugen, vermögenden und sehr sympathischen jungen Dame aus Rasenburg. Abgesehen von dieser Herzensangelegenheit befindet er sich also jetzt wieder ungefähr da, wo er anfangs war, allerdings bereichert durch die in Rasenburg gemachten Erfahrungen. Er hat die feste Überzeugung, daß er nun etwas nützliches leisten könne, und seine junge Frau, die sein ganzes Leben in Rasenburg verfolgt hat, teilt diese Ansicht, worin zugleich die Tendenz des Romans ausgesprochen ist. Dieser ist seinem Hauptinhalte nach weit mehr belehrend als unterhaltend, und zwar ist es erstaunlich, mit welcher Sicherheit die Verfasserin das ganze Zeitungswesen und seinen politischen Untergrund mit allen Einzelheiten richtig und treu nach dem Bilde seiner heutigen Entwicklung darstellt; keine ihrer vielen journalistischen Figuren vergißt auch nur ein einzigesmal ihre Rolle. Sodann finden wir ihre Ansichten über soziale Fragen der Gegenwart vernünftig und auf selbständige Kenntnisse gegründet. Es ist nicht etwa dies oberflächliche Hin- und Herreden der Romanfiguren über dergleichen, weil das nun einmal heute so die Mode ist, sondern die Verfasserin handelt von ihren Gegenständen mit einem Ernst, der beinahe den Unterhaltungswert ihres Buches gefährden könnte. Was diesen betrifft, so behandelt sie sehr gut die gesellschaftlichen Verhältnisse auf dem Walde, das idyllische, aber auch leicht ins komische zu ziehende Leben der vornehmen Bürgerfamilien, sehr gut hat sie auch einzelne Charaktere geschildert, so außer Oldenhoven die Familie seines Prinzipals, ferner Martina und die Ihrigen, während von den übrigen Rasenburgern zu viele über die Szene geführt werden und immer wieder erscheinen und uns doch nicht bekannt werden. Sehr gut sind endlich die Schilderungen von Örtlichkeiten und Naturvorgängen, z. B. einer Überschwemmung in dem Bezirk, wo Oldenhoven gerade Landrat geworden ist. Die Verfasserin hat ein schönes, gesundes, frisches Talent, das ist keine Frage. Aber weil ein Roman ein möglichst vollkommnes Kunstwerk sein soll, so möchten wir auch andeuten, worin uns ihre Begabung noch der Schule zu bedürfen scheint. Zuerst handelt es sich um die Ökonomie: die Welt der Zeitungsschreiber in den ersten zwei Bänden nimmt einen viel zu großen Raum ein, und der Hauptpunkt des eigentlichen Romans, daß Oldenhoven und Martina für einander bestimmt sind, tritt zu spät ans Licht; lange kann der Leser noch denken, das energische adliche Gutsfräulein, die Schwester seines Freundes, wäre seine Erwählte, und als sie es schließlich nicht ist, kommt nicht deutlich genug zum Ausdruck, warum denn so viel von dem Verhältnis der beiden die Rede war, wenn sie doch kein Paar werden sollten. Das ist ein Mangel der Exposition. Übrigens ist die Erzählung ausführlich, sorgfältig und deutlich. Es fehlt aber am dramatischen, und wirkungsvolle einzelne Szenen, wie die am Sterbebette der Mutter Martinens, sind selten. Der Dialog ist sehr häufig zu studirt; so schlagfertig sind die Menschen in Wirklichkeit nicht. Man muß bisweilen in der That einen Augenblick nachdenken, um die Pointen ganz zu würdigen. Also das alles müßte natürlicher

Digitized by Google

sein, und die neuerdings aufkommende häßliche elektrotechnische Metapher „auslösen“ (für hervorrufen) sollte sich die Verfasserin nicht extra angewöhnen. „Nein, mein gnädiges Fräulein, das scheint nur so. Die hilfsbedürftige Situation löst stets Leben und zielbewußte(!) Bewegung bei ihm aus.“ Wenn man jemanden so im Leben sprechen hörte, würde man denken: Affektirter Mops! Das also wären etwa die Ausstellungen, die wir an dem übrigens erfreulichen, tüchtigen Buche zu machen hätten.

Leichtere Ware bietet uns eine Erzählung von Bernhardine Schulze-Smidt (Dresden und Leipzig, Carl Reißner). Sie beginnt mit der Kindheit eines feinen Geschwisterpaares in einer ungenannten norddeutschen Stadt, etwa Lübeck. Das Mädchen lernt den Spielkameraden ihres Bruders, einen Kunstreiterknaben, kennen und verliebt sich in ihn. Der kleine Liebhaber geht nach einigen Jahren, nachdem sein Vater Bankrott gemacht hat, nach dem damals noch französischen Straßburg und wird Soldat. Einige Zeit darnach trifft in Begleitung ihres Bruders die Schwester auf einer Reise nach der Schweiz mit dem Geliebten ihrer Kinderzeit in Straßburg zusammen, um die bereits vorher gefaßte Meinung zur Gewißheit werden zu lassen, daß sie beide nicht für einander passen; er ist nur Sergeant, und keine Kinderphantasie kann mehr über das Trennende des gesellschaftlichen Unterschiedes hinwegtäuschen. Diese Schilderung des Straßburger Lebens mit dem hübschen, stattlichen und doch in seinem Benehmen unsichern Unteroffizier ist die gelungenste Partie des Buches. Etwas absichtsvoll und gesucht ist der Schluß, wo der Bruder als Militärarzt und die Schwester als Pflegerin auf dem Schlachtfelde von Gravelotte den jungen Freund als Sousleutnant mit durchschossener Brust unter vielen andern Toten seines Regiments liegen sehen. Das Ganze hat lange Zeit nachher der Bruder aufgezeichnet und der Verfasserin zur Benutzung überlassen. Ist das, wie wir annehmen, eine Fiktion, so ist es eine recht gute, und daß auf diese Weise das ganze Buch hindurch die Erzählung in der ersten Person gegeben ist, macht den Roman höchst lebendig. Die Ausstattung ist besonders fein, der Titel jedoch: Kein Gitter hindert Cupido, ist für das ernstgemeinte Buch zu tändelhaft und nicht einmal dem Inhalt angemessen, denn in Wirklichkeit hat das Gitter des Standesunterschiedes Cupido ja doch endgiltig gehindert.

Nicht so unterhaltend ist die in demselben Verlage erschienene Novelle von Sophie Junghans: Lore Fay, aber als Kunstwerk möchten wir sie höher stellen. Sie versetzt uns in die Stadt Hannover und in das Jahr 1708. Fast bis zur Mitte des Buches werden wir von der Häuslichkeit des kurfürstlichen Rats Bube unterhalten, nicht kurzweilig, denn das waren die Menschen damals auch nicht in der kleinen, bereits stark englisirten Residenz, aber stilgetreu. Wir sehen die Menschen leibhaftig vor uns; es gehört aber schon etwas historischer Geschmack dazu, um das umständliche Vergnügen ihrer Gesellschaft als eine Annehmlichkeit zu empfinden. Es ist darum gut, daß bald ein wirklicher Gedanke unsre Teilnahme ganz allein in Anspruch nimmt.

Digitized by Google

Lore Fay dient als Zofe im Hause des Rats und hat dort viel zu erdulden. Sie ist von guter Herkunft, aber ihr Vater hat einen juristisch konstruirten Hochverrat mit dem Kopfe gebüßt, und nun ist sie selbst vogelfrei. Wie sie wegen angeblich ehrlosen Wandels von der patentirten ehrenhaften Gesellschaft geächtet wird, aufs Spinnhaus kommt, Kirchenbuße thut und gerade auf den Pranger ins Halseisen soll, als der Abgesandte der Königin Anna nach beendigter Audienz eben vom Schlosse her über den Markt sprengt, das Mädchen befreit, das bald darauf Lady Fitzroy wird, das alles ist vorzüglich geschildert, sodaß wir den Eindruck eines wirklichen Ereignisses bekommen. Hat die Verfasserin etwa in der That die Hauptsache einer historischen Quelle entnommen, so bleibt ihr immer noch das wohlgemessene Verdienst der stilgerechten Einkleidung.

Schließlich weisen wir noch auf einen Band Neue Novellen von Hans Arnold hin (4. Auflage; Stuttgart, Bonz u. Comp.). Wir haben unsern Lesern den beliebten Erzähler schon öfter vorgeführt. Die große Gewandtheit seines gefälligen und liebenswürdigen Talents wird auch durch jede dieser fünf kleinen Geschichten bekundet. Vier sind komischer Art. Uns sind die ernstern lieber. Unter diesen erweckt nur „Schach der Königin" ein tieferes Interesse: ein kleines Erlebnis in einem vornehmen Hause, das mit feinem Sinn und vertrauter Kenntnis des Dehors höchst unterhaltend, man möchte sagen delikat angerichtet wird. Sollten kritisch gestimmte Leser, die nicht in gräflichen Häusern zu verkehren pflegen, hierbei fragen: War das möglich? so wüßten wir ihnen auch keine bestimmte Auskunft zu geben, sondern müßten sie bitten, mit ihrer Nachfrage weiter zu gehen, vielleicht ins Land der Dichter.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Personalkredit des ländlichen Kleingrundbesitzes. Unter dieser Überschrift hat Hans Glagau in Nr. 38 der Grenzboten die Ergebnisse der Untersuchungen, die der Verein für Sozialpolitik über diesen Gegenstand angestellt hat, gerade in dem Augenblick besprochen, wo der Verein in Köln mündlich über die Sache verhandelte. Wer an jenen Verhandlungen teilnahm, mußte aber sofort erkennen, daß Glagau die Untersuchungsergebnisse nicht mit der nötigen Sachlichkeit besprochen hat, denn die Verhandlungen sowohl als auch die gründliche Durchsicht der beiden Bände, die der Verein voriges Jahr veröffentlicht hat, ergeben ein ganz andres Bild, als man es bei Glagau findet.

Richtig ist, daß man in den Berichten eine gewisse Bevorzugung der ländlichen Darlehnskassen erkennt — die aber keineswegs nur Raiffeisenkassen sind, sondern vielfach nach Schulze-Delitzschs Grundsätzen errichtet wurden und arbeiten und sich nun ländlichen und landwirtschaftlichen Verhältnissen angepaßt haben, was bei städtischen Vorschußvereinen, die zwar auch viele Landwirte zu Mit-

Digitized by Google

gliedern haben, nicht oder nicht in dem Maße nötig ist. Aber diese Bevorzugung entspringt teilweise dem Umstande, daß die Berichterstatter eine leitende Stelle bei solchen Kassenvereinigungen einnehmen und daher ihre Kassen genau kennen, die andern Genossenschaften und Kreditinstitute aber nicht.

Während Glagau die offenbare Einseitigkeit solcher Berichterstatter gutheißt und sogar sein Gesamturteil darauf gründet, findet er in dem Bericht, der die lange bestehenden Vorschußvereine eines östlichen Bezirks für ländlichen Personalkredit geeignet hält, aber von den noch jungen Raiffeisenkassen jener Provinz erst die Erfolge noch einiger Zeit abwarten will, eine einseitige Darstellung.

Ganz objektiv und sicher gründlich gearbeitet sind die Berichte aus Baiern, sowohl aus der Pfalz wie aus dem rechtsrheinischen Teil. Aus diesen Berichten, ebenso wie aus dem mündlichen Referat des Berichterstatters Dr. Hecht (in Mannheim) ist ersichtlich, daß sowohl Schulzesche wie Raiffeisensche Genossenschaften, aber auch Sparkassen dem bäuerlichen Personalkredit gute Dienste leisten und geeignet sind, die Anforderungen der Bauern bezüglich des Personalkredits zu erfüllen, selbstverständlich soweit bei den Sparkassen die Gesetzgebung das gestattet und nicht Anlage in Hypotheken und Staatspapieren vorschreibt. Wenn Glagau einige vereinzelt vorgekommne und auch von den betreffenden Berichterstattern als Ausnahmen bezeichnete Mißstände herausgreift und so den Schein erweckt, als ob man bei den Vorschußvereinen auf hohe Dividenden und Tantiemen der Vorstände hinarbeite, so widerspricht das vollständig den Thatsachen; in Köln ist keine einzige Klage laut geworden, obgleich die ländlichen Kreditgenossenschaften und die Landwirtschaft mehrfach und gut vertreten war.

Dagegen ist nachgewiesen worden, wie die hohen Dividenden nur die Folge des Umstandes sind, daß die betreffende Genossenschaft noch wenig eignes Kapital angesammelt hat, so daß der Gewinn aus erborgtem Kapital, Spareinlagen usw. auf einen kleinen Betrag verteilt wird. Weiter wurde nachgewiesen, daß Vorschußvereine teilweise billigern Kredit gewähren als Raiffeisenkassen. Über die Vorschußvereine erscheinen jährlich sehr gründliche Statistiken, über die Raiffeisenkassen sind bisher noch keine erschienen, und schon deshalb kann ein Vergleich nicht zu ihren Gunsten ausfallen. Thatsache ist aber, daß unter einer halben Million von Genossenschaftern Schulzescher Vereine, die Berichte zur Statistik liefern, 174000 Landwirte sind, daß diese von ihren Genossenschaften seit Jahren sehr günstig Kredit erhalten nnd in jeder Hinsicht mit ihrer Genossenschaft zufrieden sind.

Auch was Glagau über die Geschäftsführung und über die Kreditbedingungen bei den Genossenschaften beider Gattungen sagt, entspricht nicht den Thatsachen. Bei beiden Einrichtungen wird Bürgschaft verlangt; von zwei Bürgen ist bei dem Schulzeschen Vereine nirgends die Rede. Hinfällig ist auch, was Glagau bezüglich der Bürgschaftsprovision sagt; ist sie überhaupt irgendwo vorgekommen, so hängt sie doch nicht mit der Einrichtung zusammen, sondern ist Privatsache, die überall vorkommen kann, wie leider trotz aller Kreditgenossenschaften auch immer noch Wucherer Geschäfte machen, weil ihnen Unwissenheit, Leidenschaft und Laster Beute liefern. Unrichtig ist auch, daß bei Schulzeschen Genossenschaften der Wechsel gefordert worden sei; man hat gerade auf dem Lande noch meist den Schuldschein, obgleich der Wechsel, weil er zur größern Pünktlichkeit erzieht, vicle Vorzüge hat.

Wenn Glagau von der beschränkten und unbeschränkten Haft bei den Schulzeschen Genossenschaften spricht, so zeigt das, daß er weder die Geschichte der Genossenschaften noch die augenblicklichen Verhältnisse genügend kennt. Er sagt, die Schulzeschen Genossenschaften ermangelten noch der unbeschränkten Haft, während die unbeschränkte Haft früher ja ganz allgemein vorgeschrieben war und die beschränkte heute nur

Digitized by Google

ältern Genossenschaften mit größerm eignen Kapital und großen Reserven empfohlen wird. Seine Zahlen aus der Provinz Brandenburg sind in dieser Hinsicht ungenau, auch ist hier die große Stadt Berlin zu berücksichtigen. In den meisten Verbänden ist nur eine kleine Minderheit von Genossenschaften mit beschränkter Haft, die Mehrheit hält an der unbeschränkten Haft fest. Die Glagausche Darstellung zeigt eine Parteinahme für Neuwied, während von den 9400 Kreditgenossenschaften nur etwa der vierte Teil dort Anschluß hat.

Der größte Verband landwirtschaftlicher Genossenschaften, der Offenbacher, scheint für Glagau nicht vorhanden zu sein, er scheint auch nicht zu wissen, daß nicht nur im Saargebiet, sondern in allen Staaten, deren Sparkassengesetze es gestatten, die Sparkassen Personalkredit gewähren und der Sparkassenverband auf ein neues preußisches Sparkassengesetz hofft, das den Sparkassen künftig eine ausgedehntere Pflege des bäuerlichen Personalkredits ermöglichen wird. Seine Einseitigkeit kehrt sich also nicht nur zu Gunsten von Neuwied gegen die Schulzeschen Kreditvereine, sondern auch gegen die ländlichen Vereine, die zum Offenbacher Verband gehören oder in Provinzial- und Landesverbänden vereinigt sind.

Anfechtbar ist auch Glagaus Ansicht über die Billigkeit der Verwaltung ländlicher Darlehnskassen im Vergleich zu den Vorschußvereinen in Städten. Zahlen die erstern auch nur Gehalt an ihren Kassirer, so ist doch das Verhältnis der Unkosten zur Höhe der Umsätze oft ungünstiger als bei den Vorschußvereinen und den größern bankmäßigen Genossenschaften, die ja schon durch verschiedne Zweige des Bankgeschäfts, wie Diskont- und Kommissionsgeschäft usw. ihre Unkosten zum Teil decken und die Zinsen der Unkosten halber nicht höher zu halten brauchen als die ländlichen Darlehnskassen. Die Statistiken ergeben, daß, wie gesagt, die Zinsen bei den Vorschußvereinen sehr mäßig und im steten Fallen sind, und einzelne Ausnahmen von den Verbandsleitungen stets gerügt werden. Manche Kreditgenossenschaft ist aber billiger im Zins als die Großbanken, und manche Schulzesche Genossenschaft, die zwischen 30 und 50 Prozent ländliche Mitglieder hat, rechnet nur noch $4^1/_2$ Prozent Zins.

Auch die kurze Dauer der Darlehen und die dann notwendige Prolongation steht entweder nur auf dem Papier oder in der Phantasie von Gegnern. Eine genaue Einsicht in die Verhältnisse ergiebt, daß in dieser Richtung den bäuerlichen Wünschen und Bedürfnissen bei den Vorschußvereinen ebenso entgegengekommen wird wie bei den Raiffeisenkassen.

Wer Interesse für die Sache hat, wird sich aus dem stenographischen Bericht der Verhandlung in Köln überzeugen, daß dort zwischen den Genossenschaften Friede geherrscht hat, daß wir froh sein können, zwei Führer wie Schulze-Delitzsch und Raiffeisen im Interesse des bäuerlichen Kredits gehabt zu haben.

Heidelberg Max May

Litteratur

Märchen und märchenartige Geschichten. Das Märchen hat seine eigentliche Lebenszeit auf den Kindheitsstufen der Litteraturen. Aber es kommt auch in hellern Jahrhunderten noch zur Blüte, und selbst heute ist es als Form der litterarischen Mitteilung noch verwendbar. Es lassen sich aber zwei durchaus verschiedne Arten unterscheiden. Die eine ist naiv, wir sollen an das Wunderbare,

Digitized by Google

das ihren Gegenstand ausmacht, glauben, wie die Kinder, denen wir auf eine Weile ähnlich zu werden suchen sollen. Denn dieses Märchen will uns für einen Augenblick etwas vorzaubern, was uns die Wirklichkeit nicht mehr bietet, wovon wir aber wie von etwas einst Vorhandengewesenem träumen können, und dem wir wohl in Gedanken der Sehnsucht nachhängen möchten. Diese Art haben noch unsre Romantiker gepflegt, keiner mit so viel Glück wie Brentano. Die zweite Art des Märchens beruht ganz auf der Reflexion. Sie führt dieselben Feen, Zwerge oder Riesen vor wie die erste, aber wir sollen nicht ernsthaft an sie glauben, sondern uns nur an ihrem Gegensatz gegen die wirkliche Welt ergötzen. Etwas überzeugendes, einen Schein von Wirklichkeit, der einen Augenblick stand hält, müssen allerdings auch diese Gebilde haben, sonst können sie nicht einmal im Spiel die Phantasie beschäftigen, sondern sie werden entweder schal oder roh und plump. Ein berühmtes Werk dieser Gattung war der einst vielbewunderte Lockenraub von Pope; ein besonders schönes neueres Beispiel ist die Neue Melusine in Goethes Wilhelm Meister. Nach dem doppelten Charakter aber kann man eine Scheidung sogar noch bei Andersens Märchen vornehmen.

Hiernach können wir uns über die Absicht und Beschaffenheit einiger neu erschienener derartiger Bücher leichter verständigen. Fritz Zilckens Phantastische Geschichten (Leipzig, Liebeskind) gehören zu der ersten Gattung. In der ersten Geschichte haben wir die Vorbereitungen zu einem rheinischen Künstlerfest mit einem wirklichen Meerweibe, das dann auf geheimnisvolle Weise ums Leben kommt, in der zweiten lebende Natur, redende Bäume, flüsternde Luft, alle beide halten sich also im Tone den ältern Romantikern nahe. Die dritte, Herodes, wunderlich spukhaft, nimmt sich wie eine Nachahmung A. Hoffmanns aus; in ihr wird mit modernen französischen Figuren ein aus katholischem Kirchentum, Mystik, Vornehmheit und feinerer Genußsucht zusammengefügtes Spiel aufgeführt, für das man in bestimmten katholischen Kreisen die Liebhaber findet. Wir können uns denken, daß man vor allem dort die Phantastik, zu der sich der Verfasser ausdrücklich bekennt, zu schätzen wissen wird.

Ein andres kleines Buch: Die Meermaid von Amrum. Eine geheimnisvolle Geschichte von Gustav von Buchwald (Hannover und Leipzig, Leop. Ost) nahmen wir mit geringen Erwartungen in die Hand. Die dänische Litteratur hat ja schöne Romane und Dichtungen aufzuweisen, die aus dem innigen Verkehr mit dem Meer und den Inseln hervorgegangen sind; unsre deutschen derartigen Bücher sind meistens gering, saftlose Früchte eines litterarisch ausgenützten Seebadaufenthalts. Denn der Menschenschlag, der bei uns an der See ansässig ist und mit dem Leben der Inseln und des Strandes vertraut sein könnte, ist nicht poetisch angelegt und hat keine schriftstellerische Ader; unsre Seeleute wissen bekanntlich in der Regel nichts aus fernen Landen mitzuteilen, wonach uns verlangt, und was uns, wenn wir reisten, merkwürdig vorkäme. Abgesehen von einigen belehrenden Büchern über unsre Küstengegenden hat unsre neuere deutsche Litteratur überhaupt nur selten Einwirkungen von der See her erfahren, und jene künstliche, unpoetische Poesie der Halligen und Nordseeinseln ist größtenteils fürchterlich. Daran mußten wir denken, als uns diese neue „Meermaid von Amrum“ in die Hand kam. Was kann da sein? Wieder ein Badegast, dem Amrum so merkwürdig vorgekommen ist, daß er einen Roman darüber dichten muß. Wir sind aber aufs angenehmste enttäuscht worden. Das kleine Buch will offenbar, abgesehen von der Unterhaltung des Lesers, die ihm aufs beste gelingt, noch etwas besondres, nämlich eine an sich unglaubliche Sache mit den Mitteln einer großen schriftstellerischen Kunst glaubhaft

Digitized by Google

machen, und auch das ist, soweit es überhaupt möglich war, gelungen. Es
also in den Bereich unsrer Märchen und hat uns um seiner äußerst feinen
willen lebhaft interessirt. Die Erzählung ist in der ersten Person geschrieben
beginnt im Berliner Museum für Völkerkunde. Dort berichtet ein wissenschaft
Freund dem Erzähler von einer englischen Reise. Er hat auf einem alten
in einem Felsengrabe nahe der See eine wunderschöne Frauenleiche ge
über deren Herkunft ihm die Gutsherrschaft rätselhafte Mitteilungen machte.
ihrer Hand sah er einen Ring von seltner alter Arbeit, und einen ebenso
besitzt der Erzähler von seiner Großmutter her. Nun kommt deren Geschichte
eine reiche, vornehme hannöversche Dame englischer Abstammung, an der Elbe
gesessen, beteiligt sich zur Zeit der Kontinentalsperre energisch an dem Kriege
Napoleon. Am 24. Juni 1813 wurde in ihrem Schmugglerboote von dem
folgenden Kreuzer aus ein friesischer Adlicher erschossen, von dessen Hand sie
den Ring zog, um ihn womöglich seinem hinterlassenen Kinde zu geben.
kommt der Erzähler zu seinem eignen Erlebnis: er hat bei einem Badeaufen
auf Amrum in einem ganz verfallnen Hause Aufzeichnungen gefunden, die
ganzen übrigen Inhalt des Buches ausmachen. Sie sind, wie der Leser
merkt, von der Mutter dieses Unbekannten gemacht worden und schildern
Nutzen späterer Nachkommen ihr und ihres Sohnes Leben auf einem angestam
uun lange von den Wellen hinweggerissenen Besitztum. Wir hören, daß ihr
nachdem er an Hofers Seite in Tirol gegen die Franzosen gekämpft, sich zu
Mutter nach Amrum begeben hat, um dort bessere Zeiten, also den Sturz Napo
abzuwarten. Er selbst nimmt auch in dieser Chronik das Wort als Okke
Okkeham, bis 1813, wo er, wie wir sahen, durch jene Kugel getroffen starb.
Alte führt das Buch für ihren kleinen Enkel weiter bis 1819. Sie hat
eine Sturmflut ihr Anwesen verloren, dessen Trümmer lange unter den
liegen, und in demselben Orkan verschwand auch auf wunderbare Weise die
ihres Sohnes, unsre „Meermaid von Amrum." Auf ebenso wunderbare
war sie 1810 ans Land geworfen und bald darnach als Swanwith von
mit Okke getraut worden. Zuerst war sie stumm gewesen, und auch später,
sie die Sprache wiedergefunden, hatte man über ihre Vergangenheit nichts
erfahren können. Sie ist ein Wunder von Schönheit und Kraft, von Klugheit
Geschicklichkeit. Was nun über sie von Okke und seiner Mutter in der
berichtet wird, ist teils natürlich, teils übernatürlich. Die Kunst des
besteht darin, daß er alles dies eng mit den Beschäftigungen Okkes und
Mutter verbindet, daß er diese beiden bei jeder neuen Erscheinung des
baren ebenso erstaunt und ungläubig sein läßt, wie es der Leser sein muß,
wir also unvermerkt etwas mit dem Sehen und Glauben der Berichtenden
flochten werden. Da nun ferner die Lokalfarbe nach Geschichte und Land
ganz vorzüglich getroffen ist, und die nicht märchenhaften Erlebnisse und
Okkes von Okkeham realistisch und spannend erzählt werden, so bekommt die
maid von Amrum" ein ganz bedeutendes Maß von überzeugender Lebensfü
weswegen wir diese Märchendichtung als eine hervorragende kleine Leistu
unzähligen auszeichnen und unsern Lesern empfehlen möchten.

Einige weitere hierhergehörige Bändchen wollen wir im nächsten Ha
reihen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 50

Ausgegeben am 16. Dezember 1897

Inhalt:

	Seite
Kiao-tschau	497
Fünfundzwanzig Jahre deutscher Reichsstatistik	504
Die deutschen Kolonisten an der Wolga und die russische Regierung (Schluß)	509
Endlich den Beruf gefunden	523
Neueste Kunst und Kunstlitteratur	533
Litteratur	545

Hierzu 2 Beilagen: je 1 Prospekt von der N. G. Elwertschen Verlagsbuchhandlung in Marburg und von Eduard Avenarius Verlagsbuchhandlung in Leipzig

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bänden

herausgegeben von

Professor Dr. **Adolf Stern** und Professor Dr. **Erich Schmidt**

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und die Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien.

Preis brosch. 28 M., in 6 Leinenbänden 34 M., in 6 Halbfranzbänden 42 M.

Daraus einzeln:

Zwischen Himmel und Erde; Gedichte. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Heiterethei und Novellen. Ein Band broschirt 5 M., in Leinwand geb. 6 M.
Dramen. Ein Band broschirt 6 M., in Leinwand geb. 7 M.
Dramenfragmente. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Studien. Zwei Bände broschirt 8 M., in Leinwand geb. 10 M.
Biographie Otto Ludwigs von Adolf Stern. Broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.

Volksausgabe der Hauptwerke

in sechs Bändchen

Zwischen Himmel und Erde — Die Heiterethei — Novellen

Jeder Band broschirt 1 Mark

Der Erbförster — Fräulein von Scuderi — Die Makkabäer

Jeder Band broschirt 50 Pfge.

Die Bände sind auch in schönem und dauerhaftem dunkelrotem Damasteinband zu haben. Der Einband kostet 60 Pfennige für den Band.

Digitized by Google

Kiao-tschau

Endlich eine That, eine That im Sinne Bismarckischer Kolonialpolitik! so hat wohl mancher ausgerufen, als die Nachricht kam, unser ostasiatisches Geschwader unter dem Befehle des Kontreadmirals von Diederichs habe am 15. November die chinesischen Forts am Eingange der weiten Bucht von Kiao-tschau an der Südküste der Halbinsel Schantung zur Übergabe gebracht und die deutsche Kriegsflagge an der Stelle der chinesischen Drachenfahne gehißt. Es geschah zunächst, um Genugthuung für die Ermordung zweier katholischen Missionare im Dorfe Tschang-kio-tschuang zu erzwingen, aber auch, um, wie die kaiserliche Thronrede vom 30. November hinzufügt, „Sicherheit gegen die Wiederkehr ähnlicher beklagenswerter Ereignisse zu erlangen," und diese kann nicht in bloßen Versprechungen einer Regierung bestehen, die ihrer Provinzialbeamten viel weniger Herr ist, als man sich gewöhnlich vorstellt. Seitdem sind sehr ernste Vorbereitungen getroffen worden. Eine zweite Kreuzerdivision wird in den nächsten Tagen nach China in See gehen, der die „Kaiserin Augusta," eines unsrer schnellsten Schiffe, schon vom Mittelmeer aus vorangeeilt ist; 1200 Mann Marineinfanterie und 200 Mann Artillerie, zum Teil aus Freiwilligen des Landheers ergänzt, werden sich um dieselbe Zeit auf zwei schnellen Dampfern des Norddeutschen Lloyds dahin einschiffen, sodaß Mitte Februar 1898 gegen 4500 Mann mit acht Kriegsschiffen dort vereinigt sein werden, die stärkste Machtentfaltung, die Deutschland jemals in so entlegnen Gewässern gewagt hat, und an der Bucht von Kiao-tschau wird schon ein Barackenlager und ein Barackenlazaret hergestellt. Besonders wichtig aber ist, daß der Kontreadmiral Prinz Heinrich als Befehlhaber der zweiten Division an Bord des Panzerkreuzers „Deutschland" nach China geht. Die bewegten Worte, mit denen der Kaiser nach dem Schlusse der Thronrede den Reichstag darauf

Digitized by Google

hingewiesen hat, daß er „für die Erhaltung der Ehre des Reichs nach außen“ seinen „einzigen Bruder einzusetzen nicht gezögert habe,“ hätten wahrhaftig etwas Besseres verdient als das kühle Schweigen des hohen Hauses und die altkluge, taktlose Krittelei gewisser, selbst nationaler Blätter. Es ist doch ein zwingender Beweis für den schweren Ernst des gefaßten Entschlusses und zugleich für die Wichtigkeit, die man der Sache beimißt, wenn ein königlicher Prinz persönlich dafür eintritt. Nicht als ob es sich dabei um eigentliche Kriegsgefahr handelte, obwohl doch auch das niemand voraussehen kann, sondern weil sich dadurch Deutschland so sehr engagirt, daß es gar nicht mehr zurückkann. Und das will es auch nicht. Das verkünden klar und deutlich die mannhaften Worte des neuen Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes von Bülow am 6. Dezember, Deutschland wolle keiner andern Macht vor die Sonne treten, aber es wolle auch selbst in der Sonne stehen; die Zeit, da wir dem einen unsrer Nachbarn die Erde, dem zweiten das Meer überließen und uns selbst den Himmel reservirten, die Zeit der reinen Doktrin sei vorüber. Solche erfrischende Worte hat man seit langer Zeit nicht mehr vom Regierungstische gehört; sie bedeuten: wir beanspruchen dieselben Rechte wie alle andern Großmächte, wir sind in Kiao-tschau und werden dort bleiben. Die ganze Nation, soweit sie politisch denkt, steht dabei hinter der Regierung.

Und höchst glücklich scheint die Stelle und der Augenblick unsers Vorgehens gewählt zu sein. Die Bucht von Kiao-tschau bildet ein fast ganz geschlossenes, also leicht zu verteidigendes, teilweise sehr tiefes und meist eisfreies Wasserbecken von 480 Quadratkilometer Flächeninhalt; die im Hintergrunde liegende Stadt Kiao-tschau ist früher ein bedeutender Handelsplatz gewesen und erst zurückgegangen, seitdem Tschifu an der Nordküste von Schantung Vertragshafen geworden ist, und in kurzer Entfernung finden sich bedeutende Kohlenlager. Strategisch aber liegt Kiao-tschau mitten zwischen dem Golfe von Petschili, Korea und Japan, ist also eine ausgezeichnete Position für die Beobachtung und Beherrschung dieser Gewässer. Mit dieser Bucht hat Deutschland endlich das gewonnen, was seit Jahren mit steigender Bestimmtheit gefordert worden ist, einen festen Punkt in Ostasien, wie ihn England, Frankreich und Rußland längst haben. Zugleich ist die Besetzung ein Akt der großen Weltpolitik und nur in ihrem Zusammenhange zu verstehen. Rußlands gegenwärtige Politik geht gar nicht mehr darauf aus, die Türkei zu erobern; nach den schlimmen Erfahrungen dieser Bestrebungen während der letzten beiden Jahrzehnte ist dieses Ziel, wenigstens vorläufig, aufgegeben worden; ja Rußland ist geradezu der Beschützer der Türkei geworden und will deshalb keine weitern Abbröckelungen ihres Besitzstandes dulden. Daran vor allem ist Griechenland gescheitert, und deshalb haben die unglücklichen Armenier vergeblich geblutet. Die Ziele Rußlands liegen jetzt in Asien, wo sich ihm ungeheure Kolonisations- und Absatzgebiete für seine Volkskraft und seine wachsende Industrie eröffnen. Es hat sich Turkestan bis an den Rand des iranischen Hochlands unterworfen.

Digitized by Google

und seine Vorposten stehen auf dem Pamir, dem „Dache der Welt," wenige hundert Kilometer von der Nordwestgrenze des englischen Ostindiens, es baut die sibirische Bahn, den längsten Schienenweg der Erde, um sich eine rasche und ganz sichere Verbindung mit dem Großen Ozean zu schaffen, und wird mit ihr die chinesische Mandschurei beherrschen; es ringt mit Japan in stillem Kampfe um die Herrschaft über Korea. Da hier überall England sein Gegner ist, so sucht die russische Politik dieses zu isoliren. Deshalb hat sie mit Frankreich angeknüpft, nicht, um den Franzosen Elsaß-Lothringen wieder erobern zu helfen, sondern um einen sichern, ergebnen und mächtigen Bundesgenossen zu gewinnen; deshalb tritt Rußland im Bunde mit Frankreich von Abessynien aus dem Vordringen Englands nach dem obern Nil entgegen, wohin zugleich die Franzosen vom Kongo her streben. Deshalb liegt ihm sehr viel an einem guten Verhältnis zu seinen westlichen Nachbarn, denn hat es sich mit Österreich über die Balkanhalbinsel verständigt, wie es geschehen ist, so bleibt dort alles ruhig, und steht es mit Deutschland in gutem Einvernehmen, so hat es in Europa einen ernsten Angriff nicht zu befürchten. Daher die krampfhaften Bemühungen Englands, in der Türkei Unruhen zu stiften, um Rußland von Asien abzuziehen. Beide Nebenbuhler haben in der Levante ihre Rollen vertauscht, und indem Rußland den Khalifen schützt, sichert es sich die Treue der vielen Millionen mohammedanischer Unterthanen in Asien, während sich England seine mohammedanischen Inder mehr und mehr entfremdet. Wenn je eine weitschauende, weltumspannende Politik glänzende Erfolge aufzuweisen gehabt hat, so ist es diese russische Kaiser Nikolaus des Zweiten.

In diesen Weltverhältnissen hat Deutschland seine Stellung zu nehmen und hat sie seit drei Jahren mit ruhiger Festigkeit und klarer Entschlossenheit genommen. Immer mehr ist unser wirtschaftlicher Gegensatz zu England hervorgetreten, seitdem unsre „Vettern" jenseits des Kanals in Deutschland ihren stärksten und gefährlichsten Nebenbuhler auf dem Weltmarkte erkannt haben; Österreich ist gebrechlich, und Italien schwach, auch von England zu abhängig. Unser einziger starker Bundesgenosse ist Rußland, durch ihn fesseln wir zugleich Frankreich, und feindliche Gegensätze, die uns von Rußland trennen könnten, bestehen gar nicht, im Gegenteil, Rußlands größter Gegner ist auf wirtschaftlichem Gebiete auch der unsre. Deshalb war es ein Akt kluger und weitvorausschauender Politik, wenn Deutschland mit Rußland und Frankreich zusammen dem siegreichen Japan in den Arm fiel und es verhinderte, sich an der Küste des ostasiatischen Festlandes festzusetzen, und diese Politik ist jetzt in jedermanns Augen glänzend gerechtfertigt, denn nur im Einvernehmen mit Rußland und Frankreich ist die Besetzung und Behauptung von Kiao-tschau möglich, und Prinz Heinrich, der Schwager des Zaren, ginge sicherlich nicht dahin, wenn Deutschland mit Rußland nicht einig wäre. So stehen jetzt im fernen Osten die drei großen europäischen Kontinentalmächte den Engländern und Japanern gegenüber, die beide von einer Verständigung noch sehr weit

Digitized by Google

entfernt sind. Diesem Verhältnis entspricht die Beurteilung des deutschen Vorgehens in der Presse: die französische und russische äußerte sich nicht nur nicht feindlich, sondern zustimmend, ja das Journal des Débats sah schon die Möglichkeit voraus, daß Deutsche und Franzosen in China einander gelegentlich Beistand leisten würden; die englischen Zeitungen aber verbargen kaum ihre peinliche Überraschung und ihren Neid und suchten in der Erkenntnis der Isolirung Englands kläglicherweise sogar Rußlands Argwohn gegen uns zu erregen und angebliche ältere Rechte Rußlands auf Kiao-tschau gegen uns auszuspielen. Ob nun wirklich das Eingreifen Deutschlands das Zeichen zur „Aufteilung" Chinas geben wird oder nicht (nach unsrer Ansicht ist dieser Augenblick noch sehr weit entfernt), wir haben strategisch und politisch unsre Position genommen, die uns einen bestimmenden Anteil an den künftigen Geschicken Ostasiens sichern wird.

Wer hier von Abenteuern und persönlichen Gelüsten spricht, der möge in großen politischen Fragen künftig lieber den Mund halten, denn er versteht davon nicht einmal das ABC. Wenn wir früher in Afrika und Australien, jetzt in Ostasien Fuß gefaßt haben, so entspringt das einer unwiderstehlichen politischen und wirtschaftlichen Notwendigkeit, der wir uns nicht entziehen können, deren Folgerungen wir vielmehr ziehen müssen, wenn wir den uns gebührenden Anteil an der Massenaristokratie der arischen Rasse gewinnen wollen, die sich den Erdball unterwirft, d. h. wenn wir im nächsten Jahrhundert noch zu den großen Völkern zählen und nicht in eine untergeordnete Stellung zurücktreten wollen, wie die einst weltbeherrschenden Holländer. Dahin drängt auch unsre ganze wirtschaftliche Lage. Riesig ist in dem Vierteljahrhundert, das unser Reich besteht, unsre Menschenzahl und unsre Volkswirtschaft gewachsen. Eine seit 1885 jährlich um mindestens eine halbe Million zunehmende Bevölkerung kann nicht mehr von dem engen Boden leben, den das deutsche Reich umschließt, sie muß den Überschuß in die Ferne schicken oder dafür sorgen, daß die Einkünfte genügend wachsen, um ihn daheim ernähren zu können. Nun ist unsre Auswanderung in rascher Abnahme — beiläufig doch wohl ein Beweis dafür, daß es trotz alles Räsonnirens in Deutschland auszuhalten sein muß —, sie betrug 1871/75 im Jahresdurchschnitt 78842 Köpfe, schwoll 1881/85 auf jährlich 171368 an und ist seitdem beständig gefallen, sodaß sie 1896 nur noch 33824 Menschen entführte bei einer Bevölkerung von über 52 Millionen. Gleichzeitig aber ist der Teil, der sich mit Landwirtschaft beschäftigt, 1882/1895 von 42,5 Prozent auf 35,7 herabgegangen, fast zwei Drittel des deutschen Volkes sind auf die Thätigkeit in Handel und Industrie angewiesen. Man mag diese Wandlung beklagen und mit Schaudern zusehen, daß wir englischen Zuständen zutreiben, man mag eine Vergrößerung unsers Ackerbodens und die Erhaltung einer zahlreichen und kräftigen landwirtschaftlichen Bevölkerung für notwendig halten, wie wir es thun: soviel steht doch fest, daß jene Erweiterung sehr schwer, in

Digitized by Google

Europa (von der innern bäuerlichen Kolonisation in unserm Nordosten abgesehen) vermutlich gar nicht, wenigstens in absehbarer Zeit nicht, zu erreichen ist, und daß wir deshalb, wir mögen wollen oder nicht, gezwungen sind, uns überseeische Ansiedlungsgebiete zu sichern und unsre Industrie immer weiter auszudehnen, um Werte zu erzeugen, die uns einen immer größern Anteil am Welthandel sichern, sodaß wir von ihren Erträgen leben können. „Das Deutschland von heute muß entweder über See verkaufen oder untergehen," sagt Marcel Dubois, Professor der Kolonialgeographie an der Pariser Sorbonne. Ja noch mehr: die Möglichkeit, die soziale Frage friedlich zu lösen, hängt am letzten Ende von der genügenden Ausdehnung unsers Nahrungsspielraums, also von unsrer überseeischen Politik ab, wie das letzthin Max Lorenz geistvoll und mit hinreißender, zwingender Logik gezeigt hat.*) Daher hat sich die Einfuhr von Rohstoffen 1889/96 von 22390000 Tonnen auf 29 Millionen Tonnen gehoben, die Ausfuhr in demselben Zeitraume von $18^1/_4$ auf $25^3/_4$ Millionen Tonnen; die Schiffsbewegung in den deutschen Häfen umfaßte 1872 etwas über 18 Millionen Tonnen, 1895 aber $30^1/_2$ Millionen, der Gehalt der Handelsflotte stieg 1871/95 von 1146000 Tonnen auf 3340000 Tonnen. Kurz, Deutschland ist das zweite Industrie- und Handelsland der Erde geworden, seitdem das Reich besteht. Der ostasiatische Verkehr hat an dieser Entwicklung einen reichlichen Anteil. In Kanton war 1830 noch kein deutsches Schiff zu sehen, 1860 liefen in Hongkong, dem größten Hafenplatze Chinas, schon 200 deutsche Schiffe ein, 1889 aber 712. Nach ganz Ostasien liefen aus 1870/75 im Durchschnitt jährlich 48 Schiffe mit 25000 Tonnen, 1891/95 aber 130 mit 270700 Tonnen, und die Küstenschiffahrt dort ist größtenteils schon lange in deutschen Händen.**)

Daß wir diese ungeheuern Interessen, von deren Pflege unsre nationale Existenz zu einem guten Teile abhängt, unter allen Umständen schützen müssen, liegt auf der Hand; daß aber unsre Marine weit hinter dieser Entwicklung zurückgeblieben, ja thatsächlich unter den Stand von 1873 gesunken ist, unterliegt keinem Zweifel und ist in allgemein zugänglichen Schriften längst nachgewiesen.***) Es ist schlechterdings lächerlich, zu behaupten: wenn sich unser Handel ohne eine genügende Kriegsflotte so weit entwickelt habe, so sei das ein Beweis ihrer Entbehrlichkeit. Erstens ist dieser Aufschwung doch erst seit der Erneuerung des deutschen Reichs, also seit der Existenz einer für die damaligen

*) Der nationale Kampf gegen die Sozialdemokratie. Leipzig, Grunow, 1897.

**) Darüber belehrt besonders die vorzügliche, reichhaltige Begründung des Reichsmarinegesetzes: Die Seeinteressen des deutschen Reichs.

***) Der Niedergang deutscher, der Aufschwung fremder Seemacht. Von Bruno Weyer, Kapitänleutnant a. D. Die deutsche Flotte. Von Kontreadmiral a. D. Reinhold Werner, beide herausgegeben vom Alldeutschen Verbande. München, Lehmann, 1897, 1898. — Eine starke Flotte, eine Lebensbedingung für Deutschland. Von einem Vaterlandsfreunde. Berlin, Norddeutsche Verlagsanstalt 1897.

Digitized by Google

Verhältnisse wesentlich genügenden Flotte eingetreten, und was die Kriegsmarine nicht vermochte, von der übrigens Fürst Bismarck vorkommenden Falls jedesmal sehr nachdrücklich Gebrauch gemacht hat, das bewirkte das gebietende Ansehen, dessen sich Deutschland unter dieser genialen Leitung erfreute. Es ist aber klar, daß dieses moralische Gewicht auf die Dauer wesentlich verringert wird, wenn die Mittel, über See die Macht zum thatsächlichen Ausdruck zu bringen, nicht mehr ausreichend vorhanden sind. Sodann haben wir in diesem Vierteljahrhundert eben keinen Krieg gehabt, der uns die Mangelhaftigkeit des Schutzes unsrer überseeischen Interessen schmerzhaft fühlbar gemacht hätte. Soviel steht doch fest: es hat niemals eine große Handelsmacht gegeben ohne eine entsprechende Kriegsflotte. The trade follows the flag, sagen die Engländer, deren Autorität in diesem Falle wohl niemand bezweifeln wird. Ihr eigner Handel kam erst durch die Vernichtung der spanischen Armada empor, und er überflügelte den holländischen erst dann, als die englische Flotte die holländische bis zur Vernichtung geschlagen hatte. Der hansische Handel beherrschte die nordischen Meere und Länder, solange der Städtebund über eine mächtige Kriegsflotte gebot; als diese verfiel, weil keine nationale Reichsgewalt hinter den Seestädten stand, ging die deutsche Handelsmacht zu Grunde, und die Deutschen wurden aus dem Welthandel verdrängt, wie das neulich der beste Kenner der hansischen Geschichte, Dietrich Schäfer in Heidelberg, in einer trefflichen kleinen Schrift überzeugend nachgewiesen hat.*) Es ist ja richtig, daß Hamburg und Bremen ihren transatlantischen Verkehr ohne den Schutz einer Kriegsflotte gegründet haben, aber das konnten sie nur, weil sie sich dem nationalen Leben gänzlich entfremdeten und in allen Kriegen grundsätzlich neutral blieben, also unter Umständen, die heutzutage gar nicht mehr eintreten können. Und wie unsicher waren diese Ergebnisse! Als die Napoleonische Fremdherrschaft über Deutschland hereinbrach, ging der ganze transatlantische Handel Hamburgs völlig zu Grunde und erreichte erst 1832 wieder den Stand von 1799.

Doch wir versuchen zu beweisen, daß zweimal zwei vier ist. Steht nun fest, daß unsre Kriegsflotte zu schwach ist, ihren erweiterten Aufgaben zu genügen, ist also das Bedürfnis vorhanden, sie zu verstärken und neu zu organisiren, so fallen alle Einwände gegen die wahrlich bescheidne Vorlage der Regierung, der man nur den Vorwurf machen kann, daß sie nicht früher damit gekommen ist, in sich zusammen. Nicht einmal das beliebte Klagelied über neue erdrückende Steuerlasten läßt sich mehr anstimmen, denn der Stand der Reichsfinanzen ist günstig, und selbst wenn das nicht der Fall wäre, die Nation, die nicht für ihre Zukunft Opfer bringen wollte, verdiente keine Zukunft. Das Budgetrecht des Reichstags aber wird durch diese Vorlage nicht mehr

*) Deutschland zur See. Eine historisch-politische Betrachtung. Jena, G. Fischer, 1897.

Digitized by Google

berührt als durch die Feststellung der Zahl der Bataillone, Schwadronen und Batterien des Reichsheeres, die auch nicht jedes Jahr geändert werden kann, ohne die ganze Organisation zu gefährden, und schließlich steht höher als das formelle Budgetrecht des Reichstages das Recht der Nation auf die Befriedigung ihrer dringendsten Bedürfnisse. Vollends die Genehmigung der Vorlage von irgendwelchen Zugeständnissen der Regierung an Parteiwünsche abhängig machen wollen, das heißt einen unwürdigen Schacher mit den höchsten Interessen treiben und sich auf den kindischen Standpunkt stellen, daß die Regierung um ihretwillen solche Vorlagen mache, etwa wie Schüler zu sagen pflegen, daß sie für den Lehrer zu arbeiten hätten. Unsre wackern Blaujacken aber auf ungenügenden Schiffen hinausschicken, das ist ebenso gut ein Verbrechen, als wenn man unsre Armee mit veralteten Waffen ausstatten wollte. Es scheint auch, als ob sich die Einsicht in die Notwendigkeit der Flottenvorlage allmählich in weitern Kreisen verbreitete. Zwar ist die Presse oft lau, und der Wert der darin enthaltnen Ansichten steht gewöhnlich in keinem Verhältnis zu dem Aufwand an Druckerschwärze und Papier; aber im Volke regt sich neben der Tagespresse eine rührige Agitation in Wort und Schrift, um den Willen der Reichsboten zu stärken oder zu korrigiren. Lehrt doch der Konflikt mit der verfaulten Negerrepublick Haiti, die uns wochenlang zu trotzen wagte, und die Notwendigkeit der Besetzung von Kiao-tschau, wie dringend wir einer schlagfertigen Flotte bedürfen, und wie schwach wir zur See sind, denn wir haben unsre einheimischen Gewässer von Kreuzern entblößen müssen, um dort mit Nachdruck auftreten zu können.

Jedenfalls steht Deutschland an einem entscheidenden Wendepunkt seiner Geschichte. Das deutsche Volk soll durch seine Vertreter entscheiden, ob es reif genug ist, seine Zukunft zu begreifen, und entschlossen genug, die Strömung zu benutzen, die es vorwärts treibt, und die kein einzelner Mensch, auch der mächtigste nicht, gemacht hat oder machen kann. Unda fert nec regitur. Von der Regierung aber erwarten und hoffen wir bestimmt, daß sie nicht zurückweicht, sondern unter allen Umständen festhält an dem, was sie für notwendig erkannt und erklärt hat; denn die geringste Nachgiebigkeit setzte die ins Recht, die schachern zu dürfen glauben, und die nichts weiter als einen Sport in den Marinebestrebungen sehen wollen. Wenn es der hohe Ehrgeiz des Kaisers ist, für unsre Marine und unsre Weltstellung das zu werden, was sein Großvater für die Armee und die Einigung Deutschlands gewesen ist, so können wir uns zu so mannhaftem Entschlusse nur Glück wünschen. Also „Volldampf voraus!“ *

Digitized by Google

Fünfundzwanzig Jahre deutscher Reichsstatistik

Es sind jetzt fünfundzwanzig Jahre her, daß für die amtliche Statistik des neuen deutschen Reichs eine besondre Pflegstätte in dem Kaiserlichen Statistischen Amt in Berlin geschaffen wurde. Zwar hatte schon seit 1833 eine Art statistischer Zentralstelle in dem Zentralbureau des Zollvereins bestanden. Aber dieses Bureau war seinem Zweck und Wesen nach eine rein subalterne Abrechnungsstelle für den Zollverein geblieben, und als Ende der sechziger Jahre der Kanzler des Norddeutschen Bundes, Graf von Bismarck, eine „Kommission zur weitern Ausbildung der Statistik des Zollvereins“ zusammengerufen hatte, wurden die Beratungen dieser Kommission durch den Krieg unterbrochen. Im April 1871 wieder aufgenommen, fanden sie dann im Herbst dieses Jahres ihren Abschluß mit der Überreichung einer Reihe eingehender sachkundiger Gutachten an den Bundesrat und schufen so die Grundlage für die neue deutsche Reichsstatistik. Am 20. Juni 1872 vollzog der Kaiser den für das Statistische Amt vom Reichstage genehmigten Nachtragsetat, und am 23. erließ der Reichskanzler die Dienstanweisung (Geschäftsinstruktion), die noch heute gilt. Darin ist dem Amte die Aufgabe zugewiesen: „1. das auf Grund von Gesetzen oder auf Anordnung des Reichskanzlers für die Reichsstatistik zu liefernde Material zu sammeln, zu prüfen, technisch und wissenschaftlich zu bearbeiten und die Ergebnisse geeignetenfalls zu veröffentlichen, und 2. auf Anordnung des Reichskanzlers statistische Nachweisungen aufzustellen und über statistische Fragen gutachtlich zu berichten.“ Das neue Amt wurde ausgestattet mit einem Direktor, zwei Mitgliedern, d. h. wissenschaftlich vorgebildeten Räten, und acht Bureaubeamten. Es hat damals nicht an Fachmännern gefehlt, die diese Einrichtung von vornherein als ungenügend bezeichneten und namentlich die erwünschte wissenschaftliche Pflege und Förderung der Statistik im deutschen Reiche dadurch nicht als gesichert ansahen. Es wurde sowohl auf das geringe Maß von Selbständigkeit des neuen Amts wie auf die überaus kärgliche Ausstattung mit wissenschaftlichen Arbeitskräften hingewiesen. Gerade dieser Kritik gegenüber ist es von Interesse, auf die äußere Entwicklung des Amts seit 1872 einen Blick zu werfen. Sein Personal hat sich seitdem auf mehr als das fünfundzwanzigfache vermehrt, es besteht gegenwärtig aus einem Direktor, sechs Mit-

Digitized by Google

gliedern — abgesehen von diesem und jenem gelegentlich beschäftigten wissenschaftlichen Hilfsarbeiter —, über hundertsiebzig etatmäßigen, festangestellten Bureaubeamten und etwa hundert ständigen Bureauhilfsarbeitern. Die Vermehrung der wissenschaftlichen Arbeitskräfte, deren Zahl schon zu Anfang für unzureichend erklärt worden war, ist also hinter der der Bureauarbeiter ganz auffallend zurückgeblieben. Wenn man aber die vor fünfundzwanzig Jahren geübte Kritik näher prüft, kann man ihr in der Hauptsache nicht zustimmen. Erstens lag das praktische Bedürfnis der Reichsverwaltung nach einer eignen Statistik damals so ziemlich im Dunkeln, soweit nicht die subalternen Aufgaben des alten Zentralbureaus in Betracht kamen, d. h. die Zusammenstellung der Volkszählungsergebnisse für das Reich, die Erhebungen über den Warenverkehr mit dem Auslande und über die Erträge der gemeinsamen Zölle und Steuern und die Sammlung statistischer Angaben über die Bergwerke, Hütten und Salinen. Wenn auch der Artikel 4 der Reichsverfassung die Angelegenheiten bezeichnet, die der Beaufsichtigung durch das Reich und seiner Gesetzgebung unterliegen, so hatte doch das Reich seine Aufgaben und Befugnisse auf den betreffenden Gebieten erst in Angriff zu nehmen, was selbst heute noch nicht durchweg geschehen ist, ehe sich für die praktische Arbeit des neuen statistischen Amts greifbarer Stoff daraus ergab. Daran hat niemand gedacht, und bei der Natur des neuen Reichs konnte auch niemand daran denken, das statistische Reichsamt als eine Zentralstelle der gesamten amtlichen Statistik im Reich den statistischen Ämtern der Einzelstaaten überzuordnen, sondern die amtliche Landesstatistik, die sich zum Teil vortrefflich bewährt hatte, blieb uneingeschränkt in Thätigkeit und kam natürlich auch dem statistischen Bedürfnis des Reichs vielfach zu statten. Endlich schien es besonders anfangs nötig, daß einzelne Reichsbehörden sich selbst ihre Statistik machten, wie das z. B. bei der Reichspost, beim Reichsgesundheitsamt, beim Reichsversicherungsamt usw. noch heute der Fall ist und in gewissem Umfange immer der Fall sein wird. Aber auch in Bezug auf die wissenschaftlichen Aufgaben des neuen Amts stand man damals im Grunde genommen vor einer noch offnen Frage. Der Wissenschaft dienten doch mehr oder weniger auch die statistischen Landesämter. Dann ist aber überhaupt die Verbindung der freien wissenschaftlichen Forschung und Verwertung der Forschungsergebnisse mit der streng amtlichen Aufgabe im Dienst der Staatsleitung in den statistischen Ämtern keine so ganz leichte Sache, vollends für ein so junges, aus selbständigen Staaten zusammengefügtes Gebilde, wie es das deutsche Reich war. Auch der Gedanke, die statistischen Ämter gleichsam als Lehrmittel mit der Universität in Verbindung zu bringen wie die Kliniken, war beim statistischen Reichsamt am wenigsten leicht auszuführen. Man mußte also 1872 klein anfangen und sich die Möglichkeit offen halten, nach Bedürfnis zu erweitern. Und diesem Zweck hat immerhin die erste Dienstanweisung und die ganze anfängliche Organisation

Digitized by Google

vortrefflich entsprochen. Die deutsche Reichsstatistik hat sich auf dieser in echt Bismarckischem Geist geschaffnen Grundlage über alles Erwarten entfalten können und in der That Großes geleistet.

Das Kaiserliche Statistische Amt hat kürzlich in einem besondern Bande — Band 101 der Neuen Folge, im ganzen der 169. — der von ihm herausgegebnen „Statistik des deutschen Reichs“ eine Art von Monographie*) von sich selbst veröffentlicht. Darin sind die Aufgaben beschrieben, die ihm im Laufe der fünfundzwanzig Jahre überwiesen worden sind, und die Art ihrer Erledigung.

Man kann wohl sagen, daß wenig Behörden in der Welt an eigner Arbeit — nach Metern und Zentnern der Drucksachen berechnet — so viel „produziren“ wie dieses Amt, vollends wenn man die gleichfalls von ihm herausgegebnen „Vierteljahrshefte,“ die „Monatshefte“ und das „Statistische Jahrbuch des deutschen Reichs“ mit rechnet. In diesen Veröffentlichungen sind die Hauptergebnisse der meisten fortlaufenden und auch fast alle einmaligen Arbeiten der Reichsstatistik zu finden. Die Hauptgebiete sind: Volkszählungen; Eheschließungen, Geburten, Sterbefälle; Auswanderung; Berufs- und Betriebszählungen; landwirtschaftliche Anbau-, Saatenstands-, Ernte-, Preisstatistik; Viehstand; Bergwerke, Salinen, Hütten; Verkehr auf den deutschen Wasserstraßen; Seeschiffahrtsstatistik; auswärtiger Handel; Zölle und Reichssteuern; Großhandelspreise wichtiger Waren; Dampfkessel, Dampfmaschinen, Kesselexplosionen; Konkursstatistik; Arbeiterstatistik; Kriminalstatistik; Statistik der Krankenversicherung.

Natürlich sind auf den einzelnen Gebieten die Arbeiten in sich zum Teil sehr bedeutend erweitert und vertieft worden, teils durch gesetzgeberische Einflüsse, z. B. auf dem Gebiet der Zölle, teils weil die zu erfassenden Verhältnisse ins große wuchsen, z. B. der auswärtige Handel, teils endlich um den sich fortlaufend steigernden Bedürfnissen der Politik und der Wissenschaft zu genügen. Die Aufgaben des statistischen Amts auf den einzelnen Gebieten sind sehr verschieden; sie gehen von der Anregung einer zu untersuchenden Frage bis zur Veröffentlichung der Zahlenergebnisse mit wissenschaftlich und praktisch erläuterndem Text. Die Formulirung der Fragen, die Unterweisung der Erhebungsbehörden und der Zähler, die Prüfung des Materials oder der vorläufigen Zusammenstellungen der Landesämter, die rein technische Arbeit des Aufrechnens nach allen wichtigen Richtungen hin, die Gruppirung in Tabellen von den verschiednen Gesichtspunkten aus, die Vergleichung mit ältern und mit ausländischen Zahlen, die Aufklärung der Abweichungen, die Abfassung des Textes usw., alle diese Arbeiten laufen unaufhörlich auf einer Reihe von Ge-

*) Die Statistik des deutschen Reichs im Jahre 1897. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht.

Digitized by Google

bieten neben einander her, greifen vielfach in einander über, hängen von einander ab, sodaß nur ein mit größter Umsicht ausgebauter und mit vollster Sachkunde und Gewissenhaftigkeit geleiteter Apparat und ein besonders tüchtiges Personal eine glatte, schnelle und zuverlässige Erledigung der vielerlei Geschäfte ermöglicht. Dabei verbindet sich — abgesehen von den subalternen Rechnereien — bei diesen Arbeiten wissenschaftliche und technische Leistung so unausgesetzt und innig, daß, trotz alles unentbehrlichen Tabellenkrams und Schablonenwerks in der Statistik, auch bei den sogenannten Bureauarbeiten, gedankenloses Schreibertum nirgends so wenig einreißen darf wie hier. Wenn man sich als Nichtfachmann die Mühe nimmt, dieses Getriebe zu studiren, so gewinnt man die Überzeugung, eine der eigentümlichsten und großartigsten bureaukratisch-wissenschaftlichen Leistungen des deutschen Beamtentums vor sich zu haben. Und das hat das Amt erreicht ganz aus sich heraus, ohne organisirende Einwirkungen von außen. Nur der Wille und der Zwang, den Jahr für Jahr sich steigernden Ansprüchen an die Reichsstatistik zu genügen, hat es auf der bescheidnen Grundlage von 1872 zuwege gebracht, daß die amtliche Pflegstätte für die Statistik des deutschen Reichs heute unbestritten unter den statistischen Ämtern der Welt mit die erste Stelle einnimmt. Bismarck hat unsre Reichsstatistik mit den wenigsten Umständen aufs Pferd gesetzt, sie hat in den fünfundzwanzig Jahren von selbst reiten lernen, besser als vieles andre im deutschen Reiche, dem die sorgsamste Pflege von oben zu teil geworden ist.

Wird das so weiter gehen? Die Frage drängt sich auch dem Nichtfachmann auf. Die Gegenwart und die nächste Zukunft stellen neue große statistische Aufgaben in Aussicht; erfordert doch der unaufhaltsam sich vollziehende Fortschritt in Ackerbau, Industrie und Handel gebieterisch eine weit allgemeinere und eingehendere Beobachtung und Klärung unsrer wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, die in der Hauptsache auf neue statistische Leistungen hinausläuft, ist doch das große Gebiet der Sozialstatistik überhaupt erst zum kleinen Teil amtlich bestellt! Wer die praktische Politik und die politischen Wissenschaften im letzten Jahrzehnt verfolgt hat, der muß zu der Ansicht kommen, daß der Reichsstatistik ein neues Vierteljahrhundert voll gewaltiger Aufgaben bevorsteht. Wird dazu die vorhandne Organisation des Amts genügen? Die Vergangenheit spricht in der Hauptsache dafür. Sie schließt eigentlich grundsätzlich Neuorganisationen aus. Wenn es nur gelingt, dem Körper die alte Lebens- und Arbeitskraft, die alte Elastizität zu erhalten, ihm den Ersatz und die Gewinnung neuer Kräfte zu sichern, dann soll man nicht daran rütteln. Seine Leistungsfähigkeit ist zum größten Teil begründet in dem in fünfundzwanzig Jahren angesammelten Schatz von Wissen und Können in dem hundertköpfigen Personal, in der durch die Praxis zur zweiten Natur gewordnen Methode, in einem gewaltigen Material von Hand- und Druckschriften aller Art, dessen Wert wesentlich davon abhängt, daß die

Digitized by Google

Beamten damit vertraut sind. Daran kann von außen nicht gerührt werden, ohne zu schaden. Je größere Ansprüche gemacht werden, umso mehr wird man sich vor störenden Eingriffen zu hüten haben.

Nur nach einer Richtung, freilich einer sehr wichtigen, scheint uns der zukünftigen Entwicklung kräftige Hilfe unentbehrlich zu sein, und zwar für die wissenschaftliche Leistung. Ist es in den ersten fünfundzwanzig Jahren durch die Pflichttreue aller Teile gelungen, der Gefahr vorzubeugen, daß die deutsche Reichsstatistik wieder auf das subalterne Niveau des Zentralbureaus des Zollvereins herabsank, im zweiten Vierteljahrhundert wird diese Gefahr sicher nicht mehr beschworen werden können, wenn man das Mißverhältnis zwischen Bureaupersonal und Mitgliedern weiter wie bisher anwachsen läßt, und vollends, wenn etwa zugleich die unglückselige Subalternisirung des Bureaupersonals bureaukratischer Gleichmacherei und „Zivilversorgung" zuliebe auch in der Reichsstatistik zunehmen sollte. Soll das Kaiserliche Statistische Amt nicht zur subalternen Rechenmaschine des Reichsamts des Innern werden, unter das es an sich wohl ganz zweckmäßigerweise gestellt ist, so müssen die Mitgliederstellen schon jetzt vermehrt und in Bezug auf Gehalte und Rang so ausgestattet werden, daß auch Männer von hervorragender, namentlich auch wissenschaftlicher Bedeutung, Volkswirte und Statistiker ersten Ranges, dauernd in ihnen Befriedigung finden können. Die besondre wissenschaftliche Bedeutung, Arbeitskraft und Aufopferung der Männer, die bisher das Amt auf der Höhe gehalten haben, sollte nicht über die Gefahr täuschen, die in der unzureichenden Ausgestaltung der statistischen Beamtenlaufbahn liegt; zum Assessorentaubenschlag darf das Amt auf keinen Fall werden. In seinem Gutachten über die Gründung und Einrichtung einer Reichsbehörde für deutsche Statistik, das Rümelin im Mai 1871 als Referent der Kommission zur weitern Ausbildung der Statistik des Zollvereins abgab, und das von der Kommission mit dem Bericht vom 26. Mai desselben Jahres dem Bundesrat überreicht wurde, ist in voller Schärfe die Beantwortung der Vorfrage verlangt: „Liegt die Aufgabe des statistischen Amts überhaupt ausschließlich oder wenigstens vorherrschend in der Ermittlung und Veröffentlichung zuverlässiger Zahlen, sodaß die Verwertung und Verarbeitung des gebotenen Stoffs der freien Wissenschaft oder dem praktischen Gebrauch anheimgestellt bleibt? oder aber bildet diese wissenschaftliche Analyse und Behandlung des statistischen Materials einen wesentlichen und unerläßlichen Teil der Aufgaben des Amts selbst?" Und nicht minder scharf giebt der Referent sein Urteil dahin ab: „daß die statistischen Ämter nur im Falle der Bejahung dieser letztgestellten Frage den Namen wissenschaftlicher Institute mit Recht und Ehre führen, daß sie nur in diesem Falle dem Staat und der Gesellschaft die hohen Dienste leisten können, deren wir uns gern und mit Fug zu rühmen pflegen, daß der Wert und die Leistung der einzelnen Bureaus nicht nach den Bänden von Zahlen, die sie in die Welt senden,

Digitized by Google

sondern nach dem Umfang und Gehalt der Thatsachen und Kausalverknüpfungen zu beurteilen ist, die sie an der Hand ihrer Zahlen in sicherer und berechtigter Schlußfolgerung ans Licht zu stellen vermögen. Jahrzehntelang hat jenes Zentralbureau des Zollvereins eine Masse von Zahlen veröffentlicht, von denen außer den Beamten der Zollverwaltung kaum jemand einen praktischen Gebrauch zu machen vermochte. Noch heute beschränken sich viele auswärtige Staaten darauf, nur dicke Bände von Ziffern zu addiren, die selbst für den Fachmann unbenutzbar in den Schränken vermodern. Es ist nur ein Zufall, ob ein Privatgelehrter sich findet, der den stummen Zahlen den Mund zu öffnen vermag und die dazu erforderliche grenzenlose Arbeit nicht scheut, aber selbst wenn er es thut, wird er sich im Nachteil gegen die amtlichen Statistiker befinden, die die Fragen gestellt und das Urmaterial zu ihrer Verfügung haben, und die mitten in der Sache, im Gebrauch aller Hilfsmittel stehen."

Wir haben seit Jahr und Tag und auch in allerneuester Zeit wiederholt auf den Mißbrauch der amtlich veröffentlichten Zahlen in Privatarbeiten gelehrter und ungelehrter Politiker aufmerksam gemacht und auf den Segen der wissenschaftlichen Erschließung des Zahlenwerks durch die amtliche Statistik hingewiesen. Möchte nur das Reich, und in erster Linie der neue Staatssekretär im Reichsamt des Innern der Rümelinschen Warnung für die Zukunft eingedenk sein und unsre Reichsstatistik schützen vor Bureaukratismus und Assessorismus und der damit verbundnen Gefahr der Subalternisirung an Haupt und Gliedern. β

Die deutschen Kolonisten an der Wolga

und die russische Regierung

(Schluß)

Als die deutschen Kolonien an der Wolga gegründet wurden, war das ganze unermeßliche Gebiet am linken Ufer der Wolga fast noch ganz Weidegrund der nomadisirenden Kirgisen. Schon früher waren wiederholt Versuche gemacht worden, dort Dörfer und Städte zu gründen, die von den Kirgisen aber regelmäßig zerstört wurden, sodaß man solche Ansiedlungen schließlich nur noch am rechten Wolgaufer, der Bergseite, versuchte, obgleich die Terrainverhältnisse hier weit ungünstiger waren. So war es auch mit Saratow, gegenwärtig der größten Stadt an der Wolga, der Fall. Die erste Anlage der Stadt war am linken Wolga-

Digitized by Google

ufer, dem heutigen Gouvernement Ssamara, gemacht worden, aber infolge der fortwährenden Überfälle durch die Kirgisen sah sich die Bevölkerung gezwungen, an das rechte Ufer überzusiedeln. Am linken Ufer, dem jetzigen Ssaratow gegenüber, blieb nur die Kosakenstaniza Pokrowsk (deutsch Kosakenstadt) bestehen, zu deren Schutz noch eine Reihe von Dörfern mit kleinrussischen Kosaken, Kachollen, etwas weiter östlich in der Steppe angelegt worden war. Zu beiden Seiten dieser Kosakenansiedlungen, die gegenwärtig ziemlich in der Mitte der deutschen Kolonien liegen, wurden diese längs dem Fluß in einer ziemlich dichten Reihe angelegt. Das geschah einesteils, damit sich die Kolonisten bei etwaigen Überfällen der Kirgisen leichter gegenseitig Hilfe leisten konnten, andernteils, um ihnen die Vorteile der Nähe des großen Flusses zu verschaffen. Nur einige der ersten oder Stammkolonien wurden an dem aus der Steppe kommenden Nebenflusse, dem großen Karaman weiter östlich von der Wolga, angelegt, aber diese haben von den Raubzügen der Kirgisen in den ersten Jahrzehnten auch schwer zu leiden gehabt. Das nötige Feld wurde den einzelnen Kolonien in die Steppe hinein in einem geschlossenen Komplex zugemessen; in welchem Maße das geschehen ist, ergiebt sich daraus, daß die Stammkolonien Areale von 20—50000 Deßjatinen,*) also eine Fläche haben, die manches kleine deutsche Fürstentum an Umfang übertrifft. Dazu kam die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens. Nach den eignen Angaben alter Kolonisten wurden auf solchem Urboden, selbst bei der oberflächlichsten Bearbeitung, eine Reihe von Jahren das Vierzig- bis Fünfzigfache der Aussaat erzielt. Die Folge dieser Fruchtbarkeit, dazu die scheinbar unendliche Ausdehnung neuen Ackers, den die Steppe weiter nach dem Osten zu bot, war eine erstaunliche Vermehrung der Kolonisten und sodann, daß sie sich so gut wie ausschließlich mit dem Anbau von Weizen (daneben in beschränktem Maße auch mit dem Anpflanzen von Tabak) und mit Handel beschäftigten, denn von einigen Ölmühlen abgesehen hat keine eigentliche Industrie auf dieser Seite des Flusses Boden gewinnen können. Die Menschen hatten hier eben nicht nötig, zu Handwerken und andern Beschäftigungen zu greifen, die gleichmäßige oder fortwährende Anstrengungen verlangen, da der Boden ein Jahrhundert lang bei geringer Anstrengung Brot und Existenzmittel im Überfluß gab. Die Folgen treten uns auf jedem Schritt entgegen.

Anders hat sich die Lage der Dinge in den Kolonien gestaltet, die am rechten Ufer der Wolga, der Bergseite, in dem jetzigen Gouvernement Ssaratow angelegt wurden. Solange der Boden die Raubwirtschaft erlaubte, beschränkte sich die Masse auch hier auf Weizenbau und Handel; erst später, als es mit diesen allein nicht mehr gehen wollte, griff man in einzelnen Kolonien zu Handwerken und Gewerben, hauptsächlich zur Weberei, später zum Bau von landwirtschaftlichen Maschinen, zur Fabrikation von Tabakspfeifen usw. Aber

*) 5000 Deßjatinen sind eine deutsche Quadratmeile.

Digitized by Google

mit Ausnahme der Müllerei hat es kein einziges zu wirklich hervorragender Bedeutung gebracht, wenn auch die Weberei bedeutende Summen einbrachte. Das einzige Produkt von Belang, sowohl der deutschen Kolonien wie überhaupt der ganzen Gegend, war und ist der Sommerweizen, der namentlich im südlichen Teil der Wiesenseite, also am östlichen Wolgaufer, von ausgezeichneter Beschaffenheit ist. Andre Getreidearten, wie Roggen usw., wurden am linken Wolgaufer früher so gut wie gar nicht angebaut, wogegen das auf der Bergseite schon länger geschah. Erst seit etwa dreißig Jahren, und auch nur infolge des Befehls der Regierung, die den Folgen des ausschließlichen Weizenanbaues zu steuern suchte, hat man sich auch in den Gebiete der Wiesenseite zum Anbau dieser Getreideart bequemt, die aber dem Weizen gegenüber immer noch nur als Nebensache behandelt wird. Zu diesem Unterschiede trug neben der Verschiedenheit des Klimas, das auf der tiefliegenden Wiesenseite heißer und trockner als auf der hochliegenden Bergseite ist, auch die Verschiedenheit des Bodens bei. Auf der Wiesenseite, die ohne Zweifel ein ausgetrockneter Meeresboden ist, eignet er sich entschieden mehr zum Weizen- als zum Roggenbau, wogegen der Roggen auf dem übrigens ebenso vorzüglichem Boden der Bergseite sichrer und besser gedeiht als der dort sonst so bevorzugte Sommerweizen.

Zu diesen natürlichen, dem schnellen Emporkommen einer thätigen und energischen Bevölkerung äußerst günstigen Verhältnissen kamen nun noch andre Vorteile. Den Ansiedlern wurde nicht nur Land im Übermaße zugeteilt, sondern es wurden ihnen auch Häuser, Kirchen und Schulen gebaut, Vieh und Ackergeräte nebst den nötigen Sämereien angeschafft, und dazu hatten sie Steuerfreiheit auf eine Reihe von Jahren und Befreiung vom Militärdienst auf ein Jahrhundert, alles Dinge, die schwer ins Gewicht fallen und als außerordentlich wertvolle Privilegien bezeichnet werden müssen. Wenn trotz alledem der Gang der Dinge anders war, als erwartet werden konnte, so lohnt es wohl der Mühe, einmal nach den tiefer liegenden Ursachen dieser merkwürdigen Erscheinung zu fragen.

Alles sah gut aus, solange sich die materielle Lage der Kolonien zu heben schien. Während dieser Zeit, d. h. solange die natürliche Bodenkraft reichte, entstanden neue schöne Kirchen und Schulen; neue Wohnungen wurden in Menge gebaut, in denen Komfort und Luxus herrschte, und das alles schien für den Nichteingeweihten ein Zeichen steigenden Wohlstandes zu sein. Es war von dem geregelten Ackerbau, dem wachsenden Reichtum und blühenden Zustande dieser Kolonien in der russischen Presse die Rede, die auf den bestehenden Gemeindebesitz zurückzuführen seien, und doch wußte jeder, der mit den Zuständen bekannt war, daß der rücksichtsloseste Raubbau getrieben wurde, und daß es gerade infolge des kommunistischen Gemeindebesitzes früher oder später zu einer gefährlichen Krisis und schließlich zu einer Katastrophe kommen mußte.

Digitized by Google

Geregelter Ackerbau, nach westeuropäischen Begriffen, ist diesen Kolonisten von jeher fremd gewesen und fremd geblieben. Bei ihrer Auswanderung war die Landwirtschaft auch in Deutschland noch auf einer sehr niedrigen Stufe, und dann machte die außerordentliche Fruchtbarkeit der ihnen überwiesenen endlosen Flächen eine Wirtschaftsweise mit Viehhaltung und Düngung vollkommen überflüssig. Dieser Boden hatte thatsächlich eine Fruchtbarkeit, die den Kolonisten erlaubte, auf ein und derselben Stelle dieselbe Getreideart eine lange Reihe von Jahren anzusäen, bevor eine Abnahme des Ertrags bemerkbar wurde. Geschah das endlich, so ließ man die bisher benutzte Fläche einfach liegen und wandte sich den daneben liegenden Flächen noch unberührten Urbodens zu, bis auch diese erschöpft waren, worauf man dann wieder weiter ging. An diese Art Wirtschaftsbetrieb, die sich in nichts von dem Jahrhunderte alten Raubsystem der südrussischen Bauern unterschied, hatte sich die Masse der Wolgakolonisten schon nach kurzer Zeit so gewöhnt, daß sie von einer andern Wirtschaftsweise schlechterdings nichts mehr wissen wollten. Die gewohnte Zuteilung neuer Ackeranteile bei Vermehrung der in einer Familie vorhandnen männlichen Köpfe, die Gewißheit, unter allen Umständen im Besitz der nötigsten Existenzmittel zu bleiben und nötigenfalls Zeit seines ganzen Lebens auf Kosten der Gemeinde zu schmarotzen, ermöglichten es dem Haufen in gesetzlicher Weise ein reines Luderleben zu führen, und das glauben die Auswandrer jetzt in Sibirien wieder zu finden.

Was dem Haufen die früher so bequemen Landzuteilungen besonders wertvoll machte, war der schon erwähnte Umstand, daß ohne die Genehmigung des Oberhaupts oder des Wirts eine Wirtschaft überhaupt nicht geteilt werden konnte. Diese Bestimmung ermöglichte den Herren Vätern mit vierzig Jahren oder noch früher den Rentier zu spielen und sich zur Ruhe zu setzen, wenn sie nur das Glück hatten, recht viel Jungen zu haben. Um möglichst sichere und dabei unbezahlte Arbeitskräfte zu schaffen, wurden deshalb die Herren Söhne schon mit achtzehn Jahren zum Heiraten gewissermaßen gezwungen, wobei sie aber in der Regel mit ihrem Nachwuchs im väterlichen Hause blieben, sodaß in einem derartigen Hause — sehr oft in ein und demselben Zimmer — vier bis fünf, ja noch mehr Ehepaare mit einem Haufen von Kindern zusammen wohnten, der nach Dutzenden zählte. Die heranwachsenden Kinder wurden dann dazu angehalten, die empfangnen Landanteile in der gewohnten Weise zu bearbeiten und den Herren Vätern das Leben möglichst leicht zu machen. Bei Lichte betrachtet, war diese Einrichtung weniger eine Versorgung der Kinder als der Herren Väter.

Jeder wollte natürlich „Wirt“ werden, um sich ein möglichst bequemes Leben zu verschaffen. Hätte nicht die Bestimmung bestanden, daß Wirtschaften nicht willkürlich geteilt werden dürften, so hätten sich die Söhne meist sofort nach ihrer Verheiratung und nach dem Empfang ihres Landanteils von den

Digitized by Google

Vätern getrennt, um solange als möglich — genau wie die Väter — die Landanteile und die Arbeitskraft ihrer Kinder zum eignen Vorteil auszunutzen, worauf dasselbe dann von diesen wieder nach Möglichkeit fortgesetzt worden wäre. Die ganze sittliche und Naturordnung war rein auf den Kopf gestellt, und der Hause lebte im Vertrauen auf den ewigen Bestand dieser Dinge im vollsten Sinne des Wortes in den Tag hinein.

Es gab nun freilich Leute, die klar erkannten, daß diese Zustände die Gesamtheit der Kolonisten zu Grunde richten müßten. Zwei Parteien standen sich schon von allem Anfang an schroff gegenüber. Auf der einen Seite standen die, die dem möglichst zu steuern suchten, auf der andern Seite war aber die Masse der Kolonisten, die sich jeder Änderung der bestehenden Ordnung hartnäckig widersetzte. An der Spitze der ersten Partei, die anfangs nur aus wenigen Köpfen bestand und infolge dessen vollkommen machtlos war, standen die Geistlichen, deren Verdienst es für alle Zeiten bleiben wird, daß es nicht zum äußersten gekommen ist. Fast durchweg aus Gebieten stammend, wo streng geordnete Zustände herrschten — aus Deutschland, den Ostseeprovinzen, Finnland, den deutschen Kolonien Rußlands mit unteilbarem Hofbesitz usw. —, erkannten sie sofort, was unbedingt eintreten mußte, wenn man die Dinge noch ferner so weitergehen ließ. Mit Wort und Schrift, in der Kirche wie in der Schule, haben sich diese Männer seit langen Jahren die größte Mühe gegeben, der zunehmenden Verwüstung der zugeteilten Felder und Wälder und der Verwilderung der Sitten zu steuern, aber ihre Anstrengungen waren bis vor kurzem so gut wie erfolglos, wenigstens war es ihnen nicht möglich, größeres Unheil zu verhüten.

Schon vor dreißig bis vierzig Jahren ist von den Geistlichen erkannt worden, daß der schwerste Schaden die fortwährenden rein willkürlichen und fast jedes Jahr vorgenommenen Teilungen des Gemeindebesitzes waren. Ganz nach der Laune des Haufens wurde ohne Achtung der Rechte, die z. B. durch Verbesserungen, wie Aufpflügen der Felder im Herbst, und ähnliches erworben waren, das eben erst umgeteilte Feld aus nichtigen Gründen wieder umgeteilt; häufig in der Hoffnung, daß man bei der Verlosung der Parzellen, vielleicht die verbesserten Stellen erhalten und hierdurch mühelos zu einem Vorteil kommen könnte. Man scheute nicht offnen Rechtsbruch. Wenn sich jemand hatte verleiten lassen, Obstgärten auf Gemeindeland anzulegen, so nahm man sie trotz aller vorherigen Abmachungen mit der saubern Motivirung gewaltsam weg: „Die han nun lange genug Äpfel gegessen, jetzt wollen wir aach ämol welche han.“

Daß unter solchen Verhältnissen jede Verbesserung auf Grund und Boden, wo der Hause überhaupt etwas zu sagen hatte, rein zur Unmöglichkeit wurde, versteht sich von selbst, und deshalb gaben sich auch die Geistlichen in Verbindung mit dem einsichtigen und thätigen Teil der Kolonisten schon längst

Digitized by Google

alle Mühe, wenigstens die Umteilungen unmöglich zu machen und den Gemeindebesitz wenigstens in nicht weiter teilbare Parzellen überzuführen. Alle derartigen Absichten scheiterten aber so lange an dem Widerstande der Massen, als diese überhaupt etwas zu sagen hatten, und das war bis vor etwa dreißig Jahren der Fall. Welche Verluste hierdurch der Gesamtheit zugefügt wurden, darüber nur das Folgende.

Nach der Aufhebung der Leibeigenschaft, mit der die Kolonisten allerdings unmittelbar nichts zu thun hatten, ging das Streben der Regierung dahin, sowohl die russischen Bauern wie die Kolonisten zu Eigentümern des bisher nur benutzten Landes zu machen. Sie schlug den Kolonisten vor, das den Kolonien zugemessene Land zu dem Preise von 8, sage acht Rubeln Kredit für die Deßjatine — den preußischen Morgen also zu weniger als zwei Rubeln — erb- und eigentümlich zu erwerben. Trotz der so außerordentlich günstigen Bedingungen und trotz alles Zuredens sowohl der Geistlichen wie des einsichtigen Teils der Kolonisten lehnte die Masse den Vorschlag der Regierung mit der Begründung ab: „Wir brauchen Neuland (Urboden), aber nicht schon ausgeraubtes Land, das uns nichts nützen kann. Können wir kein Neuland erhalten, so bleibt uns nichts übrig, als auszuwandern.“ Das war anfang der sechziger Jahre; wie viele schon damals nach dem Kaukasus, namentlich dem Kuban, nach Brasilien usw. ausgewandert sind, weiß noch jeder Wolgakolonist. Damals begann auch das Jammern und Klagen über „die unerschwinglichen Zahlungen,“ den Mangel an Land, obgleich mehr als die Hälfte des zugeteilten Landes vollkommen unbearbeitet lag, das Verwüsten der letzten Waldanpflanzungen, das Umpflügen aller, auch selbst steiler Abhänge an Schluchten und Flüssen, nur um frisches Land zu haben, das hierdurch herbeigeführte Versanden und die Verschüttung der Thäler und Flußbetten mit Geröll und Steinen, und schließlich das Verpachten und Versetzen der letzten noch nicht ausgemergelten Stellen an Kapitalisten, nur um auf einige Wochen Geld zu erhalten, überhaupt die Zeit rapiden Verfalls und steigender Armut, die während der Jahre 1891 und 1892 in der allgemeinen Hungersnot den höchsten Grad erreichte.

Was Mißernten in den Gebieten der untern Wolga zu bedeuten haben, weiß jeder, der mit den dortigen Verhältnissen bekannt ist, gut genug; die Gesamtlage der Kolonien hätte aber in jenem Jahre nicht eine so grauenhafte Gestalt annehmen können, wenn den Mißernten nicht eine dreißig Jahre dauernde Mißwirtschaft vorausgegangen wäre. Nur durch sie war es soweit gekommen, daß fast alle Kolonien, verschuldet bis über die Ohren, ohne alle Hilfsmittel dastanden und nur durch Hilfe von außen vor einer fürchterlichen Katastrophe — dem Verhungen von vielen Tausenden — bewahrt werden konnten. Mißernten waren auch früher schon vorgekommen, aber solange die Masse unter der Kontrolle der Oberbehörde in Sfaratow stand, wurden derartige

Digitized by Google

Jahre leicht überwunden und im ganzen auch wenig empfunden. Damals wurde noch dafür gesorgt, daß der untere Haufe nicht die Oberhand bekam; mit dem Verschwinden jener Behörde und der Selbstverwaltung aber waren die zuverlässigen Leute, auf denen von jeher überhaupt die Existenz und das Vorwärtskommen der Kolonien beruht hatte, vollständig auf die Seite geschoben und jeder Willkür des Haufens preisgegeben.

Gerade nach den Erfahrungen, die man mit dem kommunistischen Gemeindebesitz in den deutschen Wolgakolonien gemacht hat, würde das fürchterlichste Unglück, das die Menschheit treffen könnte, die Verwirklichung der wahnsinnigen Ideen der Sozialdemokratie sein.

Keine andre Verirrung des menschlichen Geistes käme wohl der Verblendung gleich, die in der Annahme liegt, daß man der Masse nur das Nötige zu geben brauche, sorglos zu leben, um alle Verbrechen, alles Böse aus der Welt zu schaffen. Hat es der Masse der Wolgakolonisten etwa an irgend etwas gefehlt, was es ihnen wie so vielen andern, die heute reich und angesehen sind, möglich gemacht hätte, emporzukommen, wenn sie nur thätig und sparsam hätten sein wollen? Alle ohne Ausnahme wurden sie bei der Zuteilung der Existenzmittel vollkommen gleich behandelt; wer trägt also die Schuld daran, daß ihre Mehrheit immer weiter zurückgekommen ist und ihr Heil nur noch im Auswandern sieht? Hat sie irgend jemand daran gehindert, dieselben Wege wie die Kolonisten zu gehen, die entschlossen auf ihr eignes Risiko lebten und wirtschafteten und es dann auch zum sehr großen Teil zu bedeutendem Reichtum und hohem Ansehen brachten und neben den Geistlichen die alleinigen Erhalter der Kolonien gewesen sind? Daß hier schon vor Jahrzehnten alles aus Rand und Band gegangen wäre, und Tausende trotz der zugeteilten riesigen Landflächen hätten verhungern müssen, wenn nicht dieser wirklich solide Teil gewesen wäre, weiß alle Welt; aber trotz der fürchterlichsten Erfahrungen ist doch erst ein geringer Teil der Masse zu der Erkenntnis gekommen, daß andre Wege als die bisherigen eingeschlagen werden müssen, wenn nicht schließlich alle untergehen sollen.

Das gefährlichste bei kommunistischem Gemeindebesitz und solidarischer Haftbarkeit in einer vollkommen freien Bevölkerung mit Selbstverwaltung, wo der Haufe das Regiment ausschließlich in den Händen hält, ist von jeher die bodenlose Korruption gewesen, die alle Kreise ergreift, und daß es gewissenlose Beamte giebt, die, anstatt den Thätigen und Sparsamen zu schützen, jedes Recht mit Füßen treten und aus Bequemlichkeit oder aus andern Gründen gemeinschaftliche Sache mit dem verlotterten Haufen machen. Es ist freilich bequemer, das Nötige bei denen in der Gemeinde zu nehmen, wo etwas zum Nehmen vorhanden ist, als sich mit der Menge der thatsächlichen Schuldner herumzuärgern. Ein solches Verfahren muß aber schließlich die ganze Gemeinde zu Lumpengesindel machen, das sich zu seiner Erhaltung auf andre

Digitized by Google

und den Staat verläßt. Ist es nicht ganz natürlich, wenn die zu Gunsten des Haufens Vergewaltigten schließlich erklärten: Man bringt uns mit Gewalt dahin, jedes ernste Streben ferner entweder ganz zu unterlassen oder auszuwandern und auf Stellen zu gehen, wo wir nicht fortwährend für Faulenzer arbeiten müssen, die im Sommer im Schatten und im Winter auf dem Ofen liegen? Die Mehrzahl der russischen Beamten hat allerdings Gewissen und Gerechtigkeitsgefühl genug, sich solche Gewaltstreiche nicht zu schulden kommen zu lassen, aber es giebt mehr als genug, die bei dem Bestreben, sich bei ihren Vorgesetzten und dem großen Haufen lieb Kind zu machen und zu zeigen, wie glatt sich alle Geschäfte in ihrem Bezirke abwickeln lassen, welche Ordnung und Pünktlichkeit darin herrscht, dem Volke und der Autorität des Staats mehr Schaden als Nutzen bringen.

Der bekannteste Vorwurf, den die Sozialdemokratie der heutigen Gesellschaftsordnung macht, besteht bekanntlich darin, daß der Kapitalismus auf Kosten der Arbeit der untern Klassen bestehe und vorwärtskomme. Es fällt uns nicht ein, zu leugnen, daß Ausschreitungen vorkommen, aber es fragt sich, wer es am gründlichsten versteht, auf fremde Kosten zu leben, der Kapitalismus oder die heruntergekommne Masse, wenn sie ihren bequemen Instinkten frei folgen kann, und wo diese widerliche Erscheinung am auffälligsten zu Tage tritt.

Beim Kapitalismus besteht doch immer noch eine Gegenleistung, Zahlung von Löhnen, wenn von fremder Arbeitskraft und fremdem Eigentum Gebrauch gemacht wird; man sehe sich aber einmal die Handlungsweise des verbummelten Haufens an, wenn dieser die Möglichkeit hat, sich auf Kosten der übrigen in der Gemeinde Vorteile zu machen. So beschränkt dieser Haufe ist, wenn es sich darum handelt, Mittel und Wege zu finden, auf ehrliche und thätige Weise vorwärtszukommen, so raffinirt ist er, wenn es gilt, sich auf Kosten der „Reichen“ oder der „Gemeinde“ usw. Mittel zum Schnaps oder zu ähnlichen Dingen zu verschaffen. Dem Gutsbesitzer die Felder abzuweiden oder die Wälder auszuhauen, um mit dem gestohlnen Holze nötigenfalls ganz offen Handel zu treiben, verstehen die russischen Bauern ebenso gut, wie das Gutsvieh absichtlich auf ihre Felder zu treiben, um sich dann durch das Pfänden Geld zu machen, und hundert andre Kniffe. Und ebenso erfahren ist darin die heruntergekommne Masse der Kolonisten.

Wer die Sache nicht aus Erfahrung kennt, ist nicht imstande, sich eine Vorstellung davon zu machen, welche Verwirrung der Begriffe in Bezug auf Mein und Dein ein längeres Leben im kommunistischen Gemeindebesitz in den Köpfen der Masse erzeugt. Anderwärts weiß der letzte Bauer, daß Gemeindeeigentum, Kirchenvermögen usw. etwas andres sind als Privateigentum oder sein eignes geringes Vermögen, aber es ist keine Möglichkeit, diese Begriffe der regierenden Masse in Dörfern mit kommunistischer Agrarverfassung klar zu machen. Dort hat der verkommenste Lump, der noch nie einen Kopeken zum

Digitized by Google

Gemeinde- oder Kirchenvermögen usw. beigesteuert hat, doch die Überzeugung, daß alles, was in der Gemeinde vorhanden ist, Gemeinde- oder Kirchengelder, Gebäude, Felder, Wälder usw. auch sein persönliches Eigentum sei, über das er, unter Umständen in Verbindung mit einem hinreichenden Haufen Gleichgesinnter, ohne weiteres verfügen könne. Und der Haufe hat auch von dem Recht, über das Gemeindevermögen ganz nach Belieben zu verfügen, solange ungenirt Gebrauch gemacht, als ihm die bestehenden Gesetze die Möglichkeit verschafften. Er verkaufte und vertrank, ohne sich nur um die Proteste der andern zu kümmern, ebenso die Getreidebestände im Gemeindemagazin, die für Notstandsjahre als eisernes Kapital dienen sollten, wie das Saatgetreide; es wurden Schulden auf Gemeinderechnung gemacht, daß noch Generationen zu zahlen haben werden, wenn sie die Folgen der leichtsinnigen Wirtschaft ihrer Väter beseitigen wollen.

Als in den Jahren 1891 und 1892 während der Notstandszeit die Masse die gesammelten Gaben nicht in die Hand erhielt, und Maßregeln getroffen wurden, jeden Mißbrauch des Haufens mit den eingegangnen Gaben zu verhindern, machte er natürlich den größten Lärm. Seine Anmaßung ging soweit, daß die Leute den Mitgliedern der Notstandskomitees, durch die überhaupt erst Unterstützungen herbeigeschafft worden waren, das Recht bestritten, Bestimmungen über die Verwendung der Gaben zu treffen oder sie nach den Bestimmungen der Geber zu verwenden. Es wurde frech behauptet, daß niemand ein Recht hätte, mit „ihrem“ Gelde zu wirtschaften, daß sie schon selber wüßten, was sie damit zu machen hätten. Da sich Gemeindevorstände weigerten, die Forderung des herrschenden Haufens zu erfüllen, das noch vorhandne Gemeindeeigentum zu versetzen und das Geld auf die Zahl der Köpfe zu verteilen, das — wie immer — in wenig Tagen vertrunken worden wäre, kam es zu offnem Aufstande, der durch Militär niedergeschlagen werden mußte.

Bei den russischen Bauern wurde, solange die Leibeigenschaft dauerte, noch einigermaßen Ordnung gehalten, da es nötigenfalls Hiebe setzte, wenn das Volk durchaus nicht arbeiten wollte; seitdem aber derartiges nicht mehr zu befürchten war, wurde die Zahl derer, die das Betteln bequemer fanden als das Arbeiten, mit jedem Jahre größer. Und ebenso war es bei den Wolgakolonisten. In früherer Zeit galt das Betteln unter ihnen immer noch als eine Schande; seit der Verleihung der Selbstverwaltung aber gab es immer mehr Leute, die das Betteln als ein ebenso ehrsames Handwerk wie jedes andre betrachteten. Man nimmt ja nur, was die andern freiwillig geben, und das der Gemeinde zugeteilte Land trägt natürlich genug, um den Faulenzer mit den Seinen durchzubringen. Auf Besserung ist nicht zu rechnen, ehe den Leuten zum Bewußtsein gebracht worden ist, daß Faulheit und Liederlichkeit nicht weiter darauf zu rechnen haben, auf Rechnung andrer erhalten und durchgefüttert zu werden. Aber es wird noch lange Zeit vergehen, ehe das erreicht

Digitized by Google

ist. Es ist eben außerordentlich schwer, Ansichten und Gewohnheiten auszurotten, die seit Jahrhunderten fest Wurzel geschlagen haben: Fleiß und Thätigkeit werden eben in Rußland nicht so wie im westlichen Europa geachtet. Wer „arbeitete," war verachtet, und deshalb wurde die Arbeiterklasse nicht nach ihren Eigenschaften, sondern einfach nach ihrer Zahl geschätzt. Man verlangte von den einzelnen Köpfen die gleichen Leistungen und Zahlungen und gab deshalb auch an Grund und Boden usw. jedem genau dasselbe, ohne dabei nach den sittlichen und sonstigen Eigenschaften der Empfänger zu fragen. Einfach und bequem war die Sache allerdings, aber man darf sich nicht wundern, daß der Hause auch jetzt noch, wo er vollständig frei ist, Thätigkeit und Sparsamkeit verachtet, denselben Anspruch auf Besitz und Leben wie der Tüchtigste und Sparsamste erhebt.

Nur der liederliche Hause hat von den Schenkungen und Gaben der Kaiser wirklichen Nutzen gehabt. Die von Alexander II. und Alexander III. erlassenen Steuerrückstände sind fast ausschließlich ihm zu gute gekommen. Er bezahlte in dem Vertrauen, daß man ihm die Steuerrückstände eines schönen Tages erlassen würde, einfach weder Schulden noch Steuern, war also, als sie wirklich gestrichen wurden, gerade so weit wie die, die ihren Verpflichtungen jedes Jahr pünktlich nachgekommen waren. Alexander II. hatte den leibeignen Bauern die Freiheit gegeben und ihnen zugleich etwa 25000 deutsche Quadratmeilen oder etwa 500 Millionen preußische Morgen Land zumessen lassen. Das genügte aber weder den Bauern, noch deren Freunden, die am liebsten den Adel und die Gutsbesitzer ganz aus der Welt geschafft hätten. Die Treibereien zu Gunsten der Bauern begannen, um die Regierung zu nötigen, mit allem, was nicht Bauer hieß, aufzuräumen. Als das aber damals nicht geschah, rechneten die Leute darauf, daß ihnen Alexander III. bei seiner Krönung den Gefallen thun würde. Aber der Kaiser hielt am 21. Mai 1883 den Bauerndelegirten seine bekannte Rede, die in allen Kirchen verlesen wurde und alle Hoffnungen der Bauern und ihrer Freunde zerstörte. Es war also wieder nichts. Man tröstete sich damit, daß man sagte: „Wir müssen warten, bis der Thronfolger (der jetzige Kaiser) zur Regierung kommt; der liebt den Adel nicht und giebt uns das noch übrige Land ganz bestimmt."

Aber auch Nikolaus II. wurde gekrönt, ohne daß den Bauern das noch übrige Gutsland geschenkt worden wäre. Man vertröstete sich nun bis zur nächsten „Revision" (Volkszählung), wo die Zuteilung von weiterm Lande, der Vermehrung der männlichen Köpfe entsprechend, dann ohne Frage wie in frühern Zeiten erfolgen müßte. Die Volkszählung ist aber vorübergegangen, ohne die erwünschten Geschenke zu bringen, und jetzt fragt man sich wieder: Wann werden wir denn eigentlich das noch übrige Land erhalten? Die Vernünftigen haben sich nun allerdings schon lange gesagt, daß aus den Wünschen

Digitized by Google

der Bauern niemals etwas werden könne, aber wie die Bauern im allgemeinen, so spekulirten doch auch die Wolgakolonisten fortwährend auf weitere Zuteilung von „Neuland," das man in der früher so lange gewohnten Weise unter Umständen für das zehnfache des Preises an Spekulanten verpachten konnte, den man der Krone als Auskaufssumme zu zahlen hatte, und nach den Enttäuschungen, die sowohl die Krönung des jetzigen Kaisers wie die Revision gebracht hatten, hielten sie es für zweckmäßig, nicht länger zu warten, sondern ihr Heil in Sibirien zu suchen, wo es immer noch Neuland und keine Regierungsbeamten giebt, die in nicht ganz feiner Weise Steuern und Abgaben verlangen.

Es ist unberechenbar, welche Verluste dem russischen Staat und Volke seit sechsunddreißig Jahren durch diese fortwährende Spekulation auf kaiserliche Gnadengeschenke erwachsen sind. Wie ein Bleigewicht und zehnmal schlimmer als alle Folgen der Leibeigenschaft lasteten die Wirkungen der fortwährenden Verhetzungen der angeblichen Bauernfreunde mit ihrem ewigen Refrain: Den Bauern muß auf Kosten des Adels und des Staates geholfen werden! auf der russischen Volkswirtschaft. Nicht allein daß der Adel hierdurch an den Rand des Untergangs geführt wurde, auch mit den Bauern stand es nicht besser, als Alexander III. den Thron bestieg, und das unvergängliche Verdienst dieses Kaisers wird es bleiben, seinem Lande wieder notdürftig geordnete wirtschaftliche und soziale Zustände gegeben und das Reich vor einer Katastrophe bewahrt zu haben. Der verstorbne Kaiser hat sich um Rußland ein Verdienst erworben, wie keiner seiner Vorgänger. Jeder muß das anerkennen, der Gelegenheit gehabt hat, die Entwicklung der Dinge unter Alexander II. und Alexander III. mit anzusehen. Am Ende der Regierung Alexanders II. waren die Zustände auf dem flachen Lande ein reines Chaos, wo keiner wußte, was die nächste Zukunft bringen würde; am Ende der Regierungszeit seines Sohnes herrschten wieder Ruhe und Sicherheit überall, wenn auch noch Generationen unter den materiellen und sittlichen Schäden, die die Jahre der Selbstverwaltung der Bauern dem ganzen Volksleben gebracht haben, werden leiden müssen.

In einer Beziehung sind aber diese Jahre doch von Nutzen gewesen. Man sieht nun ein, was aus einer Bevölkerung wird, wenn deren ganzes wirtschaftliches und sittliches Leben der Willkür und den rohen Instinkten des großen Haufens preisgegeben ist; man wird es nicht noch einmal auf einen Versuch ankommen lassen. Viele Tausende, die früher noch im Zweifel darüber waren, ob nicht der kommunistische Gemeindebesitz doch vielleicht auch seine guten Seiten habe, sind durch die Erfahrungen von allen „liberalen" Anwandlungen kurirt, und die Regierung wird ihre Absicht, die Angelegenheiten der Bauern so zu ordnen, wie es deren eigne, wie die Interessen des Staates verlangen, mit der Zustimmung der ungeheuern Mehrheit des Volkes verwirklichen können.

Den schlagendsten Beweis aber für die Schädlichkeit des kommunistischen

Digitized by Google

Gemeindebesitzes liefert die Lage in den deutschen Kolonien, die eine andre Agrarverfassung erhielten. Während auf den Feldern der Wolgakolonien nichts als Ruin und Verwüstung zu finden ist, wird sich jeder über den Zustand und die Beschaffenheit der Felder, namentlich der Kolonisten im Norden freuen, die zu derselben Zeit mit den Wolgakolonisten eingewandert sind, aber das Hofsystem mit fest zugeteiltem Grundbesitz angenommen haben. Aus Wald und Sumpf haben sich diese Kolonisten mit schwerer Arbeit Felder und Wiesen geschaffen, die überall — auch in Deutschland — als mustergiltig gelten können; das allein zeigt schon, wie die sittlichen Zustände in diesen Kolonien beschaffen sind. Welcher Unterschied ist zwischen diesen Kolonien und denen an der Wolga, namentlich weiter draußen in der Steppe! Was aber auch in der Steppe geleistet werden kann, haben die Kolonisten in Südrußland, in den Gebieten des Schwarzen und des Asowschen Meeres bewiesen. Das Herz lacht jedem im Leibe, wenn er zum erstenmal die wunderbar schönen Kolonien, namentlich an der Molotschna im nördlichen Teil des taurischen Gouvernements und die im Gouvernement Jekaterinoßlaw usw. besucht. Dörfer wie diese, die, man kann sagen, wie aus dem Ei geschält sind, wo alles Ordnung und Wohlstand verrät, hat in gleicher Schönheit nicht einmal der Westen Europas aufzuweisen. Darnach besuche man einmal die Steppenkolonien an der Wolga, wo Tausende in wahren Erdlöchern ohne Fenster und Thüren hausen. Wie diese Hütten beschaffen sind, zeigt schon die Thatsache, daß das Stück davon gerichtlich zu 2 bis 3 Rubeln Kredit, also 5 bis 7 Mark taxirt werden. Und entsprechend ist das Leben der Bewohner. Eine wirkliche Vorstellung davon, wie weit die Menschen schließlich herunterfinken, wenn ihnen die „Sorge um die Zukunft“ genommen wird, hat aber nur, wer das fürchterliche Elend im Winter 1891 bis 1892, wo Hunger und alle nur denkbaren Krankheiten gerade in diesen Löchern in der entsetzlichsten Weise hausten, mit eignen Augen gesehen hat. Wie viele aber haben es damals wirklich gesehen? Selbst die Mehrzahl von denen, deren Verpflichtung es gewesen wäre, sich von dem Stande der Dinge zu überzeugen, nahm sich in Acht, die Stätten des furchtbaren Elends zu betreten, und es konnte ruhig gesagt und geschrieben werden, es sei ja gar nicht so schlimm. Durch dieses beliebte Vertuschen und Beschönigen der allergefährlichsten Übel ist es aber erst zu den Zuständen der Jahre 1891 und 1892 gekommen, und mit solchem Vertuschen wird auch für die Zukunft nichts gebessert, sondern die Lage immer gefährlicher werden. Daß nach den günstigen Ernten der letzten Jahre die Masse das nötige Brot hat, ist ja erfreulich; ist damit aber auch die Gewähr gegeben, daß das Volk durch die Erfahrungen der Hungerjahre wirklich klüger und besser besorgt für die Zukunft geworden ist, und daß sich nicht dasselbe wiederholen wird, was 1891 und 1892 und schon früher geschah? Die Vermutung liegt nahe, daß die nächste Notstandszeit noch schlimmer als alle bisherigen werden wird.

Digitized by Google

Noch ist die Lage nicht verzweifelt. Der wirklich solide und dabei auch gut gestellte Teil der Wolgakolonisten, der ausnahmslos aus Leuten besteht, die sich unabhängig vom großen Haufen zu machen verstanden haben, zählt immer noch nach vielen Tausenden; man muß ihn nur vor den Angriffen und der Vergewaltigung der verlumpten Masse schützen, dann werden die gewohnten Dummheiten der Masse schon verhindert werden. Aber gerade darin hat es bisher gefehlt.

Daß es keine angenehme Beschäftigung ist, sich mit dem verlotterten Haufen herumzuplagen, soll keineswegs bestritten werden; aber es ist doch klar, daß es nur dann besser werden kann, wenn dem Haufen zum Bewußtsein gebracht worden ist, daß er in wiederkehrenden Notstandszeiten nicht wieder auf Unterstützungen rechnen darf, die ihm ein Notstandsjahr angenehmer macht als eins mit günstiger Ernte. Wenn er darauf rechnen kann, daß ihm die Zahlungen und Abgaben auf Kosten des soliden Teiles der Gemeinden gestundet und schließlich ganz erlassen werden, und daß ihm in Zeiten der Not das zum Leben unbedingt Nötige unentgeltlich geliefert wird, ohne daß man einen Finger dafür zu rühren braucht, weshalb soll er sich dann überhaupt Sorge wegen der Zukunft machen und das gewohnte Leben zu ändern?

Erst wenn die letzten Reste der kommunistischen Mißwirtschaft beseitigt sind, wird allen Gefahren vorgebeugt sein. Wäre die Mißwirtschaft nicht gewesen, so würde die Lage der Wolgakolonien ohne Frage in jeder Beziehung günstig sein, aber dank der russischen Agrarverfassung ist es eben anders gekommen. So sehr das nun zu bedauern ist, so hat es doch wenigstens ein Gutes gebracht. Hätten die Wolgakolonisten die Gemeinde- und Agrarverfassung der übrigen deutschen Kolonisten im Reiche angenommen, so würde ihre Entwicklung auch der andern Kolonien entsprochen haben, es hätte dann an einem zuverlässigen Beispiel für die Beantwortung der russischen Bauernfrage gefehlt; es hätte einfach geheißen: „Hier ist eben nichts zu ändern, aus Russen lassen sich keine Deutschen machen, und umgekehrt.“ Jetzt ist aber der Beweis geliefert, daß es bei einer kommunistischen Gemeinde- und Agrarverfassung, wie sie den russischen Bauern gegeben worden ist, mit einer auf höherer Kulturstufe stehenden Bevölkerung weit schneller abwärts geht, als mit der in der Kultur zurückgebliebnen. Bei dieser sind die Bedürfnisse und Ansprüche an das Leben weit geringer, und infolge dessen ist der Zersetzungsprozeß des Ganzen auch weit langsamer, als auf Stellen mit höherer Kultur. Hier erhebt selbst der verkommenste Lump genau denselben Anspruch auf Leben und Genuß wie der Höherstehende und Günstiggestellte, nur weil er einer bestimmten Nation und Klasse angehört. Ein klassisches Beispiel liefert dafür die Klasse der sogenannten „Zaun- oder Schattenrutscher“ unter den Wolgakolonisten, wie sie von den übrigen genannt werden. Obgleich sie so weit heruntergekommen sind, daß sie samt ihrem Nachwuchs einfach ins Zwangs-

Digitized by Google

arbeitshaus gehörten, sagen sie sich hochmütig: „Du bist ja ein deutscher Mann und also etwas ganz besondres!“ Keine Spur mehr von den Eigenschaften eines braven deutschen Bauern, aber auf die Forderung, zu arbeiten, wird ein solcher Mensch hochfahrend erwidern: „Das is kaane Arbeit for a deitschen Mann.“ Und so ist es in allem übrigen. Der russische Bauer ist mit Schwarz- oder Roggenbrot und einem Schluck seines Fusels zufrieden, der verkommne Wolgakolonist will „Kuchche“ — Weizenbrot — und guten Schnaps haben, und ebenso verlangt „Madame,“ wenn sich die Sache irgendwie machen läßt, ihr „Schälchen Koffee“ so gut wie alle andern im Orte, denn — „Mr sein doch nett schlechter wie de annern,“ aber arbeiten wie alle andern wollen sie nicht.

Die eigentümliche Entwicklung der Dinge in den Wolgakolonien hat nach alledem nicht nur für die russische Regierung, sondern auch für die übrige Welt großes Interesse. Die regierende Masse hat so lange bequem und möglichst gut gelebt, als Mittel dazu vorhanden waren, und jetzt weiß sie sich nicht mehr anders zu helfen, als daß sie wieder einmal auswandern will. Bei den riesigen Landmassen, die den Wolgakolonisten schon zur Verfügung stehen, ist aber kein wirklicher Grund zum Auswandern vorhanden, wenn man nur Kopf und Glieder gebrauchen will. Die Zeiten sind vorüber, wo es immer nur „Neuland“ gab — und damit ist aber auch das Latein der Leute zu Ende, die sonst jedem, der sie auf das Bedenkliche ihrer Wirtschaftsweise aufmerksam machte, hochmütig erwiderten: „Was versteht ihr von unsrer Sache!“ Andre haben sich schließlich um ihre Angelegenheiten kümmern müssen, als ihnen das Wasser bis an den Hals reichte, und dasselbe würde sich auch nach längerer und kürzer Zeit wiederholen. Es ist ja sehr begreiflich, daß der Masse die jetzigen Zeiten nicht gefallen, und daß sie noch immer von den „goldigen“ Tagen und Jahren der Überfülle von Neuland und hohen Getreidepreisen träumt; aber diese Zeiten sind eben gewesen, und die russische Regierung wird sich hüten, ihren Unterthanen noch ferner die Mittel zur Fortsetzung eines Schlendrians zu liefern, der die Menschen nicht reicher und klüger, sondern nur ärmer und beschränkter macht. Die größte Wohlthat, die sie dem Volke erweisen kann, besteht darin, daß sie es durch Gesetze zwingt, mehr an die eigne und der Kinder Zukunft zu denken, als es bisher geschehen ist.

Digitized by Google

Endlich den Beruf gefunden

Nachdem der Entschluß, den geistlichen Rock auszuziehen, gefaßt war,*) mußte, zunächst um den Lebensunterhalt zu erwerben, ein neuer Beruf gewählt werden. Die Wahl fiel nicht schwer, denn es giebt nur zwei Berufe, für die ich tauge, den des akademischen Lehrers und den des Publizisten, und da es für den ersten zu spät war, so blieb nur der zweite übrig. Statt zu definiren: Zeitungsschreiber sind Leute, die ihren Beruf verfehlt haben, würde man in vielen Fällen richtiger sagen: Leute, die ihren Beruf erst spät gefunden haben. Seitdem Zeitungen und Zeitschriften ein allgemeines Bedürfnis und überaus zahlreich geworden sind, können Leute, die nicht bloß im Nebenberuf für Zeitungen schreiben, und solche, die die Auswahl und das Zusammenstellen der Beiträge besorgen, nicht mehr entbehrt werden; die Zeitungsschreiberei ist daher ein Beruf wie andre Berufe, und jetzt giebt es ja auch schon genug junge Leute, die sich ihr vom Gymnasium weg, vielleicht wird man bald sagen dürfen, von der Volksschulbank weg widmen. Ob der Umweg über einen andern Beruf, in dessen Ausübung man einige Jahrzehnte lang ein gewisses Maß von Kenntnissen und Erfahrungen sammelt, besonders vorteilhaft ist, darf billig bezweifelt werden. Ich kenne zwei Brüder, die eine schlechte Dorfschule besucht haben, dann zu einem Buchdrucker in die Lehre gekommen sind, als Lehrlinge Theaterkritiken geschrieben haben und nach Beendigung ihrer Lehrzeit in kleine Redaktionen als Gehilfen eingetreten sind. Jetzt haben sie beide (im Alter von 30 und 24 Jahren) auskömmliche „Chefredakteur"stellen in ansehnlichen Provinzialstädten. Und sie machen ihre Sache bedeutend besser, als ich meine gemacht habe. Der ältere hat eine Leitartikelserie bei zweihundert Blättern abgesetzt; ich würde, wenn ich mit meinen Leitartikeln hausiren gegangen wäre, aus zweihundert Redaktionen hinausgeworfen worden sein.

An Gelegenheit zur Vorbildung für den Zeitungsschreiberberuf fehlte es mir auch in der geistlichen Stellung in Neisse nicht. Es giebt hier zwei Blätter: ein Zentrumsorgan, die Neisser Zeitung, die täglich, und ein Organ der „liberalen" Partei, das dreimal in der Woche erscheint. Damals kam die

*) Siehe den Artikel „Religionsunterricht" im 30., 31. und 32. Heft.

Digitized by Google

Neisser Zeitung nur dreimal, die Liberale Neisser Zeitung, die später in Neisser Presse umgetauft wurde, zweimal in der Woche heraus. Das Wort liberal bedeutet in katholischen Gegenden weiter nichts als den Gegensatz zur Zentrumspartei; in der „liberalen" Partei halten alle Nichtkatholiken zusammen vom starr orthodoxen Pastor bis zum erklärten Freigeist, vom Geheimen Regierungsrat und vom pensionirten Major bis zum roten Republikaner. Die zuletzt genannte Spezies ist freilich ausgestorben, seitdem die rote Farbe aus dem Politischen ins Soziale umgeschlagen ist, aber damals gab es noch einzelne Fortschrittler, die ein wenig ins rötliche schillerten. So lange der Kulturkampf gedauert hatte, war er hier wie überall der Stofflieferant für die Lokalpresse gewesen. Als ich im Herbst 1879 ankam, war der Sturm im Abflauen begriffen; die selbstverständlich unbezahlten Mitarbeiter des liberalen Blattes hatten sich einer nach dem andern zurückgezogen, und der Herausgeber, Buchdruckereibesitzer Letzel, saß auf dem Trocknen. Nur einer war ihm treu geblieben, ein Staatspfarrer, der nicht gar weit von hier hauste — er ist schon lange tot —, dessen Schreibweise jedoch ans Unflätige grenzte. Bald nach meiner Ankunft in Neisse im Herbst 1879 kam Herr Letzel einmal mit einem solchen Manuskript zu mir und fragte mich um Rat. Ich sagte ihm, er möchte das lieber nicht aufnehmen, ich wäre bereit, ihm regelmäßig Beiträge zu liefern. Zeit hätte ich ja genug übrig. Ich schrieb nun meistens über Gegenstände von allgemeinem Interesse, u. a. naturphilosophische Betrachtungen, deren Überschrift: Hobelspäne aus Philosophenwerkstätten der Schlesischen Volkszeitung zu dem Witze verhalf: der altkatholische Pastor in Neisse füttert seine Schafe mit Hobelspänen. Der Polemik über religiöse und kirchenpolitische Dinge ging ich nicht aus dem Wege, führte sie aber in anständigem Tone, und dafür wurde mir sowohl von Protestanten wie von Katholiken gedankt; denn wenn zwei Parteien einander in ihren Organen eine Zeit lang die bösesten und erbittertsten Schimpfwörter an den Kopf geworfen haben, so führt das in einer Stadt von 20000 Einwohnern, wo von den Honoratioren wenigstens jeder jeden kennt und die meisten geschäftlich mit einander zu thun haben, in eine nicht allein ungemütliche, sondern unhaltbare Lage. Herr Letzel war über die Wendung der Dinge so erfreut, daß er mir, was ich weder gefordert noch erwartet hatte, ein kleines Honorar zahlte. Er war der Redakteur seines Blattes und hatte die Redaktionsarbeit satt. Es lag also nahe, daß wir uns auf ein Kompagniegeschäft einigten. Nur noch eine Kleinigkeit fehlte, der Redakteurgehalt, denn einen solchen, meinte er, werfe sein Blättchen nicht ab; vielleicht lasse sich aber ein Konsortium gründen, das dafür aufkäme. Der Versuch dieser Gründung mißlang, und so sah ich mich denn mit meinen Plänen auf auswärtige Blätter angewiesen. Ich begann nun, an allerlei Zeitungen und Zeitschriften Manuskripte zu schicken, die ich allesamt wiederbekam, was sehr anständig von den Redaktionen war, denn sie hätten ja das Zeug in den

Digitized by Google

Papierkorb werfen können. Ich war damals noch so naiv, daß ich an ein paar Orten nach dem Grunde der Ablehnung fragte, worauf ich natürlich keine Antwort bekam. An ein paar Stellen, zu denen ich besondres Vertrauen hegte, wandte ich mich mit Anfragen über das Schriftstellergewerbe, und von beiden erhielt ich freundliche und ausführliche Antworten. Ein Redakteur der Schlesischen Zeitung schrieb mir, ich möchte nur den unglücklichen Gedanken aufgeben, mich auf solche Weise durchschlagen zu wollen, mit Leitartikeln und Feuilletons würden alle Redaktionen überschwemmt; nur die journalistische Handlangerarbeit nähre ihren Mann, Reporter fänden stets lohnende Arbeit. An Paul Lindau hatte ich die Frage gerichtet, ob vielleicht mit Übersetzungen aus dem Englischen und Französischen etwas zu verdienen sei; an Übersetzern fehle es ja gewiß nicht, aber ich fände, daß die meisten ihre Sache herzlich schlecht machten, und um klassische Werke, wie die von Macaulay, sei es doch schade, wenn sie von Übersetzern verhunzt würden. Er antwortete, das Übersetzungselend werde allgemein anerkannt, aber es sei nichts dagegen zu machen; Studenten und Damen hätten die Preise so verdorben, daß tüchtige Übersetzer dabei nicht bestehen könnten; aber sich durch selbständige Beiträge an Zeitschriften eine Existenz zu gründen, das sei durchaus nicht unmöglich. Einen Artikel jedoch, den ich daraufhin an die Gegenwart einschickte, lehnte auch er ab. Wegen des Übersetzens fragte ich noch bei einem Verleger an mit der Begründung, daß ich die kürzlich bei ihm erschienene Übersetzung eines bedeutenden Werkes recht schlecht fände; er antwortete, er sei mit seinen Übersetzern ganz zufrieden. Später hat mir auch Eduard von Hartmann, mit dem ich durch die Besprechung einiger seiner Bücher in Briefwechsel gekommen war, einige freundliche Ratschläge gegeben.

Der 1. Oktober 1882 kam immer näher, und es eröffnete sich noch keine Aussicht. Ich beschloß, nach Berlin überzusiedeln und dort mein Glück zu versuchen; so viel hatte ich in den Neisser drei Jahren erspart, daß ich davon ein paar Monate leben konnte, und übrigens war ich aufs schlimmste gefaßt. Von alledem sagte ich niemandem ein Wort, und wenn man mich fragte, was ich denn eigentlich anzufangen gedächte, so antwortete ich, ich würde mir eine Drehorgel kaufen. Ich war die ganze Zeit über sehr heiter, denn ich hatte mir zwei Herzkammern eingerichtet: in die eine verschloß ich die Sorge um die Zukunft, die nicht übertrieben groß war, da es sich bloß um meine Person handelte, und niemand mehr lebte, gegen den ich strenge Verpflichtungen gehabt hätte; in der andern genoß ich das Glück der Gegenwart; ich war gesund, das Wetter war schön, auf weiten Spaziergängen erlabte ich mich an der schönen Natur, und die Kinder meiner Quasifamilie, deren Vater damals noch lebte, machten mir Freude. Kurz vor Thorschluß erklärte mir Herr Letzel, er wolle es auf eignes Risiko mit mir wagen; mein Eintritt in die Redaktion werde doch gewiß die Abonnentenzahl erhöhen, und so werde wohl das Blatt

Digitized by Google

selbst mit der Zeit die Kosten bestreiten. Ehe ich das in heutiger Zeit nicht ungefährliche Amt übernahm, hatten mir wohlwollende Freunde eine Schutzimpfung gegen den Staatsanwaltsbazillus angedeihen lassen. Ich war ein entschiedner Freund des Tabakmonopols und hatte so manches dafür in unserm Blättchen geschrieben; als es nun vom Reichstage abgelehnt worden war, hielt ich ihm eine satirische Leichenrede. Ein paar Tage darauf begegnete mir der Landrat und gratulirte mir zu dem Artikel; ich mußte ihm jedoch mitteilen, daß vor der Hand kein Anlaß zum Gratuliren sei, da ich wegen Beleidigung Bismarcks, des deutschen Heeres und des preußischen Offizierstandes denunzirt und schon vor den Untersuchungsrichter geladen sei; worauf dem Landrat ein Ausruf entfuhr, der nicht eben wie eine Schmeichelei klang. Dem Untersuchungsrichter machte ich klar, daß nach dem, was ich die ganze Zeit über geschrieben hätte, die Absicht einer Verhöhnung Bismarcks mindestens höchst unwahrscheinlich sei, und da er mit dem Protokoll nicht zurecht kam, so sagte ich: erlauben Sie vielleicht, daß ich das Protokoll diktire? Er erlaubte es mit Vergnügen, und ich diktirte nun ein Protokoll ungefähr in dem Stile, in dem ich bei ein paar Gelegenheiten einem als geistlichen Untersuchungsrichter erschienenen alten Erzpriester diktirt hatte; der hatte mit Händen und Füßen protestirt und sich wie ein Regenwurm gewunden, was ihm aber nichts genutzt hatte. Diesmal schrieb der Gerichtsschreiber ganz gleichmütig nieder, was ich ihm sagte, aber die Staatsanwaltschaft mag wohl beim Lesen den Gleichmut ein wenig verloren haben, und diesem Umstande schreibe ich es zu, daß sie mich später niemals beim Ohre genommen hat, wenn ich Dinge sagte, die von ihrem Standpunkt aus wirklich nicht ganz „einwandfrei“ waren; sie wird gedacht haben: am Ende fragt uns der Kerl wieder, ob wir denn nicht wüßten, was Ironie ist? Besonders da auch das Zentrumsblatt geschrieben hatte: J. verspottet die Gegner Bismarcks und stellt sie als Tröpfe hin und soll wegen Bismarckbeleidigung angeklagt werden? Nein, so etwas ist doch noch nicht dagewesen! Übrigens war der Denunziant ein viel zu gescheiter Mann, als daß er selbst mich mißverstanden haben könnte; er hat, denke ich mir, sich selbst durch den Artikel beleidigt gefühlt und, auf den berühmten Juristenscharfsinn rechnend, mir auf diesem Wege eins zu versetzen versucht.

Wenn ich nun über meine Redaktionsthätigkeit berichten soll, so muß ich mein Verhältnis*) zu Bismarck darlegen. Damit soll natürlich nicht etwa ein Beitrag zu einer zukünftigen Biographie Bismarcks, sondern nur ein Stück Weltgeschichte in Hinterwinkel geliefert werden. Hinterwinkel ist eine Gegend, die von den Staatsmännern nicht vernachlässigt werden sollte. Frankreich ausgenommen, dessen Geschicke ein paar hundert Jahre lang auf dem Pariser

*) Sit venia verbo! Eigentlich kann ja von einem Verhältnis zwischen zweien, von denen einer den andern nicht mal dem Namen nach kennt, keine Rede sein.

Digitized by Google

Pflaster entschieden worden sind, besteht jedes Land aus einigen tausend Hinterwinkeln, und was zu guter letzt den Gang der innern Politik und manchmal auch den der äußern bestimmt, das ist die Resultante der in tausend Richtungen auseinander strebenden politischen Regungen der verschiednen Hinterwinkel. Imponderabilien hat Bismarck die unerwarteten Widerstände genannt, auf die er zuweilen stieß, nicht ganz mit Recht in unsrer Zeit der neubegründeten Psychophysik. Die Stärke der Stimmungen läßt sich an ihren Ausdrücken messen, und die Köpfe, die von einer gewissen Stimmung ergriffen sind, lassen sich zählen; die Schwierigkeit liegt nur darin, daß der leitende Staatsmann nicht in jedem Dorf und in jedem Städtlein des Reiches einen sicher arbeitenden Wäg- oder Meß- und Zählapparat aufstellen kann, und daß er daher meistens, oder sagen wir lieber, da vertuschen doch nichts nützt, daß er stets mangelhaft unterrichtet ist. Die Widerstände, die von den Damen am Hofe ausgingen, hat Bismarck unmittelbar und darum sehr lebhaft empfunden, von den Widerständen im Lande hat er unmittelbar gar nichts gespürt — wurde er doch überall, wo er hinkam, umjubelt —, sie konnten sich ihm nur wie aus weiter Ferne durch die trüben und weitschichtigen Medien der Wahlen, der Parlamentsverhandlungen, der Zeitungspresse bemerkbar machen; und so hat er sich denn manchmal gewundert, daß es nicht vorwärts gehen wollte, obwohl, wie er meinte, das ganze deutsche Volk hinter ihm stand. Es mag gar nicht selten der Widerstand in Hinterwinkel gewesen sein, was er für Intriguen hoher Damen gehalten hat. Verehrer Bismarcks meinen nun freilich, daß der Widerstand gegen Bismarck, mag er von Hinterwinkel oder vom Hofe ausgehen, ein Nichtseinsollendes sei, und sie nennen es schon Anmaßung, wenn jemand in politischen Dingen auch nur andrer Meinung ist als Bismarck. Ich hingegen finde diese Auffassung sehr wunderlich. Tadeln doch diese selben Verehrer Bismarcks die Anerkennung der Autorität des Papstes, und loben sie doch aufs höchste einen Katholiken, namentlich einen Geistlichen, der Rom gegenüber seine selbständige Überzeugung behauptet. Nun ist aber die Anerkennung einer unfehlbaren Autorität in religiösen Dingen weit eher zu rechtfertigen als in politischen. Denn vom Jenseits können wir auf natürlichem Wege keine Kenntnis erlangen; wollen wir durchaus etwas darüber wissen, so müssen wir an die sich so nennende Offenbarung glauben, und will sich einer aus dem endlosen Zank über den Sinn der Offenbarung retten, so bleibt ihm nichts übrig, als auch noch einen unfehlbaren Interpreten der Bibel anzuerkennen. Aber Steuern, Strafgesetze, Regimenter, Kasernen, geographische Verhältnisse, das sind Dinge, von denen man auf natürlichem Wege eine hinreichende Kenntnis erlangen kann, um sich ein Urteil darüber bilden zu können. Freilich ist es bei der Größe und Verwicklung der heutigen Verhältnisse unmöglich, sich über alles genau zu unterrichten, aber diese Unmöglichkeit besteht auch für das größte Genie, mag es ein politisches oder ein Finanzgenie sein, und Bismarck selbst

Digitized by Google

hat mit der berühmten Frage Rothschilds: „Meyer, wie denke ich über amerikanische Häute," die Thatsache beleuchtet, daß er sich in vielen Stücken auf die Autorität von Fachmännern verlassen müsse. Was aber von den verschiednen Fächern gilt, das gilt auch von den verschiednen Landschaften, Bevölkerungsgruppen, ihren Zuständen und Stimmungen. Der leitende Staatsmann kann sich nicht über alle persönlich unterrichten, und auch wenn er ein Genie ist, kann es ihm sehr leicht begegnen, daß er, auf falsche Informationen gestützt, falsche Maßregeln trifft, und wer nun denen, die die Dinge aus der Nähe kennen, mit ihren Kenntnissen und Ansichten hervorzutreten verbieten will, der erweist der Regierung wahrhaftig einen schlechten Dienst. Außerdem: was in aller Welt sollte denn ein Staatsmann anfangen, der auf keinen Widerstand stieße? Ist etwa ein überall nachgebender Sumpf ein Boden, auf dem man stehen und schreiten kann? Wäre es möglich, in einem Wasser zu schwimmen, das keinen Widerstand leistete? Ist doch die physikalische Wahrheit, daß nur das stützt, was Widerstand leistet, und daß nur der Widerstand des Mediums die Fortbewegung ermöglicht, allgemein bekannt. Im luftleeren Raum würden Lerche, Schwalbe und Adler platt zu Boden fallen, und Bismarck hätte nicht Bismarck werden können, wenn das deutsche Volk aus lauter gehorsamen Jasagern bestanden hätte. Daß das, was ich im nachstehenden zu sagen habe, von den Ansichten der Grenzbotenleser vielfach abweicht, wird sie nicht hindern, die Irrgänge eines politischen Ketzers einiger Beachtung wert zu finden.

Schon früher habe ich erwähnt, daß schon vor 1870 meinen damaligen Glaubensgenossen sogar meine religiöse Rechtgläubigkeit verdächtig erschien, weil ich Bismarck in der Konfliktszeit nicht für einen politischen Heiland und von 1866 ab nicht für den Gottseibeiuns zu halten vermochte; unbegreiflich erschien mir in der Konfliktszeit die Blindheit der Liberalen, die nicht einsehen wollten, daß Bismarck ihr Programm ausführte. Dieses Programm war nicht das meine, da ich der großdeutschen Idee anhing, aber da ich sah, daß sich Österreich unfähig erwies, das großdeutsche Programm zu verwirklichen, so blieb natürlich nichts übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen und mit dem vorläufig Erreichten einstweilen zufrieden zu sein. Daß ich Bismarcks Virtuosität in der Durchführung seines Programms bewunderte, versteht sich ebenso von selbst, wie daß mir einige seiner Charaktereigenschaften: seine urwüchsige Kraft, sein natürlicher gesunder Verstand, seine Natürlichkeit sympathisch waren. Im Kriege von 1870 war ich selbstverständlich nicht mit halbem Herzen wie 1866, sondern mit ganzem dabei; aber die Person Bismarcks trat mir da hinter dem alten Kaiser, den großen Feldherrn und den deutschen Heeren zurück. Nach 1870 ereignete sich auch außer dem Kulturkampfe noch so manches, was mir entschieden mißfiel. Wärmer wurde meine bis dahin kühle und mit sehr vielen „aber" versetzte Bewunderung für Bismarck

Digitized by Google

vom Jahre 1878 ab; eine Zeit lang war ich ein entschiedner Anhänger seiner neuen Sozial- und Wirtschaftspolitik. So brachten mich die Ereignisse, wie gewöhnlich, in Konflikt mit meinen nächsten Freunden und mit der Partei, auf die ich angewiesen war. Die hiesige liberale Partei war freilich das Gemisch, das ich oben beschrieben habe, aber ihr Grundton war fortschrittlich und dabei kulturkämpferisch. Puttkamer als Kultusminister war ihr ein Greuel, die Verhandlungen mit Rom verstimmten sie, und die Schwenkung in der Sozial- und Wirtschaftspolitik focht zwar die Führer, die ja meistens Beamte waren, an sich nicht an, aber die Bezeichnung reaktionär, die der neuen Richtung beigelegt werden konnte und beigelegt wurde, war ihr doch unangenehm. Was ich also an Politischem vor Übernahme der Redaktion in das Blatt geschrieben hatte, war zwar sehr bismarckfreundlich, aber durchaus nicht nach dem Geschmack der bisherigen Bismarckpartei, wenigstens nicht ihres Hauptstammes, sodaß ich nur einige höhere königliche Beamte und einen Teil der Bürgerschaft auf meiner Seite hatte.

Und nicht lange dauerte es, da war ich genötigt, es auch mit dem landrätlichen Kreise zu verderben. Von den Bändern, die mich ein paar Jahre an Bismarck gefesselt hatten, riß eins nach dem andern. Zunächst wurde mir das Agrariertum verdächtig gemacht — von einem Landwirt. Der Gutsbesitzer Johann Michael Grützner in Reinschdorf ist ein Idealbauer. Ein langer, hagerer Mann, mit seinen zweiundsiebzig Jahren noch so rüstig, frisch und gelenkig wie ein Jüngling, stets in derselben durch nichts zu erschütternden gleichmäßigen ernst-heitern Stimmung, so zufrieden mit seinen Dienstboten und Tagelöhnern, wie sie es mit ihm sind, auch stets mit der Ernte zufrieden (denn, sagt er, ein tüchtiger Landwirt hat nie eine Mißernte; gerät die eine Frucht schlecht, so gerät dafür eine andre desto besser), Leiter eines landwirtschaftlichen, eines Vorschuß- und eines Schulzenvereins, Berater der Landräte der Kreise Neisse und Grottkau, von denen er selbst wiederum lernt, wie er auch von dem verstorbnen Landwirtschaftsminister Friedenthal, dem größten Grundbesitzer der beiden Kreise, mit dem er in engerm Verkehr stand, viel gelernt hat, ein guter Haushälter, aber die Kosten der Gastfreiheit und einer anständigen Geselligkeit nicht scheuend, hat er acht Söhne ausgestattet, ohne sein schönes Gut zu verkleinern, und von den angeblich schlechten Zeiten keine Erschütterung seiner Existenz verspürt. Gute Preise sind ihm natürlich lieber als schlechte, aber er erkennt offen an, daß die hohen Preise durch den kargen Ertrag und die niedrigen Preise durch reichlichen Ertrag so ziemlich ausgeglichen werden, und daß niedrige Preise im natürlichen Laufe der Dinge von selbst wieder bessern weichen; und dann: man muß ja nicht gerade verkaufen, wenn die Preise am allertiefsten stehen! Jetzt eben, sagte er mir im Oktober, habe ich meine vorjährige Ernte verkauft und dabei natürlich ein bedeutend besseres Geschäft gemacht, als wenn ich sie vorm Jahre

Digitized by Google

verkauft hätte. Er verargt es den in Not befindlichen Rittergutsbesitzern nicht im mindesten, wenn sie alles aufbieten, sich zu halten, aber von jedem der vorgeschlagnen Mittel pflegt er lächelnd zu sagen: wird nicht viel helfen! Er hat sie alle mit seiner ruhigen klaren Überlegung und an der Hand der Erfahrung geprüft, diese Mittel, von der Doppelwährung bis zu den Kornsilos, und gefunden, daß die einen gar nichts taugen, und daß man sich von den andern nicht viel versprechen darf. Dem Bunde der Landwirte ist er beigetreten, weil er es für seine Pflicht hält, sich an allem zu beteiligen, was die Landwirtschaft möglicherweise fördern kann, aber aus seiner Mißbilligung der demagogischen Manieren des Bundes macht er kein Hehl, und daß irgend ein Bund oder eine Regierung die Getreidepreise machen könne, das glaubt er nicht. In der Politik hält er es nicht mit der Zentrumspartei, sondern, als Verehrer Bismarcks, mit den „Liberalen.“*) Als ich nun im Anfange der achtziger Jahre in das Geschrei über den drohenden Untergang der Landwirtschaft einzustimmen Miene machte, lachte er mich aus, und dasselbe thaten andre Bauern, die weit weniger gebildet und deren Güter viel kleiner waren. So geriet denn mein Glaube, daß eine großartige Aktion zur Rettung der Landwirtschaft ein Beweis hoher Staatskunst sei, ins Schwanken.

Die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 hatte mich selbstverständlich mit Begeisterung für Bismarck erfüllt; diese kühlte sich jedoch in dem Maße ab, als die Ausführung fortschritt. Die Großartigkeit und Kühnheit des Gedankens unsrer Arbeiterversicherung kann ja kein Mensch bestreiten, und die Energie, mit der Bismarck dieses sein letztes Lebenswerk durchgeführt hat, muß man bewundern, aber im Grunde genommen ist dieses gewaltige Werk doch weiter nichts als die den heutigen Verhältnissen angepaßte Armenversorgung oder, etwas genauer ausgedrückt, Versorgung der Arbeitsunfähigen, und berührt die sozialen Schwierigkeiten gar nicht. Daß diesen mit den unklaren Idealen, die aus dem Ausdrucke: Zusammenfassung der realen Kräfte des Volkslebens in korporativen Verbänden, hervorzuschimmern schienen, nicht beizukommen sei, wurde mir im Laufe der Jahre immer deutlicher, und es bildete sich in mir die Überzeugung aus, daß vorderhand nur zwei lösbare Aufgaben vorlägen: nach außen Erweiterung der Reichsgrenzen,**) zur Versorgung eines Teiles der Besitzlosen mit Land, im Innern kräftiger Arbeiterschutz und die Verwirklichung der Koalitionsfreiheit für die Arbeiter in ihrem Kampfe um bessere Arbeitsbedingungen. Die sozialdemokratische Partei hielt ich, als vorläufig einzige Arbeiterpartei, für eine Notwendigkeit, während ich den Sozialismus

*) Er ist Katholik, aber nicht besonders kirchlich gesinnt, was ich weder lobe noch tadle; ich teile es nur als eine Merkwürdigkeit mit, weil die katholischen Bauern — Pardon! Gutsbesitzer — unsrer Gegend fast durchweg streng kirchlich und eifrige Parteigänger des Zentrums sind.

**) Die Flaggenhissungen begrüßte ich zwar mit Freuden, aber ohne sonderliche Befriedigung, da ich in Afrika unser zukünftiges Kolonialland nicht zu erkennen vermochte.

Digitized by Google

als Zukunftsideal, wie die Leser wissen, aus drei Gründen ablehne: weil ich ihn für utopisch halte, weil er mir kein wünschenswerter Zustand zu sein scheint, und weil er meinen persönlichen Neigungen widerspricht. Wenn man aber den Sozialismus nicht will, so bleibt für die Einfügung der Lohnarbeiter in den Staatskörper meines Erachtens nur zweierlei übrig, was vor dem Richterstuhl der Vernunft einigermaßen bestehen kann, entweder die gesetzlich anerkannte Hörigkeit oder die wirkliche und volle Koalitionsfreiheit.*) Was dazwischen liegt, das sind Halbheiten, die in unentwirrbare Verlegenheiten verwickeln und die Gemüter aller Beteiligten, also aller Brotherren und Lohnarbeiter, mit Galle erfüllen.**) Da mir nun die Regierung diesen beiden Aufgaben mehr entgegenzuwirken als sie vorzubereiten schien, so war das ein weiterer Grund für mich, nach links hin abzuschwenken.

Am stärksten drängte mich zunächst der Gang der äußern Politik in die Oppositionsstellung. Das Bündnis mit Österreich hatte ich selbstverständlich von meinem großdeutschen Standpunkt aus mit Freuden begrüßt; war es doch, abgesehen von seiner bei einem Blick auf die Landkarte einleuchtenden unabweisbaren Notwendigkeit, das einzige vorderhand verfügbare Mittel, die Amputation von 1866 einigermaßen ungeschehen zu machen. Auch die Erweiterung

---

*) Meine Überzeugung, daß die antike Sklaverei nur in der harten juristischen Fassung der Gesetze darüber unsittlich, in Wirklichkeit aber meistens ein echt menschliches und darum sittliches Verhältnis gewesen sei, während unser heutiger Zustand dem Buchstaben des Gesetzes nach christlich und sittlich, thatsächlich aber vielfach höchst unsittlich ist, befestigt sich umso mehr, je länger ich mich damit beschäftige. Von dem vielen, was ich seit meinen Aufsätzen über die Sklaverei nach den Dichtern der Alten gefunden habe, will ich an dieser Stelle nur zweierlei erwähnen. Plutarch erzählt von Crassus, er sei bei dem Unterricht, den seine Sklaven empfingen, zuhörend und selbst lehrend zugegen gewesen und habe darüber bemerkt: da ihm der Genuß aller seiner übrigen Besitztümer durch seine Sklaven vermittelt werde, so sei es in der Ordnung, daß er diese persönlich regiere. Welch gesundes ökonomisches Verhältnis, bemerkt hierzu Lassalle, und welche gesunde Grundlage für ein sittliches Verhältnis, darf man hinzufügen. Und Cicero schreibt seinem Bruder Quintus in dem schönen Briefe, worin er ihm seine Pflichten als Verwalter der Provinz Asia einschärft: Est autem non modo ejus, qui sociis et civibus, sed etiam ejus, qui servis, qui mutis pecudibus praesit, eorum, quibus praesit, commodis utilitatique servire. Der moderne „Arbeitgeber" schließt mit vierzehn-, ja dreizehnjährigen Knaben oder Mädchen einen „freien Arbeitsvertrag," läßt sie in seiner Ziegelei Ziegel schleppen, bis sie Krüppel geworden sind und sich durch das Waten im nassen Lehm und durch die ungesunde Schlafstätte die Gicht geholt haben, und dann „löst er den Vertrag," ohne sich darum zu kümmern, was aus ihnen wird. In vielen Fällen hat er sie niemals zu Gesicht bekommen. Diese Komödie der „Vertragsfreiheit" von Menschen, die der Fürsorge bedürfen, war es bekanntlich, was Carlyle am meisten an den modernen Zuständen empörte, und wogegen er seinen schärfsten Spott gerichtet hat.

**) Freilich ist es das gewöhnliche Schicksal der Menschenkinder, sich mit Halbheiten herumplagen zu müssen. Wie der Druck dieser sozialen Halbheiten gemildert und der Notwendigkeit einer radikalen Entscheidung für oder gegen Sklaverei ausgewichen werden könnte, darüber habe ich bei andern Gelegenheiten Betrachtungen angestellt.

Digitized by Google

des Zweibundes zum Dreibunde war mir sehr angenehm, weil, wie man damals noch meinen durfte, mit Italien ein liberales Element in den Bund hineinkäme. Aber in Skierniewice schien die Heilige Allianz wieder zu erstehen mit Rußland als Haupt, und die Gefälligkeiten, die unsre Regierung der russischen bei mehreren Gelegenheiten erwies, z. B. in der bulgarischen Angelegenheit, erregte mir den ganzen innern Menschen. Und die Art und Weise, wie die Offiziösen jede an der Haltung der Regierung geübte Kritik zurückwiesen, war nicht geeignet, mich milder zu stimmen. So hieß es z. B., die ultramontan-polnisch-fortschrittliche Presse beschwöre einen Krieg mit Rußland herauf. Darauf sagte ich mir und sagte ich meinen Lesern: wenn man dem Nachbar in einer faulen Sache nicht gefällig sein will, so ist das doch noch kein Grund für diesen, einem ins Haus einzubrechen. Sollte sich aber Rußland vom türkischen Kriege schon so weit erholt haben, und sollte die Anmaßung seiner Regierung so hoch gestiegen sein, daß sie Gefälligkeiten *fordern* zu dürfen glaubte und die Nichtbewilligung als Kriegsfall behandelte, dann wäre der Krieg eine unabweisbare Notwendigkeit, wenn wir nicht in schmachvolle Abhängigkeit geraten wollten, und die Verschiebung der Entscheidung würde unsre Lage nur verschlimmern, weil die Macht Rußlands viel schneller wächst als die unsre. Mir war die Intimität mit Rußland auch deshalb verhaßt, weil sie die Stärkung der absolutistischen Richtung in unsrer innern Politik bedeuten konnte. Nicht daß ich ein grundsätzlicher Gegner des Absolutismus gewesen wäre; alle im Laufe der Zeit hervorgetretenen Staatsformen sind berechtigt, jede dort, wo sie auf natürliche Weise entsteht. Passive Völker können nicht anders als absolutistisch regiert werden. Und wenn eine Menge von Haus aus aktiver Völker zu einem Riesenreiche verschmilzt, wie im alten orbis terrarum, so bleibt für die Zentralgewalt keine andre Form übrig als der Absolutismus, nur daß er sich nicht vermessen darf, auch das Kleinste und seinem Sitz Entfernteste büreaukratisch regeln zu wollen, sondern ein reichliches Maß landschaftlicher, nationaler und munizipaler Selbstverwaltung gestatten muß, wie das ja auch im kaiserlichen Rom geschah. Aber für die aktiven Völker oder für die Völker in ihrer aktiven Periode bedeutet der Absolutismus, wenn er nicht bloß, wie im Europa des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, vorübergehend als Totengräber veralteter Einrichtungen waltet, den Tod, denn die kulturschaffende Thätigkeit ist nur in der freien Wechselwirkung selbständiger Geister möglich, von denen jeder seine eignen Gedanken hat und seine eignen Ziele verfolgt, sodaß ohne obrigkeitliche Hilfe und ohne obrigkeitlichen Zwang an jedem Orte des Vaterlandes Leben hervorsprießt. Es ist nun sehr wohl denkbar, daß in einem kleinern Lande, das sich solches Lebens noch erfreut, dieses durch den rein mechanischen Druck eines auf ihm lastenden verbündeten Kolosses erstickt wird. Deshalb habe ich trotz der scharfen Kritik, die ich an den englischen Zuständen geübt habe, und die mir den Vorwurf fana-

Digitized by Google

tischer Engländerfeindschaft eingetragen hat, niemals in der Frage geschwankt, ob mir die russische oder die englische Freundschaft lieber wäre. Ich erkenne an, daß man grundsätzlich meiner Ansicht beipflichten, aber um gewisser Augenblicksbedürfnisse und Augenblicksziele wegen die entgegengesetzte Politik für opportun halten kann, aber ich habe mich eben niemals für Augenblicksziele*) interessirt und immer nur den Gang der Entwicklung im großen und ganzen im Auge gehabt, und bin eben deswegen von der Tagespresse nicht zu gebrauchen.

(Fortsetzung folgt)

Neueste Kunst und Kunstlitteratur

Pan ist wieder da. Die Grenzboten hatten ihn etwas unsanft empfangen und ihm einige Wahrheiten gesagt. Er hat sie ihnen nicht übel genommen, denn er hat sich wieder eingestellt, und das ist hübsch von ihm. Wir werden uns auch ferner mit ihm zu verständigen suchen. Daß es mit unsern Ausstellungen wohl seine Richtigkeit hatte, zeigten uns die Besprechungen mancher bessern Blätter, die gegen den Inhalt der frühern Panhefte häufig Verwahrung eingelegt haben und dann am Ende wohl bei dem Lobe stehen geblieben sind, der Pan nehme doch mit seiner reichen künstlerischen Ausstattung die erste Stelle ein, nicht etwa bloß unter den deutschen Kunstzeitschriften, sondern unter denen der Welt. Das Lob sagt nun allerdings zu viel oder zu wenig. Zu viel, wenn man den Nachdruck auf die Kunst legen wollte, die von ihm dargeboten wird, und zu wenig, wenn man sich mit der äußerlichen Ausstattung zufrieden giebt. Diese ist kostbar, nicht bloß „vornehm," wie heute das Modewort lautet, und sie könnte leicht das Wichtigste an der ganzen Zeitschrift werden, wenn der Inhalt eines vollständigen Heftes nicht mehr bieten sollte, als einige Stunden angenehmer Unterhaltung und kaum noch die Gelegenheit zu weiterm ernstem Nachdenken und späterm Nachschlagen. Vielleicht würde einmal das Vergnügen für manchen auf die Dauer etwas zu kostbar werden. Aber ein Mitgliederverzeichnis, das dem ersten der zwei vor uns liegenden Hefte des dritten Jahrgangs (1897, 1. 2.) beigegeben worden ist, scheint zu beweisen, daß der Fort-

*) Das gilt natürlich nur für die Politik; im Privatleben sind alle Ziele eigentlich nur Augenblicksziele, denn ein Menschenleben ist nur ein etwas längerer Augenblick.

Digitized by Google

gang des Unternehmens zunächst gesichert ist. Der Luxus also — und wäre es wirklich weiter nichts — soll uns in Buchform immerhin lieber sein, als in mancher weniger edeln Gestalt, und so wollen wir uns denn auch wieder bemühen herauszufinden, was der Pan außerdem noch enthält.

Von den drei Abteilungen: Dichtung, Kunst und Kunstbelehrung, ist die erste, wie in den frühern Heften, so auch in diesen beiden ohne Frage die schwächste. Ohne Einschränkung gut finden wir in dem ersten Hefte nur ein kleines zartes zweistrophiges Lied von Karl Vanselow und, für stärkere Nerven, etwa in der Tonart von Goethes Deutschem Parnaß, ein Gedicht von Anton Lindner: „Wein." Auch ein längeres, spruchartiges Gedicht von Cäsar Flaischlen: Im Spiel des Lebens, ist gesund von Inhalt und frisch in der Form, während desselben Autors Prosa: „Stimmungen von Alltag und Sonne" recht schwach ist, gesucht, manierirt und ganz ohne Ertrag. Und was soll diese Art des Drucks, wo nach jedem Satzteil die Zeile absetzt, und ein vollständiger Satz mehr weißes als gedrucktes umschließt? Soll das Stimmung machen oder die Wirkung erhöhen? Es ist doch nur fürs Auge. Die Moderne hat also ganz vergessen, daß alle Dichtung ursprünglich gesprochen und gehört wurde. Für wirkliche Gedichte ist es ganz gleich, wie sie gedruckt werden, sie dringen durch alle Entstellung und leben weiter. Alexandriner aber und Meistersinger und unsre neuesten Verstandeslyriker sehen in der äußern Figur des Schriftsatzes ein Ausdrucksmittel, eine Ersatzform für das Poetische. Wenn aber der Setzer nicht den Poeten macht, wozu dann solche Possen? Doch Cäsar Flaischlen scheint von der Manier etwas zu halten. Er setzt sie im zweiten Hefte fort: „Gedichte in Prosa, Aus einem Mönchguter Skizzenbuch." Wäre das vernünftig und weniger anspruchsvoll gesetzt und etwas weniger abgerissen, mehr ausgeführt in der Sprache andrer Menschen, so würde man es ganz gerne lesen, denn es sind einige Gedanken darin, aber das Gesuchte, Gewundne, Kautschukmannartige hat alle Natur verdorben. Sehr stark vertreten ist in beiden Heften das Dichterpaar Arno Holz und Johannes Schlaf mit seinen alten, immer wieder neu aufgespielten Tönen, roten, blauen, gelben, und dem stets wiederkehrenden Ich, das diese unwichtigen Kleinigkeiten zu etwas Interessantem aufzuspreizen sucht, und in dem zweiten Hefte findet sich ein längeres Singspiel von Richard Dehmel, eine Lebensmesse genannt. Dehmel hat unter allen Modernen vielleicht das größte Geschick, volltönende Verse zu machen mit Worten, die nach etwas klingen, wenigstens wenn das Konzert nicht zu lange dauert. Aber eine größere Dichtung, wie diese, wird durch das andauernde Pathos unerträglich. Man nannte dergleichen früher Bombast. Wie außerordentlich gering der dichterische Ertrag dieser zwei Panhefte ist, zeigt ein Vergleich, den die Redaktion uns nahe legt, indem sie einige Jugendgedichte Nietzsches veröffentlicht. Wir glauben kaum auf Widerspruch zu stoßen, wenn wir behaupten, daß die vier oder fünf kurzen

Digitized by Google

Lieder eines sechzehnjährigen Gymnasiasten mehr Poesie enthalten als alle Verse dieser zwei Hefte zusammen, und das könnte wohl den Dichtern etwas zu denken geben.

Wir bekommen nun aber noch als Zugabe etwas Litteraturgeschichte oder Ästhetik, worin uns das Verständnis dieser neuesten Dichtung vermittelt werden soll. „Über Dichtung" ist zunächst ein Aufsatz von Oskar A. H. Schmitz überschrieben, der nebenbei in eine Empfehlung dreier uns ganz unbekannten Dichter (St. George, Fuchs und Hofmannsthal) ausläuft, in der Hauptsache aber über poetische Ausdrucksformen zu handeln sich vorgenommen hat. Ist sich der Verfasser über das, was er sagen wollte, wirklich klar gewesen, oder fehlt ihm nur die Fähigkeit, sich einfach und deutlich auszudrücken? Jedenfalls wird der Leser am Ende so klug sein wie zuvor, und er kann, was er gelesen hat, mit demselben Rechte für ein schwerverständliches Gedicht in Prosa ansehen, wie für ein unverständliches Kapitel aus einer schweren und fremden Wissenschaft — so taumeln hier die Worte und Sätze durch einander. Nur ja nicht sich so ausdrücken wie andre Leute — das scheint das Prinzip zu sein, wonach sie geordnet oder verstreut worden sind. Es ist uns bei dem redlichsten Bemühen nicht gelungen, zu finden, was der Verfasser eigentlich beabsichtigt hat. Gleich darauf läßt sich der eigentliche Litterarhistoriker der Modernen, Julius Hart, über ein ähnliches Thema hören: Die Kunst als Lebenserzeugerin. Es schildert uns, was der Künstler kann, der Natur nachschaffend als Dichter, Musiker, Bildner oder Maler, und er ergeht sich dann in dem Preise dieses Schaffens, wodurch der Schaffende lebendige Gestalten entstehen läßt, sie handeln, sich bewegen läßt, wie er will, nach seinem Belieben, seiner Laune. „Nur in ihnen kann er sein eignes Wesen klar offenbaren, sein ganzes Selbst und Ich umfassend zu einem sinnlich-naturwirklichen Ausdruck bringen. Er ist durch den Geist außer und über sein Ich getreten. Er hat sich selber als eine Außenerscheinung gesetzt, sich objektivirt usw." Ja, so fügen wir zunächst hinzu, wenn er es wirklich kann und sichs nicht bloß einbildet, er und etwa seine im Vergleich zu allen übrigen Menschen doch nur sehr wenigen Genossen, die sich dann unter einander diese Kraft andichten. Was uns Julius Hart hier giebt, ist doch im Grunde nur eine der schon so oft geschriebnen Aufsatzparallelen zwischen dem Schaffen der Natur und dem Nachbilden der Künstler. Aber nach der Art, wie er seine Ausdrücke wählt, scheint es, als glaubte er uns etwas neues zu sagen. Die Kunst, so sagt er, schaffe nach früherer Auffassung (Kant, Schiller) eine Scheinwelt, und das hätte zu einem Gegensatz geführt zwischen einem Naturalismus und einem idealistischen Ästhetizismus. Statt dessen setze er — Julius Hart — die Kunstschöpfung dem wirklichen Leben gleich. Kunst und Natur seien eins, beide Welten seien nur Phantasiebilder, von denen wir nur durch unsern Geist wüßten. Und endlich „über alle Gegensätze und Widersprüche bringt eine Kunstanschauung hinaus, die die absolute Einheit von

Digitized by Google

Wirklichkeit und Phantasie, von Natur und Kunst, Leben und Dichtung aufstellt und in einer höhern Einheit zusammenschließt, was bisher getrennt aus einander stand." Viele Leser sind froh und zufrieden, wenn sie etwas philosophisches nur dem Wortsinne nach zu verstehen meinen. Für solche schreiben, ist ja immerhin ein Beruf. Daß aber mit dem Auffärben dieser alten, längst vergilbten Identität irgend einem nachdenkenden Menschen gedient wäre, wird außer dem Verfasser wohl kaum jemand glauben. Es gehört zu den Spielereien der Gedanken, die dem einfachsten Aufmerken auf die Wirklichkeit nicht standhalten.

Unter den Kunstbeilagen des Pan ist zuerst eine Heliographie des Standspiegels zu nennen, den E. M. Geyger im Auftrage des Kaisers entworfen und in Bronze ausgeführt hat in einem an altertümlich griechische, auch wohl an etruskische Formen erinnernden Stil. Geyger ist ein sehr talentvoller und vielseitiger junger Künstler, dem es aber nicht leicht geworden ist, seinen Weg zum Publikum zu finden. Umso erfreulicher ist es, daß er in Bode einen einflußreichen Fürsprecher gewonnen hat, der uns im Text über die Vorzüge der Geygerschen Kunst zu belehren unternimmt, obwohl er im übrigen gegen diese strenge Anlehnung des Kunsthandwerks an den historischen Stil ist und den ganz modernen, von aller Historie absehenden, aus dem Gebrauche und dem Stoff eines Geräts abgeleiteten Stil begünstigt, auf den wir gleich zurückkommen werden. Wir erhalten ferner eine Abbildung von Arthur Volkmanns Relief einer Amazone, einem tüchtigen, angenehmen Kunstwerke, nach Form und Stil gemischt durch feine Auslese älterer Erscheinungen und ausgeführt mit einer das Ganze empfehlenden Sorgfalt. In dem Gegenteil von dieser Sorgfalt scheint eine gewisse Art moderner Radirungen immer mehr ihre Eigentümlichkeit zu entwickeln. Früher meinte man, die Radirtechnik könnte durch die Beschränkung auf das Herausarbeiten einzelner Züge ein einseitiges, augenblickliches, aber doch getreues Bild eines Gegenstandes besonders wirkungsvoll wiedergeben. Jetzt, so scheint es, macht man die Gegenstände so unnatürlich wie möglich, damit man sieht, daß es kein Baum, kein Wald, kein Wasser, sondern eine „Originalradirung" ist. Alle Naturform geht verloren, dafür ein entfernt ähnlicher Ersatz durch allerlei Liniengeschlängel, als ob die Radirnadel uns zeigen wollte, daß sie nicht näher an die Natur hinankönnte. Sie braucht sich aber in der That diese Mühe auch gar nicht zu nehmen, wenn die Redakteure und die Leser des Pan so gefältig sind, eine schwarze Fläche und darüber einige abgebrochne mit Watte umwickelte Schwefelhölzer für einen „Waldsee von Leistikow" zu halten oder zu erklären. Alsdann dürfen wir uns auch nicht mehr über Felix Hollenbergs „Bauernhäuser auf bewaldetem Hügel" verwundern, denn warum soll sich der junge Künstler die Zeit nehmen, wirkliche Bäume und Büsche zu zeichnen, diese zusammengeschobnen Heubündel thun es ja gerade so gut und sind jedenfalls leichter zu schaffen. Max Lieber-

Digitized by Google

manns „Badende Jungen“ zeigen doch noch eine Spur von Gegenstand, weil Figuren erkennbar sind; übrigens hat der Künstler den Vorwurf schon besser gegeben als hier. Ludwig von Hofmanns Kopf- und Schlußstücke mit den unbeholfen altertümlichen oder halb blödsinnigen Fratzen scheinen auch nicht alle werden zu wollen. Sogar eine der bekannten farbigen Originallithographien ist wieder da: Adam und Eva. Die Benennung ist aber gleichgiltig. Wenn wir dergleichen, anstatt als Etiketten auf Streichholzschächtelchen, wohin es gehört, auf einem besondern Blatte sehen, so können wir uns keinen ernsthaften Künstler dahinter denken und möchten nur fragen: wer soll eigentlich der Gefoppte dabei sein? Eine wirkliche, prachtvolle Originallithographie dagegen stellt das Porträt eines modernen holländischen Malers, Josef Israels, dar, über den sich der Verfertiger, Jan Veth, in einem beigegebnen Aufsatze mit einem außerordentlichen Lobe ausspricht; mit Israels könnte keiner seiner Landsleute verglichen werden. Wir glauben das gern, hätten aber noch lieber zur Bestätigung hier einige seiner Werke abgebildet gesehen. In noch viel höherm Maße kommt uns dieser Wunsch, wenn wir in einem Aufsatz über den französischen Maler Degas von M. von Seidlitz lesen, daß er „den Vergleich mit den größten Malern aller Zeiten, mit van Eyck und Rembrandt, mit Lionardo und Tizian, mit Velazquez, Menzel und Böcklin, und zwar in deren Meisterwerken, wohl aushalten kann.“ Ein weiblicher Akt von Degas, sich abtrocknend nach dem Bade, in einer Radirung von Albert Krüger, ist ja flott und leuchtend, aber als Zeugnis doch nicht gewichtig genug gegenüber jenem hohen Elogium, das dann in Worten weiter fortgesetzt wird. Wenn nun aber weiterhin fast alle Werke von Degas als Studien und Ausschnitte bezeichnet werden, die uns einen Eindruck des Künstlers, vielleicht nur eine Vision darstellen wollen, „ohne sich durch das Vorbild der Natur auf Abwege führen zu lassen,“ wenn wir hören, daß sein Ausgangspunkt ein Farbenton ist, dem sich die Formen durchaus unterordnen müssen, daß der Gegenstand gar nicht in Betracht kommt, der Künstler sogar durch dessen Wahl oder Auffassung den Beschauer vor den Kopf zu stoßen liebt: ja wo bleiben dann alle die früher angerufnen Lionardo, Eyck usw., die zwar auch ihre Eigenheiten haben, das aber, wovon hier bei Degas geredet wird, doch eben nicht thun! Auch die Überschwänglichkeiten, in denen gleich darnach Gustave Moreau von Roger Marx erhoben wird, können wir an den beigegebnen Abbildungen nicht nachprüfen oder bestätigen; es könnten ebenso gut zwei ganz außer aller Beziehung stehende Dinge sein, dieser Text und diese Bilder, während das Lob, das Treu in einem längern Aufsatze dem belgischen Bildhauer Constantin Meunier erteilt, auf hinreichend tiefe Erwägungen gegründet und durch historisches Vergleichen gerechtfertigt ist. Jeder sieht an den Abbildungen, daß da etwas eigentümliches, neues ans Licht will, und wenn nun die modernen Eisenarbeiter, charakteristisch und einfach aufgefaßt, in ihrer auf das Wesentliche begründeten

Digitized by Google

Einfachheit uns an viele allgemeinen Typen der antiken Plastik erinnern, so hat der Künstler seinen Gegenstand erfaßt, und der Schriftsteller, der ihn deswegen lobend erhebt, nicht zu viel gesagt. Ebenso hat uns auch ein Aufsatz über Arnold Böcklin zugesagt; des Künstlers Art ist darin sehr hoch gestellt, aber es ist nichts übertrieben, und daß hier Skizzen beigegeben worden sind statt fertiger Bilder, ist völlig in der Ordnung.

Sehr viel ist in diesen Heften die Rede vom Kunstgewerbe und einigem, was damit zusammenhängt. Die Zeitschrift will ihre Leser über das, was uns äußerlich umgiebt, unterrichten, wovon wir namentlich das Bestreben anerkennenswert finden, die Menschen zum Nachdenken über Eindrücke zu veranlassen, die die meisten als vorübergehend und gleichgiltig anzusehen pflegen. Dahin rechnen wir Lichtwarks Aufsätze über Potsdam und die Hohenzollern und über Denkmäler, beide anregend und in ihren Beobachtungen treffend richtig. Dort sagt er, er wisse aus seiner Erfahrung kein Beispiel, daß sich jemand für einige Tage in Potsdam einquartiert hätte, um es gründlich und behaglich kennen zu lernen. Gewiß, wir ebenso wenig. Aber wüßte uns Lichtwark auch nur einen einzigen Gasthof zu nennen, von wo man die empfohlene Beschäftigung entsprechend ausführen könnte? Nicht einmal ein nettes Kaffeehaus oder Restaurant giebt es da, und so war es schon vor dreißig Jahren. Potsdam ist eben auch darin Anhängsel von Berlin und Ausflugsort geworden und geblieben. Man geht hin auf einen Nachmittag. Die Gasthäuser haben nichts, was zum Bleiben verführt, sowie ja auch die Kaufläden geradezu dörfisch geblieben sind. In dem zweiten Aufsatze macht Lichtwark darauf aufmerksam, wie jung verhältnismäßig mit wenigen Ausnahmen in unsern deutschen Städten die „Denkmäler“ in Menschengestalt sind, und er fügt dazu die Behauptung, in der wir ihm beipflichten, daß sie meistens ebenso überflüssig und ungenießbar an ihrer Stelle, wie an und für sich unschön sind. Dann kommt er auf den von unsern jetzigen Künstlern zugelassenen verschiednen Maßstab der Dekoration an demselben Werke und giebt einige Bemerkungen über das große Berliner Denkmal von Begas. Sein Urteil ist maßvoll, aber bestimmt; es entspricht wohl in der Sache dem der meisten kunstverständigen Menschen, die Fassung ist teilweise neu. Daß Bismarck auf dem Reichstagsplatze nun auch Begas überantwortet ist, konnte Lichtwark noch nicht wissen.

Über Zimmerausstattung, Möbel, Gerät und Bucheinband im Hinblick auf die außerdeutsche Kunstindustrie nachzudenken, war dieses Jahr schon durch die großen Ausstellungen in Dresden, München und Leipzig nahegelegt. Bode und Richard Graul sprechen darüber im Pan in einsichtsvoller Weise. Wir verbinden damit einige Bemerkungen über eine neue Zeitschrift für angewandte oder dekorative Kunst (München, F. Bruckmann), in der, wie das uns zugegangne erste Heft (Oktober 1897) zeigt, namentlich auch die Anschauungen und Bestrebungen des bekannten Pariser Kunsthändlers Bing (L'Art

Digitized by Google

nouveau) Vertretung finden sollen. Der Pan sowohl wie die neue Zeitschrift enthalten zahlreiche Abbildungen von Mobiliar, Gerät, Teppichen und Schmuckgegenständen, der Text verliert sich nicht ins Unbestimmte, und der gebildete Leser ist in den Stand gesetzt, sich über diese gegenwärtig viel behandelten Dinge ein Urteil zu bilden.

Es sind fast genau dreißig Jahre her, seit man bei uns in Deutschland vom Kunstgewerbe als einer neu zu gestaltenden Sache öffentlich zu sprechen anfing. Damals war das uns umgebende Gerät, sofern es nicht noch aus älterer Zeit stammte, entweder nüchtern und schmucklos oder in sinnloser Weise verziert, und die Technik war nur der Herstellung gröberer Arbeit gewachsen; auch der Sinn für Farbe und Muster der Stoffe war geschwunden. Bald suchte man das Verlorne wieder in der Geschichte, und es gelang bekanntlich, alles, was nur begehrt wurde, in einem der frühern, historischen Stile gut herzustellen. Man arbeitete in italienischer oder deutscher Renaissance, in Barock und Rokoko, man brachte billige Ware, aber auch ausgesuchte für den feinsten Geschmack und die größten Ansprüche, die Technik vervollkommnete sich, herstellen ließ sich alles, wenn nur Besteller und Käufer da waren. Und sie waren da, denn jeder, der hierin etwa dreißig Jahre zurückdenken will, weiß, wie in Bezug auf häusliche Einrichtung der Anspruch des Publikums in Deutschland gestiegen ist; was man zunächst noch als unberechtigten und unbescheidnen Luxus einzelner ansah, ist allmählich gewöhnlich und unerläßlich geworden. Hier ist ohne Frage ein großer Fortschritt gemacht worden, und die Menschen fühlten sich bisher wohl und behaglich in dem Neugewonnenen, wenn auch die allerklügsten und feinsten über Tapeziererherrschaft und Mangel an individuellem Geschmack ihre kritischen Nasen zu rümpfen pflegten. So ging es bis in die letzten Jahre, da plötzlich erhob sich ein Wind, der aus einer ganz andern Ecke blies. Hatte man sich bisher an die vergangne Kunst angelehnt und frühere Stile gepflegt, so sollte nun mit einemmale die Nachahmung verderblich sein, und eine neue Lehre predigte Abschüttlung aller solchen Belastung, um einen ganz neuen Anfang zu ermöglichen, in dem wir, nach der Meinung der Verständigen, heute bereits stehen! Seltsamerweise kam die Anregung aus einem Lande, das von jeher viele Kenner und Liebhaber von Kunstwerken, aber keine eigne wirkliche Kunst gehabt hat, das trotz hoher Technik und gut organisirtem technischem Unterricht bis in die neueste Zeit unsern Markt mit Erzeugnissen seiner Kunstindustrie in Porzellan oder Majolika zu beschicken pflegte, die unserm an bestimmte, historische Formen gewöhnten Geschmack einfach schauderhaft vorkamen, mochten sie auch von einzelnen Kennern als noch so praktisch empfohlen und von wohlhabenden Liebhabern um ihres höhern Preises willen gern gekauft werden. In England konnte eben diesem nüchternen, glatten, hausbacknen „Ding an sich“ leichter zum Leben verholfen werden, da man an historischem Erbteil eigentlich nur

Digitized by Google

mit dem Queen Anne-Stil aufzuräumen hatte, und selbst der war einst importirt worden. In England eiferte schon vor fünfzig Jahren ein bedeutender, durch seine ganz eigentümliche Begabung hinreißender Schriftsteller, Ruskin, gegen das historische Ornament im Kunsthandwerk, von dem Hause, das wir bewohnen, an bis herunter zum einfachsten Gerät, dessen wir uns bedienen. Ruskin war Volksmann, Sozialist in gewissem Sinne und persönlich durchdrungen von der Wahrheit und Wichtigkeit seiner Lehre. Das Volk versteht die Karyatiden oder Atlanten oder die allegorischen Relieffriese nicht; auch dem Arbeiter, der sie herstellt, sind sie fremd, denn er erfindet sie ja nicht, er ist nur Teilarbeiter daran, ohne Verständnis des Ganzen, nicht Künstler, den das Werk interessiren könnte. Giebt man das unverstandne Ornament und die alten Stilformen auf zu Gunsten einer rein sachlichen Darstellung des Nützlichen, und sucht man nun dieses Nützliche so hübsch und nett zu gestalten, wie es sich mit Rücksicht auf das Material und den Gebrauchszweck thun läßt, so bekommt man zweckmäßige Gegenstände, deren Schönheit auch der einfachste Mann nicht nur empfindet, sondern sogar selbst verbessern, herstellen, erfinden kann. Das ist nun nach Ruskin die wahre Kunst fürs Volk, die dem Menschen eine auf seine Stimmung wirkende Einrichtung schafft, und die die verschiednen Menschenklassen mit einander verbindet. Fehlt sie, und versteht der kleine Mann das Ornament nicht, das an seinem Lehnstuhl oder an seinem Nachtleuchter sitzt, so zerreißt diese Harmonie, die Kunst aber wird äußerlicher Luxus weniger wohlhabenden Menschen und verfällt unrettbar! Eine schöne Lehre, die nur vergißt, daß das Kunsthandwerk in den Zeiten, wo es wirklich groß war, z. B. in Italien seit dem fünfzehnten Jahrhundert, bei uns im sechzehnten, wo nichts in Europa über Augsburger Gold- und Silberarbeit ging, daß es sich damals herzlich wenig um die Kreise gekümmert hat, die Ruskin und seine Leute unter „Volk“ verstehen. Aber in England gelang die Sache. Ruskins Liebe zur Natur, die keine fremde Kultur und keinen frühern Stil als Vorbild duldete, warb einen hervorragenden Anhänger, William Morris, an den sich dann zahlreiche tüchtige Einzelkräfte, Architekten, Maler, Industrielle, anschlossen. Man machte Gebrauchsgegenstände aller Art, solid und gefällig, schlicht oder mit einem möglichst gemeinverständlichen Ornament. Vom Möbel ging man zum Vorhang über, zum Teppich, zu der Wand, endlich kam man an das Äußere des Hauses, wenn auch das Prinzip hier an der Mietwohnung Halt machen mußte und sich nur dem Privathause der Besitzer, namentlich auf dem Lande, zuwenden konnte. So hat sich in England, wenn auch nicht allgemein, doch gelegentlich ein Sinn für häusliche Einrichtung ausgebildet, der von dem unsern sehr verschieden ist. Unser Großkaufmann vertauscht seinen dürftigen Komtoirraum abends mit Privatzimmern, in denen sich zusammengefunden hat, was nur fremde oder längst vergangne Kultur zur Behaglichkeit oder zum Schmuck der Menschen hervorgebracht hat. In England giebt es

Digitized by Google

Leute, die sich den Arbeitsraum ohne einen angemessenen Schmuck nicht denken mögen, und die dann die Stätte ihrer Ruhe und ihres Lebensgenusses im Anschluß an jenen und im Einklang mit ihrer Berufsart und ihren Neigungen zu gestalten und zu verschönen suchen. Alles stimmt zu einander, nichts glänzt oder protzt, das giebt Gesamteindrücke: so ist ein Arbeitszimmer, so ein Eßzimmer, so ein Vorsaal, und was den Palast des Großen füllt, bringt man nicht in einzelnen Stücken in die Zimmer des Kleinen, weil eben jeder sein eignes Maß und seine eigne Art hat.

Zu den englischen Möbeln, Vorhängen, Beleuchtungskörpern, als da sind Wandleuchter für Gas und elektrisches Licht, Handleuchter, Tischlampen, kommen die Erzeugnisse einer rasch emporgeblühten amerikanischen Industrie für teilweise ganz neue Bedürfnisse. Das Glas ist hier ganz eigenartig angewendet worden für dekorative Fenster, durchscheinende Wände, aber auch für Gefäße, Vasen und Lampen aller Art (Lafarge und Tiffany), und das dortige Publikum wendet sich den verhältnismäßig recht kostspieligen Gegenständen mit solchem Verlangen zu, daß die wenigen Produzenten nicht genug schaffen können. Auch anderwärts zeigen sich Anfänge eines von der Überlieferung unabhängigen, freien, auf natürliche Bedingungen gegründeten Geschmacks, so für Mobiliar namentlich in Belgien (van de Velde, Pankok), wo auch bereits ganze Häuser in dieser Art und einheitlich ausgestattet worden sind. Proben davon haben die Ausstellungen, vor allen die Dresdner, gegeben, doch ist man mit den Eindrücken nicht durchaus zufrieden gewesen, worüber sich unsre Gewährsmänner sehr verschieden aussprechen. Innerhalb Deutschlands stellt man in Kennerkreisen sehr hoch die Erfindungen des jetzt in München angesiedelten schweizerischen Bildhauers Obrist für Teppiche und überhaupt Stoffmuster, und sowohl in derartigen Arbeiten als in Geräten, Leuchtern, Vasen, Gläsern suchen einzelne deutsche Künstler auf diesem, sagen wir: nach dem Urteil der Kenner natürlichen Wege den Pfadfindern und Bahnbrechern, wie sie bezeichnet werden, nachzufolgen.

Wir möchten nicht mehr Thatsachen und Namen häufen; unsre Leser können sich durch Abbildungen leicht näher unterrichten. Es liegt hier jedenfalls eine kulturgeschichtlich sehr merkwürdige Erscheinung vor, gleichviel ob die Bewegung bei uns durchbricht oder nicht, wie wir glauben. Das Publikum verlangt offenbar nicht nach neustilisirter Ware, es ist mit der alten lange zufrieden; aber die Kenner halten ihm die fremden Muster vor und suchen es glauben zu machen, daß jedes Zögern hier berechenbarer Verlust sei. Bode hat vollkommen recht, wenn er die vielen Bildhauer und Maler, die nicht genug können, um in der hohen Kunst auch nur mit den handwerksmäßig geschulten Künstlern früherer Zeiten zu wetteifern, auf die Dekoration hinweist, für die ihre Begabung noch ausreicht. Daß er, der die historische Kunst am besten von allen kennt, den unhistorischen Stil im Kunstgewerbe befürwortet,

Digitized by Google

wird für die neue Richtung einige Zugkraft haben. Aber auch er macht allerlei Vorbehalte, und das letzte Wort sprechen hier nicht kunsttheoretische Erwägungen, sondern stärkere Kräfte. Bing ist Geschäftsmann, wir sagen das unbeschadet seiner großen Verdienste und seiner umfassenden Sachkenntnis — er scheint mit dem Art nouveau in Paris bisher keinen Erfolg gehabt zu haben, die historischen Stile sind hier zu stark, und die Technik ist zu vollkommen, so etwas läßt sich nicht leicht verdrängen. Für die Franzosen hängen auch an den verschiednen nach Königen benannten Stilreihen zu viel ruhmreiche oder auch nur angenehme Erinnerungen, als daß sie das alles hingäben für die nüchternen Chippendalemöbel und das praktische, unschöne englische Gerät. Und wir in Deutschland? Da wir leichter für alles internationale zu haben sind, und da manches dieser fremden Dinge seine Vorzüge hat, so werden wir uns prinzipiell nicht so widerstandsfähig zeigen wie die Franzosen. Aber daß diese Bewegung die alten Stile ganz beseitigen sollte, glauben wir nun und nimmermehr. Aus der Geschichte haben wir bis jetzt gelernt, daß sich das gute und beständige Kunsthandwerk an die hohe Kunst, zunächst an die Architektur, anlehnt. Hier will kein neuer Stil erscheinen, und dort, im Kunsthandwerk, sollte sich nur aus dem Praktischen heraus eine Form entwickeln, die so beständig wäre, daß sie den Wert eines Stils bekäme, und die bloß durch ihre innere, natürliche Notwendigkeit den Spieltrieb und die Prachtliebe ausstäche, denen die historischen Stile Nahrung geben und wieder selbst Leben verdanken? Im Kunsthandwerk aller frühern Zeiten, sofern es etwas wert war, finden wir Eigenschaften der Bilder und Skulpturen ihrer Zeit wieder; wo aber wäre bei uns die hohe Kunst, ohne die wir uns eine Kunstindustrie nun einmal bis jetzt nicht vorstellen können? Der angesehenste deutsche Bildhauer, Begas, greift mit seinem umfassendsten Werke in die Kunst des Barock zurück. Der erste Maler Norddeutschlands, Menzel, ist stets im Rokoko stecken geblieben. Böcklin, der in unserm Südwesten angesehenste Künstler, ist zuerst Landschafter, dann Poet in Farbe, Luft und Licht; die Form tritt bei ihm zurück, vollends von architektonischen Formen kann kaum die Rede sein. Klinger endlich, der im mitteldeutschen Strich zur Zeit am meisten gepriesene Künstler, ist, wenn man ihn auf die Form ansehen will, als Klassizist zu bezeichnen. Man könnte sich den weitern Verlauf doch nur so denken, daß das Kunsthandwerk seine Formen ganz aus sich bezöge, und will man weiter fragen, ob dieser Aufwand an Erfindung auf die Dauer einem kräftigen Schönheitsbedürfnis genügen könne, das an allen Gegenständen befriedigt sein will: so erwäge man doch aufrichtig, ob man über einem solchen Teppichmuster von Obrist selbst alles frühere Gewebe und Gespinst vergessen und vermissen könnte. Wir für unsre Person finden die hier so dringend empfohlnen Vasen des Münchners Schmuz-Baudiß nicht hübsch und finden auch, daß Tiffanys dicke Tischlampen, deren Körper man mit zwei Händen umfassen muß, allenfalls

Digitized by Google

mobile, aber kaum transportable Geräte genannt werden können. Die ganze Architektur ferner, die der neue Stil nebenbei hervorgerufen hat, Landhäuser, Ausstellungsgebäude und ähnliches, macht, ganz abgesehen von der erzwungnen äußern Einfachheit im Detail, auf unsern durch die historische Tektonik gebildeten Geschmack den Eindruck, als wäre auf ein Kellergeschoß eine Mansarde gesetzt worden, oder als befänden wir uns am Thor eines Vorwerks, das uns das Hauptgebäude verdeckt. Wir meinen alles in allem genommen: wir waren mit der Dekoration der historischen Stile in jeder Hinsicht besser dran, und da die neuen dekorationslosen Gegenstände keineswegs wohlfeiler, sondern zunächst noch viel teurer sind als die alten, so können wir nicht an eine wirkliche Aussicht für das Neue glauben, von dem wir jedoch mit größtem Interesse, sei es durch den Pan, sei es durch die neue Zeitschrift für angewandte Kunst Kenntnis nehmen werden.

Für heute wenden wir uns noch mit einigen Bemerkungen unsern großen Vorfahren zu, die uns ein neues, sehr schönes Unternehmen derselben Firma (F. Bruckmann) in halbmonatlich erscheinenden Heften zu sechs Blättern vorführt. Der Klassische Skulpturenschatz hat größeres Format als der längst bekannte „Klassische Bilderschatz“ (derselben Herausgeber und desselben Verlags), der bei seinem bescheidnen Äußern doch ein sehr wertvolles Hilfsmittel für unzählige Menschen geworden ist. Die Abbildungen des neuen Unternehmens sind sehr gut, sowohl was die Aufnahme als was die Reproduktion durch Autotypie betrifft, und der Preis — noch nicht zehn Pfennige für das Blatt — ist lächerlich niedrig. Nach den ersten vierzehn Heften, die uns vorliegen, zu urteilen, ist die Auswahl praktisch und dankenswert, namentlich auch mit Rücksicht auf seltener abgebildete und wichtige Denkmäler, wie die großen Skulpturenreihen der französischen und deutschen Kathedralen und die burgundischen Bildwerke. Hätten wir einen Wunsch zu der Sache äußern können, so wäre es der gewesen, daß man die antike Skulptur womöglich ganz ausgeschlossen hätte. Sie ist eine Sache für sich, und die Betriebsamkeit der Archäologen sorgt mehr als genügend für Abbildungswerke, sodaß kaum jemand in Verlegenheit sein dürfte, wo er das oder jenes zu finden habe. Es ist darum schade, daß das antike Element hier den Platz wegnimmt und manchmal über die Hälfte der Tafeln beansprucht. Dies Verhältnis könnte wenigstens für die Folge geändert werden; wenn die Antike auf einer oder höchstens zwei Tafeln vertreten wäre, so wäre es gerade genug. Ganz besonders gut sind die Reliefs der italienischen Renaissance wiedergegeben. Der kurze Text, den sich der Besitzer auf das betreffende Blatt kleben kann, ist sachgemäß und mit Überlegung abgefaßt. Das Unternehmen hat eine sichere Zukunft, wenn die Auswahl, die hier schwieriger ist als in der Malerei, nicht auf Abwege gerät. Unsers Erachtens sollte das wirklich Bedeutende und zugleich Schöne möglichst bald vollständig gebracht werden, sodaß das bloß Merkwürdige und Interessante

Digitized by Google

dann für die kleinere Zahl der Liebhaber übrig bliebe, denn im allgemeinen ist das Interesse für Skulpturen geringer als das für Bilder.

Das dritte Heft der Neuen Folge der Meisterwerke der Holzschneidekunst (Leipzig, J. J. Weber) bringt zwölf Holzschnitte von einer wunderbaren Feinheit der Ausführung nach Kartons von Sascha Schneider, einem jungen in Petersburg gebornen Dresdner Maler. Zum Teil sind diese Kartons durch Ausstellung bekannt geworden. Sie zeigen sämtlich ein tüchtiges Talent und einen ernsten Sinn, eine reiche, kräftige Phantasie ohne alle Lüsternheit. Sie scheinen uns so gut zu sein und sind uns als Vorboten weiterer Leistungen so erfreulich, daß wir unsre Leser auf einige hervorstechende Züge aufmerksam machen möchten. Wer ein Blatt aus eigner Erfindung entwerfen kann, wie „Ein Wiedersehen“ (Christus als Weltrichter, vor ihm Judas Ischariot mit einem bis in die kleinen Einzelheiten durchgeführten Gegensatz des Gemütsausdrucks), der hat sicherlich eine originelle Phantasie. Sodann zeichnet der Künstler gut, und er beherrscht die Körperform, wenigstens die männliche, durchaus, wie seine zwei schönsten Figuren (Der Anarchist, Das Gefühl der Abhängigkeit) zeigen. Seine Kunst will aber abgesehen von ihren Formen noch in Gedanken zu uns reden. Nun sind seine Symbole wohl deutlich für den Verstand, aber nicht alle bildmäßig richtig gefaßt. Manchmal drückt das Symbol etwas stark auf die Form. Es wäre schade, wenn der Künstler hier auf Abwege geriete und gefährlichen Beispielen (Klingers Radierungen?) zu sehr nachgäbe. Denn die Kunst, auch die farblose, hat es doch immer zuerst mit Abbildern von Gegenständen zu thun, nicht mit Zeichen und Andeutungen. Der jetzt sechsundzwanzigjährige Maler ist keines bestimmten Meisters Schüler, und durch dieses Erstlingswerk geht ein großer, historischer Zug. Möchte er die Förderung erfahren, deren das Gute und Ungewöhnliche heute mehr bedarf als das Triviale, das seinen Weg von selbst findet.

Digitized by Google

Litteratur

Weihnachtsbücher. Aus unserm Vorrat an neuerschienenen Büchern legen wir zunächst eine Auswahl guter Erzählungen auf den Weihnachtstisch. Wie ihre Verfasser teils dem Norden, teils dem Süden angehören, so zeigt sich auch an den Büchern dieser Unterschied mehr oder weniger deutlich in der Wahl des Stoffes und in der Art, wie dieser behandelt worden ist. Wir beginnen im äußersten Norden mit Charlotte Niese: Die braune Marenz und andre Geschichten (Leipzig, Grunow). Es sind eigentlich keine Erzählungen, sondern Erinnerungen aus der Kindheit der Verfasserin, in denen zwar auch bestimmte Personen etwas deutlicher hervortreten, doch nur in der blonden Emerentia mit ihrem schlechten braunen Kleide haben wir eine wirkliche Persönlichkeit, einen kleinen Mittelpunkt eines zu einer lieblichen Dorfnovelle abgerundeten Bildes. Die andern Stücke geben uns mehr zufällige Ausschnitte aus den Stimmungen, zu denen sich die beliebte Schriftstellerin durch die Gedanken an die Heimat ihrer Kindheit hat anregen lassen. Daß die Stimmungen nicht sentimental sind, brauchen wir bei Charlotte Niese kaum hervorzuheben. Die Erlebnisse sind einfach, die Vorführung ist realistisch, und die Wirkung beruht hauptsächlich auf der Verwendung eines ganz besondern Hochdeutsch von gewöhnlich plattdeutsch redenden Menschen für den Dialog. Es ist noch anders als das Messing Fritz Reuters, nicht so gemischt aus Platt und Hoch, aber fehlerhafter, wenn man es an der hochdeutschen Regel mißt. Es kann höchst spaßhaft wirken — aber der Oberdeutsche wird für diese Art von Witz wohl selten das Gefühl bekommen, das der Norddeutsche hat, sobald er sich mit seiner Bildung ein richtiges Hochdeutsch angeeignet hat. In einem nordschleswigschen Badeort nicht weit von der Heimat dieser Geschichten begegnete es mir einmal, daß ich auf die Frage, wer denn die zwei jungen Mädchen seien, die mit einer alten Dame in unser Haus gezogen waren, von der Wirtin die Antwort bekam: „Die ein das is ihr Tochter, die ander die muß gegen ihr von Tante sagen.“ An ihrem zweiten Teil könnte die Analyse nicht weniger als fünferlei hervorheben. Erstens die geänderte Richtung in der Verwandtschaftsbezeichnung, zweitens das ethische Muß, dann die Vergegenwärtigung des Sagens, ferner das falsche „gegen ihr“ und endlich das den Anführungszeichen in Schrift oder Druck entsprechende „von.“ Man sieht also, daß allen Abweichungen von dem für uns Gewöhnlichen, auch den Fehlern eine besondre Richtung des Denkens zu Grunde liegt, und man versteht den Sinn dieser Menschen nur dann, wenn man die Schattirungen ihres Ausdrucks empfinden kann. Die Wirkung ist dann oft sehr komisch. So wenn die braune Marenz auf die Frage, ob ihre vom Schlage getroffne Meisterin sie noch prügeln könne, antwortet: „Jedweden Tag wird sie swächer! Gestern wollt sie mir mit'n Weinglas smeißen, abers es rutschte sie man bloß so aus die Fingers! sagte sie traurig. Ich denk da oft an, wie schön es war, als sie noch hauen konnt! Nu is das allens vorbei!“ Oder wenn Dörthe in Bezug auf ihren Vater, der zu Weihnachten Tannenbäume stiehlt und dabei wildert, traurig nachdenkend meint: „Vater muß allens ein büschen vorsichtig machen, und er braucht nicht gleich ein Reh zu nehmen. Aber wenn es nun da herumläuft?“ Das Buch ist sehr geschmackvoll ausgestattet mit einem nicht im mindesten affektirten Bilde der Marenz auf dem Deckel von ungebleichter Leinwand.

Eine der schönsten Erzählungen von Wilhelm Raabe: Alte Nester, zwei Bücher Lebensgeschichten (Berlin, O. Janke) ist in zweiter Auflage erschienen. Ihr

Digitized by Google

Schauplatz ist der bei Raabe übliche, das Land zwischen Braunschweig und Magdeburg, ihre Figuren sind gebildete Adliche und feinere Landleute, ihre Stimmung ist so friedlich und traulich, daß es den Leser wie Heimweh ergreift nach der entschwundnen Zeit. Der Roman beginnt in den vierziger Jahren des Jahrhunderts und führt uns das glückliche Ergehen zweier Geschlechterfolgen vor.

Ganz andern Charakters sind Herman Grimms Novellen, von denen schon eine dritte, vermehrte Auflage vorliegt (Berlin, W. Hertz). Vornehmer Kreis, hohe geistige Kultur, ein Leben ohne äußere Mühen, das bevorzugten Menschen gestattet, in aller Muße an den Fäden einer manchmal leidvollen innern Verwicklung zu spinnen. So haben oft die Italiener der Renaissance die Novelle behandelt, und so pflegt sie Herman Grimm weiter. Glücklich, wer sie als Leser genießen und als etwas gewohntes, natürliches empfinden kann und nicht auf jeder Seite denken muß: Wäre dein Leben doch auch so! Denn die prosaische Form verlangt nun einmal ihr bestimmtes Teil Körper und Wirklichkeit. Oder sind wir in diesem Verlangen durch den Realismus der Modernen vielleicht schon zu weit getrieben? Vier Stücke der Sammlung sind in Versen geschrieben. Mancher würde unter Novellen etwas andres verstehen, aber fein sind auch sie. Am besten gefällt uns „Eva"; der Sündenfall, der schon so oft erzählte und besungne, fesselt uns wirklich noch einmal wieder auf eine Weile, und außer dem alten Stoff hat dies Verdienst doch auch die aufgewandte neue Kunst.

Lucas Heland von Ernst Kilchner (Freiburg i. B. Mohr-Siebeck) darf man wohl einen Seelenroman nennen. Der Titelheld wird protestantischer Parrer, kommt sich aber als zu freisinnig für seinen Beruf vor und arbeitet sich schließlich zum Universitätsprofessor um; dazu gewinnt er auch noch zuletzt nach vielen Hindernissen eine vortreffliche, ebenso tüchtige wie geistreiche Frau. Die Handlung geht vor sich in der Schweiz, in Italien während eines längern Studienaufenthalts, endlich in einer süddeutschen Universitätsstadt. Es kommen in dem Buche sehr viele Gegenstände ausführlich zur Sprache, die man in den meisten Romanen nicht einmal erwähnt findet, ganze Bündel von Gedichten, viel Kunstbeschreibung, sehr viel kritische und liberale Theologie, eine ganze Vorlesung über die ersten Kapitel der Genesis usw. Wer diese Dinge, die namentlich theologische Studenten anziehen werden, weil sie wirklich anziehend geschildert sind, weniger schätzt, der wird durch große Schönheiten auf rein menschlichem Gebiete entschädigt werden, an denen vor allem der erste Teil reich ist. Das Buch ist fein, mannichfaltig und ungewöhnlich. Etliche Kürzungen würden einer zweiten Auflage zuträglich sein.

Unter dem Eise und andre Geschichten nennt sich ein Buch von Louise Westkirch (Leipzig, Ph. Reclam jun.). Frauenbücher zeichnen sich leicht durch schwerverständliche Titel aus. Dieser hier soll bedeuten, daß, wie unter der Rinde der Saft, unter dem Eise der Strom, so auch unter einer Eisdecke das menschliche Herz verborgen sei, dessen Regungen erst kund würden, wenn Beobachtung die Decke gesprengt habe. Unbequemerweise trägt aber die erste der fünf Geschichten, die noch dazu auf einer Eisbahn unter lauter Schneeschippern vor sich geht, den Titel „Unter dem Eise" allein für sich, und dazu setzt uns die Verfasserin in einem Vorwort aus einander, daß er auf alle ihre Geschichten gehen solle. Sehen wir von dieser Systematik ab, so sind die Geschichten selbst recht gut, realistisch, manchmal, wie die erste, sogar derb und grob, aber dem Sinne nach ansprechend; einzelne Lagen unsers sozialen Lebens sind darin anschaulich geschildert und in versöhnender Weise zu Erzählungen verarbeitet.

Viel höher steht freilich in dieser Hinsicht Der Segen der Sünde, Ge-

Digitized by Google

schichte eines Menschen, von J. E. Freiherr von Grotthuß (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer). Und eigentlich müßte um deswillen dieses spannend geschriebne Buch eine Abteilung ganz für sich bilden, es wirkt ergreifend, fromm, wie eine Predigt und hat doch nichts von der taktlosen Zudringlichkeit, die uns aus den wohlgemeinten Bekehrungsbüchern unsrer Vereine entgegenzuschreien pflegt. Wir sehen an der Geschichte zweier Brüder, wie bürgerliche Ehre, äußeres Glück und Herzenshärte einträchtig zusammengehen, wie erst Verfehlung, Not und Unglück die wahren, echten Werte von den konventionellen scheiden. Als etwas besondres ist das kleine Buch schon in verschiednen Besprechungen hervorgehoben worden. Wenn in einer von diesen die Form des sogenannten Ichromans als veraltet bezeichnet und dafür eine „packende" Schilderung, die ganz anders in die Tiefen gehen könne, verlangt wurde, so war das recht einfältig geurteilt. Denn was soll überhaupt eine Darstellungsform, und was will ein nachdenkender Schriftsteller, der sich um eine ungewöhnliche, abweichende bemüht? Möglichst überzeugen von dem Hergange als von etwas wirklichem. Das kann aber die Ich-Erzählung, wenn sie gut ist, darum besser als jede andre, weil das Selbsterlebthaben der höchste Grad von Beglaubigung ist, während bei der urheberlosen Schilderung leicht Vorgänge mit unterlaufen, bei denen ein kluger Leser fragen wird: wer konnte da Zeuge sein? und dann folgt er dem ungeschickten Erzähler mit Mißtrauen und steigendem Verdruß. Also die Form der Ich-Erzählung ist sehr alt, aber sie kann nie veralten, so wenig, wie irgend eine andre Hauptform der litterarischen Mitteilung; es muß sie nur jemand richtig und neu wieder anzuwenden wissen. Das aber hat Grotthuß gethan. Die Wirkung seiner Erzählung ist nach unserm Gefühl größer, als wenn eine romanartige Schilderung noch mehr Pathos aufgewandt hätte.

Aus einer Reihe von zierlichen, mit Bildern geschmückten Bändchen des Verlags von Bonz und Comp. (Stuttgart) mag zunächst Oberland von Ludwig Ganghofer genannt werden. Unter diesem Titel sind drei Erzählungen aus dem Leben der Gebirgsleute (in zweiter Auflage) vereinigt, die recht hübsch zu lesen sind; die letzte nähert sich in der Behandlung einem ausgeführten Roman. Aus dem Badener Land heißt eine Sammlung von acht kleinen Geschichten Hermine Villingers, ganz in der gewöhnlichen angenehmen, aber nicht sehr tiefen Art der gern gelesenen Schriftstellerin. Heinrich Hansjakobs Waldleute sind keine erdichteten Erzählungen, sondern hin und wieder ein wenig zurechtgerückte Erlebnisse, deren Inhalt verschiedne Menschengruppen und Ortschaften des Kinzigthals ausmachen. Bekanntlich hat der Verfasser viel geschrieben, und er ist ein sehr gründlicher Kenner des badischen Landes. Um ganz nach unserm Geschmack zu sein, durfte er in seiner Mitteilungsweise nicht gar so breit und besonders nicht so ausführlich über seine eigne Person sein. Die Liebe zur Vergangenheit, die ihn beseelt, hätte ihn in diesen Darstellungen aus dem badischen Landleben zu der idyllischen Art führen können, aber das Kritteln und Hetzen gegen die Einrichtungen der Gegenwart erstickte in dem strengkirchlichen Kaplan und spätern Pfarrer die Stimmung des Idyllikers, sodaß sich der Sittenschilderer und der Erzähler in seiner Person allmählich zusammengefunden haben, der Dichter aber, der erwärmende, ausgeblieben ist. Weil wir aber den Hauch des Dichters auch in seinen besten Erzählungen vermissen, so sehen wir lieber seine Schriftstellerei als eine Sache für sich an. Die drei Erzählungen dieses Bändchens haben uns am meisten interessirt durch die Art, wie der Dialog bald im Dialekt, bald mehr im Schrifthochdeutsch geführt wird. Auch finden sich Ausfälle auf Büreaukraten, einfältige Vorgesetzte, Unfallversicherung und dergleichen nur in geringem Maße, dafür einer auf den

Digitized by Google

Christbaum, den einer seiner Leute, Theodor der Seifensieder von Wolfe, zuerst, von Karlsruhe „angesteckt," dorthin gebracht habe. Der Herr Pfarrer mag nämlich, „wie es anderorts schon gesagt," die Christbäume nicht, weil sie ihm die „Krippele" verdrängt haben, während wir andern meinen, ein Krippele hätte wohl auch noch unter dem Weihnachtsbaume Platz gehabt. In demselben Verlage ist ein Band mit neun Erzählungen von Woldemar Kaden erschienen: Rotes Blut und andre Geschichten aus Süditalien. Der Verfasser kennt seinen Gegenstand und schildert sachlich und unterhaltend. Besonders gut und charakteristisch sind die Illustrationen. Ferdinand von Saars Novellen aus Österreich haben wir bei der Besprechung des ersten Bandes (Heidelberg, Georg Weiß) im 31. Hefte nach Gebühr gewürdigt. Die sechs Erzählungen des zweiten halten sich in derselben Höhe. Sie sind nicht nur unterhaltend, sondern auch in Bezug auf das gesellschaftliche Leben Österreichs sehr unterrichtend.

Peter Rosegger hat seinen neuesten Band Mein Weltleben oder Wie es dem Waldbauernbuben bei den Stadtleuten erging benannt (Leipzig, Staackmann). Diese Selbstbiographie enthält nach Rubriken geordnet Mitteilungen über seine Lehrzeit auf der Grazer Handelsschule, über seine Familie, sein Stadt- und sein Landhaus, seine Verleger und Freunde, seine Arbeiten, seine geschäftlichen und persönlichen Verhältnisse. Alles wird in einfacher und außerordentlich klarer Sprache vorgetragen. Wir haben das ganze Buch mit so großem Anteil gelesen, daß wir in Verlegenheit wären, was wir dem Leser in einem Auszuge bieten und was wir darin übergehen sollten. Gegen unsre Erwartung überrascht hat uns nichts, und wenn es auch Täuschung sein mag, daß wir uns dieses Leben Roseggers nach seinen Schriften ungefähr so hätten denken können, so spricht der Eindruck doch jedenfalls zu Gunsten der Treue des Bildes.

Ein neues Buch von Rosegger bedarf keiner neuen Empfehlung. Um unsre Leser nicht mit ganz leeren Händen zu entlassen, teilen wir zwei Stellen daraus mit. „Mit dem verständnisvollern Eindringen in das Wienertum begann mir allmählich einiges bedenklich zu werden. Man sprach immer vom Niedergange der Stadt, und man sah, daß nirgends so flott und so lustig gelebt wurde als in Wien. Meine Reisen durch Deutschland hatten mir Gelegenheit zu Vergleichen gegeben, die für die lieben Wiener nicht immer sehr schmeichelhaft ausfielen. Ich begann zu ahnen, daß eine gewisse nüchterne Hausbackenheit, wie man sie in deutschen Städten und auch in österreichischen Provinzstädten findet, besser ist als der schwungvolle, fidele Lebensgenuß, bei dem man zu Grunde geht. Schon früher war mir in Wien, besonders in Gasthöfen und beim Droschkenwesen, ein gewisser Hang, Fremde zu übervorteilen, nicht entgangen, war mir eine Art von Galgenhumor aufgefallen, ein gewisses Mißachten und Erniedrigen der Heimat, ein gedankenloses Fortwursteln im Walzertempo. . . . Herrlich bist du freilich, du ruhmreiche Kaiserstadt an der Donau, von jeher das heißersehnte Ziel froher Herzen. Ich ergötze mich stolz an deinem Glanze und lebe in der Hoffnung, daß der Inhalt in richtigen Einklang kommen werde und mit der prachtvollen Schale."

An der zweiten Stelle spricht er von seiner Art von Liebe zur Musik (Volkslied, Choral usw.) und ruft dann aus: „Wie leicht müssen musikalische Naturen zu befriedigen sein! Die unglaublichsten Ungereimtheiten merken sie nicht, wenn es nur Musik giebt. Gott, was wäre darüber zu sagen!"

Auch einen netten Band für die Jugend hat Rosegger unter dem Titel Waldjugend zusammengestellt — „Geschichten für junge Leute von fünfzehn bis siebzig Jahren" steht auf dem Titel —, mit hübschen Bildern von Alfred Mailick

Digitized by Google

(Leipzig, Staackmann). Es genügt, daß wir unsre Leser darauf aufmerksam machen.

Schon im vorigen Hefte haben wir auf neue märchenartige Geschichten aufmerksam gemacht und sie dabei in zwei Gattungen geteilt. Ostseemärchen von Hans Hoffmann ist der Titel eines äußerst elegant mit feinen autotypisch wiedergegebnen Zeichnungen ausgestatteten Bandes (Leipzig, Liebeskind). Die meisten seiner elf Märchen gehören unsrer zweiten Gattung an, nur die letzten sind ernster gemeint: Das Blumenschiff, Der Toten Sehnsucht; sie haben einen stark sentimentalen Zug. Des Verfassers Neigung wohnt offenbar mehr in der andern Art, der scherzhaften, tändelnden, ironischen: Plappermäulchen und Streit unter Liebenden scheinen uns die gefälligsten zu sein. Hoffmann schreibt gut, nicht nur richtig, er kann auch Eindruck machen. Diese Eigenschaft seines Stils zeigt auch das vorliegende Buch. Die Märchen lesen sich hübsch, sie werden vielen gefallen. Etwas tiefer, das heißt auf die Erfindung hin angesehen, lassen sie uns gleichwohl die Frage thun, ob nicht die Ostsee in dieser Einkleidung etwas einförmig wirke, oder ob heutzutage eines einzelnen Menschen Phantasie noch reich genug sei, elf ganze Märchen auszudenken, die neben dem, was die Litteratur schon hat, mit Ehren bestehen könnten.

Wir erwähnen noch zwei kleine Bücher, weil sie zwar nicht ausdrückliche Märchen, aber doch unmögliche Geschichten von einer so feinen Erfindung und von so saubrer Ausarbeitung enthalten, daß man sich an der aufgewendeten Kunst freuen kann. Eine Nacht im Lehnstuhl und einige andre Erzählungen von Bosboom-Toussaint. Aus dem Holländischen (Leipzig, Sonnenhol) enthält drei Geschichten. Die feinste ist die erste, die Lebensgeschichte einer vornehmen jungen Dame aus der Rokokozeit, von ihr selbst während der Nacht vor einem großen Empfang dem Kammermädchen erzählt, und zwar im Lehnstuhl, weil die mühevolle und kostbare Frisur durch das Bett leiden würde. Ganz allerliebst ist: Wilder Urlaub. Eine Erzählung aus alter Zeit von Paul Lang (Heilbronn, Max Kielmann). Kaiser Gratian liest im Standlager zu Argentaria bei Straßburg im Seneka die Geschichte von Alexander und Diogenes und möchte einem seiner Soldaten auch eine Wohlthat erweisen. Draußen im Schnee steht der Alemannenprinz Fraomar im ersten Gliede der kaiserlichen Garde und bittet um einen ganzen Monat Urlaub für Weihnachten. Daheim findet er das ihm versprochne Königskind einem andern Manne verlobt. Trotzdem zecht er mit seinem Nebenbuhler in schnell geschlossener Freundschaft über die Zeit seines Urlaubs hinaus, gewinnt die Braut zurück und zieht dann mit seinen Landsleuten zum Kaiser, um den wilden Urlaub zu rechtfertigen. Die Alemannen werden geschlagen, Fraomar aber wird begnadigt und König der Alemannen und Gemahl der Munigild. Das ist der Hergang. Der Verfasser aber hat aus jener Senekastelle und ein paar Notizen Ammians anstatt einer philologischen Langweilerei eine stimmungsvolle Dichtung gemacht. Ein leiser Humor, wie ihn Scheffel hatte, hat den lebhaften Ernst aus dieser römisch-deutschen Altertumskunde vertrieben. Ihre Figuren haben nun etwas von dem Glanz und dem Duft eines Märchens bekommen, an das wir durchaus erinnert werden, und zwar eines sehr anmutigen. Man sieht also auch hier, für die Wirkung einer Kunst kommt es oft gar nicht darauf an, woher der Stoff genommen ist, sondern wer der Künstler war, der etwas daraus gemacht hat.

Schon unter den bisher genannten Büchern waren einige, die nicht neu sind, sondern nur in neuen Auflagen vorliegen. Wir fügen noch ein paar weitere hinzu. Durch zahlreiche Auflagen lange bekannt und mit Recht beliebt

Digitized by Google

geworden ist F. W. Webers Epos Dreizehnlinden. In vierzeiligen Trochäen mit Reim hat der Dichter eine einfache, ernste Geschichte erzählt aus der deutschen Vorzeit, damals als die Franken anfingen die Sachsen zu bezwingen, und hat sie in seine eigne Heimatgegend, den Nethegau (Kreis Höxter) verlegt und durch dessen landschaftliche Besonderheiten lebendig gemacht. Nicht nur der Hintergrund der Dichtung ist katholisch, was selbstverständlich ist, sondern auch ihre Haltung ist es, kirchlich katholisch. Aber es fehlt ihr das Zudringliche, Propagandistische, womit sich einst Redtwitzens Amaranth einführte; Dreizehnlinden ist ruhiger, einfacher, taktvoller, ein ganz vortreffliches Buch auch für evangelische Leser. Es ist voll von Vaterlands- und Heimatsgefühl und als Werk der Poesie ein Individuum, keine Dutzendarbeit. Der Verfasser, lange Zeit ein bekannter Zentrumsabgeordneter und als solcher ebenso milde wie seine Dichtung, ist kürzlich, wie die Zeitungen mitteilten, gestorben. Jetzt eben ist eine Prachtausgabe in Großquart erschienen mit vielen Illustrationen teils in Holzschnitt, teils in Heliogravüre nach Zeichnungen von Karl Rickelt. Die Abbildungen sind nach Stil, Kostüm und Bildwirkung der Dichtung angemessen. Die Verlagshandlung (Schöningh, Paderborn) hat damit unsrer erwachsenen Jugend ein schönes Weihnachtsbuch geschenkt.

Auch von Scheffels Gaudeamus, Lieder aus dem Engern und Weitern (Stuttgart, Bonz u. Comp.), die schon sechzig Auflagen erlebt haben, liegt die von Anton von Werner illustrirte Oktavausgabe nun bereits in dritter Auflage vor uns. Die Ausstattung ist jetzt so solide und dabei so elegant geworden, daß man den niedrigen Preis des schmucken Bandes nicht begreifen würde, wenn ihm nicht sein großer Absatz von vornherein gewiß wäre.

Den zahlreichen Unverbesserlichen, die der Nacht-, Tod-, Brunst- und Elendspoesie der „Moderne“ keinen Geschmack abgewinnen können, und denen auch heute noch ein fröhliches Lied in runden Strophen lieber ist als ein von Punkten und Gedankenstrichreihen unterbrochnes tiefsinniges Odengestammel, wird die Nachlese zu Baumbachs Gedichten willkommen sein: Bunte Blätter. Gelegenheitsgedichte von Rudolf Baumbach. (Leipzig, A. G. Liebeskind, 1897.) Eine Nachlese ist es ja: nur Gelegenheitsgedichte, freiwillige und bestellte, bunt durcheinander; zu Geburtstags- und Hochzeitsliedern, Jubiläumsgesängen und Liedern zur „Weihe des Hauses,“ Festgedichten zu Schul- und Turnfesten Deutscher im Auslande kommen Reisebilder, poetische Dankesepisteln, Fremdenbuchverse und gereimte Postkarten. Es ist manches darunter, was andre heutzutage ebenso hübsch machen können, ohne es drucken zu lassen; aber dazwischen steht doch auch andres, von dem es schade wäre, wenn es uns hätte vorenthalten bleiben sollen bloß deshalb, weil es Gelegenheitsgedicht mit ganz persönlichen Beziehungen ist. Übrigens wird das Buch auch für einen zukünftigen Biographen Baumbachs ein „gefundnes Fressen“ sein, auch für einen zukünftigen Herausgeber seiner „sämtlichen“ Gedichte „mit kritischen und erläuternden Anmerkungen.“ Und zu beidem, zu einer Biographie wie zu einer Gesamtausgabe mit Kommentar, wird es doch hohe Zeit. Die Herren von der „Moderne“ verstehen das viel besser. Kaum hat da einer in einer Zeitung zwölf Gedichte drucken lassen, so findet sich auch schon ein guter Freund und schreibt einen Band Erklärungen dazu; kaum hat einer ein „Märchendrama“ gedichtet, so kommt schon ein andrer mit einer Biographie von ihm, einer „illustrirten“ natürlich, mit zahlreichen Bildern (erstes Bild: „unser“ Karlchen im Alter von drei Jahren auf dem Schoße seines Vaters usw.). Gern teilten wir eins oder das andre aus den Gedichten mit, aber die Leser werden sie schon zu finden wissen. Nur noch eine Frage an den Herrn Verleger: Was ist auf Seite 37 passirt?

Digitized by Google

Da ist doch in dem hübschen Gedicht „Der Maler“ von der einen Strophe nur der Schwanz übrig geblieben; vier Zeilen sind unterschlagen. Sie enthielten doch nicht etwa eine Blasphemie?

Unsern Lesern sind die farbigen Holzschnittdrucke der vortrefflichen Meister Knösler in Wien bekannt, auf die wir vor einiger Zeit aufmerksam gemacht haben. Der Verleger Julius Schmidt in Florenz schickt uns jetzt eine Anzahl neuer Blätter, die wieder alle Vorzüge zeigen, die wir an den frühern gerühmt haben, die wunderbare Feinheit des Schnittes, die schöne Farbenharmonie und die Vollendung des Druckes. Wir haben früher gehofft, daß diese von Knösler und seinen Söhnen geübte Kunst ein Gemeingut der Holzschneider werden könnte, das ihrer durch die neuen Vervielfältigungsarten schwer geschädigten Kunst einen neuen Aufschwung bringen würde. Leider ist das nicht möglich geworden. Mit dem Schnitt der Knösler würden wohl auch andre Holzschneider zu wetteifern vermögen, aber den Druck kann ihnen niemand nachmachen. Dazu gehört die Erfahrung der Arbeit eines Lebens, wie uns einer der tüchtigsten Holzschneider Leipzigs wehmütig sagte; es gäbe keine zweite Druckerei, die das zu machen verstünde — und das wird ja auch durch alles bewiesen, was auf dem Gebiete des farbigen Holzschnitts in den letzten Jahren von unsern illustrirten Zeitungen geleistet worden ist; über eine ziemlich rohe Dekorationsleistung ist es nie hinausgekommen. Also werden wohl die Knöflerschen Bilder Unika bleiben, und jeder Kunstfreund und Sammler sollte sich diese Drucke sichern, so lange sie zu ihrem sehr niedrigen Preis zu haben sind. Die uns vorliegenden Blätter sind zwei musizirende Engelgruppen auf Goldgrund in Medaillonform von Fra Angelico aus der Krönung der Maria in den Uffizien (26 Centimeter Durchmesser, je 5 Mark), die Aurora Guido Renis — ein prachtvolles Blatt (42×21 Centimeter, 8 Mark), Pinturicchios Johannes- und Jesuskind (21×11½ Centimeter, 2 Mark), und eine Madonna Filippo Lippis (16½×7½ Centimeter, 1,20 Mark).

Welcher Unterschied zwischen diesen Holzschnitten und den heutigen mechanischen Reproduktionen ist, zeigt uns Schmidt selbst in seinen Chromotypien nach einer Terrakotta-Madonna Andrea della Robbias und nach den zehn Terrakotta-Bambini desselben Meisters vom Findelhaus in Florenz. Obgleich sie von Meisenbach, Riffarth u. Co. in München und Förster und Borries in Zwickau geliefert sind, erscheinen sie neben den Holzschnitten wie rohe Machwerke. Dennoch wird jedermann auch an diesen Blättern, insbesondre an den entzückenden Wickelkindern seine Freude haben, trotz der rohern Technik, denn Form und Farbe sind da, und der Preis (1½ Mark die Madonna, 4 Mark die zehn Wickelkinder) ist ja so, daß man ihn anwenden kann.

Der Strom des Lebens reißt fortgesetzt neue Rinnsale auf, in die er seine Fluten ergießt. Politik, Litteratur und Kunst geraten auf Gebiete, die vordem kein Mensch hat ahnen können. Postkarten mit Porträts, Landschaft, Völkerkunde, Militär und Marinepropaganda, Abreißkalender mit Abbildungen aus allen Gebieten des Lebens, mit Lichtstrahlen aus den Werken aller Dichter und Denker und allen merkwürdigen und nicht merkwürdigen Daten der Geschichte und der Biographie! Politik, Litteratur und Kunst sind ja unsre Gebiete, aber wir können sie nicht in alle ihre modernen Schlupfwinkel verfolgen. Wir wollen nur über ein paar hervorragende Erscheinungen quittiren, die uns wegen unsrer Programmgebiete zugeschickt

Digitized by Google

worden zu sein scheinen. Ein Abreißkalender des Bibliographischen Instituts, außer den täglichen Verlagsankündigungen geradezu Unglaubliches an Stoff enthält über sechshundert Landschafts-, Städte- und Architekturbilder, Porträts, Autogramme, Münzen, Wappen und andre kuriose Dinge, und zwar alle gut, dazu so viele Notizen wie ein ganzes Konversationslexikon; daneben ein andrer, der die Gefilde unsrer künftigen Heimat, Afrikas, hat, aber nicht schwarz ist, sondern in hoffnungsvollem Grün prangt, und 365 zur Auswanderung reizende Bilder enthält, alle von Fritz Hessemer herausgegeben. Beide werden das Entzücken unsrer Schüler sein. Und ebenso oder noch mehr werden es solche Postkarten sein, wie die von Meißner und Buch natürlich meisterhaft gedruckten zwölf „Künstlerpostkarten" mit „Unsere Kriegsflotte" von Hans Bohrdt, oder die zierlichen Schwarzwald- und Bodenseeansichten von Herwig in Göppingen, mit denen die Hasemannschen von Elbe in Freiburg in einer andern Manier hergestellten mit schwarzwälder und ländischen Bildern und Typen geschmückten rivalisiren. Zu den schönsten ge die von Max Seeger in Stuttgart gedruckten Artillerie-, Kavallerie- und Infan postkarten, alle kleine Kunstwerke, denen die lustigen aus den Alpen und die besonders hübschen mit Schwarzwaldtrachten desselben Verlegers würdig zur stehen. Der ganze Sport mag einem noch so wunderlich erscheinen, an Sächelchen muß man sich freuen.

Das sind natürlich nur ein paar Exempla aus der Riesenproduktion bunten und mit Flimmer bestreuten Postkarten, die die letzten zwölf Monate ge haben. Jedermann kennt aus den Schaufenstern die Legion dieser sich drän und überbietenden Erzeugnisse der neuesten Kleinkunst, zu der Leute wie B ihren Witz und die besten Künstler wie Thumann ihre Farben und die Bi größen ihre Gesichter steuern. Dem Aufschwung dieser immer glänzender wer Produktion, für die längst keine der schon in Menge erschienenen Sammelm mehr ausreicht, ist wahrscheinlich nichts in der Weltgeschichte gleichzusetzen beschleicht einen nur ein Jammer, wenn man sie betrachtet: wenn der wand für diese Fünf- und Zehnpfennigkarten und für die in diesem Jahre geklebten Fünfpfennigmarken alle Jahre für die Flotte gesteuert würde, so wir bald mehr Schiffe als Altengland. Aber bunte Postkarten sind freilich ganz andres als uferlose Flottenpläne! Du stolzes Deutschland, freu dich du

---

Für die liebe Jugend hat sich auch wieder H. Brandstädter mit einem eingefunden: Friedel findet eine Heimat, „eine Erzählung für jung zum Weinen, zum Lachen und — zum Nachdenken" (Düsseldorf, August Die Art Brandstädters ist aus seinen frühern Büchern (Erichs Ferien u kannt; es ist gesunde, freundliche und anregende Lektüre.

Berichtigung. In Heft 48 sind einige den Sinn entstellende Satzfehler blieben, die wir zu berichtigen bitten. Auf S. 438 soll es Lokalnachrichten h Lokalansichten, auf derselben Seite Dichtungsproben statt Dichtungsperlen abscheuliche Satzfehler redivius statt redivivus auf S. 432, nachdem der Korrekto daktion und — der Verfasser darüber weggelesen hatten, von der Druckerei auf de Umschlage gewissenhaft wiederholt worden ist, war ihre Pflicht.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 51

Ausgegeben am 23. Dezember 1897

Inhalt:

	Seite
Buchenbergers Agrarpolitik	553
Endlich den Beruf gefunden. (Fortsetzung)	562
Die großen Kunstausstellungen des Jahres 1897. 3. München. Von Adolf Rosenberg	572
Neue Romane	582
Paulsens Geschichte des gelehrten Unterrichts	587
Zur Weihnachtszeit. Erzählung von Sophus Bauditz. Übersetzt von Mathilde Mann	592
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Berliner Kaufleute und Seemacht	600
Litteratur	603

Hierzu 1 Beilage: 1 Prospekt von W. Medrow jr. in Cleve (holländ. Grenze)

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bänden

herausgegeben von

Professor Dr. **Adolf Stern** und Professor Dr. **Erich Schmidt**

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und die Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien.

Preis brosch. 28 M., in 6 Leinenbänden 34 M., in 6 Halbfranzbänden 42 M.

Daraus einzeln:

Zwischen Himmel und Erde; Gedichte. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Heiterethei und Novellen. Ein Band broschirt 5 M., in Leinwand geb. 6 M.
Dramen. Ein Band broschirt 6 M., in Leinwand geb. 7 M.
Dramenfragmente. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Studien. Zwei Bände broschirt 8 M., in Leinwand geb. 10 M.
Biographie Otto Ludwigs von Adolf Stern. Broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.

Volksausgabe der Hauptwerke

in sechs Bändchen

Zwischen Himmel und Erde — Die Heiterethei — Novellen

Jeder Band broschirt 1 Mark

Der Erbförster — Fräulein von Scuderi — Die Makkabäer

Jeder Band broschirt 50 Pfge.

Die Bände sind auch in schönem und dauerhaftem dunkelrotem Damasteinband zu haben. Der Einband kostet 60 Pfennige für den Band.

Digitized by Google

Buchenbergers Agrarpolitik

Unter den Schwierigkeiten, die der Regierung bei der Verfolgung der weitausschauenden, gewissenhaften und energischen Politik des Kaisers auf Schritt und Tritt hemmend entgegentreten und sie alle möglichen Rücksichten zu nehmen zwingen, spielt heute unzweifelhaft die agrarische Bewegung eine große Rolle. Wenn die mehr oder weniger radikal von ihr beherrschten weiten und einflußreichen konservativen Kreise im Reiche vom Staate Unmögliches für die Landwirte fordern und von der Erfüllung des Unmöglichen immer wieder die Unterstützung der kaiserlichen Politik abhängig machen, so führt das notwendig zur Stärkung der Einflüsse und Strömungen im Volke, die grundsätzlich mit einer gedeihlichen Reichspolitik im Widerspruch stehen und leider in erschreckendem Maße ihres Anhangs sicher sind. Die auf dem Lande im allgemeinen noch weit verbreitete politische Harmlosigkeit und Kurzsichtigkeit macht es, daß die Masse der deutschen Landwirte dabei ganz verkennt, was sie damit anrichtet. Sie macht sie zur blinden Gefolgschaft einiger dem wirtschaftlichen Druck der Zeit entnommnen Programmsätze, zeitigt übertriebne Vorstellungen von der Macht des Staats, ihnen zu helfen, und erbittert sie über den angeblich bösen Willen der Regierung, die ihnen trotz dieser Macht nicht hilft. Es ist angesichts dieser betrübenden Erscheinung ein gar nicht genug anzuerkennendes Verdienst des bekannten Agrarpolitikers Dr. A. Buchenberger, des Präsidenten des Großherzoglich badischen Finanzministeriums, daß er sich in einem vor einiger Zeit bei Parey in Berlin erschienenen Buche: „Grundzüge der deutschen Agrarpolitik unter besondrer Würdigung der kleinen und großen Mittel“ der Mühe unterzogen hat, das Unverständige dieses Verhaltens nachzuweisen. Aus jeder Zeile springt das lebhafte Wohlwollen des Verfassers für den Stand und das Gewerbe der Landwirte in die Augen, zum Teil bis

Digitized by Google

zur ausgesprochnen Voreingenommenheit; und wer fortan noch auf politische Reife und volkswirtschaftliches Gerechtigkeitsgefühl Anspruch machen will, wird mit Buchenbergerschem Maße zu messen sein, denn alles das, was darüber hinaus beansprucht wird, ist endgiltig zu den „agrarischen Übergriffen" zu rechnen, denen die Regierung nicht nachgeben kann und nicht nachgeben darf. Leider hat sich die agrarische Presse beeilt, die heilsame Wirkung der Schrift möglichst zu vereiteln. Wer unsre Landwirte kennt, wird begreifen, daß das nicht allzu schwer war. Aber umso schwerer ist die Verantwortlichkeit derer, die es veranlaßt haben, und wenn die Regierung noch weiter auf sie Rücksicht nehmen wollte, dann würde sie den Vorwurf der Schwäche verdienen, dann würde sie selbst die unsinnige Opposition des deutschen Landmanns gegen die kaiserliche Politik fördern. Gegen Leute, die Buchenbergers wohlwollende Belehrung über die Agrarpolitik der Regierung den deutschen Landwirten vorenthalten, ist jede Rücksicht von Übel. Er selbst bezeichnet die Aufgabe, die er sich gestellt hat, wie folgt: „Die vorliegende Schrift soll gegenüber manchen irreleitenden Ausführungen den dreifachen Nachweis führen: einmal, daß angesichts der unzweifelhaft gegebnen sehr schwierigen Lage des landwirtschaftlichen Gewerbes die landwirtschaftliche Staatsfürsorge zu keiner Zeit kräftiger und planmäßiger ihres Amtes gewaltet hat als in der Gegenwart; zum andern, daß die neuerdings so sehr verschmähten oder geringschätzig beurteilten kleinen Mittel in ihrer Gesamtheit eine große Heilkraft in sich schließen und bewiesen haben; zum dritten, daß mindestens ein Teil jener Vorschläge, die man als große Mittel zu bezeichnen pflegt, entweder überhaupt unerfüllbare Anforderungen an die Staatsgewalt stellt oder doch nur unter starker Schädigung der Interessen andrer Berufsstände zu verwirklichen ist." Am 6. Dezember hat bei der ersten Lesung des Flottengesetzentwurfs im Reichstag der Sprecher der deutschkonservativen Partei, Graf zu Limburg-Stirum, die Behauptung wiederholt, die Landwirtschaft habe seit dem Rücktritt des Fürsten Bismarck zu ihrem schweren Schaden nicht die gebührende Berücksichtigung bei den verbündeten Regierungen erfahren. Das ist jetzt die Form der agrarischen Opposition gegen die kaiserliche Politik, und sie hofft auf Wirkung an Stelle der ältern Lesart des Herrn von Miquel: seit dreißig Jahren habe der Staat die Landwirte vernachlässigt und nur für Kaufleute und Industrielle Gesetze gemacht. Wo ist die Wahrheit? muß man da doch fragen, und für die Gegenwart giebt Buchenberger ebenso gründlich wie treffend die Antwort. Wollen die Agrarier diese Antwort gern tot schweigen, so ist es Pflicht, alle, die sich selbst ein Urteil bilden und nicht blind den unberechtigten Anschuldigungen gegen die Agrarpolitik der Regierung glauben wollen, aufs nachdrücklichste auf sie aufmerksam zu machen. Das ist der Hauptzweck dieser Zeilen. Es kann hier nicht daran gedacht werden, den Inhalt der Buchenbergerschen Schrift auch nur in kurzen Zügen darzulegen. Es sollen hier nur die in ihr dargelegten

Digitized by Google

Grundsätze über Getreidezoll und Handelsverträge behandelt, vorher aber ein flüchtiger Blick auf den wirtschaftspolitischen Standpunkt des Verfassers im allgemeinen geworfen werden.

Dieser Standpunkt ist, wie der der zur Zeit im Reiche und auch in Preußen herrschenden Kreise, ein durchaus protektionistischer, und seine Schwächen springen an vielen Stellen des Buches deutlich in die Augen. Die Aufgabe des Staats, meint der Verfasser, zur Linderung und Heilung der Schwierigkeiten, mit denen die Landbaubevölkerung in der Gegenwart zu kämpfen hat, ergebe sich schon daraus, daß er nach der heutigen Auffassung des Staatsbegriffs die höchste Interessengemeinschaft darstelle, von der jedes einzelne Glied des vielgestaltigen Organismus die Förderung seiner wirtschaftlichen und sittlichen Zwecke beanspruchen dürfe. Dazu komme, daß das Wohlergehen der Landwirtschaft bei uns, da sie einen so starken Bruchteil der Bevölkerung umfasse, eine wesentliche Voraussetzung der Erhaltung der wirtschaftlichen Kraft und der politischen Machtstellung des Staates bedeute. Insbesondre sei die Wehrhaftigkeit des Staats wesentlich von dem Vorhandensein einer kräftigen Landbevölkerung abhängig — was trotz Brentanos Tabellen noch immer richtig ist —, und der dem Gewerbefleiß unentbehrliche inländische Markt von einer kaufkräftigen Masse des Landvolks. Er erkennt nach bekannten Mustern die landwirtschaftliche Bevölkerung an als den „Jungbrunnen" für die Volksgemeinschaft, als den „unersetzlichen Vorratsbehälter für den Menschenbedarf aller übrigen Stände" und verlangt oder befürwortet daraufhin in den meisten von ihm erörterten agrarpolitischen Einzelfragen in sehr weitem Maße das organisatorische Eingreifen des Staats auf Kosten der Gesamtheit. Ausdrücklich findet er sich z. B. mit der Abwälzung der Steuerlast auf die nichtlandwirtschaftliche Bevölkerung, wie sie sich in neuerer Zeit allenthalben vollziehe, und mit der trotzdem steigenden Verwendung der Staatseinkünfte „zur bessern Befriedigung lokaler Bedürfnisse des flachen Landes und zur teilweisen Entlastung von dem Druck lokaler Gemeindesteuern" mit der bezeichnenden Bemerkung ab: „Das ist in der Ordnung, entspricht dem Wesen des modernen Staats und erfordert keine besondre Anerkennung, sollte doch aber im Streit des Tages über Vergünstigung oder Vernachlässigung bestimmter Erwerbskreise nicht gerade als unwesentliche Kleinigkeit bezeichnet werden." Am besten aber wird sein und wohl auch der Regierung wirtschaftspolitischer Standpunkt im allgemeinen durch folgende Äußerungen über die Zollfrage, zu der wir damit übergehen, charakterisirt. Allen Einwendungen, sagt er (S. 224), gegen landwirtschaftliche Schutzzölle, insbesondre gegen Nahrungsmittelzölle, sei nur insoweit eine Berechtigung einzuräumen, als sie sich gegen eine Übertreibung des Schutzprinzips richteten. Der in landwirtschaftlichen Kreisen dann und wann erhobne Anspruch auf einen Getreidezollschutz, der unter allen Umständen Jahr für Jahr den höchsten Stand der Preise des Jahrhunderts sichere, sei daher ab-

Digitized by Google

zuweisen — nicht etwa für reine Tollhäuslerei zu erklären, wie er füglich hätte sagen dürfen! Und zwar, fährt er fort, schon deshalb, weil sich die staatliche Garantie einer bestimmten Rentenhöhe mit den sozialwirtschaftlichen Pflichten des Grundbesitzes in Widerspruch setzen würde. Denn wenn das Grundeigentum wie jedes private Eigentum von Produktionsmitteln das Vorrecht genieße, daß ihm die günstigen Konjunkturen und der Nutzen aus technischen Fortschritten in höhern Erträgnissen und in der Bodenwertsteigerung zu gute komme, so entspreche diesem Vorrecht die Pflicht, zeitweise auch ungünstige Konjunkturen zu tragen: „Nur ein unerträgliches Übermaß ungünstiger Konjunkturen kann und soll dem Grundbesitz abgenommen werden." Es wird jedenfalls sehr interessant sein, zu erleben, wie dieser theoretische Protektionismus in praxi seinerzeit um die Rentengarantie herumzukommen versuchen wird. Mit der Einschränkung auf das unerträgliche Übermaß ungünstiger Konjunktur allein wird er sich schwerlich auf die Dauer helfen können, weder gegen agrarische noch gegen sozialistische oder kommunistische Übergriffe. Die „Unerträglichkeit" ist leider ein gar zu unbestimmter Begriff. Wem es „unerträglich" erscheint, daß mittelgroße Rittergüter neben einer Pachtsumme von 25000 bis 35000 Mark für den Eigentümer nicht auch noch für den Pächter einen Reinertrag von 5000 bis 10000 Mark abwerfen, der wird eben auch nach Buchenbergers Theorie die Getreidezölle usw. so hoch verlangen, daß die Rente nicht unter diese Summe herabsinkt. Es ist in Nr. 30 dieses Jahrgangs der Grenzboten in einer Besprechung der Hoppenstedtschen Definition der landwirtschaftlichen „Not- und Zwangslage" — die Buchenberger, wie es scheint, ohne weiteres für seinen Begriff „Unerträglichkeit" annimmt — schon auf diese Lücke im System hingewiesen worden, und man muß es sehr bedauern, daß auch Buchenberger nicht für ihre unzweideutige Ausfüllung gesorgt hat. Den extremen agrarischen Angriffen hat er damit jedenfalls eine willkommne Blöße offen gelassen. Es ist hier nicht die Aufgabe, eine Kritik des Protektionismus zu unternehmen, sie würde ja auch wenig praktische Wirkung haben; aber es sollte wenigstens auf seinen Hauptfehler und auf seine darin begründete Vergänglichkeit hingewiesen werden, von der die durch die Mode gezüchteten Treibhauswerte gerade in der Landwirtschaft am allerschwersten würden getroffen werden. Wer eine gesunde, wetterfeste Landwirtschaft wieder erstehen sehen will — und das will Buchenberger wie Hoppenstedt doch vor allen Dingen im offenbaren Gegensatz zu den nach Augenblicksvorteilen verlangenden kurzsichtigen Agrariern —, der sollte mit allem Fleiß, aller Offenheit und, wenn nötig, auch mit aller Rücksichtslosigkeit schon jetzt Mittel aufsuchen und vorschlagen, durch die die Landwirtschaft wieder vom Protektionismus entwöhnt werden könnte. Das ist unter allen Umständen die Hauptaufgabe der gegenwärtigen Agrarpolitik, und ihr Hauptfehler seit 1879 ist, daß man die Landwirtschaft verweichlicht hat. Gerade von diesem Gesichtspunkt

Digitized by Google

aus ist es sehr interessant, aber für die Stärke des Systems spricht es nicht allzusehr, wenn Buchenberger fortfährt: „Ein Agrarhochschutz mit dem Ziel staatlicher Rentengarantie ist daher unerfüllbar; ja man kann sagen, daß in Staaten mit rasch wachsender Bevölkerung es dauernd nur mäßige Agrarzölle oder überhaupt keine Agrarzölle geben kann. Denn wie jeder Zollschutz, so darf auch der landwirtschaftliche Zollschutz nicht eine den eigentlichen Zielen der Schutzzollpolitik entgegenwirkende Folge erzeugen. Das Ziel jeder Schutzzollpolitik aber ist auf solche Kräftigung der durch auswärtigen Wettbewerb bedrohten Inlandsproduktion gerichtet, daß mit der Zeit die letztere der auswärtigen Konkurrenz sich ebenbürtig erweise. Dieses Ziel würde niemals erreicht, wenn durch eine staatlich garantirte Rente die Wirte der Pflicht äußerster Kraftentfaltung sich entledigt sähen. Auch der landwirtschaftliche Schutzzoll soll, gleich allen Schutzzöllen, nichts andres als Kampf- und Abwehrmittel, Aneiferungs- und Aufmunterungsprämie sein, nicht zur Stagnation, sondern zum Fortschritt führen, nicht eine dauernde Widerstands- und Konkurrenzunfähigkeit voraussetzen, sondern zur Widerstands- und Konkurrenzfähigkeit langsam erziehen. In diesem Sinne behauptet der landwirtschaftliche Schutzzoll in einem System verständiger Agrarpolitik einen guten Platz, während er als Hochschutzzoll die grundbewirtschaftenden Elemente als bevorzugt erscheinen läßt, die wirtschaftlichen Kämpfe und Klassengegenstände verschärft, durch Einwiegen der landwirtschaftlichen Berufsstände in sorglose Sicherheit das Endziel jeder richtigen Agrarpolitik: die Emporhebung des landwirtschaftlichen Betriebs zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit, möglicherweise vereitelt.“ Durch diese Erwägungen kommt der Verfasser schließlich dazu, folgende „allgemeine Regel“ für die Bemessung der Höhe eines „Getreide- und Mehlzolls“ aufzustellen: „Der Zoll soll nicht so hoch gegriffen sein, daß er sich mit den Ernährungsinteressen der arbeitenden Bevölkerung in empfindlichen Widerspruch setzen würde; er darf am allerwenigsten ein Prohibitivzoll, d. h. von solcher Höhe sein, daß er die Einfuhr fremdländischen Getreides unmöglich machte, da Deutschland wohl stets in den Hauptgetreidefrüchten auf die Einfuhr bestimmter Mengen von Getreide angewiesen sein wird; er soll auch nicht so hoch gegriffen sein, daß dieser Höhe halber der künftige Abschluß von Handels- und Tarifverträgen oder die Aufrechterhaltung bestehender Handelsverträge mit europäischen und außereuropäischen Staaten, die als Exportmärkte für Erzeugnisse der deutschen Industrie wesentliche Bedeutung haben, unmöglich gemacht würde. Darnach würde die Meinung auszusprechen gestattet sein, daß bei Fortdauer der jetzigen Weltgetreideproduktionsverhältnisse der Zoll für Getreide und Mehl kaum unter die jetzt bestehenden Zollsätze wird herunterfinken können, andrerseits aber auch die Sätze der Zolltarifnovelle vom Jahre 1887 (5 Mark für 100 Kilogramm Weizen, Roggen usw.) wohl stets als äußerste Grenze der Zollbemessung zu gelten haben werden.“ Von einer „gleitenden Zoll-

Digitized by Google

skala“ will Buchenberger nichts wissen. Nach den seinerzeit in Frankreich mit ihr gemachten Erfahrungen habe sie sich als ganz ungeeignet erwiesen, einen mittlern Preisstand des Getreides herbeizuführen; die Importspekulation, zu der sie geführt habe, habe im Gegenteil zu besonders starken Preisschwankungen Veranlassung gegeben. Auch wer eine sehr viel kräftigere Zurückweisung der agrarischen „Übergriffe“ von der Regierung verlangt als bisher, würde es durchaus begreiflich und zulässig finden können, wenn die Regierung sich bei der gegenwärtigen wirtschaftspolitischen Gesamtlage und der Lage des landwirtschaftlichen Grundbesitzes im besondern auf diesen von Buchenberger formulirten Standpunkt zur Getreide- und Mehlzollfrage stellen wollte, und weder die bekannten ältern Erklärungen des Grafen von Posadowsky darüber noch die ganz kürzlich von ihm im Reichstag abgegebnen deuten vorläufig darauf hin, daß die Regierung diesen Standpunkt nicht teile. Umso mehr hat es Interesse, daß die konservative Presse, nicht etwa nur die extrem agrarische, die Buchenbergerschen Ausführungen stark angefochten hat. Was man im extrem agrarischen Lager, und das ist die Mehrheit des konservativen, will, geht eben weit über das von Buchenberger als zulässig bezeichnete Maß hinaus und wird sich von prohibitiven Getreidezöllen unterscheiden wie ein Ei vom andern.

Im weitern geht Buchenberger auf den „heftigen Vorwurf“ ein, der von den Landwirten der Regierung daraus gemacht wird: „1. daß in den anfang der neunziger Jahre abgeschlossenen Handelsverträgen die Getreidezölle eine Ermäßung erfahren haben (z. B. bei Weizen und Roggen von 5 auf 3,50 Mark); 2. daß infolge dieser Handelsvertragspolitik die Getreidezölle für lange Zeit, d. h. bis 1903 festgelegt worden sind, in der Zwischenzeit also ihre Erhöhung ausgeschlossen erscheint.“ Dieser Vorwurf wird mit folgender Begründung zurückgewiesen: Erstens sei allerdings bald nach Abschluß der Handelsverträge der Preis zurückgegangen, aber um 90 Mark für die Tonne Weizen und Roggen, während die Zollermäßigung nur 15 Mark betragen habe, sodaß man für den Preisrückgang an sich doch die Handelsverträge nicht verantwortlich machen könne; zweitens habe die im Jahre 1887 erfolgte Erhöhung des Zolls von 3 auf 5 Mark ihre Entstehung „nicht sowohl einem damals in erhöhtem Maße zu Tage getretnen Schutzbedürfnis verdankt, als vielmehr dem handelspolitischen Bedürfnis, sich beim Abschluß neuer Handelsverträge im Besitz eines ausreichenden Kompensationsobjekts zur Herbeiführung handelspolitischer Zugeständnisse fremder Staaten zu befinden.“ Wenn daher in dem ersten, mit Österreich-Ungarn abgeschlossenen Zoll- und Handelsvertrage deutscherseits das Zugeständnis der Herabsetzung des Zolls von 5 auf 3,50 Mark gemacht worden sei, so könne man nicht behaupten, daß die deutsche Landwirtschaft die Kosten dieses Vertrags bezahlt habe. Der jetzige Zoll sei immer noch um 50 Pfennige höher als der 1885 beschlossene, und Zweifel darüber, ob sich ein Zoll von 5 Mark in Deutschland längere Zeit aufrecht erhalten

Digitized by Google

lasse, seien auch in landwirtschaftlichen Kreisen von Anfang an laut geworden. Jedenfalls sei 1887 ein Sinken der Getreidepreise, wie es sich seit 1892 bemerkbar mache, nicht vorauszusehen gewesen, wie auch nichts der Annahme entgegenstehe, daß sich das Preisniveau in einigen Jahren wieder heben werde. Was drittens endlich die Einräumung der gleichen Zollermäßigung für russisches Getreide anlange, so würde, abgesehen von der Leichtigkeit der Umgehung eines höhern Zolls durch die Einfuhr über Österreich oder Rumänien, der auf den Weltmarkt geworfne russische Weizen und Roggen eine entsprechende Menge dieser Früchte aus den Vertragsstaaten für die Einfuhr nach Deutschland verfügbar gemacht haben. Selbst russischer Roggen hätte durch vermehrte Einfuhr aus den Donaustaaten oder Nordamerika ersetzt werden können. Aus diesen Gründen sei man im Reichstage seinerzeit nicht im Zweifel gewesen, daß die Genehmigung des deutsch-russischen Handelsvertrags nach erfolgter Genehmigung des deutsch-österreichischen und der andern Handelsverträge folgerichtig nicht habe versagt werden können.

Ist diese kaum anfechtbare Rechtfertigung der Agrarpolitik der Regierung seit 1890 den extremen Agrariern gerade jetzt in hohem Grade unwillkommen, so wird in ihren Augen der wahrhaftig hinreichend agrarische Buchenberger vollends zum Landwirtschaftsfeinde durch das, was er über „die grundsätzliche Bekämpfung einer Erneuerung der Handelsvertragspolitik nach Ablauf der gegenwärtigen Verträge, gleichviel welches der Inhalt der künftigen Handelsverträge sein möge," sagt, über diesen Kampf, der, wie er meint, „gegenwärtig fast im Zentrum der landwirtschaftlichen Bewegung steht." Er geht dabei aus von dem wohl unbestreitbaren Satz, daß die Ablehnung jeder Bindung der landwirtschaftlichen Zollsätze auf eine Reihe von Jahren in der That jede Handelsvertragspolitik unmöglich mache, und giebt dann folgende, gerade heute, angesichts der Flottengesetzvorlage, beherzigenswerte Darlegung der zukünftigen Gestaltung der deutschen Handelspolitik. Neben der Landwirtschaft habe sich im Laufe und namentlich im letzten Drittel dieses Jahrhunderts eine Großindustrie kräftig entwickelt, die längst aufgehört habe, nur für den Inlandsmarkt zu arbeiten, vielmehr eine im großen Stil arbeitende Exportindustrie geworden sei. Ungeheure Kapitalwerte seien in diesen industriellen Unternehmen angelegt, Millionen von Angestellten und Arbeitern fänden in ihnen Unterkommen und Verdienst, die Ausfuhrwerte dieser Industrie näherten sich der vierten Milliarde. Man könne den Vertretern landwirtschaftlicher Interessen einräumen, daß diese Entwicklung Deutschlands nach der großindustriellen Seite hin mancherlei Schattenseiten gezeitigt habe: Verschiebungen auf dem Arbeitsmarkt zum Nachteil des flachen Landes, Schaffung einer unzufriednen Fabrikarbeiterbevölkerung, Verschärfung des Gegensatzes zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Reich und Arm. Aber man sollte doch nicht so einseitig sein, zu leugnen, daß die von Jahr zu Jahr wachsende Kapitalkraft

Digitized by Google

Deutschlands zu einem sehr großen Teil die Frucht der Unternehmerthätigkeit der Großindustrie und des Großhandels sei und schon zu einer Verschiebung der Steuerlast zu Gunsten des landwirtschaftlichen Gewerbes geführt habe. Man sollte sich der Einsicht nicht verschließen, daß ein Reich mit so rascher Bevölkerungszunahme, wie sie das deutsche Reich seit Jahrzehnten aufweise, der Gefahr, dem Zustande der Übervölkerung zu verfallen, nur durch diese gewaltige Zunahme industrieller Thätigkeit mit ihrem starken Arbeiterbedarf bis jetzt leidlich entgangen sei, und daß, wenn in einem Reiche wie Deutschland nicht Jahr für Jahr Hunderttausende der nachwachsenden Generation zur Auswanderung genötigt werden sollten, eine industrielle Entwicklung nötig wäre, die diesen Hunderttausenden von Arbeitskräften Beschäftigung im Inlande böte. „Es ist aber volkswirtschaftlich richtiger und besser, nicht Menschen, sondern die aus Menschenhand gefertigten Waren zu exportiren."

„Diese kräftige Entwicklung auf industriellem Gebiet, fährt Buchenberger fort, ist zudem weit entfernt, dauernd einen Nachteil für die landwirtschaftlichen Interessen darzustellen; wie man denn im Süden und Westen von Deutschland, wo jetzt schon in zahllosen Landgemeinden die Bevölkerung dicht gedrängt sitzt und gegendenweise die Symptome der Übervölkerung deutlich zu Tage treten, die Ausdehnung industrieller Thätigkeit viel unbefangner zu würdigen weiß wie etwa im deutschen Osten. In jenen Gegenden erachtet man es gerade auch in den bäuerlichen Wirtschaften für einen Gewinn, an einer zahlungsfähigen Arbeiterbevölkerung einen regelmäßigen Abnehmer für die Kleinerzeugnisse der Landwirtschaft: Milch, Butter, Gemüse, Obst zu haben; man schätzt es hoch, daß ein Teil des Familiennachwuchses industrieller Beschäftigung nachzugehen Gelegenheit hat und die Wirtschaftseinnahmen der Familie verbessert; man erachtet es als ökonomische Wohlthat, wenn der in den übervölkerten Landgemeinden chronische Landhunger mit der Begleiterscheinung übertrieben hoher Bodenwerte durch diese Gelegenheit zu industriellem Arbeitsverdienst gemäßigt, und wenn durch die hierdurch herbeigeführte Entlastung des Grundmarkts von einem Teil der Nachfrage nach Grund und Boden normalere Bodenwerte angebahnt werden." Diese großindustrielle Entwicklung sei eine Thatsache, mit der die deutsche Wirtschaftspolitik nicht weniger zu rechnen habe als mit den Interessen des landwirtschaftlichen Berufsstands. Zwar bedürfe die Industrie keiner „staatlichen Subventionen" u. dergl. wie die Landwirtschaft, aber sie bedürfe „der Erschließung und Offenhaltung ausländischer Absatzgebiete." Eine Politik, die sich die Erschließung solcher Absatzgebiete in fremden Ländrrn angelegen sein lasse, sei daher nicht fehlerhaft, sondern durch die Macht der Verhältnisse und die unaufhaltsame Entwicklung der Produktion geboten. „Am erfolgreichsten aber wird sich diese Politik im Wege des Abschlusses von Handels- und Zollverträgen bethätigen, durch die der Zutritt heimischer Erzeugnisse in fremde Staaten für eine Reihe von

Digitized by Google

Jahren, die eine von Augenblicksüberraschungen befreite, sichere kaufmännische Kalkulation zuläßt, gewährleistet wird. Und wie wertvoll sich eine solche Art von Handelsvertragspolitik gegebnenfalls erweist, ist angesichts des Umstandes, daß England für sich und seine Kolonien die zwischen ihm und dem deutschen Reiche geltenden, aber Jahr für Jahr kündbaren Handelsverträge plötzlich gekündigt hat, klar zu Tage getreten. Denn von dieser Kündigung wird möglicherweise nicht nur die deutsche Industrie, sondern auch die deutsche Landwirtschaft in Mitleidenschaft gezogen, weil der englische Markt den größten Teil des deutschen Rübenzuckerexports aufnimmt." Zu dieser Einsicht müsse sich auch die landwirtschaftliche Bevölkerung durchringen, „denn die Behauptung nationaler Macht und Größe des deutschen Reichs wird ohne die Erhaltung einer blühenden Großindustrie und eines kräftig entwickelten Großhandels neben einer breitentwickelten Landwirtschaft dauernd nicht denkbar."

Ganz entschieden weist Buchenberger auch den Antrag Kanitz in seinen verschiednen Formen und alle andern Vorschläge zurück, die „auf staatliche Garantirung eines Mindestpreises für Getreide" hinausliefen. Er legt dabei zunächst die Unmöglichkeit dar, durch die Monopolisirung des Getreidehandels das Preisproblem für Getreide befriedigend zu lösen, ferner die unüberwindlichen Schwierigkeiten, die dem Staat bei Ausführung solcher Pläne erwachsen müßten, die unabsehbaren Interessenkonflikte, in die er hineingeraten und an denen er zu Grunde gehen würde, vor allem aber glaubt er, daß sich mit der Annahme derartiger Pläne der denkbar verhängnisvollste Schritt auf der Bahn eines gefährlichen Staatssozialismus vollziehen würde, bei dem es kein Aufhalten mehr gäbe. Rechnet man hinzu, daß der Verfasser auch die bimetallistischen Bestrebungen vom Standpunkte der landwirtschaftlichen Interessen mit überzeugenden Gründen bekämpft, daß er jede Beschränkung der Freizügigkeit der ländlichen Arbeiterbevölkerung als unzulässig bezeichnet, daß er die Wirkungen der „Freiheit des Güterverkehrs, d. h. der rechtlich bestehenden Möglichkeit, jederzeit und überall Grund und Boden zu verkaufen und zu kaufen, auch über den liegenschaftlichen Besitz von Todes wegen zu verfügen," nach den jetzt vorliegenden Erfahrungen eines Jahrhunderts für überwiegend günstig erklärt, so wird man freilich begreifen müssen, daß dieser westdeutsche Staatsmann vor dem preußischen Agrariertum keine Gnade finden konnte. Gerade die bis zum Vorurteil gehende Vorliebe für die Landwirte, die das Buch diktirt hat, macht es zu einer ungeheuer gefährlichen Waffe gegen das ostdeutsche Junkertum im Bunde der Landwirte. β

Digitized by Google

Endlich den Beruf gefunden

(Fortsetzung)

Mit der den Russen freundlichen Politik schien es mir zusammenzuhängen, daß damals der Freisinn in höherm Maße Gegenstand polizeilicher und staatsanwaltlicher Fürsorge zu sein schien als die Katholiken und die Sozialdemokraten, sodaß Bismarck seinen Wunsch, sie durch ein paar Dutzend Sozialdemokraten ersetzt zu bekommen, gar bald erfüllt sah. Auch die Maßregeln gegen die Polen schienen mir mit der Russenfreundschaft aufs engste zusammenzuhängen; später hat diese meine Ansicht aus dem allerkompetentesten Munde eine überraschende Bestätigung erfahren. Daß ich kein Freund polnischer Wirtschaft und kein Liebhaber polnischer Nationaleigenschaften bin, und aus welchen Gründen ich dennoch das in den polnischen Provinzen eingeschlagne Verfahren verurteile, habe ich später auch in den Grenzboten und in dem Buche „Weder Kommunismus noch Kapitalismus“ auseinandergesetzt. Von dem damals gesagten will ich nur zweierlei kurz wiederholen. Entweder gelingt die Germanisation,*) oder sie gelingt nicht. Gelingt sie, so haben wir die den ostelbischen Gutsbesitzern so unentbehrlichen willigen, billigen und anspruchslosen Hörigen in anspruchsvolle Sozialdemokraten und fähige Konkurrenten verwandelt; gelingt sie nicht, so haben wir nichts erzielt als unauslöschlichen Haß in den Herzen der preußischen Unterthanen polnischer Zunge. Wahrscheinlich aber, das ist das andre, wird sie nicht gelingen, und zwar ganz abgesehen von der Unzweckmäßigkeit der angewandten Mittel deshalb nicht, weil die Assimilirung von Völkern andrer Nationalität immer nur in solchen Zeiten gelingt, wo der nationale Gegensatz den Leuten gleichgiltig ist und zwischen den fraglichen Nationen keine Feindschaft besteht. So haben die Slawen Mittel- und Niederschlesiens, der Lausitz und Sachsens ganz von selbst allmählich die deutsche Sprache, deutsche Sitten nnd Einrichtungen angenommen, weil es ihnen vorteilhaft schien, und weil ihnen das deutsche Wesen besser gefiel als ihr eignes. Vor

*) Germanisation im ethnologischen Sinne ist überhaupt nicht möglich, man kann aus Slawen so wenig Germanen machen wie aus Katzen Hunde; man bekommt deutschredende Slawen und erzielt dann später durch Mischung eine weitere Verdünnung des so schon stark verdünnten deutschen Blutes.

Digitized by Google

allem aber bestand damals kein konfessioneller Gegensatz; waren doch Cisterziensermönche die Germanisatoren — unabsichtliche Germanisatoren; die Germanisation ergab sich als Nebenerfolg ihrer sonstigen Kulturthätigkeit. Wo die Deutschen in Feindschaft mit den Slawen lebten, wie zwischen Unterelbe und Ostsee, da blieb nichts übrig als Ausrottung der Slawen mit Feuer und Schwert, oder die Herstellung eines Verhältnisses wie in den baltischen Provinzen, wo die Deutschen als Herren die leibeignen Letten und Esthen regierten, ohne sich mit ihnen zu vermischen. Also Entnationalisirung und Assimilirung sind Prozesse, die nur im stillen und auf friedlichem Wege vor sich gehen, in Zeiten, wo sich die Leute ihrer Nationalität gar nicht bewußt sind, niemals in Zeiten fanatisch erregten Nationalgefühls. Bekanntlich ist es Joseph II. gewesen, der das heutige österreichische Elend verschuldet hat, indem er in den beinahe vollendeten friedlichen Prozeß gewaltsam eingriff und durch schroffe Unterdrückung den Resten der Slawen ihre Nationalität wieder zum Bewußtsein brachte. Auch von den Nationalitäten gilt, was sein Nachfolger Leopold von den Rechten sagte: mein Bruder wollte alle Sonderrechte ausrotten; die Folge davon ist, daß jetzt jedermann seine alten Rechte bis auf Karl den Großen zurückfordert.

So befand ich mich denn so ziemlich in allem wesentlichen im Gegensatz zur Regierung und sah mich in dem Konflikt des Jahres 1887 auf der Seite der Mehrheit Richter-Windthorst-Grillenberger, vor der alle guten Patrioten einen so heftigen Abscheu empfanden. Ehe ich aber die tragikomische Geschichte des mich betreffenden Teiles dieses Konflikts erzähle, will ich vorher einiges über meine äußere Lage berichten. Herr Letzel hatte mir vierteljährlich 450 Mark zugesagt. Nach einem halben Jahre jedoch, zu Ostern 1883, erklärte er mir, der erwartete Abonnentenzuwachs sei leider nicht eingetreten; wenn ich die Redaktion fortführen wolle, müsse ich mich mit 250 Mark begnügen, mehr könne er nicht aufbringen. Ich ließ mirs gefallen; ein paar hundert Mark hatte ich ja zuzusetzen, und die gute Kreisel „kochte, wusch und rollte mich“ billig. Auch blieb ich nicht lange auf diesem geringen Einkommen sitzen. Gleich im ersten Vierteljahre erhöhte es sich um zehn Mark. Zu meinem Glück nämlich bescherte uns das Frühjahr 1883 ein großes Wasser. Nach Schluß einer Notstandskomiteesitzung sagte mir einer der Stadtgewaltigen: aus allen Städten und Dörfern haben die Zeitungen lange Berichte gebracht, bloß über Neiße hat man nirgends ein Wort gelesen, und wir haben doch von allen Städten die allerschönste Überschwemmung gehabt; wollen Sie nicht einen Bericht an die Schlesische schicken. — I warum denn nicht! Ich that es also und bekam am 1. Juli zehn Mark dafür mit der Bitte, regelmäßig über die in Neiße vorfallenden Mordthaten, Einbrüche, Feuersbrünste, Jubiläen, Wahlkämpfe und sonstige Staatsaktionen und Familienfeste zu berichten. Das Honorar wurde später von zehn auf zwanzig Pfennige für die Zeile erhöht,

Digitized by Google

und da der Herr von Korn jeden Portonickel gewissenhaft ersetzte, man daher auch die Einsendung kurzer Notizen von wenigen Zeilen nicht zu scheuen brauchte, so läpperte es sich zusammen und brachte mir durchschnittlich 400 Mark im Jahr.*) Andre Beiträge hat die Schlesische Zeitung, die fünfzehn Jahre vorher meine ersten Versuche veröffentlicht hatte, nicht mehr angenommen. Im Wonnemond meiner Bismarckliebe hat mich einmal ein Herr, der mir wohlwollte, mit der Bemerkung, ich schriebe doch gar nicht übel, Herrn Blankenburg empfohlen; der aber, vorsichtiger als später Grunow, erwiderte: Das schon, aber er schlägt aus. Ferner gereichte es zu meinem Glück, daß ein sehr tüchtiger Artillerieoffizier, mit dem ich oberflächlich bekannt geworden war, aus Gründen, die ihm nicht zur Unehre gereichen, in Ruhestand zu treten genötigt wurde. Er mußte eine Redaktionsstelle beim Berliner Tageblatt annehmen, bis er in glänzenden Aufträgen eines Großindustriellen eine seiner gesellschaftlichen Stellung und seinen Fachkenntnissen angemessene Verwendung fand. An ihn wandte ich mich, und er war so gütig, Herrn Arthur Levysohn für mich zu interessiren. So konnte ich eine Anzahl Leitartikel liefern und einige mit meinem Namen unterzeichnete Artikel für die Montagsbeilage „Zeitgeist." Dadurch hat mich Herr Theophil Zolling, Paul Lindaus Nachfolger, kennen gelernt, und auf meine Anfrage antwortete er, daß ihm Beiträge für die „Gegenwart" willkommen seien. Einen historischen Artikel, dessen Gegenstand so weit in der Vergangenheit zurücklag, daß er für die „Gegenwart" nicht recht paßte, empfahl mir Zolling an den Professor Zwiedineck-Südenhorst zu schicken, und dieser nahm ihn in seine Zeitschrift für Geschichte und Politik gern auf. Ich lieferte dieser Zeitschrift außerdem noch zwei größere und zwei kleine Beiträge. Ein dritter größerer Beitrag über den Römerzug des Luxemburger Heinrichs kam mit der Trauerbotschaft zurück, daß nach des Baron von Cotta Tode die Nachfolger beschlossen hätten, die Zeitschrift mit dem 1. Januar 1889 eingehen zu lassen. Vorher hatte mir die Verbindung mit Cotta einen Auftrag der Firma Kröner eingebracht: die Übersetzung eines englischen Reisehandbuchs. Sie mußte in drei Wochen fertig gemacht werden, und so verdiente ich in drei Wochen 270 Mark, was mir noch niemals im Leben widerfahren war; freilich hatte ich täglich von morgens vier Uhr bis abends neun Uhr zu arbeiten, was ich kein zweites mal wagen möchte. Die Neißer Presse machte ich in diesen drei Wochen mit der Schere, wie ich meinem Publikum vorher pflichtmäßig angekündigt hatte. So fand sich eins nach dem andern. Auch noch mit mehreren andern Zeitungen und Zeitschriften gelang es mir, teils vorübergehende, teils dauernde Verbindungen anzuknüpfen. Schließlich wurde Herr

*) Wenn ich die Berichterstattung nicht ein paar Jahr später aufgegeben hätte, würde sie aufgehört haben lohnend zu sein, da die Neißer Zeitung jetzt täglich erscheint und dieser das Erforderliche entnommen werden kann. Derselbe Umstand hat überall die Berichterstattung aus der Provinz zu einem schlechten Geschäft gemacht.

Digitized by Google

Letzel noch durch einige Gönner in den Stand gesetzt, meinen Gehalt auf 1200, zuletzt auf 1400 Mark zu erhöhen, und so gestaltete sich meine materielle Lage, von der Unsicherheit abgesehen, ganz befriedigend.

In der Septennatsfrage konnte ich bei meiner oben beschriebnen Stellung keinen Augenblick schwanken. Da „jeder Mann und jeder Groschen" bewilligt war, so handelte es sich bei der Reichstagsauflösung nicht um die Militärvorlage (zumal da, wie ich wiederholt ausführte, die Volksvertretung sogar sehr zufrieden hätte sein können mit der Festlegung des Militäretats auf sieben statt auf drei Jahre; wer gar nicht daran dachte, sich auf volle sieben Jahre festlegen zu lassen, das war die Militärverwaltung), sondern um das Budgetrecht der Volksvertretung und um einen Vorwand, der die Schaffung einer Kartellmehrheit ermöglichen sollte. Beim Beginne des Septennatsstreits eröffnete mir ein höherer Beamter, daß er in der Lage sei, das Blatt mit — ich weiß nicht mehr ob ein- oder zweihundert Mark — zu subventioniren, wenn ich mich bereit fände, Informationen zu benutzen, die mir zugehen würden. Ich antwortete, daß ich nicht daran dächte, mich zu verkaufen, daß ich, wenn ich mich einmal dazu entschließen sollte, mich doch ein wenig höher einschätzen würde als auf eine Rente von ein- oder zweihundert Mark, daß mich aber die Geldfrage überhaupt nichts anginge, da ich meinen Gehalt von Herrn Letzel bekäme und nicht darnach fragte, woher dieser das Geld nähme. Der Herr erwiderte, davon sei ja gar nicht die Rede, daß man meine politische Haltung beeinflussen wolle, ich solle ja nur Informationen aufnehmen. Nun, erwiderte ich, Informationen sind ja stets willkommen, wenns also weiter nichts ist, dann habe ich gegen das Geschäft, das man Herrn Letzel anbietet, nichts einzuwenden. Die „Informationen" bestanden in einer gedruckten Zeitungskorrespondenz. Die Nachrichten darin waren wertlos für mich; denn wenn mein Blättchen erschien, so hatten sie schon in hundert andern Zeitungen gestanden, es handelte sich also nur um die kurzen Leitartikel. Ich nahm wöchentlich je einen oder zwei auf mit der Überschrift: Die offiziöse Provinzialkorrespondenz schreibt: (die Korrespondenz dieses Namens war kurz vorher eingangen; diese neue Korrespondenz war aber so offenbar ihre Nachfolgerin, daß ich mich für berechtigt hielt, sie so zu nennen), und darauf polemisirte ich dagegen. Der gute Herr, der den Vermittler spielen mußte, und den ich persönlich sehr hoch schätzte, that mir doppelt leid; erstens, daß er zu diesem seiner Person und Stellung unwürdigen Botendienste gezwungen wurde (er mußte das wertlose Papierchen jede Woche zwei- oder dreimal persönlich überbringen), und zweitens, daß ich ihm solchen Verdruß zu bereiten genötigt war. Nachdem die Sache ein paar Wochen so fortgegangen war, erschien eine Deputation der „liberalen" Partei und bat mich, ich möchte doch ein paar Wochen ausruhen und die Korrespondenz sowie die Parteiführer am Ort allein sprechen lassen. Darauf erklärte ich in der Nummer vom 13. Februar, die Thatsache, daß ein

Digitized by Google

großer Teil unsrer angesehensten Abonnenten meine gegenwärtige politische Haltung entschieden mißbillige, lege mir die Verpflichtung auf, mich vorläufig jeder Äußerung meiner persönlichen Ansicht über innere Angelegenheiten zu enthalten. Ich würde mich daher bis zum 21. im politischen Teile des Blattes auf das Zusammenstellen von Nachrichten aus andern Blättern beschränken, das Urteil über die Vorkommnisse im Vaterlande aber der offiziösen Provinzialkorrespondenz überlassen. Dadurch werde die Neißer Presse Vertreterin einer Richtung, in die ich nicht einzulenken vermöchte, und es verstehe sich von selbst, daß ich die Redaktion niederlegte, sobald ein Ersatz gefunden sei, jedenfalls spätestens am 1. April, wo meine kontraktliche Verpflichtung ablief. Allerdings sei die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß nach dem 21. Februar ein Umschwung der Meinungen eintrete, der mir die Vertretung meiner eignen Überzeugung in dem Blatte und damit die Weiterführung der Redaktion wieder gestatten werde.

Am 27. Februar schrieb ich im Leitartikel: obwohl sich das Wahlergebnis vor Beendigung der Stichwahlen nicht mit Sicherheit abschätzen ließe, stehe doch schon so viel fest, daß Bismarck das Septennat haben werde. Darüber würden alle ohne Ausnahme, auch die Gegner des Septennats, recht froh sein, denn kein vernünftiger Mensch könne sich eine Wahlkampagne wie die eben abgelaufne nochmals wünschen, und eine solche hätten wir doch bei nochmaliger Ablehnung des Septennats in verstärkter Auflage zu erwarten. Noch aus einem zweiten Grunde sei das Ergebnis erfreulich. Die offiziöse Presse habe uns versichert, das Septennat sei der Friede! Wir hätten es jetzt; die offiziöse Presse sei also verpflichtet, vorläufig die Kriegstrompete ins Futteral zu stecken, sodaß Handel und Wandel wieder floriren könnten. Ob nun aber Fürst Bismarck von der im Werden begriffnen Majorität auch alles übrige erlangen werde, was er außer dem Septennat noch anstrebe, und ob, wenn er das nicht erlange, das Septennat nach einem halben Jahre noch denselben hohen Wert für ihn haben werde wie während der Wahlkampagne, das sei eine andre Frage; Fürst Bismarck pflege in der Wertschätzung politischer Gegenstände seine Ansicht mit überraschender Schnelligkeit zu wechseln. Wäre aber die Majorität so, wie er sie sich wahrscheinlich wünsche, und wie er sie im Landtage schon habe, dann sei er mit einemmale alle Friktionen los. Die gesetzgebende Arbeit der beiden Parlamente sei dann nur noch eine Formalität; seine Ideen würden dann unfehlbar Gesetz, und nichts in der Welt hindere ihn mehr an der Verwirklichung seiner Ideale.

Im lokalen Teil aber erließ ich eine Ansprache „An unsre Leser," die ich nachstehend abgekürzt wiedergebe.

Nachdem ich mich, meinem Versprechen gemäß, bis zum 21. Februar der Äußerung meiner eignen Meinung über die politischen Ereignisse im Vaterlande enthalten habe, trete ich nun wieder hervor und überlasse die Entscheidung dem

Digitized by Google

Kreise unsrer Abonnenten und Inserenten. Ist am 1. April der Ausfall an Abonnenten und Inserenten infolge meiner Haltung so bedeutend, daß dem Verleger die Fortführung des Blattes in der bisherigen Weise unmöglich wird, so trete ich, und zwar nicht erst zum 1. Juli, sondern unmittelbar nach Feststellung dieses Ergebnisses zurück; wenn nicht, nicht. Zunächst antworte ich auf die Vorwürfe, die anläßlich des Wahlkampfes gegen mich erhoben worden sind.

1. Ich setze mich in Widerspruch mit meinen Abonnenten und Lesern. Mit einem Teile: concedo; mit allen, nego, weil ich das Gegenteil ganz genau weiß. Allen habe ich es nie recht gemacht und werde ich es nie recht machen; das ist ganz besonders am hiesigen Orte unmöglich, weil innerhalb der nicht ultramontanen Kreise natürlicherweise alle erdenklichen politischen Richtungen vom strammen altpreußischen Absolutismus und hocharistokratischen Feudalismus bis zur radikalsten Demokratie vertreten sind. Die Einigung aller dieser verschiednen Elemente mochte in der Zeit des Kulturkampftaumels unter der Devise: gegen Rom vorübergehend möglich sein; aber dieser Taumel ist vorbei und kehrt nicht mehr wieder. In der gegenwärtigen Zeit, wo nicht kirchliche, sondern rein politische: wirtschaftliche, Steuer- und Verfassungsfragen auf der Tagesordnung stehen, mit der Losung: gegen das Zentrum die Leute auch nur ein Vierteljahr lang beisammen zu halten, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Oder will man vielleicht die Losung: gegen Rom! mit der andern, gegen den Freisinn! vertauschen? [Dieser, führe ich dann aus, sei am Orte noch keineswegs tot.]

2. Ich segle im Fahrwasser der Zentrumspartei. Denke gar nicht daran! Das Fahrwasser, worin ich segle, gehört den Ultramontanen weder erb- und eigentümlich an, noch haben sie es gepachtet, sondern es ist offne Verkehrsstraße. Das Budgetrecht des Reichstags verteidigen, und darum allein handelt es sich bei der gegenwärtigen Wahl, ist jedermanns Recht und meines Erachtens sogar jedes Bürgers Pflicht. Soll ich im nassen Straßengraben waten, um nur nicht mit meinem politischen Gegner auf der trocknen Landstraße gehen zu müssen? Soll ich, wenn ich bei der Überfahrt über einen See meinen politischen Gegner auf Deck sehe, ins Wasser springen? Ein solcher Narr bin ich nicht. Wenn es sich um die Abwehr ultramontaner Unduldsamkeit, wenn es sich um die Freiheit der Schule von jesuitischen Einflüssen handelt, hat man mich noch stets auf dem Platze gefunden zum Kampfe gegen die Ultramontanen; und so oft Windthorst seinen legitimistischen Gaul reitet, versetze ich diesem, wenn gerade nichts wichtigeres zu thun ist, einen Schmiß. Aber eine nach meiner Überzeugung richtige Ansicht in politischen Fragen deswegen nicht vertreten, weil die Ultramontanen auch dabei sind, würde ich für abgeschmackt halten. Weit eher als von mir, könnte man vom Fürsten Bismarck sagen, daß er im Jahre 1879 ins ultramontane Fahrwasser eingelenkt habe; denn jene Steuer-, Wirtschafts- und Sozialpolitik, die ihm zu so großem Ruhme angerechnet wird, war von den Konservativen, Ultramontanen und Sozialdemokraten schon lange gefordert worden, ehe sich die Regierung dazu entschloß. Und was soll man zur Kölnischen Zeitung, Post und Konsorten sagen, die den Gehorsam gegen den „Heiligen Vater" in Militär- und Verfassungsfragen predigen und Windthorst wegen seines Widerstrebens gegen einen Wunsch des Papstes einen Rebellen und einen zweiten Luther schelten?*) (Man denke! Luther

*) In den Wahlversammlungen alter Kulturkämpfer salbungsvoll zum Gehorsam gegen den „Heiligen Vater" ermahnen zu sehen und zu hören, das war ein Schauspiel für Götter, für Götter von der Art eines Rabelais, Molière, Voltaire, Byron oder Heinrich Heine.

Digitized by Google

als Schimpfwort!) Im Fahrwasser der Zentrumspartei segeln jene Herren freilich nicht, denn diese lehnt ja eben die Einmischung des Papstes in die politischen Angelegenheiten Deutschlands ab, wohl aber im Fahrwasser jener überspannten Kurialisten des vierzehnten Jahrhunderts, unter deren Einflusse der Papst seine Bischofsmütze mit einer dreifachen Krone schmückte, um seine Herrschaft über Himmel, Erde und Unterwelt zu sinnbilden, und die unter den Jesuiten der Civiltà Cattolica noch einige verschämte Nachfolger haben sollen. Wie weit das wahr ist, weiß ich nicht, weil ich das genannte Jesuitenblatt seit 1878 nicht mehr zu Gesicht bekommen habe. Wenn päpstliche Einmischung jetzt veranlaßt und als Werkzeug benutzt wird von einer Seite, von der es niemand erwarten konnte, so betrübt mich das zwar, aber es ändert meine Ansicht nicht [daß jede Einmischung des Papstes in unsre bürgerlichen Angelegenheiten vom Übel sei]. Weder erkenne ich mit einem hochverehrten Gönner unsers Blattes den Papst als meinen Schafmeister*) an, noch irgend einen Minister; denn ich bin kein Schaf, sondern ein Mensch und Gott Rechenschaft schuldig über den Gebrauch der Vernunft, die er mir verliehen hat.

3. Ich schwäche den Patriotismus. Nun, ich bitte die Leser, einmal die ersten Szenen von König Lear durchzulesen. Der Mann mißt seinen Töchtern die Erbschaft zu nach der Länge und rednerischen Schönheit der Liebeserklärungen, die sie ihm vor versammeltem Hofe zu machen haben. Den habsüchtigen Hexen Regan und Goneril fällt es natürlich nicht schwer, in pomphaften Phrasen zu beteuern, daß sie den Vater mehr liebten als Leib, Leben, Gesundheit, Schönheit, Reichtum, Herrschaft und Bräutigam. Eine edle Frau aber enthüllt ihr Herz so wenig vor einer gaffenden Menge wie ihren Leib, eine edle Frau lügt auch nicht, und daher schweigt Cordelia bei der Inquisition auf ihre kindliche Liebe anfänglich verlegen still und antwortet endlich auf fortgesetztes Drängen: Ich lieb' Eur' Hoheit, wies meiner Pflicht geziemt, nicht mehr, nicht minder; konnte sie doch unmöglich ohne Lüge sagen, sie liebe ihren Vater über alles, in dem Augenblick, wo sie im Begriff stand, Herz und Hand einem geliebten Gatten zu reichen. So jung und so unzärtlich? fragt Lear; so jung und so wahr, antwortet Cordelia. Welche Früchte dann dem alten Manne seine Narrheit getragen hat, ist ja bekannt. In einen patriotischen Lärm, der auf solche Weise inszenirt wird, wie wir das die letzten Jahre hindurch gesehen haben, vermag ein besonnener, schlicht rechtschaffner Mann nicht einzustimmen. In solchem wüsten Taumel schweigen oder gegen ihn opponiren, ist kein Vaterlandsverrat. Ein ehrlicher Oppositionsmann ist niemals ein Verräter. Im Jahre 1874, wo die Lage ähnlich war, schrieb die Schlesische Zeitung: „Zu den gedachten und in der ungebührlichsten Weise geübten Pressionen gesellen sich nun die maßlosen Verwirrungen, die ein Teil der Presse und der neuerdings veranstalteten Versammlungen in der Auffassung der Militärfrage angerichtet hat. Ist es doch fast als Vaterlandsverrat gebrandmarkt worden, der Regierung gegenüber in dieser Frage dem eignen gesunden Menschenverstande noch eine bescheidne Berechtigung zuzugestehen. Das Hauptargument, das für absolute Preisgebung jedes konstitutionellen Rechts vorgeführt wird, besteht nicht selten in der Behauptung, daß die höchsten nationalen Interessen auf dem Spiele ständen. Daß der Bestand des Reiches gefährdet sei, wenn der Reichstag sich in der Militärfrage den Forderungen der Regierung nicht

*) So hieß es in einem Wahlartikel, den ein angesehener und einflußreicher Rittergutsbesitzer in unserm Blatte veröffentlicht hatte.

Digitized by Google

unbedingt fügt, daß das deutsche Reich zerfallen sollte, wenn die Nationalvertretung sich entschlossen zeigt, ihr Budgetrecht, sei es auch in den engsten Grenzen, zu wahren, aber voll und ganz alles zu bewilligen, dessen es zur Zeit und vielleicht auf Jahre hinaus bedarf, ist eine geradezu unsinnige Behauptung; niemand wird bestreiten können, daß unter solchen Verhältnissen die Regierung im besten Frieden mit dem Reichstage und mit der größten Aussicht auf Erfolg ihres Amtes weiter walten kann." *) Lassen wir im zweiten Satze das „fast" aus, und wir haben die heutige Situation; denn heut wird einer, der der Regierung gegenüber noch eine eigne Meinung zu haben wagt, nicht fast, sondern wirklich als Vaterlandsverräter gebrandmarkt.

4. Ich schwäche die Opferwilligkeit der Bürger. Über diesen Punkt würde ich mich aussprechen, wenn nicht das preußische Herrenhaus die Geschmacklosigkeit begangen hätte, in einer Adresse an Seine Majestät den Kaiser von der Opferwilligkeit des Volkes zu sprechen. Unter den Herrenhausmitgliedern befinden sich bekanntlich auch jene ehemals reichsunmittelbaren Standesherren, die nicht einmal Steuern zahlen. So lange solche Leute die Opferwilligkeit predigen, wäre es schade um jedes Wort, das man über den Gegenstand verlieren wollte.

5. Ich fördere die Sozialdemokratie. Das ist ungefähr so, wie wenn man mich beschuldigen wollte, ich hätte die Niederlage im Kulturkampfe verschuldet, weil ich das vernichtende Urteil, das Fürst Bismarck in seinen vorjährigen Reden über die Maigesetze gefällt hat, vom ersten Augenblicke an in meinem engen Kreise ausgesprochen habe. Die Sozialdemokratie tritt dort am stärksten auf, wo das System Puttkamer am unmittelbarsten wirkt. Hier in Neisse z. B., wo es bisher noch gestattet war, ein freimütiges Wort offen auszusprechen, kommen sie nur vereinzelt vor; in Oppeln, am Sitze der Königlichen Regierung, giebts ihrer schon mehr; in Breslau wirkt die Nähe des Oberpräsidiums schon so belebend auf sie, daß ihnen ein reichliches Drittel aller Wähler angehört; und in Berlin, wo das System mit seinem gewaltigen Zwangsapparat unmittelbar eingreift, da bilden sie nahezu die Hälfte der Bevölkerung. [Heute die größere Hälfte.] Wer sich vor der Sozialdemokratie fürchtet, der muß vor allem auf die Beseitigung des Systems Puttkamer hinwirken.

6. Meine Sprache verletze durch ihre eines anständigen Blattes nicht würdige Form. [Ich zähle die pöbelhaften Schimpfwörter auf, deren sich die Kölnische Zeitung, das Deutsche Tageblatt und die Kreuzzeitung in dem Streite bedient haben, und erinnere daran, daß keiner meiner Artikel ein Schimpfwort enthält.] Meint man mit jenem Vorwurf, daß ich meine Gedanken unumwunden und vollkommen deutlich ausdrücke, auch ein gut charakterisirendes derbes Wort, einen herben Spott nicht verschmähe, so thut es mir leid, erklären zu müssen, daß ich bei dieser Praxis zu bleiben gedenke; lieber an zehn Ecken anrennen als fad werden!

7. Schließlich erwähne ich noch, daß mir gesagt worden ist, es hätten auch hochangesehene Mitglieder der hiesigen Garnison ihr lebhaftes Mißfallen an der Haltung unsers Blattes ausgesprochen. Das müßte, wenn es wahr sein sollte, auf Mißverständnissen beruhen. Solange ich die Redaktion führe, hat in dem Blatte auch nicht eine Zeile gestanden, die die unserm unübertrefflichen Heere und seinem Leiter gebührende Ehrerbietung oder die schuldige Rücksichtnahme auf die hiesige Garnison vermissen ließe; Nachrichten, von denen ich annehmen durfte, daß sie der

*) Im Jahre 1887 schrieb die Schlesische Zeitung natürlich anders, denn da bestand ja die Reichstagsmehrheit nicht mehr aus Leuten ihrer eignen Farbe.

Digitized by Google

Garnison unangenehm sein könnten, habe ich auch dann nicht gebracht, wenn die ganze Provinzialpresse einschließlich der konservativen sie brachte. Wenn es augenblicklich eine Stelle giebt, gegen die der Unwille der Armee sich richten könnte, so wäre es eine, die ich nicht nennen will, und von der das unerhörte Wort gesprochen wurde: „Es ist ein Zufall, wenn sie [die Franzosen] uns unterlegen sind.“ Und wenn jemals unsrer herrlichen Armee eine Beleidigung ins Gesicht geschleudert worden ist, dann ist es das illustrirte Flugblatt, das vorige Woche in Schlesien und anderwärts verbreitet wurde, und auf dem zu sehen war, wie der Zuave die letzte Kuh wegführt, und wie der Turko das Kindlein von der Mutterbrust wegreißt. Wenn ich mich jemals einer solchen Beleidigung unsrer glorreichen Armee schuldig gemacht hätte, dann freilich würde ich mich nicht unterstehen, in einer Garnisonstadt auch nur eine Zeile drucken zu lassen. Aber diese Gefahr liegt mir fern; denn ich weiß es, und werde es mein Lebtag niemals anders wissen: nicht Zufall war der Sieg unsrer Heere in Frankreich, sondern es ist nächst Gottes Hilfe das militärische Genie unsers Kaisers und seiner Feldherren und die Tüchtigkeit unsers Heeres und seiner Offiziere, denen wir den Sieg verdanken; und da diese Wacht am Rhein heut noch ebenso fest steht wie damals und nach drei, wie nach sieben und nach dreißig Jahren noch ebenso fest stehen wird wie heute, so ist es eine schwere Beleidigung unsrer Armee, die guten Landleute in der Gegend von Glogau mit dem Rufe zu schrecken: der Turko kommt! Nein, der Turko kommt nicht; er kommt nicht mehr bis an den Rhein — es müßte denn auf einer Vergnügungsreise sein — geschweige denn bis an die Oder; dafür wird unsre Armee sorgen; und wenn mir nun ein Mitglied der Armee dieses Vertrauen übel nehmen sollte, so würde ich das nicht verstehen.

Was hier wie anderwärts die Stürmer, darunter nicht wenige Veteranen des Liberalismus, auf die Schanzen getrieben hatte, war bekanntlich nicht Furcht vor dem Turko gewesen, sondern die Hoffnung, endlich, endlich einmal den verhaßten Zentrumsturm zu sprengen; dazu hatten sie sich ja den Segen des Heiligen Vaters geholt, und wenn dieser es verlangt hätte, würden sie in jenen Februartagen auf offnem Markte den Rosenkranz gebetet haben. Der Turm blieb aber unerschüttert stehn, und nur der Freisinn ward zerschmettert. So hatte sich denn dieser arme gute Liberalismus in seinem blinden Eifer das zweite Bein abgehackt, nachdem er sich vorher schon das erste durch Verleugnung aller liberalen Grundsätze stückweise amputirt hatte. Das Plebiszit am 1. April fiel zu meinen Gunsten aus, sodaß ich bleiben konnte. Aber ein Stachel blieb doch im Herzen meiner „liberalen“ Freunde zurück, sodaß sie mich in das Land wünschen mochten, wo der Pfeffer wächst. Überhaupt mag ihnen meine Redaktionsthätigkeit (die darin bestand, daß ich das Blatt meistens von der ersten bis zur letzten Seite selbst schrieb), nicht sonderlich gefallen haben. Die mittlern und untern Schichten der Bevölkerung waren damit sehr zufrieden und mir dankbar. Der gemeine Mann spürt es, wie der Hund und das Kind, wers gut zu ihm meint, und er ist durchnittlich nicht dumm; er wünscht Belehrung, ist dankbar für solche und erkennt es, ob man die Sache ernst nimmt und sich Mühe giebt, ihm gründliche Aufklärung über die An-

Digitized by Google

gelegenheiten des öffentlichen Lebens zu verschaffen und zu diesem Zwecke selbst fleißig lernt, oder ob man bloß Redensarten macht oder wohl gar Begeisterung wie Entrüstung nur heuchelt und den dummen Kerl von Leser oder Zuhörer hinter seinem Rücken auslacht. Dem strebsamen gemeinen Manne ist sein Lokal- oder Parteiblatt, was der geistig geweckten Frau aus dem Volke die Predigt ist; sie schätzt eine „ausgearbeitete" Predigt sehr hoch und zürnt dem Prediger, der schlecht vorbereitet oder unvorbereitet kohlt. Und da ich mich bemühe, stets gemeinverständlich zu schreiben (klar wie Wasser, sagte einer meiner neuern Freunde vor ein paar Jahren einmal), so brauchten die Leute nichts als „zu hoch" zu überschlagen, hatten also von jeder Nummer einen Genuß. Gerade an einem solchen Lokalblatt aber ist den Parteiführern meist wenig gelegen. Parteien, die in den höhern Schichten wurzeln, sind namentlich in einem Staate mit allgemeinem Wahlrecht in der unangenehmen Lage, ihre Wählerschaft aus den untern Schichten ergänzen zu müssen, aus Schichten also, mit denen sie nicht Interessengemeinschaft verbindet, sondern von denen sie ein Interessengegensatz trennt, des Abstandes der Bildung, der Denkungsart und der Lebensgewohnheiten nicht zu gedenken. Unter diesen Umständen können sie rückhaltlose Offenheit und Wahrhaftigkeit bei ihrem Redakteur so wenig brauchen wie ein selbständiges Urteil und selbständige Überzeugung bei den Wählermassen. Das Lokalblatt soll ihnen, soweit es eine politische Bedeutung hat, als Werkzeug für die Wahlen dienen; es hat dabei vor allem die Parteiphrasen zu handhaben und die im Augenblick gefährliche Gegenpartei herunterzureißen, dann unbequeme Thatsachen zu verschweigen oder zu verschleiern, im gegebnen Augenblick die Hatz mitzumachen und den erforderlichen Furor zu erzeugen, in keinem Falle aber Klarheit zu verbreiten.*) Mein Prinzipal bekam die unter solchen Umständen unvermeidliche Ungunst einflußreicher Leute zu spüren und kündigte mir daher im Sommer 1888.

*) Die Saturday Review bemerkt in der Nummer vom 6. November 1897, die Reden und Gegenreden der Ministeriellen wie die der Opposition seien in der letzten Zeit so schwächlich gewesen, daß der ganze Streit dadurch einen theatralischen Anstrich bekommen habe, und fügt hinzu: Natürlich weiß der Unterichtete, daß bei Wahlreden immer nur Theater gespielt wird, aber es ist nicht gut, wenn die Schauspieler dieses ihr Geheimnis der „Populace" enthüllen.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Die großen Kunstausstellungen des Jahres 1897

3. München

Während sich die Berliner schweigend der Notwendigkeit beugten, auf eine internationale Ausstellung zu verzichten, und sich damit auf einen materiell unerfreulichen Ausgang ihres Unternehmens gefaßt machten, während die Dresdner nur still zu hoffen wagten, waren die Münchner ihres Sieges gewiß. In diesem Jahre mehr als zuvor. Die Sezessionisten, die der Ausstellung im Glaspalast schweren Abbruch gethan hatten, wenn auch nicht gerade auf materiellem, so doch auf geistigem Gebiete, mußten ihr Heim an der Prinzregentenstraße räumen, weil sie die Bauspekulation daraus vertrieb und sie keine größern Opfer mehr zu bringen vermochten, als es bereits geschehen war. Da München nur auf den Glaspalast als einziges Ausstellungslokal in großem Stile angewiesen ist, mußten also die Sezessionisten dort ein Obdach suchen, und es wurde auch ohne die Opfer persönlichen Ehrgeizes und persönlicher Machtfragen erreicht, nachdem die Diplomatie in der Kunst an den entscheidenden Stellen ihre Fäden gesponnen hatte und damit zu erwünschten Zielen gelangt war. Auf beiden Seiten freundliches Entgegenkommen. Die Sezessionisten forderten und erhielten eine eigne Jury, in sich zusammenhängende Räume, die sie nach ihrem eignen Belieben dekoriren konnten, und in den verschiednen Kommissionen, die beinahe so zahlreich waren wie die des deutschen Reichstags, saßen wohl ebenso viele Sezessionisten wie Mitglieder der Künstlergenossenschaft. Auch der Präsident war ein Mann, den zwar die Künstlergenossenschaft gewählt hatte, der aber auch den Sezessionisten recht sein mußte, weil Lenbach eine künstlerische Persönlichkeit und zugleich ein Mann ist, an den sich so leicht niemand hinanwagt. Persönliches und Künstlerisches fließen dabei so dicht zusammen, daß eine Trennung des einen vom andern für Ausstellungsangelegenheiten verhängnisvoll sein würde.

Die Gewißheit des Sieges über die Ausstellungen in Berlin und Dresden war also so gut wie sicher. Die beiden Parteien, die bisher getrennt marschiert waren und doch dabei einige Siege errungen hatten, wollten jetzt vereint schlagen und schlagend das Anrecht Münchens auf den Namen der „deutschen

Digitized by Google

Kunststadt" nachweisen. Der äußere Erfolg ist diesem Feldzugsplan nicht günstig gewesen. Man kann sogar von einer Niederlage reden, wenn man sich an Äußerlichkeiten halten will. Das Ausstellungskomitee hat sich genötigt gesehen, eine herbe Mahnung an die Einwohnerschaft Münchens, der „Kunststadt par excellence," wie man jetzt gern sagt, zu richten und ihr eine Strafpredigt wegen des überaus schwachen Besuchs der Ausstellung durch die Einheimischen zu halten. Man hat Vergleiche zwischen dem Besuch der Kunstausstellung und dem des neu erbauten, fast gleichzeitig mit ihr eröffneten Hofbräuhauses angestellt, und diese Vergleiche sind zu Gunsten des Hofbräuhauses ausgefallen. Das ist wenig ermutigend, aber es fragt sich, ob nicht die Leiter der großen Münchner Kunstausstellung selbst an diesem äußern Mißerfolg ein wenig schuld sind. Den Münchnern, die ohnehin an ein wohlfeileres Leben gewöhnt sind als die Großstädter Norddeutschlands, wird für eine Mark kein andrer Genuß geboten als der der Kunstwerke. Gartenanlagen, in denen sich das Publikum zur Erholung von den Strapazen der Kunstwanderung ergehen kann, fehlen, und Konzerte, die jetzt zum notwendigen Bestandteil jeder Ausstellung geworden sind, giebt es nicht. In Berlin hat man für die Hälfte des Eintrittspreises obendrein noch den Genuß eines Doppelkonzerts und anmutiger Parkanlagen mit Wasserflächen und Springbrunnen, und Dresden hat ebenfalls nach dem Beispiele Berlins das Belehrende und Erbauende mit dem Angenehmen verbunden. Daß in Dresden der Lokalpatriotismus stärker ausgebildet ist als in andern deutschen Großstädten, ist bekannt, und er hat ganz besonders zu dem Erfolg der Ausstellung beigetragen, wenn auch vielleicht die Mehrzahl der Besucher den meisten Kunstwerken gegenüber fremd und kühl geblieben ist. In Berlin ist der Ausstellungspark seit langer Zeit ein volkstümliches Vergnügungslokal, das auch wegen des billigen Eintrittspreises von Leuten besucht wird, die sonst nur wenig Kunstinteresse haben, durch äußere Reizmittel aber doch einmal in eine Kunstausstellung gelockt werden. Wir haben die Beobachtung gemacht, daß die Säle der Münchner Kunstausstellung an Sonntagnachmittagen eine erschreckende Leere zeigen, während sich in dem „banausischen" Berlin, das keine „Kunststadt par excellence" ist, ein dichter Menschenstrom vom frühen Sonntag vormittag bis zur Abenddämmerung durch die Räume der Ausstellung wälzt. Ob die Ausstellung einmal weniger gut oder gar schlecht ist, hat auf den Besuch nicht den geringsten Einfluß.

Diese Beobachtungen sollten den Münchnern zu denken geben. In ihrem Glaspalast, der nun schon fast dreißig Jahre lang für Kunstausstellungen herhalten muß, obwohl er zu einem ganz andern Zweck erbaut worden war, können sie nicht länger hausen. Sie mögen noch so schöne Einbauten von genialen Architekten machen, noch so stimmungsvolle „Augenblicksattraktionen" von berühmten Meistern wie Lenbach herstellen lassen, über die Unbehaglichkeit, die frostige Öde und die schlechte, zum Teil kellerartige Beleuchtung vieler

Digitized by Google

Räume läßt sich durch einige glänzende Schaustücke niemand hinwegtäuschen, der Augen hat zu sehen.

Wenn sich also München durchaus darauf versteifen will, die „Kunststadt Deutschlands“ zu sein und zu bleiben, dann müssen Staat und Stadt zunächst für ein anständiges Ausstellungsgebäude mit allem Zubehör sorgen. Die künstlerischen Kräfte dazu sind in großer Zahl und Auswahl vorhanden, und an Geld scheint es auch nicht zu fehlen. Das sieht man an dem neuen Justizpalast von Friedrich Thiersch und an dem Neubau des bairischen Nationalmuseums von Gabriel Seidl.

Ein neues Kunstausstellungsgebäude würde aber im günstigsten Falle nur ein neues Reizmittel zu stärkerm Besuch der Ausstellungen bieten. Wie steht es aber um die Kunst, die dem neuen glänzenden Rahmen einen entsprechenden Inhalt zu geben hat? Wenn man die Ausstellung des Jahres 1897 zum Maßstabe nimmt, fällt die Antwort auf diese Frage nicht gerade zu Gunsten der autochthonen Kunst oder, vorsichtiger ausgedrückt, nicht zu Gunsten der Leiter der Ausstellung aus, die zu der Zugkraft der nationalen Kunst im weitern Sinne kein großes Vertrauen zu haben scheinen. Die Sendboten des Komitees haben auch für diese „siebente internationale Kunstausstellung“ ihre Fangarme nach allen Ländern ausgestreckt, und sie haben auch viel Gegenliebe gefunden. Die sprach sich allerdings meist in Zahlen aus: die Anzahl der ausländischen Kunstwerke war beinahe größer als je zuvor und unzweifelhaft noch größer die Zahl der bemalten Quadratmeter. Noch niemals sind die Säle des Münchner Glaspalastes von so vielen „großen Schinken“ heimgesucht worden wie in diesem Jahre. Neben den Italienern und Spaniern, denen glückliche Landesnatur und glückliche Bedürfnislosigkeit den Aufwand großer Leinwand- und Farbemassen erleichtern, ist ein neues „Kunstvolk“ auf den Plan getreten: die Ungarn. Sie haben im vorigen Jahre eine „Milleniumsausstellung“ in ihrem Budapest gehabt, und einem so riesenhaften Ereignis vermochten nur Gemälde in entsprechendem Umfange gerecht zu werden. Die tausendjährige Geschichte der Magyaren ist reich genug an kriegerischen und politischen Massenaktionen, mit denen sich solche Gemälde sehr reichlich füllen lassen, und es fehlt auch nicht an Greuel- und Schreckensszenen, deren Darstellung dem Beschauer das Gruseln über die Haut jagt. Ein Teil dieser großen Historien, die in der Geschichte Ungarns schwelgen, wurde nun nach München gesandt, und das Stoffinteresse hat auch die Schaulust der Menge befriedigt. Alle Künstler und Kunstkenner aber wissen, daß diese Art von Malerei nicht in Pest, sondern in München und Paris erzeugt worden ist, und daß die Ungarn nur Nachahmer sind, allerdings sehr kühne und sehr glückliche. Denn sie werden ohne Ansehen ihrer Kunst von dem Patriotismus einer leidenschaftlich erregten Nation getragen, und ihre Bilder werden für die öffentlichen Sammlungen angekauft, während deutsche Maler, die ähnliches wagen, dieses Wagnis fast

Digitized by Google

immer mit ihrem eignen Gelde bezahlen müssen. Die Direktoren deutscher Galerien sind natürlich unschuldig an dieser für hochstrebende Künstler unerfreulichen Thatsache. Sie haben seit Jahren keine Räume und auch kein Geld mehr übrig für große Historien ihrer Landsleute, aber für kleine, intime Bildchen französischer Impressionisten und Naturalisten findet sich bisweilen noch ein Plätzchen, weil ein „bischen Französisch" immer noch ganz wunderschön ist.

Der imponirende Eindruck, den die großen spanischen und italienischen Geschichtsbilder zuerst 1883 und dann von Jahr zu Jahr immer mehr gemacht haben, hat sich schnell abgestumpft. Mit den wachsenden Erfolgen haben die Italiener und Spanier geglaubt, in den jährlichen Münchner Ausstellungen eine unversiegliche Quelle des Absatzes zu finden. Aber schon nach zehn Jahren war der Kunstmarkt, trotzdem daß er sich von München über ganz Deutschland ausbreitete, so vollgestopft, daß die großen Historienbilder nur noch selten untergebracht und die kleinen Feinmalereien bald wie Erzeugnisse des Kunstgewerbes geschätzt und bezahlt wurden. Die Italiener und Spanier sind in ihrem Fatalismus mit diesem Sturz ihrer Preise zufrieden gewesen, und sie malen ruhig weiter, so lange ihr Weizen blüht. Daß sie sich so oft wiederholen, ist nicht so sehr ihre Schuld, als die der unersättlichen Ausstellungssucht in Deutschland und in den andern Ländern, die natürlich von Agenten jeglicher Art, die unter dem Namen Kunsthändler ihr schmarotzendes Gewerbe treiben, eifrig geschürt wird. So stark kann aber die Täuschung nicht gewesen sein, daß nun mit einemmale alle die Spanier und Italiener, die wir vor einem Jahrzehnt noch für wirkliche Künstler gehalten hatten, zu Kunsthandwerkern und Farbenschwindlern herabgesunken wären. Männer wie Villegas, Benlliure y Gil, Augusto Corelli und Francesco de Pradilla werden trotz starker Produktion immer die Bedeutung beanspruchen dürfen, gewisse Richtungen der modernen Malerei bis zu einem Höhepunkt geführt zu haben, von dem kein weiterer Ausblick, sondern nur ein Abstieg nach der andern, entgegengesetzten Seite möglich ist. Ein Bild wie Pradillas Maisernte in Terracina, bei der die fröhliche Betriebsamkeit der die gewonnenen Maiskolben zu sicherm Transport sammelnden Frauen und Kinder durch den Einbruch einer gefräßigen Gänseherde gestört wird, vereinigt in der Wahrheit der Schilderung, in der Schärfe der Beobachtung, in dem Natürlichkeitssinn und der zarten und doch malerisch freien, koloristisch reizvollen Ausführung alle Vorzüge, die wir an Meissonier und Menzel zusammen bewundern.

Wenn man den höchsten Maßstab ästhetischer Schätzung anlegt, sind freilich solche Kleinmalereien nicht würdig und auch nicht kräftig genug, den tiefsten Grund der Menschheit aufzuregen. Das haben aber auch die Ungarn trotz ihrer großen Leinwandflächen nicht vermocht, auf denen geschickte Virtuosen der Farbe und immer auf den Effekt gestimmte Theaterregisseure die Eroberung

Digitized by Google

Ofens im Jahre 1686, die Schlacht bei Zenta, den Landtag von Torda, die Verkündigung der Königswahl an den jungen Matthias Corvinus und eine Greuelszene aus dem Leben der wahnsinnigen Elisabeth Bathory dargestellt haben. Das gesteigerte Nationalgefühl macht es nicht allein; es muß auch etwas wirkliche Kunst, nicht gemachte Kunst dabei sein. An der Rasse liegt es nicht. Es giebt auch unter den Ungarn viele echte Künstler. Aber sie scheren sich nicht um die dunkeln Ereignisse der ungarischen Geschichte, die nur in den politischen Klubs der Hauptstadt und ihren Ablegern in den Komitaten ein verständnisvolles oder auch verständnisloses Murmeln der Bewunderung erregen, wenn sie zur Stärkung gegenwärtigen Heldenmuts bei Parlaments- oder Komitatswahlen heraufbeschworen werden. Von diesen echten Künstlern waren in München leider nur zwei erschienen: der Tiermaler Pallik, ein Spezialist in der Malerei von Schafen, der, wenn er so fortfährt, diesen bei Lebzeiten stets verkannten Tieren noch den Stempel des Heroentums aufdrücken wird, und der Landschaftsmaler Bela von Spanyi, dessen Ansicht einer alten Burg der Frangipani am Adriatischen Meere auch etwas heroisches, freilich in anderm Sinne, an sich hat. Vor dieser großen Natur werden selbst realistische Landschaftsmaler gedrängt, sich unter dem Zwang der großen Linien und der satten Farbentöne zu beugen, die ihnen überall in die Augen springen und leuchten, und die sie nur durch den Versuch eigner Bemeisterung zur Ruhe zum Gewinn für künstlerischen Besitz bringen können.

Daß die Lust der italienischen Maler an der Wiedergabe des fröhlichen, glitzernden Scheins unter einer meist wohlwollenden Sonne nicht allzu üppig ins Kraut schieße, dafür sorgt schon der Naturalismus, der wie ein Wurm an allen künstlerischen Erzeugnissen unsrer Zeit nagt. Die italienische Litteratur ist in ihrer nationalen Eigenart längst dabei zu Grunde gegangen. Indem sie mit vollen Segeln in das Fahrwasser der Franzosen einlief, ist sie auch auf den Sand geraten, als das günstige Wasser bei jenen plötzlich ablief. In der ernsten Musik, in der die Franzosen umgekehrt immer die Schüler der Italiener geblieben sind und es trotz der neumodischen Koketterie mit Wagner noch sind, haben die heutigen Italiener allerdings einen neuen Anlauf genommen. Sie haben die musikalischen Kunststücke, die ihre Vorfahren mit weiser und glücklicher Hand auf drei- und vieraktige Opern verteilten, zusammengepreßt und in einer Stunde die Nerven ihrer Zuhörer durch musikalischen Spektakel so erregt, daß der Jubel am Schlusse dieser Ohrenpeinigung immer wie eine Art Freudenbezeugung klang, zum Dank dafür, daß endlich diese grellen Dissonanzen zur Ruhe gekommen waren. Für diese Art von musikalischer Kunst wurde auch ein Name gefunden, der schnell zu einem Begriff für alle geistigen Erzeugnisse dieser Gattung wurde: „Verismus.“ Auf deutsch heißt das ganz einfach Streben nach Wahrheit oder Liebe zur Wahrheit. So schlichte Worte würden aber in der internationalen Welt, auf die Spektakel-

Digitized by Google

stücke wie die Cavalleria rusticana, die Bajazzi und A Santa Lucia berechnet sind, keine Wirkung machen. Also mußte ein neues Wort erfunden werden. Aber allzulange hat der Zauber dieses neuen Wortes trotz einer emsigen Reklame, die von einem Meister in diesem Fach betrieben wurde, nicht vorgehalten. Mascagni und Leoncavallo haben mit ihren musikalischen Kleinigkeiten sehr schnell abgewirtschaftet, und als sie Anläufe zu höhern und edlern Zielen der Kunst nahmen, mußte sie die traurige Erfahrung machen, daß das Publikum, dessen Ohren sie durch die gröbsten sinnlichen Reize übersättigt hatten, diesen Aufschwung mit ihnen nicht mitmachen wollte.

Auch in der Malerei hat sich ein Streben nach ähnlichen grellen Wirkungen, die auf möglichst scharfe Kontraste gestellt sind, seit einigen Jahren zur Geltung gebracht, natürlich unterstützt von derselben Macht der Reklame, die sich dabei nur den besser klingenden Namen Kunstkritik beigelegt hat. Aus Mailand, dem Hauptsitz des italienischen Radikalismus in Politik, Litteratur, Musik und Theater, ist auch diese Art von Malerei entsprossen. Dort hat ihr Hauptvertreter, der ehemalige Schweinehirt Segantini, den seine Landsleute ihren zweiten Giotto nennen, weil sein Talent beim Zeichnen eines seiner Schutzbefohlnen entdeckt worden ist, seine künstlerischen Studien gemacht, und dort hat er auch sofort ein volles Verständnis für seine Genrebilder aus dem Volksleben, vor allem für seine Darstellungen aus dem Leben der Bewohner der italienischen Alpen gefunden, die er meist inmitten ihrer einsamen Gebirgsnatur bei ihren Beschäftigungen, bei ihrem harten Ringen um die kärglichen Gaben dieser Natur vorführt. Fest wie aus Holz geschnitzt stehen diese Menschen auf armseligen Matten oder Feldern, die von schneebedeckten Bergen umgeben sind, in einer grellen, gleichmäßig kalten Beleuchtung. Luftperspektive giebt es für diesen Maler nicht, weil er sie in seinen Hochgebirgslandschaften auch nicht bemerkt hat, und für malerische oder gar romantische Lichtwirkungen hat er nicht das geringste Interesse. Sie würden ihn auch nur in seiner Absicht stören, die darauf ausgeht, das bis zum Stumpfsinn ausgeartete Elend dieser Armen in seiner ganzen Trostlosigkeit, auf die nicht einmal die erhabne Natur einen versöhnenden Schimmer fallen läßt, mit möglichst grellen Farben zu schildern. Mit Darstellungen aus dem angeblichen Jammerleben der „Proletarier der Arbeit“ in den großen Städten ist heute nicht mehr viel zu machen. Das „majestätische“ Elend der Ackerbauer, die bei der steten Sorge um ihre Scholle, zu der sie sich unablässig hinabbeugen müssen, beinahe zu stumpfsinnigen Vierfüßlern geworden sind, ist von dem Franzosen Jean François Millet schon viel früher bis auf den Grund ausgebeutet worden. Darum blieb für Segantini, der übrigens Millet fleißig studirt und ihm gewisse Kunstgriffe nachgeahmt hat, nichts andres übrig, als auf die höchsten Berge zu steigen. Er hat sich auch, nachdem er einmal auf dem internationalen Kunstmarkt eine Größe geworden ist, deren Wert durch Zahlen ausgedrückt wird, in einer ein-

Digitized by Google

samen Alpengegend niedergelassen und malt dort seine großen und kleinen Bilder in zähem, wie zu Eis erstarrtem Farbenauftrag ruhig weiter, weil er weiß, daß viele närrische Sammler in Amerika und Deutschland und auch wohl einige Galeriedirektoren in Deutschland sehnsüchtig auf seine Bilder warten, auf denen sie sogar das entdecken, was außer ihnen niemand sieht: Feinheit des Tons. Segantini ist aber nicht bloß ein Maler, der an Gebirgsbauern, an Hirten und Feldarbeitern klebt; in seiner Einsamkeit kommen ihm auch phantastische Eingebungen, und ein Produkt davon war ein kurioses Bild, das unter dem Titel „Die Kindesmörderinnen" in Dresden zu sehen war. Eine Überschwemmung, durch einen ausgetretnen Fluß verursacht, hat ein ganzes Thal heimgesucht, und dieser Zufall ist von einigen Weibsleuten benutzt worden, mit sich selbst und den Früchten leidenschaftlicher Stunden ein Ende zu machen. Sie haben sich in die gelbgrauen Gewässer gestürzt, und nun, da sich die Flut verlaufen hat, hängen die Leichname der Mörderinnen und ihrer Opfer in den Kronen niedriger Weidenbäume! Trotz seiner bukolischen Neigungen steuert Segantini also auch auf das Sensationelle hinaus, und kürzlich hat er sich entschlossen, sogar in großem Stile Sensation zu machen. Er will für die Pariser Weltausstellung in seiner harten, traurigen Art ein Panorama der italienischen Alpen malen, das in einem besondern Gebäude untergebracht werden soll, weil es an Größe alles bisher in dieser Gattung von Malerei geleistete übertreffen wird. Er hat seinen Plan selbst in einer in Mailand erscheinenden Tageszeitung mit Pathos auseinandergesetzt, und die dortige Presse hat ihm jubelnd zugestimmt, weil es sich ja um ein Unternehmen handelt, das für Paris bestimmt ist. Man erkennt daraus, daß aus der Bauernmalerei allmählich auch die Bauernschlauheit herauswächst.

Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß mit solchen Gewaltmitteln ein bestimmter Zweck verfolgt wird. In allen Kunstländern, die bisher von Frankreich oder eigentlich nur von Paris abhängig gewesen waren, macht sich nämlich seit einiger Zeit ein starker Drang nach Unabhängigkeit geltend, nur nicht in Deutschland, das sich unter dem erst neuerdings aufgenommnen Joche noch zu wohl zu fühlen scheint. Die Künstler aus aller Herren Ländern sind lange genug nach Paris gepilgert, um schließlich den Franzosen ihre Kunstgriffe, ihre Blender und ihre „Schlager" abgelernt zu haben. Und sie sind bald noch weiter gegangen als ihre Lehrmeister. Die Schotten, insbesondre die Glasgower Schule, haben den französischen Impressionismus derart übertrumpft, daß Monet, Sisley und Pissarro, seine Hauptsäulen, völlig in Vergessenheit geraten waren, bis die Dresdner Ausstellung dieses Jahres darauf aufmerksam machte, daß sie immer noch leben und malen, und sogar vernünftiger und manierlicher malen als die Schotten. Der Mystizismus und Pointillismus, d. h. die Auflösung der Flächen und Rundungen in der Malerei durch farbige Punkte auf andersfarbigem Grunde haben in Belgien fanatische Anhänger ge-

Digitized by Google

funden, die an Kraftanstrengung und an Methode in der Tollheit ihre französischen Vorbilder völlig in den Schatten stellen, und der rohe Naturalismus eines Manet und Degas erscheint bereits im milden Lichte einer entschuldbaren Verirrung, wenn man daneben die Bilder einiger besonders weit vorgeschrittener Holländer, besonders des Amsterdamers Breitner betrachtet, der auf seinen Straßenszenen aus der Großstadt in Formlosigkeit des Farbenauftrags schwelgt und sich mit Hohn über die einfachsten Grundlagen der Zeichnung und Modellirung hinwegsetzt. Dieser Cynismus imponirt aber so gewaltig, daß diesem Manne auf allen deutschen Ausstellungen die großen Medaillen zufallen, die bisher den Franzosen als ein selbstverständliches Anrecht zuteil geworden waren. Die deutschen, insbesondre die Münchner Künstler sind natürlich nicht zurückgeblieben. Nur brachten sie ein größeres Maß von Bescheidenheit und den heiligen Ernst mit, der sie hinderte, die burlesken Sprünge gallischer Neuerungssucht scherzhaft zu nehmen oder sie gar durch größere gymnastische Kunststücke zu übertreffen. Sie haben zwar auch ihre Nichtigkeiten auf großen Leinwandflächen ausgekramt; aber als sie sich endlich dazu entschlossen hatten, waren ihnen die Italiener, Spanier, Russen und Ungarn, die über mehr Leichtsinn oder über mehr Geld gebieten, zuvorgekommen.

So sehr wir auch die verblendeten deutschen Künstler beklagen, die bei diesem internationalen Wettlauf zu kurz gekommen sind, ebenso sehr erfüllt es uns mit Befriedigung, daß endlich einmal die Legende von der Überlegenheit der französischen Kunst über die aller übrigen Völker Europas zerstört worden ist. Daß die siegenden Mächte keine Lichtbringer sind, sondern nur zu weitern Werken der Vernichtung schreiten werden, stört uns in unserm Behagen nicht. Mögen sie draußen machen, was sie wollen! Wir wollen nur unsre deutsche Kunst in ihrer Ursprünglichkeit zu erhalten suchen. Die Hoffnung dazu giebt uns der Charakter des Gesamtbildes der europäischen Kunst, das wir aus den drei Ausstellungen dieses Jahres in Berlin, Dresden und München gewonnen haben. Der Bann, den die Franzosen fast fünfzig Jahre ausgeübt haben, ist gebrochen. Der Zwist, der vor sechs Jahren die Pariser Künstler in zwei feindliche Lager getrieben hat, ist auch der französischen Kunst und ihrer moralischen Wirkung auf das Ausland nachteilig geworden. Die französischen Künstler treten auf auswärtigen Ausstellungen nicht mehr geschlossen auf, und nur einigemal ist es in München und Berlin gelungen, die beiden Parteien zu Sonderausstellungen zu bewegen, die aber nur dem imponiren konnten, der niemals Pariser Kunstausstellungen besucht hatte. Von Jahr zu Jahr sind diese Almosen, die aus Paris für deutsche Kunstausstellungen abfielen, kärglicher geworden, und in diesem Jahre haben sich die französischen Maler und Bildhauer, wenn man von einigen Reklamemachern und einigen Geschäftsmännern absieht, gegen die Werbungen aus München und Berlin so kühl oder eigentlich so beleidigend verhalten, daß wir begierig sind, wie lange die Geduld

Digitized by Google

des deutschen Michels noch ausreichen wird, solche Fußtritte ruhig zu ertragen.

Das einzige Heilmittel wäre vielleicht der Geldpunkt. Eine kostspielige Gastfreundschaft, der am Ende so schlecht gelohnt wird, ist eine Sache, bei der vielleicht auch die bajuvarische Gemütlichkeit aufhört. Noch sind die Ergebnisse der Abrechnungen über die drei großen Kunstausstellungen nicht in die Öffentlichkeit gedrungen. Nur aus den Kreisen der schmerzlich Beteiligten hat man gehört, daß die Dresdner Ausstellung ohne Verlust abgeschlossen hat. Über den letzten Abrechnungen der Ausstellungen in Berlin und München liegt noch Dunkel. Aber das lange Schweigen läßt auch nicht viel Erfreuliches hoffen. Etwas Erfreuliches wäre es aber doch, wenn endlich einmal den Fanatikern für die internationalen Ausstellungen für geraume Zeit die Lust nach solchen gewagten Unternehmungen verginge. Wenn sie zunächst am Geldbeutel gestraft werden, der ihrer Obhut anvertraut ist, werden sie vielleicht auch einmal auf den Gedanken kommen, zu fragen: Was haben eigentlich die internationalen Kunstausstellungen zur Förderung der einheimischen Kunst beigetragen?

Die Antwort, die die Münchner Sezessionisten, die sich doch als die Träger der vom Auslande eingeführten „modernen" Bestrebungen aufspielen, auf diese Frage gegeben haben, klang nicht gerade stolz und verheißungsvoll. Gerade bei der ersten Ausstellung, die die beiden feindlichen Parteien wieder unter einem Dache vereinigt zeigte, haben die Sezessionisten fast völlig versagt. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß sie weiter nichts vermocht haben als alten Most in neue Schläuche zu füllen, daß die neuen Schläuche sich aber sehr schnell abgenutzt haben. Die neuen Ausdrucksmittel, die man sich von den Franzosen, den Schotten, den Holländern u. a. geborgt hat, sind nach allen Richtungen so stark erschöpft worden, daß man sich jetzt bestürzt fragt, was denn eigentlich Neues daran gewesen ist. Es ist, als ob die Neuerer plötzlich in eine Sackgasse geraten wären, aus der sie weder vorwärts noch rückwärts heraus können. Indessen freuen sich die Philister, die sich durch das Revolutionsgeschrei einer jauchzenden, vom Freiheitsdrang benebelten Menge in ihrer Ruhe nicht stören ließen, ihrer Zähigkeit. Sie, die Alten, und ihre junge, sich stetig mehrende Gefolgschaft haben in diesem Kunstkampf — für das Jahr 1897 wenigstens — den Sieg errungen. Wenn es später einmal Geschichtschreiber geben sollte, die ephemere Ereignisse wie internationale Kunstausstellungen, die sich alle Jahre wiederholen, für Zeit- oder Gradmesser der Kunstbewegung halten könnten, werden sie vielleicht als dauernden Gewinn zwei Werke herausheben, die durch die Münchner Kunstausstellung von 1897 zuerst bekannt geworden sind: Defreggers Kriegsrat der tirolischen Helden von 1809 und die Studie zu einem (inzwischen vollendeten) Bildnisse Mommsens von Lenbach. Defregger ist einer von denen, die mit zäher Energie an der einmal eingeschlagnen nationalen Tonart festhalten, und wenn auch Lenbachs

Digitized by Google

Kunst aus dem Studium Tizians und Rembrandts erwachsen ist, so hat er doch wenigstens keinen französischen Zug. Und als Charakteristiker hat auch er etwas Nationales! Bei dieser geistvollen Detaillirung des Mommsenschen Kopfes, bei dieser Offenbarung intimster Seelenforschung können wir doch an niemand anders als an Dürer denken.

Die wunderlichen, in einigen Zimmern vereinigten Erzeugnisse der gewerblichen oder, wie man jetzt nach französischer Art sagt, der „dekorativen" Künste, auf die die Münchner ganz besonders stolz gewesen sind, und die sie sogar als den Beginn einer neuen Ära ausgerufen haben, wird ein ernster Kritiker ebensowenig ernst nehmen wie die in Dresden zur Schau gestellten Zimmereinrichtungen des Herrn Bing, der die „neue Kunst" mit genialer Handbewegung aus dem Ärmel geschüttelt hat. Wir kennen diese „neue Kunst" seit dem Jahre 1875, wo sie uns zuerst mit patriotischem Jubel als die „Kunst unsrer Väter" vorgestellt wurde. Sie verfügt über eine anscheinend unerschöpfliche Maskengarderobe. In jedem Jahre erscheint sie vor uns in einem andern Narrenkleid, und jedesmal wird uns das neue Kostüm als das einzig richtige, für alle Menschen passende Normalkleid gepriesen. Diese Modekünstler wissen vor lauter Freiheitsbestrebungen und Reformbedürfnissen gar nicht, daß sie eigentlich die schlimmsten Tyrannen des Geschmacks sind. Wenn sie nur etwas konservativer wären! Allmählich gewöhnt sich der friedliebende Mensch auch an eine Tyrannei, die sich mehrere Jahre gleich bleibt. Aber die modernen Tyrannen haben nicht einmal die Tugend der Beharrlichkeit, und so dürfen wir uns denn mit Zuversicht der Erwartung hingeben, daß die nächstjährige Münchner Kunstausstellung, die übrigens auf den kostspieligen Stolz, eine „internationale" zu heißen, verzichten will, uns wieder eine völlig neue „dekorative" Kunst bringen wird, die die langen Winterabende des ablaufenden und die lustigen Karnevalssitzungen des kommenden Jahres zur fröhlichen Reise bringen werden.

Die Herren und Damen, die sich jahraus jahrein in diesen Strudel stürzen, wissen nicht, welch einen schweren Schaden sie anstiften. Produzenten und Konsumenten oder, einfacher gesagt, Handwerker und Käufer werden stutzig und aufsässig gemacht. Beiden haben die kunstgewerblichen Zeitschriften mit ihren phantastischen Aufsätzen und noch mehr phantastischen Abbildungen das Vertrauen geraubt und zuletzt die Köpfe verdreht. Die Spekulanten unter den Handwerkern stürzen sich auf die neue Kunst, sie machen Reklame, und die biedre Einfalt des deutschen Handwerkers bricht mutlos zusammen. Aber auch die Spekulanten werden ihrer Verwegenheit nicht froh. Es fehlt nicht an Leuten, die alle Moden mitmachen, auch die tollsten, um vor ihresgleichen damit zu prunken. Aber die Masse der Käufer, die dem Künstler, der angeblich jedes Werk, auch einen Schrank, eine Truhe oder ein Bücherbrett nur einmal schafft, ebenso nötig ist wie dem Fabrikanten der Dutzendware, hält

Digitized by Google

sich scheu zurück. Sie kauft nicht bei den Reformatoren des modernen Geschmacks, weil dieser Geschmack nicht der ihrige ist, und sie fürchtet, sich zu blamiren, wenn sie bei den alten biedern Werkmeistern kauft.

Um solche volkswirtschaftlichen Fragen kümmern sich natürlich die jugendlichen Reformatoren unsrer Kunst nicht. Für ihr schöpferisches Gemüt giebt es nur den Erfolg des Augenblicks. Besonnene Volkswirte dürfen aber fragen: Wohin soll das führen? Weil der Kunstmarkt mit Bildern und Bildwerken — dank der internationalen Kunstausstellungen! — völlig gesättigt ist, hat sich eine Schar von Künstlern auf das Kunstgewerbe gestürzt. Die Arbeit ist noch viel leichter, als wenn einer Skizzen und Studien malt. In München ist der erste Vorstoß der Künstler auf diesem Gebiet in großem Umfange versucht worden. Wir haben die weitere Entwicklung abzuwarten. Aber es wird kein erfreuliches Schauspiel sein, wenn dieser verderbliche Kampf zwischen Kunst und Kunstgewerbe, der nur in einer scharfen Trennung endigen kann, noch fortgesetzt wird.

Berlin Adolf Rosenberg

Neue Romane

In der Hoffnung, unsern Lesern noch einige hübsche erzählende Bücher unter den Christbaum legen zu können, stöberten wir unsern Vorrat an neuen Erscheinungen noch einmal durch und gerieten nach verschiednen erfolglosen Leseproben auf: Gelandet von Maria Janitschek, eine der im Verlage der Romanwelt in Berlin erschienenen „Kurzen Geschichten," die wir um des Namens der Verfasserin willen mit einiger Hoffnung begannen. Der Roman fängt auch ganz gut an, etwas sehr temperamentvoll freilich, aber das liebt man ja jetzt vielfach, jedenfalls erweckt der Eingang eine gewisse Erwartung. Wir werden in das junge Eheglück eines elsässischen Gutsbesitzers geführt. Herr Zorn von Rusach wird wie ein verwöhnter, gutmütiger großer Junge geschildert, den eine zarte, fast ätherische Frau von einem ganz entgegengesetzten Sinn und Geschmack unmerklich zu regieren beginnt, bis er es eines Tages nach vielen vergeblichen Versuchen von ihr erreicht, daß sie zu einem Spazierritt mit ihm ein Pferd besteigt. Nun verunglückt sie auf schreckliche Weise, der Mann aber kommt dem Wahnsinn nahe, entläßt sein Personal, verschließt Haus und Hof und geht mit seiner kleinen Tochter auf Reisen. In Basel engagirt er einen Diener und eine Bonne, die sich nach kurzer Zeit als Ehegatten herausstellen. Beide sind in ihren Leistungen ausgezeichnet, sie haben wegen

Digitized by Google

Bankerotts ihren Haushalt auflösen müssen, nehmen immer an demselben Platz Dienste und üben in dieser Form eine ganz uneigennützige Nächstenliebe, die sie als ihre Lebensaufgabe ansehen. Begreiflicherweise kommt es zwischen ihnen und dem Baron zu vielen Konflikten, mit deren Schilderung das Buch in der Art weitergeht, daß wir auch allerlei über die Vergangenheit und über die Grundsätze des dienenden Ehepaars erfahren. Er ist ein Engländer, war einst Händler mit Japanwaren, dann verschiednes andre, sie hat sich immer lebhaft für die Frauenbewegung interessirt und fühlt sich erst jetzt am zufriedensten, wo sie zu ihrem Manne in dem Zustande gegenseitiger Achtung steht; er hat nichts, und sie hat nichts, beide wirken mit gleichem Erfolg im Dienst andrer. Unter einander leben sie nur noch in einer Gewissensehe, an die Stelle der Gattenliebe ist ein fast zeremonieller Verkehr, eine Art Rokokodasein getreten. Sie sind Theosophen, und was das sei, erfahren wir nunmehr, da sie eigentlich die Hauptfiguren des Romans werden zu sollen scheinen. Was könnte auch aus Herrn von Zorn noch werden? Haben wir uns aber deswegen für ihn interessiren lassen, um fortan von diesem phantastischen, unmöglichen Ehepaar unterhalten zu werden? Der einstige Japanwarenhändler hat nämlich, wie wir weiter mitgeteilt bekommen, früher eine bedeutende Rolle in der Heilsarmee gehabt, ist aber dann von einer russischen Dame auf einer Reise nach Madras für die Theosophie gewonnen worden, und da diese Dame „nicht unhübsch war und die Kunst verstand, ungeheuer zu imponiren, so war er bald der überzeugteste Bekehrte, den es gab“ — doch nein, wir sind nun auf der achtzigsten Seite und haben schon einmal von einer gelesen, die „nicht unhübsch“ war —, wir klappen das Buch lieber zu, denn die Figur dieses englischen Kautschukmanns hat für uns schlechterdings kein Interesse mehr, jene Kunst, zu imponiren, fehlt dieser Romandarstellung ganz und gar, und langweilen können wir uns auf irgend eine andre Weise ebenso gut.

Wir wollen damit keineswegs gesagt haben, daß dieser Roman besonders schlecht wäre. Wir könnten noch eine Anzahl ähnlicher erwähnen, aber Weihnachtsbücher giebt das nicht, und da uns diese Art von Litteraturbesprechung ebenso wenig freut, wie sie unsern Lesern nützen kann, so ziehen wir es vor, über mancherlei derartiges mit einem langen Gedankenstrich hinwegzugehen und dafür auf weniger moderne Autoren zurückzugreifen, die unsre Erwartungen nicht so oft zu täuschen pflegen.

Da wäre zunächst Das Odfeld von Wilhelm Raabe (3. Auflage, Berlin, O. Janke), womit die Gegend an der Weser bei Holzminden gemeint ist. Dort stand ein altes Cisterzienserkloster, Amelungsborn, aus dessen Schule das Holzmindner Gymnasium hervorgegangen ist, und von dem letzten in dem ehemaligen Kloster übrig gebliebnen Schulmeister und von dem, was er im Jahre 1761 erlebte, handelt Raabes Erzählung. Das ist nun freilich keine spannende Romanfigur, dennoch gehört dieses Buch zu den unterhaltendsten

Digitized by Google

des Verfassers. Wir erhalten eine höchst lebendige Schilderung der kriegerischen Zeitläufe, in deren Mittelpunkt der allbeliebte Herzog Ferdinand von Braunschweig gestellt ist. Der Amtmann von Amelungsborn wird von französischen Marodeurs angegriffen, der Schulmeister flieht mit ein paar Leuten durch Freund und Feindesscharen, bis er auf des Herzogs Hauptquartier trifft. Sein Schüler, ein junger Münchhausen, thut sich rühmlich hervor und findet seinen Tod beim Angriff auf den Nachtrab der fliehenden Franzosen, und der Alte kehrt wehmütig resignirt nach Amelungsborn zurück. Wir finden uns von lauter sympathischen Menschen umgeben, die von dem Verfasser als Zeugen und Zuschauer der großen Geschichtswelt verwendet werden, ohne daß sie für ihre Person, durch Erlebnisse oder romanhafte Verwicklung, viel bedeuten. Um so natürlicher mutet uns ihre Erscheinung an, und da Raabe hier auch die lokalgeschichtliche Kleinmalerei nicht so weit getrieben hat, wie in manchen seiner andern historischen Romane, so liest sich das „Odfeld" selbst von den Ansprüchen eines nur auf Unterhaltung ausgehenden Lesers aus sehr angenehm. Man könnte ja wohl immer noch etwas von diesen buchmäßigen Zuthaten des Gelehrten ohne Schaden entbehren, aber Raabe thut es einmal nicht anders, darin ist er ein echter Norddeutscher; nur soll man darüber nicht vergessen, wie unendlich hoch an rein dichterischer Erfindung und echter, farbiger Schilderei ein solches „Odfeld" über den hunderten von alljährlich erscheinenden Romanen steht, von denen wir ausgingen, und nur weil das vielen heutigen Lesern nicht mehr leicht zum Bewußtsein kommen wird, bedauern wir, daß es der Verfasser nicht über sich gewinnen mag, in den neuen Auflagen das wissenschaftliche Gestrüpp, an dem seine Phantasie emporsteigt, noch etwas mehr zu beschneiden.

Daß das nicht nur für den Eindruck günstiger wäre, sondern auch künstlerisch richtiger, sehen wir an dem soeben schon in zweiter Auflage erschienenen Roman des kürzlich verstorbnen W. H. Riehl, Ein ganzer Mann (Stuttgart, Cotta). Riehl bildete ja als Schriftsteller bei uns in Deutschland beinahe eine Abteilung für sich. Obwohl er in verschiednen Fächern seines sehr umfangreichen Wissens ein selbständiger Forscher war, so wollte er doch in allem ein allgemeinverständlicher Darsteller sein, und dadurch hat er sich in einem selten anzutreffenden Grade die Kunst angeeignet, über einen wissenschaftlichen Gegenstand leicht und angenehm und doch nicht dilettantisch zu schreiben. Seiner geistigen Anlage nach war er mehr ein Kind des Südens, und unser Volk im Süden und in der Mitte bis an den Rhein kannte er wie wenige, sowohl im Leben der Gegenwart wie nach seinen kulturgeschichtlichen Voraussetzungen; er war einer der besten Kenner des achtzehnten Jahrhunderts, in dem er mit seinen Gedanken, auch den dichtenden, so oft verweilt hat. Seine Novellen, die dem gegenwärtigen Geschlecht besser bekannt sind als seine volkspolitischen Schriften, waren für ihn meistens nur eine andre Form, Gedanken, Ansichten, auch wohl Kenntnisse mitzuteilen, wenn auch die Phantasie ihren Anteil daran

Digitized by Google

hatte. Aber es war nicht die hochfliegende, freischaffende, sondern die sich an alten Erinnerungen in die Höhe zu ranken liebt, und seine Dichtung ist die betrachtende des nachdenkenden, tiefgebildeten Mannes. Unter den Erinnerungen aus seiner Kindheit ist eine besonders ergreifende an den krank und gebrochen zum letztenmale aus Italien heimgekehrten alten Walter Scott, den Riehl einst als Kind auf einer Bank im Schloßgarten zu Biebrich mit seiner schönen, vornehmen Tochter hat sitzen sehen; aus solchen Stimmungen wurden seine Novellen, aber auch seine Abhandlungen bekamen daraus etwas mit von der Wärme des Dichters. Daß die Abhandlung bei Riehl mit der Zeit zurücktrat, und die Novelle häufiger wurde, haben wir persönlich immer bedauert, aber es war wohl ein Zugeständnis an die neue Zeit, der er mit Unterhaltung besser nahe zu kommen meinte als mit Belehrung. Vielleicht fand er auch schriftstellerisch den Lehrton nicht mehr so leicht, seit er viel auf mündliche Vorträge reiste, sodaß ihm nun die dichtende Form eine angenehme Abwechslung bot. Wie dem aber auch immer sei, jedenfalls haben wir so den verknüpfenden Faden gefunden zwischen dem Gelehrten und dem Novelliſten Riehl, und auch dieser ausgeführte Roman ist nichts neues und unvermitteltes, was aus dieser Verbindung herausfiele.

Man kann das Buch „Ein ganzer Mann“ geradezu einen kulturgeschichtlichen Roman nennen, denn die Fabel ist ungemein einfach und nur der Rahmen für die Betrachtung, unser psychologisches Interesse an den Figuren ist auch nur gering, das Zuständliche aber, die Schilderung von Ort und Zeit, macht alles aus, und das Interesse steigert sich, weil es die Kultur unsrer Gegenwart ist, die uns in dem Leben dieser Romanfiguren vorgeführt wird. Es handelt sich nämlich in dem ganzen Buche um weiter nichts, als um die Einrichtung eines kleinen Altertümermuseums in einem hessischen Städtchen, Frankenfeld genannt, in den Jahren vor 1870, also um eine Krähwinkelei, die mit ausführlichem Humor behandelt wird. Alles, was sich auf diese Sammlungsangelegenheit selbst bezieht, ist echt in der Farbe, Riehl kennt ja das Gebiet aus persönlicher Erfahrung; die Nutzanwendungen für die Leser sind mannichfach, denn das Sammeln hat ja sein Gutes und seine üble, lächerliche Seite. „Und in diesem ungeheuern Bette soll ich schlafen? rief Hermine. Das ist ja entsetzlich, das Geschlecht, dessen letzter Restbestand in diesem Bette ausgestorben ist, würde mir im Wachen und im Traume erscheinen. Altertümer betrachte ich gern, bewundre sie wohl auch, aber ich verabscheue sie zum täglichen Gebrauche. Die Erinnerung des Todes klebt an allem.“ Die Menschen, für die die Sachen gemacht wurden, sind längst nicht mehr, ihr Trödelkram hat sich erhalten und verfolgt uns als Gespenst der Jahrhunderte, beschämt uns wohl gar, insofern wir uns selbst keinen Ersatz verfertigen können.

Das Romanereignis, das neben der Museumsgeschichte herläuft, ist, daß der Direktor, die eine Hauptperson, zuletzt der Gatte der andern wird, einer

Digitized by Google

reichen Wohlthäterin, die seit Jahren vorübergehend einige Wochen in Frankenfeld zubringt. Nun wird der Charakter des Mannes sehr anziehend geschildert, auch seine Lebensschicksale gewinnen uns für ihn; aus einem gebildeten Nichtsthuer wird er durch den Bankerott seines Bruders ein armer, aber sehr tüchtiger Mann. Die Wohlthäterin aber, das sogenannte Mädchen aus der Fremde, so wertvoll sie ja für Frankenfeld, das Museum und dessen jetzigen Direktor, Herrn Alfred Saß, gewesen ist, als Gegenstand der Liebe erscheint sie uns nicht ganz so verlockend, wie wenn anstatt des Kulturhistorikers Riehl ein Romandichter das Bild gezeichnet hätte. Aber das hängt wieder mit der ganzen Anlage des Buches zusammen, über die sich der Verfasser im Vorwort an eine ungenannte Leserin ausspricht. Es soll ja ein Buch sein mit wirklichem Leben darin, wie es ist, anregend zum Nachdenken, geordnet, nicht sprunghaft in seinen einzelnen Teilen, leicht verschönt durch Auffassung und Kunst, aber nicht übertrieben, erdichtet, spannend oder aufregend. So empfangen wir denn auch den Eindruck eines fein gestimmten Kunstwerks oder einer ganz ruhigen, klugen Unterhaltung. Obwohl das Buch sehr reich ist an verzögernden Bestandteilen, so überschlagen wir sie doch nicht, weil wir uns von vornherein auf das Anhören und Nachdenken eingerichtet haben. Wir kamen nicht aus Neugier und erhalten dafür Lebensweisheit für kleine und große Fragen; es ist ein wahrer Genuß, seine Gedanken verweilen zu lassen bei den klaren Bildern einer reichen, zur Ruhe gekommnen Erfahrung. Mit einem Roman, was man so gewöhnlich darunter versteht, hat „Ein ganzer Mann" kaum etwas gemein. Ihm fehlt neben dem Ungesunden, Aufregenden auch alles Geniale; er ist nicht bedeutend, aber im höchsten Grade das, was man gebildet nennt, ein idealer Professorenroman, ohne die Auswüchse, die uns bei Raabes „Odfeld" störten. Die Sehnsucht nach Ruhe wird zu einem Heimweh nach der Vergangenheit, ob es nun mit Ernst sich vertieft in ein früheres, besseres, oder ob es das Überholte und Überwundne mit anmutigem Humor vergoldet. So wenn z. B. der selige Professor Knobel in Gießen in seinen Vorlesungen über Moral die Poesie in dem Kapitel „Lüge" abhandelt und sie in ihrem besondern Paragraphen als „Scherzlüge" bezeichnet. Ältere Leser und Kenner der Gegend werden noch vielerlei zeitgenössisches Material in den Roman verarbeitet finden, und wer noch Sinn für gutes, einfaches, richtiges Deutsch hat, kann sich auch diesen seltnen Genuß daraus verschaffen.

Digitized by Google

Paulsens Geschichte des gelehrten Unterrichts

Die zweite Auflage des zuerst 1884 erschienenen, längst als eine bedeutende wissenschaftliche Leistung allgemein anerkannten und vielbesprochnen Buches*) ist in der That ein neues Werk, fast um das Doppelte seines Umfanges gewachsen, in allen seinen Teilen beträchtlich erweitert und in den Schlußkapiteln fast ganz neu. Die Grundanschauungen des Verfassers und die Tendenz — denn ein Tendenzbuch ist es — sind aber dieselben geblieben, und sie treten beide besonders in den letzten wesentlich neuen Kapiteln sehr scharf hervor. Paulsen sieht den Grundfehler des bestehenden Zustandes auch nach den neuesten Unterrichtsreformen im Anfange der neunziger Jahre in dem „Gymnasialmonopol," d. h. in dem (übrigens keineswegs unbeschränkten) Alleinrechte der humanistischen Gymnasien auf die Vorbereitung zur Universität, sodaß es thatsächlich in dieser Beziehung eine Art von „Einheitsschule" darstellt. Daraus folgt der „Utraquismus," d. h. die Verbindung der sprachlich-historischen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer mit der Forderung an die Schüler, in beiden so sehr verschiednen Gruppen von Unterrichtsgegenständen möglichst Gleichmäßiges zu leisten, und daraus wieder die „Überbürdung" nicht gerade mit einem Übermaß von Arbeit, wohl aber mit einem zerstreuenden und abstumpfenden Vielerlei von Arbeiten. Das alles führt denn nun zu einer ganz bestimmten, jede Freiheit der Bewegung vernichtenden Abmessung der Pensen und einem Übermaß von Prüfungen, die wieder auf das „Einpauken" hindrängen; und da der auf die Fakultätsstudien vorbereitende Unterricht der frühern artistischen (philosophischen) Fakultät längst der Schule zugewiesen worden ist, so werden die jungen Leute zu lange auf dieser festgehalten und empfinden die Übelstände umso schwerer. Paulsen geht nun von der Grundanschauung aus, daß das klassische Altertum trotz seiner Wiederbelebung durch den „Neuhumanismus" seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts immer mehr an Geltung für unsre Kultur verloren habe. Die Klassiker sind für uns nicht

*) Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgange des Mittelalters bis zur Gegenwart. Von Friedrich Paulsen. Zweite Auflage. 2 Bände. Leipzig, Veit u. Comp., 1896, 1897.

Digitized by Google

mehr Lehrbücher irgendwelcher Wissenschaft, wie sie es bis gegen 1600 gewesen sind, sondern nur noch Objekte der historischen Forschung, und die Dichter der Alten sind nicht mehr die einzigen von klassischer Bedeutung, sondern daneben haben sich ebenbürtige moderne klassische Litteraturen gebildet. Dieser allgemeinen Kulturbewegung muß die Schule folgen, und sie ist ihr auch gefolgt, indem sie die (lateinische) „Imitation" hat fallen lassen und den modernen Unterrichtsfächern Zutritt gestattet hat. Aber dies Vielerlei verhindert sie, in den klassischen Sprachen die vorgeschriebnen Ziele zu erreichen; die Fertigkeit in ihnen nimmt immer mehr ab, zu einer freien Lektüre gelangt man gar nicht mehr, sondern nur noch zu mühseliger „Präparation," und was man auf diese Weise zusammenquält, das sind kleine Bruchstücke größerer Werke. Auch die Erziehung zu wahrhafter „Humanität" wird keineswegs auch nur durchschnittlich erreicht; gerade unsre klassisch Gebildeten zeichnen sich häufig durch Geschmacklosigkeit in litterarischen Dingen und „bornirten Nationaldünkel" aus, und es giebt kein streitsüchtigeres, inhumaneres Geschlecht als die Philologen (nämlich der Universitäten). Außerdem entfremdet diese gelehrte Bildung dem Volke und macht hochmütig.

Steht das so, dann ist es allerdings die höchste Zeit, mit diesem ganzen Unterrichtswesen möglichst bald aufzuräumen und etwas ganz neues an seine Stelle zu setzen. Wie sich Paulsen diese Zukunftsschule denkt, setzt er in seinem Buche nirgends zusammenhängend auseinander, aber es läßt sich doch der Hauptsache nach erkennen. Er stellt sich wohl einen „lateinlosen" Unterbau vor und läßt sich von dort aus auf der einen Seite das humanistische Gymnasium, auf der andern Seite das Realgymnasium abzweigen, doch so, daß dieses genau dieselben Berechtigungen hat wie das humanistische Gymnasium, also auch zu allen Universitätsstudien (nicht nur wie bisher zu den neusprachlichen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern) vorbereiten kann. Dabei wird das humanistische Gymnasium allerdings thatsächlich in das Auszüglerstübchen verwiesen, denn eine innere Lebenskraft spricht ihm Paulsen ab; es wird nur bis auf weiteres geduldet als eine Anstalt für solche Leute, die für diese im Grunde überflüssigen Studien noch Zeit und Lust haben, und die eigentliche Schule der Zukunft ist das Realgymnasium in etwas umgestalteter Weise. Das Realgymnasium wird das Lateinische beibehalten und den deutschen Unterricht derart erweitern, daß er nicht nur das Mittelhochdeutsche (das man in Preußen hat fallen lassen) wieder aufnimmt, sondern auch die Bekanntschaft mit der griechischen Litteratur, deren Notwendigkeit für eine humane Bildung Paulsen zugiebt, durch Übersetzungen vermittelt. Es wird ferner der Philosophie (Psychologie, Ethik, Logik) wieder Zutritt gewähren, um dem jetzt sehr fühlbaren Mangel philosophischer Bildung abzuhelfen.

Soweit Paulsen. Er hat von manchen Seiten begeisterte Zustimmung gefunden, aber es fehlt dem geistvollen Verfasser an dreierlei: an einer ge-

Digitized by Google

nügenden praktischen Kenntnis des jetzigen Schulbetriebes, dem er als Universitätsdozent ganz fern steht und den er nur aus Urteilen und Berichten andrer kennt, an wirklicher Objektivität und an einer tiefern Auffassung von dem Werte der klassischen Bildung. Mag sein, daß heute die grammatische Sicherheit geringer ist, aber ganz gewiß wird der Schüler der Oberklassen heute ganz anders in das Verständnis eines klassischen Schriftstellers und seiner Zeit eingeführt, als es jemals früher der Fall war. Davon, daß diese Stunden in den Oberklassen jetzt noch oder wieder zu grammatischen Übungen mißbraucht würden, kann gar keine Rede sein. Und die Behauptung, daß die Philologie auch in der Schule (diese Philologie, die hier so wenig mehr leistet!) zur Gleichgiltigkeit gegen die unser Volk und unsre Zeit bewegenden Fragen erziehe, wird jeder, der die heutige Schule wirklich kennt, nur mit Lächeln anhören. Im Gegenteil, die jetzige Art, Dinge des Altertums zu behandeln, kann nur zum bessern Verständnis der Gegenwart erziehen. Aber Paulsen will das heutige humanistische Gymnasium schlecht finden, also findet er es schlecht. Er behauptet, diese Tendenz entspreche der Tendenz unsrer Entwicklung. Man kann aber aus dieser einen ganz andern Schluß ziehen. So sehr, wie überhaupt, ist die gelehrte Schule auch darin dem Zuge der Zeit gefolgt, daß sie das Griechische aufnahm, als das griechische Altertum in der Zeit des Neuhumanismus gewissermaßen neu entdeckt und ein neues, höchst wirksames Element unsrer Bildung wurde, und die Gegenwart hat nur die letzte Folgerung daraus gezogen. Denn indem sie die zwecklos gewordne lateinische Imitation aufgab und die Lektüre in den Vordergrund stellte, mußte sie notwendigerweise die griechische Litteratur, das Original, der lateinischen, der schwächern Kopie wenigstens gleichstellen. Die in der Entwicklung liegende Tendenz ist also dem Griechischen nicht feindlich, sondern günstig. Ja es ist ein Widerspruch, wenn Paulsen auf der einen Seite behauptet, für unsre Zeit sei das Altertum immer mehr zurückgetreten, und auf der andern Seite der griechischen Litteratur, wenn auch in Übersetzungen, einen breiten Zugang in seine Zukunftsschule öffnen will. Denn hat sie für uns nicht mehr die alte Bedeutung, so hat es doch auch keinen Sinn mehr, sie in Übersetzungen zuzulassen; wenn man sie aber in dieser Form zuläßt, dann gesteht man ihr doch damit die Bedeutung zu, die man ihr eben abgesprochen hat. Die Streitfrage ist also lediglich, ob man es noch der Mühe wert hält, griechisch zu lernen oder nicht, ob man glaubt, es noch so weit treiben zu können, daß man den Hauptzweck erreicht. Auch mißt Paulsen mit zweierlei Maß, wenn er von einzelnen ungünstigen Wahrnehmungen aus auf die Geringfügigkeit der Leistungen in den klassischen Sprachen im allgemeinen schließt, einzelne günstige dagegen nicht verallgemeinern will, umgekehrt aber auf einzelne ungünstige Erfahrungen auf realistischen Anstalten nicht viel giebt, denn „man weiß, wie bald zu vorhandnen Urteilen die entsprechenden Erfahrungen gemacht werden," ein Satz, der vor allem auf sein

Digitized by Google

eignes Verfahren gegenüber den humanistischen Gymnasien Anwendung findet. Wäre er wirklich unparteiisch, so würde er auch nicht verkennen, wie sehr die Leistungsfähigkeit gerade der Gymnasien unter der Überfüllung mit Schülern, die gar nicht hingehören, zu leiden hat. Was er endlich zu Gunsten des klassischen Unterrichts von dessen Verteidigern anführen läßt, ist weder vollständig, noch trifft es durchweg den Kern der Sache. Wir wollen durch ihn den großen historischen Zusammenhang aufrecht erhalten, in dem unsre eigne Kultur steht; wir wollen ihn in eine Welt einführen, die nicht von der Last einer tausendjährigen Kultur erdrückt, sondern jugendlich frisch und unbefangen ist, und die zugleich so abgeschlossen vor uns liegt, daß auf ihre Beurteilung der Streit des Tages und die tiefen Gegensätze, die zumal unser deutsches Volksleben zerklüften, keinen Einfluß ausüben; wir wollen endlich unsre Schüler zu wissenschaftlicher Betrachtung und Arbeitsweise dadurch anleiten, daß wir ausgewählte Partien der antiken Litteraturen langsam und gründlich in der Ursprache durcharbeiten, also Quellenlektüre in weitestem Sinne treiben; Quellen aber liest man weder in Übersetzungen, noch vom Blatt wie einen Roman, noch in großen Massen, wenn man Anfänger vor sich hat. Wer in dieser Weise einige Stücke des Sophokles, einige Reden des Demosthenes, einige Dialoge Platos durchgemacht hat, der hat mehr von ihnen, als wenn er das doppelte und dreifache in Übersetzungen gelesen hätte, die gerade bei antiken Schriftstellern das Original doch nur höchst unvollkommen ersetzen können. Lesen wir denn von Schiller und Goethe in der Schule alles und nicht vielmehr auch nur eine Auswahl? Ob die beabsichtigten Wirkungen „durchgängig" erreicht werden, wie Paulsen mit Strenge fordert, das mag dahingestellt bleiben, aber das wird man bei jedem Unterricht bezweifeln können, ohne ihm deshalb vorzuwerfen, er leiste überhaupt nichts.

Und nun noch ein Wort über Paulsens Zukunftsschule. Sie wird thatsächlich für alle höhern Studien eine „Einheitsschule" sein, von der er doch sonst nicht viel wissen will, und als die er das humanistische Gymnasium nicht anerkennen will, denn dieses setzt er ja auf den Aussterbeetat, und es wird nach ihm das zwanzigste Jahrhundert schwerlich überleben. Infolgedessen wird diese Zukunftsschule an denselben Mängeln kranken, an denen, wie er meint, das humanistische Gymnasium jetzt krankt und zu Grunde gehen muß, dem Utraquismus, der nun einmal in unsrer Kultur begründet ist, und der Überbürdung mit einem unruhigen Vielerlei. Die Philosophie wird vermutlich dies Wirrsal noch vermehren, denn bevor wir nicht eine allgemein anerkannte und herrschende Philosophie haben, wird auch die Schule von dem Streite der Meinungen mehr ergriffen werden, als ihr frommt.

Was wir brauchen, ist nicht die Einheitsschule, sie widerspricht vielmehr geradezu dem Zuge der Zeit, die notwendigerweise eine Verschiedenheit der Vorbildung verlangen muß: für die einen eine überwiegend sprachlich-historische,

Digitized by Google

für die andern eine mehr realistisch gerichtete. Was wir brauchen, ist vielmehr eine Gestaltung unsers höhern Unterrichtswesens, die den unvermeidlichen „Utraquismus" mildert. Man könnte entweder auf dem humanistischen Gymnasium die Mathematik, die jetzt oft einen viel größern Teil der Arbeitskraft unsrer Schüler in Anspruch nimmt, als ihr nach der Stundenzahl und ihrem allgemeinen Bildungswerte zukommt, wesentlich beschränken und dann die künftigen Jünger der exakten Studien anweisen, eine Ergänzungsprüfung an einem Realgymnasium abzulegen, wie jetzt die Realgymnasiasten eine solche an einem humanischen Gymnasium bestehen müssen, wenn sie sich andern als den mathematisch-naturwissenschaftlichen und neusprachlichen Fächern widmen wollen; oder man könnte auf der obersten Stufe, wenn die Schüler über die allgemeine Richtung ihrer Laufbahn entschieden sein können, den Unterricht in der Weise gabeln, daß die Mathematik für die künftigen Studirenden der sprachlich-historischen Fächer in Unterprima abschlösse, für die andern, vielleicht in erweiterter Form, fortgeführt würde, und daß diese andrerseits von manchen Leistungen in den klassischen Sprachen (etwa den schriftlichen Übersetzungen) entbunden würden. Man befreie jedenfalls unser humanistisches Gymnasium von dem überspannten „Utraquismus" und gebe dem, was sie charakterisirt und charakterisiren soll, dem Unterricht in den klassischen Sprachen, wieder mehr Raum, und man wird die schlimmsten Übelstände, um deretwillen man es am liebsten vernichten möchte, beseitigen. Ein „Monopol" hat es thatsächlich gar nicht mehr, und will man die „Berechtigungen" der Realgymnasien erweitern (wiewohl wir beiläufig bezweifeln, ob Mediziner, deren wissenschaftliche Terminologie fast durchweg ebenso gut griechisch ist wie die der Juristen lateinisch, die Kenntnis der griechischen Sprache nicht schwerer vermissen würden als manche naturwissenschaftlichen Vorkenntnisse), so wird darüber niemand mehr Befriedigung empfinden als die Anhänger der humanistischen Gymnasien. Der „Utraquismus" in der jetzigen Form ist wahrhaftig nicht aus dem humanistischen Gymnasium herausgewachsen, sondern ihm von außen aufgezwungen worden, da man sich zu spät entschloß, einen neuen Bildungsweg, dem alten parallel, zu eröffnen. Jetzt, wo er seit der Einrichtung des Realgymnasiums längst besteht, ziehe man auch die umgekehrte Folgerung, indem man das unnatürliche und störende Übermaß von Mathematik auf den humanistischen Anstalten beseitigt. *

Digitized by Google

Zur Weihnachtszeit

Erzählung von Sophus Bauditz. Übersetzt von Mathilde Mann

Den ersten Weihnachtstag pflege ich bei meinem alten Freund Jens Holgersen, einem ehemaligen Gutsbesitzer und jetzigem Agrarier, zuzubringen. Eine ganze Reihe von Jahren war er Gutsherr auf Arrestrup hoch oben in Vendsyssel, aber er verkaufte den Besitz, während es noch Zeit war, zog nach Kopenhagen und lebt dort jetzt als Rentier. Solange er Landmann war, interessirte er sich eigentlich außerordentlich wenig für die Wirtschaft, umso mehr aber für die Jagd; wenn alle seine Nachbarn während eines dürren Sommers nahe daran waren, aus der Haut zu fahren, tröstete er sich damit, daß nun doch die jungen Rebhühner nicht unter der Feuchtigkeit zu leiden hätten, und wenn es ein ander Jahr derart regnete, daß es nicht möglich war, das Heu einzufahren, freute er sich bei dem Gedanken, daß dieses Wetter sehr günstig für die Bekassinen im Vibrander Moor sei.

Nachdem er das Gut losgeworden war, ging jedoch eine große Veränderung mit ihm vor: er gab freilich die Jagd nicht auf, im Gegenteil, er pachtete ein großes Revier drüben in Schweden, aber er ist allmählich ein eifriger Landmann in absentia geworden. Er liest landwirtschaftliche Zeitungen, macht Sonntagsausflüge nach Klampenborg oder Lyngby, nur um zu sehen, wie das Korn steht, geht häufig nach der landwirtschaftlichen Akademie hinaus und besichtigt die Versuchskulturen, klagt regelmäßig über das Wetter, das das Meteorologische Institut liefert, und ist jetzt soweit gelangt, daß er sich in Opposition zu jedem Ministerium befindet, dessen Hauptaufgabe nicht darin besteht, Bewilligungen für Produktionszentren nachzusuchen, einem mystischen Etwas, über das weder der brave Jens Holgersen noch sonst irgend jemand mir eine einigermaßen verständliche Erklärung hat geben können.

Er ist verheiratet, hat eine prächtige Frau. Sie hat von vornherein begriffen, daß des Mannes Wahlspruch im Einklang stehen muß mit Erik Glippings Lebensregel: „Liebe und Jagd sind des Lebens Lust," daß aber die Erotik sich dem edeln Waidwerk hübsch unterordnen muß; nie habe ich gesehen, daß sie eine saure Miene dazu machte, wenn er zu Mittag zwei Stunden später, als berechnet, nach Hause kommt, niemals hat eine Düte mit Salz in dem Frühstückskorb gefehlt, den sie gepackt hat.

Das einzige Kind ist die Tochter Anna, ebenfalls ein prächtiges Mädchen. Frisch und liebreizend, blond und niedlich; ich bin ihr Pate und — selbstverständ-

Digitized by Google

lich — auch ihr Onkel, und als ich nach ihrer Konfirmation vor vier, fünf Jahren aufhörte, sie zu küssen, wenn ich kam und ging, glaubte sie offenbar, ich wäre ihr böse, und jetzt bekommt sie natürlich ihren Kuß — einen Onkelkuß — ganz regelmäßig.

Voriges Jahr, als ich wie gewöhnlich am ersten Weihnachtstage zu Holgersens in die Amalienstraße ging, war ich jedoch nicht in der rosigsten Laune. Ein wenig Schnee war freilich gefallen, aber es war Tauschnee, die Straßen waren ein großer Schlamm, ich mußte Galoschen anziehen, und ich verachte Galoschen. Das waren andre Zeiten, dachte ich bei mir, als ich die Weihnachtsferien auf Arrestrup verlebte und im Schlitten von der Station abgeholt wurde; damals war alles weiß, weiß, kein Tau, kein Schlamm, wir heizten alle Öfen mit großen Buchenscheiten und hielten jeden zweiten Tag Treibjagd ab; damals wußte ich nicht, was Galoschen waren.

Nun, als ich erst in die gemütliche Wohnung kam und mit gewohnter Herzlichkeit von der ganzen Familie empfangen wurde, taute ich natürlich auf wie der Schnee, und als sich einen Augenblick später der Major einfand, fühlte ich mich ganz behaglich. Der „Major“ ist Holgersens und mein Jugendfreund, Junggeselle und eifriger Jäger, genau so wie ich. Er heißt Ristrup und ist eigentlich Oberst; da wir ihn aber schon in seinen ersten Leutnantsjahren Major nannten, haben wir ihm, trotz seiner jetzigen höhern Charge, diesen Titel gelassen, teils aus alter Gewohnheit, teils weil wir, bei genauester Überlegung, fanden, daß er ansehnlicher klingt.

Ich war übrigens nahe daran, von neuem verstimmt zu werden, als wider alle Erwartung und gegen alle hergebrachte Weihnachtssitte hier im Hause sich noch ein Gast einfand, ein Sohn von Holgersens altem Nachbarn, dem Gutsbesitzer Rask. Er studirte auf der landwirtschaftlichen Akademie, um sich zum theoretischen Agrarier auszubilden, und ich wußte sehr wohl, daß er in der letzten Zeit häufig zu Holgersen kam und mit ihm über Moorkultur und Produktionszentren redete; er war auch ein schöner, anziehender junger Mann, aber ich hatte nun einmal geglaubt, er wäre in den Ferien nach Hause gereist, und so sehr ich mich freue, in neuer Umgebung einen alten Bekannten zu treffen, so wenig kann ich es leiden, ein neues Gesicht in einer wohlbekannten Stube zu sehen.

Nun, die Verstimmung legte sich natürlich; ich trank sogar bei Tische ein Glas alten Madeira mit Rask und begab mich nach dem Essen in recht vergnüglicher Stimmung zum Kaffee und zur Cigarre in Holgersens Zimmer.

Wir kamen auf alte Zeiten zu sprechen, auf Arrestrup und Jagd und gemeinsame Bekannte, die nun tot waren, und auf die Dauer gefiel das Rask wahrscheinlich nicht, denn er ging zu den Damen hinein, ehe er noch seine Cigarre halb aufgeraucht hatte, eine von Holgersens extrafeinen Weihnachtscigarren, die er regelmäßig von seiner Frau geschenkt bekommt. Ach ja, meinte der Major, hier patscht man in der Stadt herum und feiert „schwarze Weihnacht,“ man vergißt ja schließlich, wie eine Hasenspur aussieht! Es war auch dumm, das heißt, es war wohl sehr klug aber verteufelt langweilig, daß du Arrestrup verkaufteſt!

Ja, das mag Gott wissen! entgegnete ich.

Wollt ihr weiße Weihnacht haben, Kinder? fragte Holgersen und sah dazu aus wie ein Mann, der einen glücklichen Einfall hat. Dann kommt übermorgen mit mir nach Schweden hinüber, da haben wir Hasen und auch Schnee, gar nicht zu reden von Birkhühnern und Auerhähnen.

Um diese Zeit des Jahres?

Digitized by Google

Ja, ihr habt mein Revier ja nur im Sommer und im Herbst gesehen, aber am allerschönsten ist es jetzt.

Bist du auch ordentlich auf Winterbesuch eingerichtet? fragte der Major.

Und ob! Die ganze Etage im Hause des Schulzen steht zu meiner Verfügung; da sind Kachelöfen in allen Stuben, und herrliches Birkenholz in Hülle und Fülle.

Was kann man denn jetzt schießen?

Hasen und Hähne, Auer- und auch Birkhähne. Man hat übrigens da oben auch Wölfe gesehen.

Was der Teufel! rief der Major aus und schaute ganz blutdürstig drein.

Aber das war allerdings zur Zeit von Calles Großvater, ergänzte Holgersen.

Nun ja, das will ich eher glauben — aber Calle, wer ist denn Calle?

Erinnerst du dich seiner nicht mehr? Es war ja seinerzeit der unverbesserlichste Wilddieb, und um ihn unschädlich zu machen, stellte ich ihn als Aufseher, Waldhüter, kurz als Majordomus über die ganze Herrlichkeit an.

Ach so, der! Ja, auf den besinne ich mich noch sehr wohl. Aber du mußt dir nur nicht einbilden, daß er deswegen seine frühere Profession aufgegeben hat, jetzt kann er sie ja ganz offen betreiben!

Ach, Calle ist ganz zuverlässig, sagte Holgersen, aber ich habe mir doch noch einen Waldhüter angeschafft, einen Dänen, einen schnurrigen Gesellen. Der Bezirk war zu groß für einen, und obwohl ich, wie du weißt, das beste Vertrauen zu Calles Redlichkeit habe, so kann es doch nicht schaden, wenn er noch einen Kollegen hat, von dem er weiß, daß er ihm auf die Finger sehen kann, was er übrigens, wie ich glaube, nicht thut, denn er ist ein fauler Hund. Na, ist es denn abgemacht, daß wir übermorgen hinüberfahren und ein paar Tage dort bleiben? Ich telegraphire an den Schulzen und an Calle, daß sie alles bereit halten, und an meinen schwedischen Nachbarn, den jungen Baron Silvander, daß er sich einstellen und seine beiden Spürhunde mitbringen soll.

Das klingt eigentlich höllisch verlockend, bemerkte ich.

Ja, und da wohl keine allgemeine Mobilmachung des Heeres vor Neujahr zu erwarten ist, sagte der Major, so sehe ich eigentlich nicht ein, weshalb meine Anwesenheit hier im Lande absolut notwendig sein sollte.

Bravo! rief Holgersen, die Sache wäre also abgemacht!

Einen Augenblick Geduld, fiel ihm der Major in die Rede. Mein Gott, ich lege bekanntlich keinen übertriebnen Wert auf materielle Genüsse —

Hm!

Nein, das thue ich wirklich nicht, aber ich möchte doch, ehe ich mich auf eine solche Polarexpedition begebe, gern wissen, ob wir ausschließlich von dem Wild leben sollen, das wir schießen, und uns damit begnügen müssen, geschmolznen Schnee dazu zu trinken, denn in diesem Falle —

Unsinn! unterbrach ihn Holgersen. Mutter und Anna kommen natürlich mit und führen uns die Wirtschaft — Mutter! rief er und öffnete die Thür nach dem Wohnzimmer. Du sollst mit nach Schweden!

Ich glaube, daß mehr als eine Frau, wenn ihr der Mann am Abend des ersten Weihnachtstages mitteilte, daß sie übermorgen nach Schweden hinüberreisen und sich darauf einrichten solle, da oben die Wirtschaft für eine hungrige Jagdgesellschaft zu führen, bedenklich oder sogar unwillig werden würde. Aber, wie gesagt, Frau Holgersen ist eine prächtige Frau, und als sie erst ordentlich Bescheid erhalten hatte, wovon eigentlich die Rede war, sagte sie mit ihrem herzgewinnenden

Digitized by Google

Lächeln, daß ihr die Herren willkommen wären, und damit war die Sache in Ordnung.

Rask stand im Hintergrunde des Zimmers am Klavier und parlamentirte mit Anna; wie ich hörte, bat er sie zu singen, aber sie machte allerlei Einwendungen. Das wunderte mich, denn Anna singt sonst ohne Schwierigkeiten zu machen, sobald sie jemand darum bittet, und sie singt obendrein gut, ihre Stimme hat zwar keinen großen Umfang, sie ist aber wirklich musikalisch und legt stets ihre ganze Seele in den Gesang, sodaß man hören kann, daß sie ganz dabei ist.

Ach, nur ein einziges Lied, bat er; ich habe Sie ja noch niemals singen hören!

Nein, ich kann heute abend wirklich nicht singen, sie müssen mich nicht darum bitten, erwiderte sie. Spielen will ich gern, aber nur nicht singen!

Nun fuhr er natürlich erst recht fort, sie zu quälen, und schließlich setzte sie sich denn auch hin, schlug ein paar Akkorde an und fing an zu singen:

Draußen kalte Stürme gehen —

um das Lied hatte er sie besonders gebeten.

Anfangs gings auch ganz gut, aber als sie an den Schluß des Verses kam, mitten in den Zeilen:

Ja, die Rose steht erschlossen,
Und die Rose weckt mein Lied.

da war es plötzlich, als zerrisse etwas in ihrer Stimme — ich weiß nicht, wie ich mich anders ausdrücken soll —, und statt des Tones kam ein heiserer Laut.

Sie sprang hastig auf und warf kurz hin: Ich wußte es ja, ich kann heute nicht singen, am allerwenigsten das Lied. Dann brach sie in Thränen aus und stürzte hinaus, die Mutter hinterdrein.

Nach einer Weile kehrte Frau Holgersen zurück und sagte ruhig, es wäre nur ein nervöser Anfall, der am nächsten Tage gewiß völlig überwunden sein würde. Bald darauf empfahl sich Rask, den Holgersen während der Abwesenheit seiner Frau aufgefordert hatte, an dem Jagdausflug teilzunehmen.

Wir drei Alten blieben noch ein wenig bei einer Cigarre und einem kalten Whisky — dem Lieblingsgetränk des Majors — zusammen, aber schließlich brachen auch wir auf. Gute Besserung für Anna! sagte ich.

Vielen Dank, ach das hat wohl keine Not, erwiderte Holgersen, es war freilich sonderbar, daß sie so plötzlich mitten im Ton abschnappte. Sie gefällt mir gar nicht recht in letzter Zeit!

Was fehlt ihr denn?

Ach, ich weiß es nicht, aber Rask hat dem Mädchen wohl etwas die Cour gemacht, wie wir es in unsern jungen Tagen nannten, und ich glaube auch, daß sie — aber in der letzten Zeit ist er gleichsam vor sich selber oder auch vor ihr bange geworden, und das nimmt sie sich offenbar zu Herzen. Man muß wohl versuchen, ihnen ein wenig auf die Sprünge zu helfen.

Wenn du das doch nur lassen wolltest, das wäre viel besser! sagte Frau Holgersen, die herzugekommen war und die letzten Worte gehört hatte. Das wäre das Allerverkehrteste, was du thun könntest!

Ja, ich habe mir deine Abwesenheit schon zu nutze gemacht und Rask zu der Fahrt nach Schweden eingeladen, erwiderte Holgersen, der offenbar froh war, dieses Geständnis ablegen zu können, solange noch andre im Zimmer waren.

Digitized by Google

Ist das dein Ernst, Holgersen?

Weiß Gott, es ist mein Ernst!

Dann will ich jedenfalls dafür sorgen, daß sie nicht viel Gelegenheit haben, auf der Reise mit einander zu sprechen. Was soll nur Rask von uns denken!

Es mag sein, daß es dumm von mir war, erwiderte Holgersen, aber geschehen ist geschehen. Na, auf Wiedersehen übermorgen am Malmöer Dampfer! Gute Nacht! —

Am Tag nach Weihnachten, vormittags gegen elf Uhr war die Gesellschaft vollzählig in der Hafenstraße vereinigt. Anna war wieder ganz munter. Holgersen ließ verschiedne Körbe an Bord des Dampfers bringen — offenbar sollten wir in Schweden nicht hungern —, und ich entdeckte mit einer gewissen Befriedigung einen gewichtigen Korb, auf dem in großen, dicken, schwarzen Lettern „Vorsicht!“ stand, und der offenbar keine Galanteriewaren enthielt. Frau Holgersen unterhielt sich mit Rask, und der Major traf einen Bekannten, einen Zollassistenten, der natürlich fragte, wohin er wolle.

Nach Schweden, um Wölfe zu schießen! lautete die Antwort ohne alles Bedenken. Es sollen in diesem Jahr viele dort sein!

Zum Kuckuck! rief der Zollassistent aus. Wirkliche Wölfe?

Ja, wirkliche Wölfe! Ich habe zehn Wolfspatronen mitgenommen — gehärtete Rennkugeln und rauchfreies Pulver; sollte ich Verwendung für mehr haben, muß ich mich mit alten Uniformknöpfen behelfen. — Adieu!

Der Dampfer pfiff, und wir fuhren zum Sund hinaus. Es war herrliches, stilles Frostwetter, so recht ein Wetter, um auf Deck zu sein, aber wir gingen natürlich in den Salon hinab, setzten uns an den Frühstückstisch und richteten in langsamem Tempo das Menschenmöglichste aus, tranken jeder zwei Schnäpse und probirten sieben Arten Pickels — damit geht die Zeit schon hin.

Dann kamen wir nach Malmö. Holgersen zwinkerte dem schwedischen Zöllner, mit dem er seit vielen Jahren bekannt war, schelmisch zu, und der Zöllner blinzelte ihm ebenso verschmitzt wieder zu, aber ich glaube nicht, daß er deswegen seinen Wein billiger verzollt bekam.

Endlich saßen wir im Zuge. Frau Holgersen manövrirte Anna in die Ecke des Wagens, die am weitesten von Rask entfernt war, und ich glaube nicht, daß die beiden während der zweieinhalbstündigen Fahrt zehn Worte mit einander gewechselt haben; sie sahen sich auch nicht an, und doch hatte ich die ganze Zeit ein bestimmtes Gefühl, daß ihre Blicke wie ihre Gedanken sich begegneten, und daß ür sie außer ihnen selber kein Mensch im Wagen vorhanden war.

Prost Mahlzeit! rief der Major plötzlich aus.

Haben Sie Ihre Wolfspatronen vergessen? fragte Frau Holgersen.

Ja, wenns weiter nichts wäre! Aber ich habe vergessen, meinem Bruder abzusagen, bei dem ich heute Mittag essen sollte.

Dann telegraphiren wir von der nächsten Station, schlug ich vor. Da haben wir drei Minuten Aufenthalt.

Das that er denn auch. Leichtfüßig wie ein Jüngling sprang er, sowie der Zug hielt, aus dem Wagen, schrieb die Depesche und kam gerade in dem Augenblick wieder zu uns zurück, als sich die Lokomotive in Bewegung setzte.

Nun, du fandest also doch das richtige Coupee, sagte Holgersen.

Ja, ich merke mir immer sehr sorgfältig die Nummer des Wagens, ehe ich fortgehe, das habe ich von Freiberg gelernt.

Von Freiberg?

Digitized by Google

Ja, kennst du nicht die Geschichte von ihm und Kolumbus?

Nein!

Als ich noch Hauptmann war, machten Freiberg, ein paar andre und ich eine gemeinsame Reise nach Deutschland. Auf einer Zwischenstation, wo ebenfalls so wie hier nur ein paar Minuten Aufenthalt war, wollte Freiberg aussteigen — er wollte auch telegraphiren —, und er merkte sich gewissenhaft die Nummer des Wagens. 1436, sagte er laut. Ja, mach nur zu! rief ihm einer der andern nach, du kannst ja gar nicht irren, es ist ja das Jahr, in dem Kolumbus geboren wurde. Und mit dem Bescheid eilte Freiberg von dannen. Der Zug war lang wie ein schlechtes Jahr, und während Freiberg telegraphirte, wurde er auf ein andres Geleise geschoben, sodaß der Wagen, in dem wir saßen, auf einer andern Stelle hielt, als wo er ihn verlassen hatte. Wir winkten und schrieen, aber er hörte und sah uns nicht. Wie ein Besessener stürzte er auf den ersten Besten auf dem Perron zu und rief: In welchem Jahr wurde Kolumbus geboren? Beeilen Sie sich ein wenig, ich habe keine Zeit! Und da er natürlich keine Antwort erhielt, lief er ein paar jungen Damen, die so aussahen, als wären sie eben aus einer höhern Bildungsanstalt entlassen, gerade in die Arme; er meinte, daß diese die geschichtlichen Daten sicher bei der Hand haben müßten. In welchem Jahre wurde Kolumbus geboren? rief er abermals. Hören Sie denn nicht! Ich muß mit dem Zug weiter! Jetzt entstand Leben auf dem Perron; die Leute drängten sich um den Wahnsinnigen, und schließlich brachte man ihn zum Stationsvorsteher, einem gewaltigen Mann mit zugeknöpfter Uniform und dem eisernen Kreuz auf der Brust. Was will der Mensch? fragte der Gewaltige, während der Zug zum Abgang pfiff. Wie können Sie es wagen, die Damen der Stadt durch Ihr aufdringliches Benehmen zu belästigen? Großer Gott, sagen Sie mir doch nur, wann Kolumbus geboren wurde! rief er. Aber nun war die Geduld des Gewaltigen erschöpft. Freiberg mußte zwanzig Reichsmark Strafe bezahlen, weil er seinen Scherz mit einem königlich preußischen Beamten im Dienst getrieben hatte, und während wir andern noch selbigen Abend im besten Wohlsein in Berlin beim Glase Bier saßen, fuhr er im Bummelzug hinter uns her. Ja ja, seine Jahreszahlen muß man wissen!

Gegen Abend erreichten wir die Station, aßen in dem einzigen Gasthof der kleinen Stadt zu Mittag und sollten dann — es war wohl ungefähr sieben Uhr geworden — auf zwei Wagen unsre Fahrt fortsetzen; für die Schlitten war die Schneeschicht zu dünn. Anna hatte ihren einen braunen Handschuh verloren, die Mutter schalt, und Rask sah so reuevoll aus, als hätte er etwas böses gethan. Ich wollte ihm behilflich sein, daß er neben ihr zu sitzen käme — man ist ja selber einmal jung gewesen und hat doch auch Verpflichtungen gegen sein Patenkind —, aber Anna war schon unter mütterlichem Schutz auf dem andern Wagen untergebracht, und ich dachte im stillen, Frau Holgersen hätte doch eigentlich ihren Beruf als Chef der taktischen Abteilung des Generalstabs verfehlt.

Dann rollten wir dahin in Mondschein und Windstille. Aus den freundlichen Holzhäusern schimmerte ein Licht übers andre, bald aber ließen wir menschliche Wohnungen und Zivilisation und das Ganze hinter uns. Der Weg machte eine Biegung nach der andern, es ging über Stock und Stein, man mußte sich gut festhalten. Zuweilen hatte man den Eindruck, als sauste man an einem südländischen Friedhof vorüber, auf dem die schneebedeckten Steine Marmorgrabmäler und die Wacholderbäume, die sich zwischen ihnen erheben, Cypressen wären — alles in dem hellen und doch so wunderlich unsichern Schimmer des Mondes. Kein Laut

Digitized by Google

außer dem Rasseln des Wagens. Hin und wieder kamen größere Wälder, aber das waren nur Ausnahmen. Die Eisenbahn war das Verderben dieser Gegend gewesen. Ehe sie ihre eisernen Parallellinien durch die einsamen Wälder zog, wurde nur zu eignem Bedarf Holz geschlagen, und mit Maßen, seit aber das Dampfroß kam und schwand wie ein Blitz, war der Spekulationsgeist erwacht: ein Areal nach dem andern wurde verkauft oder auf Jahre verpachtet, und nun wurde alles niedergeschlagen, nichts wurde verschont, nicht einmal die wenigen, früher sorglich gepflegten Eichen. Und was jetzt von selber auf dem gerodeten Boden aufwächst, ist ein entartetes Geschlecht: verkrüppelte Birken, buschartige Tannen, struppige Wacholdersträucher — die Zeit des Hochwalds ist vorbei.

Die zwei Meilen waren zurückgelegt, ehe man sichs versah. Noch einmal aus dem Mondschein in den schwarzen Tannenschatten hinein und wieder hinaus auf eine offne, weiße Ebne — da blinkt Licht vor uns, und einen Augenblick später halten wir vor dem Gehöft des Schulzen, einem ansehnlichen, zweistöckigen hölzernen Hause. Der Schulze steht selber vor der Thür, heißt uns willkommen und wünscht uns ein fröhliches Weihnachten — daß es auch hier oben Weihnachten ist, kann man an den beiden Pfählen mit Korngarben sehen, die zu jeder Seite des Hauses für die kleinen Vögel aufgepflanzt sind. Vor der Thür liegt ein großer Haufe Tannenreiser zum Abstreichen der Füße, ehe man hineingeht, und die Diele ist mit zerhackten Wacholderzweigen bestreut.

Jetzt erscheint der junge Baron, eine stramme, geschmeidige Gestalt, ein schöner Typus eines schwedischen Freiluftmenschen. Er ist vor ein paar Stunden eingetroffen, ist auf Schlittschuhen über den anderthalb Meilen langen Runnarsee gelaufen und hat sich damit einen Umweg von vier Meilen erspart. Und die Spürhunde sind auch gekommen, man kann sie in einem der Ställe heulen hören.

Die Mäntel und Pelze ab, die Stiefel aus, es thut gut, in die große Stube zu kommen, wo das Birkenholz im Kachelofen flammt und knistert, und wo die schwedischen Könige in schlechten Lithographien von der Wand herabschauen und mißbilligend die dänische Invasion betrachten.

Der Abend verging sehr gemütlich. Der Baron paßte vortrefflich zur Gesellschaft; er erzählte Jagdgeschichten aus alten Zeiten, vom Wolf und vom Elentier, und wie man Auerhähne beizte, er machte Anna den Hof, wie es seine Pflicht und Schuldigkeit war, und sang schließlich zu seiner eignen Begleitung auf dem kleinen Harmonium, dem Stolz des Schulzen, ein Lied nach dem andern, darunter auch das sehr passende: „Der Birkhahn lockt."

Es schneit übrigens stark, meldete der Major, der zum Fenster hinausgesehen hatte, als man anfing, an den Aufbruch zu denken. Wir laufen doch wohl nicht Gefahr, einzuschneien?

Nein, du kannst ganz ruhig sein, erwiderte Holgersen. Hier oben fällt der Schnee immer ganz gleichmäßig; es ist nicht wie in Jütland, wo gleich Schneeschanzen zusammengeweht werden. Auch dort bin ich übrigens nur einmal eingeschneit.

Aber das war auch gerade einmal zu viel, sagte seine Frau und lächelte.

Weshalb denn? fragte ich.

Sie können ja Holgersen bitten, es selber zu erzählen.

Ja, das will ich gern, sagte Holgersen. Du glaubst doch nicht etwa, Mutter, daß ich mich genire? Und so begann er:

Es war im ersten Jahre, als ich auf Arrestrup verheiratet war. Mutter und ich waren an einem Wintertag in die Stadt gefahren, wo ich damals noch gar

Digitized by Google

nicht bekannt war. Gegen abend stellte sich Schneetreiben ein, und als wir mit dem Zug nach Hause wollten, und das Abfahrtssignal bereits gegeben war, kommt der Stationsvorsteher auf den Bahnsteig gestürzt und ruft, es sei ein Telegramm von Norden her da, bei der nächsten Haltestelle stecke ein Zug in einer Schneewehe fest. Da mußten wir denn hübsch bleiben, wo wir waren. Nun, wir kehrten nach dem Gasthof — einer schrecklichen Bude — zurück, und ich bekam ein Zimmer, das natürlich seit Olims Zeiten nicht geheizt worden war. Nach Verlauf einiger Stunden war es mir gelungen, den Ofen bis zur Weißglut zu heizen, hundekalt blieb es deswegen aber doch. Als es ungefähr acht war, ging Mutter zu Bett, denn unten im Gastzimmer war es vor Tabaksqualm und Spirituosendunst nicht auszuhalten — es war nämlich an jenem Abend gerade Stadtverordnetenwahl gewesen, und die ganze Bürgerschaft war bemüht, die Stimme, die sie auf dem Rathaus abgegeben hatten, durch einen Grog im Hotel wieder geschmeidig zu machen. Ich konnte am Nachmittag natürlich nicht zu Bette gehen, und so blieb ich denn unter dem Volk der Wähler sitzen und gelangte bald auf einen vertraulichen Fuß mit der ganzen Stadt. Ich trank dem Postmeister zu, ich trank dem Barbier zu, mit dem Zollkontrolleur machte ich Brüderschaft, und ich lud wohl ein Dutzend Geschäftsleute ein, mich in Arrestrup zu besuchen. Sie waren alle mit einander außerordentlich liebenswürdig gegen mich, und ein klein wenig muß man sich ja doch revanchiren, da war es denn nicht mehr als billig, daß ich die ganze Stube ein- oder zweimal mit einer Schicht Grog bewirtete, und ein klein wenig wirr im Kopf war mir natürlich auch, als ich mich endlich zur Ruhe begab. Am nächsten Morgen fragt mich Mutter ganz treuherzig, wie es mir denn am Abend ergangen sei, und obwohl ich nicht das geringste zu verheimlichen hatte, war ich doch dumm genug, zu antworten, die Luft im Gastzimmer sei ganz unerträglich gewesen, infolge dessen hätte ich mich schon früh in die Falle begeben. Man soll aber seiner Frau niemals etwas vorlügen. Am Vormittag machen wir einen Spaziergang durch die Stadt, nach dem Bahnhof hinaus, um uns zu erkundigen, ob Aussicht vorhanden sei, nach Hause zu kommen, und gleich an der ersten Ecke begegnen wir dem Barbier, der aufs freundlichste grüßt und mir sehr vertraulich zunickt. Dann kommen wir am Posthause vorüber, da steht der Postmeister in der Thür und freut sich seines Daseins, und auch er grüßt natürlich. Das ging ja noch alles. Aber ehe wir die Hälfte des Weges bis zum Bahnhof zurückgelegt hatten, begegneten wir, glaube ich, der halben Stadt, und alle kannten sie mich und grüßten pflichtschuldigst. Da sagt denn Mutter schließlich: Grüßen die Leute in kleinen Städten die Fremden immer so freundlich? Ja, sage ich, das thun sie wohl! Das ist eigentlich eine hübsche Sitte, sagt Mutter. Freilich ist es das, erwidre ich und denke, nun sei ich gerettet. Aber was ich vergessen hatte, war, dem Wirt die Grogs vom vorhergehenden Abend zu bezahlen, und als nun gegen Mittag die Bahn frei wurde und man uns die Rechnung aufs Zimmer brachte, stand da ein kleiner Posten von siebenundsechzig Gläsern Grog, und da wußte nun Mutter auch, weshalb die ganze Bürgerschaft so freundlich gegrüßt hatte! Na, jetzt ist es aber wohl die höchste Zeit, daß wir in die Falle kommen, wir müssen ja morgen zeitig wieder auf!

Der Major und der Baron hatten das eine Fremdenzimmer, Rask und ich sollten das andre teilen. Wir sollten in Bettbänken schlafen. Die waren freilich etwas schmal, aber indem wir uns auf die hohe Kante legten, gelang es uns, eine passende Nachtstellung einzunehmen. Ich löschte das Licht aus, sah noch ein wenig in die Ofenglut hinein und wartete darauf, daß Rask etwas sagen würde

Digitized by Google

— ich habe eine kurze Bettunterhaltung ganz gern —, aber er sagte nichts, er war den ganzen Abend schweigsam gewesen. — Nun denn, gute Nacht, Rask, sagte ich, auf eine erfolgreiche Jagd morgen! — Danke, sagte er, übrigens Gott mag wissen, wie erfolgreich sie wird! — Was soll das heißen? — Ach, eigentlich nichts, aber ich glaube nun einmal nicht, daß ich Glück auf der Welt habe! — Natürlich haben Sie Glück! Sie sollen sehen, Sie bekommen einen Auerhahn auf den ersten Schuß. Es entstand eine längere Pause, dann entfuhr ihm plötzlich die Frage: Wie gefällt Ihnen der schwedische Baron? — Sehr gut, antwortete ich. — Wirklich! Ich kann ihn nicht ausstehen! Nach diesem Stoßseufzer sagten wir einander Gute Nacht, und ich entschlummerte sanft. —

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Berliner Kaufleute und Seemacht. Weder die dem Entwurf des Flottengesetzes beigegebne Denkschrift des Reichsmarineamts, noch die im Reichstag bei der ersten Lesung abgegebnen Erklärungen des Reichskanzlers und der Staatssekretäre lassen einen Zweifel darüber, daß die verbündeten Regierungen den Flottenplänen eine hohe handelspolitische Bedeutung zuschreiben. Vor allem aber hat der Kaiser in seinen wiederholten Äußerungen über die Notwendigkeit einer stärkern Flotte niemals unterlassen, die Erhaltung und Erweiterung unsrer Absatzgebiete als den Hauptzweck zu bezeichnen, dem die Seemacht in der nächsten Zukunft zu dienen habe. Damit ist die allgemeine oder reinpolitische Bedeutung der Flotte, d. h. ihr Wert für die Aufrechterhaltuug der Großmachtstellung Deutschlands und unsrer politischen und nationalen Unabhängigkeit weder bestritten noch geschmälert. Das deutsche Reich ist eben mit seiner schnell wachsenden Bevölkerung von dreiundfünfzig Millionen nicht mehr imstande, seine politische und nationale Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten, wenn es sich mit der Gütererzeugung und dem Güteraustausch auf seine zu eng gewordnen Staatsgrenzen und den von ihnen eingefriedigten Grund und Boden beschränken will. Das Charakteristische der neuen Zeit ist für Deutschland, daß seine auswärtige Politik viel mehr als früher, ja schon ganz vorwiegend handelspolitische Aufgaben zu erfüllen hat, daß seine Wehrkraft nicht mehr allein für die Unverletzlichkeit des Staatsgebiets, sondern auch für den Schutz unsrer Handelsbeziehungen draußen sorgen und dieser neuen Aufgabe gewachsen sein muß. Das gewaltige Landheer allein, dem freilich immer mehr Rekruten zuwachsen, genügt dazu nicht mehr. Unsre unentbehrlichen Handelsbeziehungen sind nun einmal überseeisch und werden es voraussichtlich noch für Menschenalter bleiben. Sie sind zur See zu allererst gefährdet und müssen dort verteidigt werden, und wenn wir das nicht können, so sind die Milliarden, die das Landheer kostet, bei der neuen Lage der Verhältnisse einfach zum Fenster hinausgeworfen, sobald eine feindliche Macht unsern Seehandel zu vernichten sucht. Da können wir zu Lande Felddienst üben und nach der Scheibe schießen, so viel wir wollen, das sicht den

Digitized by Google

Feind, der uns an den Hals will, wenig an; da können wir zu Hause die Großmacht spielen mit immer neuen Bataillonen, Schwadronen und Batterien, draußen hätten wir unter den Großmächten trotz alledem unsre Rolle ausgespielt, und wir hätten Spott und Vergewaltigung in ihrem bekannten „Konzert“ ganz bescheiden hinzunehmen und müßten noch die Hand dafür küssen. Das liegt alles so klar zu Tage, daß jeder Widerspruch eigentlich unmöglich erscheinen sollte. Und doch wird er laut gerade da, wo er am wenigsten zu erwarten wäre, wenn nicht der helle Unverstand, wie es den Anschein hat, wieder einmal im deutschen Volke spukte.

Das Ältestenkollegium der Korporation der Berliner Kaufmannschaft hat, wie die Zeitungen melden, auf eine vom Handelstage oder sonst woher ergangne Anfrage, ob es sich an einer Kundgebung für die Flottenverstärkung beteiligen wolle, einstimmig eine ablehnende Antwort zu geben beschlossen mit der Begründung, das sei eine „rein politische“ Sache, mit der es sich nicht zu befassen habe und die den Handelstag nichts angehe. Das ist angesichts der Flottenpläne des deutschen Kaisers von der berufnen Vertretung des Großhandels und, wohlgemerkt, auch der Großindustrie der Reichshauptstadt beschlossen worden, und wir zweifeln gar nicht daran, daß, bis diese Zeilen gedruckt sind, noch andre Handelskammern in deutschen Großstädten diesem Beispiel der Berliner „Ältesten“ gefolgt sein werden. Ein solcher Ausfluß höchster handelspolitischer Reife und Weisheit verdient eine nähere Beleuchtung.

Die „Ältesten“ glauben die Sache jedenfalls besonders fein, besonders pfiffig gedrechselt zu haben. Zu der Flottenfrage haben sie weder ja noch nein gesagt. Nach oben und unten, nach links und rechts sind sie „schön raus.“ Wer kann ihnen etwas vorwerfen? Niemand hat ein Recht, laut zwischen den Zeilen zu lesen. Nur die gewissenhafte Scheu, gegen das Gesetz zu verstoßen, das seine Zuständigkeit begrenzt, hat das Kollegium bewogen, so zu beschließen. So stehts geschrieben; niemand kann etwas andres beweisen, wenn die Herren Ältesten, wenn ganz Berlin, ganz Deutschland auch zehnmal wissen, daß es anders ist. Es ist zum Erschrecken, daß man in der Vertretung der Berliner Großindustrie und des Berliner Großhandels solche alte „ausgefallne“ Praktiken noch für möglich hält. Wissen denn die Herren wirklich nicht, daß heutzutage die Öffentlichkeit auf solche Pfiffigkeiten pfeift? Glauben sie wirklich, daß der Großhandel und die Großindustrie der Reichshauptstadt sich in dieser Frage so aus der Affaire ziehen könne, ohne in heilloser Weise die Stellung und den Einfluß ihres ganzen Standes in Staat und Reich zu schädigen? Und das noch dazu in einer Zeit, wo eine mächtige, erbitterte Gegnerschaft sich aufs äußerste abmüht, sein Recht, sein Ansehen, seine Ehre beim Volk und bei der Regierung herabzusetzen! Ist diesen alten Geschäftsleuten wirklich nicht klar, wessen Geschäfte sie durch diese Überschlauheit führen? Viel besser wäre es für sie gewesen, sie hätten offen und ehrlich Farbe bekannt, als sich hinter die Schranken ihrer Zuständigkeit zu verkriechen, die sie doch nicht decken. Kein Buchstabe im Gesetz verwehrt ihnen, die handelspolitische Bedeutung einer politischen Frage zu erörtern, und unzähligemale haben preußische Handelskammern für dieses gute Recht gekämpft, dessen sich die Berliner Handelskammer, eben die Herren „Ältesten,“ jetzt in unerhörter Verblendung selbst berauben. Also fort mit der Maske, die niemanden täuscht und kein Wort weiter wert ist. Der Beschluß der Herren Ältesten der Berliner Kaufmannschaft lautet in ehrliches Deutsch übersetzt einfach: Wir stimmen gegen die Flottenverstärkung, weil wir der deutschen Seemacht eine handelspolitische Bedeutung auch für die Zukunft nicht zuerkennen; wir stehen „unentwegt“ zur Fahne der Demokratie im Bunde mit der

Digitized by Google

Sozialdemokratie gegen die „uferlosen Flottenpläne“ der Regierungen und des Kaisers. So zu beschließen haben sie das Recht, so lange ihre Wähler sich das gefallen lassen. Sie müssen wissen, welches Maß von Widersinn diese, d. h. Berlins Großkaufleute und Großindustrielle vertragen.

Das ist, wie wir annehmen dürfen, ein ganz riesiges Maß, wo immer es sich um „Bürgerstolz vor Fürstenthronen“ und feiger Furcht vor Fortschrittsphilistern handelt. Es sollte uns gar nicht wundern, wenn von den freisinnigen Bürgern Berlins dem Ältestenkollegium Ruhmeskränze für seine kluge Mannhaftigkeit reichlich dargebracht würden. Es sollte uns an sich auch wenig bekümmern. Aber schwer bekümmern muß es jeden patriotischen gebildeten Mann im deutschen Reiche, daß sich die Kaufmannschaft der Reichshauptstadt so beeilt hat, der gesunden handelspolitischen Entwicklung und damit der gesunden Entwicklung der deutscheu Politik überhaupt den empfindlichsten Schlag zu versetzen, wo angesichts der Kämpfe um die Handelsverträge einmütiges, festes Zusammenhalten und verständnisvolles, treues Einstehen des Bürgertums für die weitsichtige gewissenhafte Hohenzollernpolitik des Kaisers das einzige Bollwerk schaffen kann gegen die wachsende Übermacht von Junkertum und Ultramontanismus. Bei der alten Demokratie zur Zeit des deutschen Bundes war die patriotische Begeisterung für ein einiges Deutschland immer und überall unzertrennlich mit dem felsenfesten Glauben an seinen Großmachtberuf und mit dem vollsten Verständnis für eine starke deutsche Flotte verbunden. Bei den Demokraten von heute ist jede Spur von Begeisterung und Glauben verschwunden, und ebenso jede Spur von Verständnis für deutsche Großmacht und Seemacht. An den Patriotismus der Alten erinnert im demokratischen Berlin nur noch die Ausschmückung der Märzgräber, und die geschieht aus Furcht vor der Gefolgschaft Bebels und Singers. Möge diesem Epigonenpatriotismus die neue Flottenfrage zum wohlverdienten Gericht werden, mögen an dieser Frage die Berliner Kaufleute und Bürger und nicht am wenigsten die Berliner Juden endlich erkennen, wie schlecht ihre Interessen vertreten sind.

Nachschrift. Am 15. Dezember hat der Kaiser an seinen Bruder, der sich nach Ostasien einschiffte, folgende goldnen Worte gerichtet: „Das deutsche Reich hat in der staunenswerten Entwicklung seiner Handelsinteressen einen solchen Umfang gewonnen, daß es meine Pflicht ist, der neuen deutschen Hanse zu folgen und ihr den Schutz angedeihen zu lassen, den sie vom Reich und vom Kaiser verlangen kann. Es soll unter dem schützenden Panier unsrer deutschen Kriegsflagge unserm Handel, dem deutschen Kaufmann, den deutschen Schiffen das Recht zu teil werden, was wir beanspruchen dürfen, das gleiche Recht, was von Fremden allen andern Nationen gegenüber zugestanden wird. Neu ist auch unser Handel nicht; war doch die Hanse in alten Zeiten eine der gewaltigsten Unternehmungen, die je die Welt gesehen, und es vermochten einst die deutschen Städte Flotten aufzustellen, wie sie bis dahin der breite Meeresrücken wohl kaum getragen hatte. Aber die Hanse verfiel und mußte verfallen, weil die eine Bedingung fehlte, nämlich die des kaiserlichen Schutzes. Jetzt ist es anders geworden. Die erste Vorbedingung: das deutsche Reich ist geschaffen, die zweite Vorbedingung: der deutsche Handel blüht und entwickelt sich. Und er kann sich nur gedeihlich und sicher entwickeln, wenn er unter der Reichsgewalt sich sicher fühlt. Reichsgewalt bedeutet Seegewalt, und Seegewalt und Reichsgewalt bedingen sich gegenseitig so, daß die eine ohne die andre nicht bestehen kann.“

Mit Stolz sollte doch endlich der deutsche Kaufmann und vollends der Berliner Großindustrielle und Großhändler auf unsern Kaiser blicken, statt durch jammer-

Digitized by Google

volle kleinliche Nörgelei und Neinsagerei diesem Kaiser gegenüber nach der Gunst des „Fortschritts“ und des „Vorwärts“ zu haschen. Der Fluch unauslöschlicher Lächerlichkeit trifft jetzt jenes „freisinnige“ Berliner Spießbürgertum mit und ohne Millionen, das den Hohenzollern so unendlich viel verdankt und nie gedankt hat. Von Fortschritt und Vorwärts in der Wirklichkeit sollen diese Spreehanseaten zu reden aufhören, sie haben von jetzt an noch weniger Recht dazu, wie der verbitterte ostelbische Krautjunker.

Litteratur

Die soziale Kategorie in der Volkswirtschaftslehre. Von Rudolf Stolzmann, Kaiserlichem Geheimem Regierungsrat. 1. Grundlegender und kritischer Teil. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1896

Der Verfasser findet, daß sich die „dogmatische“ Volkswirtschaftslehre bisher auf das rein Ökonomische beschränkt, die Aufgabe aber nicht gelöst habe, „die sozialen Beziehungen und Gesetze aufzudecken, die die Individualwirtschaften aus der höhern Einheit des sozialen Gesamtkörpers entlehnen“; erst die Volkswirtschaftspolitik, „d. h. die Lehre, die da untersucht, was werden soll,“ habe sich auf diese Seite der Sache geworfen, und da hätten denn Sozialisten aller Art den Individualismus bekämpft. Uns scheint, daß Adolf Wagner die Aufgabe, die Stolzmann stellt, so ziemlich gelöst und doch dabei ein „dogmatisches“ Lehrbuch geliefert hat. Darum wollen wir jedoch Stolzmanns Arbeit nicht für überflüssig erklären. Den ersten Band füllt fast ganz eine sehr gute Kritik der bisherigen Werttheorien aus, deren Ergebnisse an dieser Stelle weder dargestellt noch beurteilt werden können. Wir wollen nur zur Charakteristik des Standpunkts des Verfassers eine Stelle hervorheben. Am Schlusse der Kritik der Marxischen „Arbeitskostentheorie“ schreibt er: „Von meinem Standpunkte aus möchte ich den Sozialisten den Rat geben, von der Arbeitskostentheorie künftighin ganz abzusehen, sie in die Rumpelkammer zu werfen, wohin sie gehört, ihre eigne Lehre nicht mit dem Wechselbalg zu vermengen und sie dadurch unnötigerweise zu diskreditiren. Sie werden dann erwägen, ob es, da Kapital und Natur ebenso gut Produktionsfaktoren wie die Arbeit sind, nicht besser ist, alle drei Faktoren ruhig neben einander weiter arbeiten, die Eigentümer der erstern beiden aber, ohne ihnen ihr Eigentum zu entreißen, sich weiterhin darin abmühen zu lassen, daß sie recht viel Güter hervorzaubern. Möge man sich darauf beschränken, die Verteilung der produzirten Güter, d. i. das richtige*) Verhältnis der historischen Kategorien Arbeitslohn, Kapitalgewinn und Grundrente besser zu regeln. Bei diesen ihren geläuterten Bestrebungen wird ihnen die Sympathie und die hilfreiche Hand aller edel und billig denkenden Menschen nicht fehlen. Sie würden durch Änderung der Werttheorie auch keine allzugroße Impietät gegen Marx begehen; denn was Marx ge-

*) Dieses Adjektivum ist überflüssig; wenn das Verhältnis schon richtig ist, braucht es nicht besser geregelt zu werden, ja kann es gar nicht besser geregelt werden.

Digitized by Google

leistet und wodurch er ihr Meister geworden ist, liegt doch auf anderm Felde, nämlich in der Denunziation und rücksichtslosen Aufdeckung der Schäden und Auswüchse des Kapitalismus, der Ausbeutung, Demoralisirung und Degeneration des Arbeitergeschlechts, der industriellen Reservearmee usw. Auf diesem Gebiete ist Marx ein Meister in der Wissenschaft überhaupt geworden, da mag man ihm frische Kränze auf sein Grab legen, die aber keine roten Bänder zu tragen brauchen." Von Marxens Werttheorie denken wir auch nicht hoch, aber daß Stolzmann das Hauptverdienst des sozialistischen Dogmatikers gerade in dem agitatorischen Teile seines Werkes findet, setzt uns einigermaßen in Erstaunen. Diese Leistung konnten auch andre vollbringen und haben andre, wie Held und Engels, teilweise vollbracht. Marxens Hauptleistung besteht vielmehr in der Aufdeckung der innern Widersprüche der kapitalistischen Ordnung, in seiner Krisentheorie. Hoffentlich übersieht der Verfasser diesen Umstand bei Abfassung des zweiten, positiven Teils nicht.

Kant. Sein Leben und seine Lehre. Von Dr. M. Kronenberg. München, C. H. Beck, 1897

An Schriften über Kant haben wir keinen Mangel, trotzdem darf man die vorliegende nicht für überflüssig erklären. Sie ist besonders solchen Lesern zu empfehlen, die, nach allgemeiner Bildung strebend, den Philosophen kennen lernen wollen, ohne seine Werke zu studiren. Der Verfasser giebt zuerst eine Übersicht über die Entwicklung des Geisteslebens bis auf Kant, worin der schöne Gedanke vorkommt: „Im Grunde ist ja die ganze Entwicklung der christlichen Welt von ihren Anfängen an nichts als eine fortschreitende Renaissance; in dem Maße, wie sie sich mit der Wirklichkeit wieder aussöhnte und Schritt für Schritt der Natur und freien Vernunftthätigkeit sich wieder näherte, in demselben Maße wurde auch das klassische Altertum wieder lebendig." Dann folgt eine ansprechende Biographie und Charakterschilderung des als Menschen so interessanten Mannes, eine Darstellung seiner Entwicklung bis zur „Kritik zur reinen Vernunft" und eine für jeden allgemein Gebildeten verständliche Darstellung von Kants philosophischem System.

Eine Reise nach Sibirien. Von Miß Kate Marsden. Autorisirte Übersetzung von Marie, Gräfin zu Erbach-Schönberg, geb. Prinzessin von Battenberg. Neue wohlfeile Ausgabe (Preis 3 Mark). Leipzig, Wilhelm Friedrich

Auf dieses Buch möchten wir namentlich die Aufmerksamkeit unsrer Leserinnen lenken. Miß Kate Marsden ist eine von den alten Jungfern, die dem Worte spinster in England das Lächerliche genommen haben, weil sie sich edeln Werken ganz zum Opfer bringen. Sie hat erst als Lehrerin, dann im russisch-türkischen Kriege 1877/78 und in Neuseeland als Krankenpflegerin gewirkt und sich seit 1885 der Pflege der Aussätzigen gewidmet, die sie vor allem in den Hospitälern Rußlands und der Levante aufsuchte. 1890 reiste sie nach Sibirien, wo bis in den hohen Norden hinauf der Aussatz furchtbare Verwüstungen anrichtet. Sie scheute nicht vor Beschwerden zurück, denen sehr wenig Männer sich freiwillig unterziehen würden. Eine Reise nach Irkutsk im Februar machte Miß Marsden schon ziemlich mit Strapazen und Gefahren vertraut, doch trat das alles in den Hintergrund vor den Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatte, ehe sie das fern im Nordosten gelegne Wiluisk erreichte, „die stillste Stadt, die ich je gesehen." Auf einer Reise von tausend Werst, meist zu Pferde, besuchte sie die Aussätzigen unter den Jakuten.

Digitized by Google

von denen manche ausgestoßen, gruppenweise in elenden Waldhütten fern von andern menschlichen Wohnstätten leben. Die Thatsache, daß eine fremde Dame sich den größten Beschwerden unterzog, um diese Armen, Verachteten, Gemiednen zu besuchen, erregte das Aufsehen, das notwendig war, um die Lage der Aussätzigen den leitenden Kreisen in Erinnerung zu bringen. Die verwitwete Kaiserin von Rußland interessirte sich für die Besserung des Loses der Aussätzigen, es boten sich russische Pflegerinnen an, nach Sibirien zu gehen, und die längst auf dem Papier entworfnen Spitäler werden jetzt gebaut. Miß Marsden hat den Anstoß gegeben, daß eine Masse himmelschreienden Jammers gemildert wird. Ihr heldenhaftes Wagen sollte auf manchen andern Gebieten, wo Hilfe not thut, zur Nachfolge begeistern. Ohne Sympathie mit ihr und ohne tiefes Mitgefühl mit den Opfern der schrecklichen Krankheit wird niemand dieses Buch aus der Hand legen. Unserm deutschen Gefühle widerstrebt vielleicht an manchen Stellen das „Showmachen“ mit hohen Persönlichkeiten, wie wir denn auch die Beigabe der Bilder der Königin von England und der verwitweten Kaiserin von Rußland überflüssig finden und aus dem Bilderschmuck gern das dem englischen Geschmack entsprechende bis zum reklamehaften grob Aufgetragne entfernt gesehen hätten. Die Hauptsache ist aber, daß aus dem Buche selbst ein frommer Mut und echt werkthätige Menschenliebe spricht, die uns wohl thun und erheben.

Wir führen gleich noch ein Schriftchen an, das in einfacher Form denselben Zweck verfolgt: Drei Jahre unter den Aussätzigen von P. Johann Wehinger. Mit zehn phototypischen Bildern. (Preis: Ein Almosen.) Der Verfasser, Priester der auswärtigen Missionen, geborner Tiroler, hat vor drei Jahren aus kleinen Anfängen ein Hospital für Aussätzige zu Mandaleh in Birma ins Leben gerufen. Gegenwärtig bereist er Europa, um für sein Leper Asylum zu sammeln. Ein Zufall hat uns sein Schriftchen in die Hände gebracht, das eine ergreifende Schilderung des Aussatzes in Birma und der jammervollen Lage der von ihm befallnen, endlich eine Schilderung des Aussätzigenasyls von Mandaleh bringt, alles kurz und sachlich. Wir wünschen, daß recht viele zu dem menschenfreundlichen Werke beitragen möchten, das zwei Missionare und eine Schwester mit fast sichrer Gefährdung ihrer Gesundheit im fernen Osten unternommen haben. Das Schriftchen wird von Herrn F. X. Schuch (Wien III, Hauptstraße 2) gern an alle versandt, die es wünschen.

Spanische Litteratur. Die Herdersche Verlagsbuchhandlung in Freiburg i. B. hat sich um die Verbreitung Calderons in Deutschland durch zwei von ihr herausgegebne Übersetzungswerke ein großes Verdienst erworben. Das Interesse für Calderon ist bei uns bekanntlich durch die Dichter der romantischen Schule geweckt worden und seitdem niemals ganz erloschen. Graf Schacks Werk über das spanische Drama und zwei Bändchen mit Übersetzungen, ferner die Übersetzungen von Gries und Dohrn ermöglichten auch den der Sprache nicht Kundigen die Bekanntschaft mit den hervorragendsten Dramatikern, von denen Calderon nicht gerade der bedeutendste, aber wegen seiner geschmeidigen Vielseitigkeit der beliebteste ist. In dem ernsten, großen historischen Drama sind Lope de Vega und Alarcon, sogar Rojas und Moreto großartiger als Calderon. Aber an Wohllaut der Sprache, an Formvollendung, an leichter, anmutsvoller Kunst der Verse hat Calderon erreicht, was wohl keine moderne Litteratur zum zweitenmale bietet, und darum ist auch er allein in der Folgezeit, die auf schöne Form den meisten Wert legte, außerhalb Spaniens verhältnismäßig populär geworden. Bezeichnend für die einzelnen

Digitized by Google

Dramatiker ist die große Zahl ihrer Werke, die bei Lope in die Hunderte geht, ursprünglich aber tausend weit übertraf. Von Calderon haben wir noch im ganzen 136 Werke, darunter viele geistliche Festspiele. Diese, 72 an der Zahl, hat Franz Lorinser alle übersetzt, und außerdem hat er vierzehn eigentliche Dramen mit religiösem Hintergrund unter dem Titel: „Calderons größte Dramen religiösen Inhalts" in sieben Bändchen oder drei Bänden bei Herder in Freiburg herausgegeben. Nach der Art dieser Ausgabe hat dann Professor K. Pasch in Salzburg in demselben Verlag vierzehn Stücke der andern Gattungen (aus der spanischen Geschichte, mythologische, romantische, endlich Komödien in Mantel und Degen) übersetzt herausgegeben, ebenfalls in sieben Bändchen oder drei Bänden. Diese von Pasch bearbeiteten Dramen waren bisher noch nicht übersetzt worden, und es sind einige darunter, die einen Vergleich mit den berühmtesten, früher übersetzten wohl aushalten. Wir halten diese Arbeit für sehr dankenswert, denn die Übersetzung ist mit Sorgfalt und großer Genauigkeit gemacht, und da außerdem knappe Anmerkungen unter dem Text das Verständnis fördern, so ist durch diese Ausgabe für den, der lernen will, besser gesorgt als durch die ältern Übersetzungen. Der neue Übersetzer hat dem Original so nahe zu kommen gesucht, wie möglich, und dann noch durch Erklärung weiter geholfen. Für den Leser jedoch, der den fremden Dichter nicht studiren, sondern in leichterm Genuße empfinden und unmittelbar wie ein Original auf sich wirken lassen will, sind Paschs Übersetzungen nicht so geeignet wie die ältern, weil sie nicht so schön sind. Diese Schönheit ist zwar bei Gries oft nur durch große Freiheit und Ungenauigkeiten, also auf Kosten der buchstäblichen Wahrheit erreicht worden, aber man spürt darin etwas von dem Wohllaut und dem schmeichelnden Spiel, die Calderons Verse berühmt gemacht haben. Bei Pasch merkt man davon nicht viel, und es ließen sich leicht Stellen anführen, denen mit ganz kleinen Änderungen und ohne Schaden für den Sinn aufgeholfen werden könnte. An andern wieder ließen sich Verbesserungen mit geringer Abweichung von dem Wortlaut des Originals machen. Gries, um bei dem einen stehen zu bleiben, war eben immer noch eine Art von Dichter, und das ist Pasch nicht. Dafür ist er ein gewissenhafter Kenner, und da er uns überall die volle Wahrheit darzustellen bemüht ist, müssen wir uns schon gefallen lassen, daß unter diesem Bemühen all der zarte Schimmer eines der zierlichsten Mantel- und Degenstücke zergangen ist („Besser ists, man schweigt" III, 4).

Aus dem bis jetzt bemerkten ist klar, daß wir für unsre Person an poetischen Übersetzungen, wenn sie wirksam sein sollen, d. h. an solchen, die für das große Publikum und nicht als Eselsbrücken für Schüler oder Spezialisten bestimmt sind, die buchstäbliche Treue für geringer achten als den allgemeinen Eindruck. Der Leser muß durch eine Art Nachdichtung im ganzen und großen in die Stimmung versetzt werden, als hätte er keine Übersetzung vor sich, wenn er auch durch einzelnes an diese erinnert wird. Darum sollte auch Dichterwerke eigentlich niemand in Versen übersetzen, der nicht selbst ein wenig Dichter ist. Das also ist es, was unserm Übersetzer fehlt. Im übrigen sind wir ihm für seine tüchtige Arbeit aufrichtig dankbar.

Weniger einverstanden sind wir mit manchem, was er in der Einleitung über Calderons Bedeutung sagt. Schon daß er einen Ausspruch des Litterarhistorikers Baumgartner (S. J.) als Motto an die Spitze stellt: „Es ist ein vollständiger Irrtum, zu glauben, Calderon schließe weniger Bildungsstoff in sich als etwa Shakespeare oder Dante," machte uns stutzig. Denn der Satz scheint uns zu dem Teil von katholischer Wissenschaft zu gehören, über deren notwendige Hebung unter

Digitized by Google

anderm der Zentrumsführer Professor von Hertling auf dem letzten Katholikentage gehandelt hat. Wie Pasch dieses Thema weiter ausführt, das wird man außerhalb seiner Kreise schwerlich verstehen. Er empfiehlt die Lektüre Calderons auf Gymnasien, weil sie anstatt der Zweifelsucht und der Glaubenslosigkeit Vaterlands- und Königsliebe zur Voraussetzung habe und fördern werde. Wir dagegen meinen, daß der Geist, der aus Calderon spricht, immerhin der spanische Geist einer bestimmten Zeit ist, den man nur historisch verstehen, den man auch noch ästhetisch genießen und verehren kann, den man aber niemals zu einer für andre Zeiten und alle Menschen giltigen Weltanschauung ausdehnen sollte, wozu Dante oder Shakespeare jedenfalls brauchbarere Ansätze enthalten. Das beweist schon Calderons Behandlung der Liebe und des Duells, die Pasch für sein pädagogisches Programm einige Schwierigkeit bereitet, die aber eben nur — historisch — hingenommen werden kann. Als historische Erscheinung aber hat das spanische Drama eine so große Bedeutung, daß man es gar nicht umgehen kann, wenn man einen vollständigen Begriff von dem Ganzen der Weltlitteratur haben will, schon weil es das erste volkstümliche Drama seit den Zeiten der attischen Tragödie gewesen ist. Daß es sich aber auf unsrer Bühne (abgesehen von einzelnen Ausnahmen) trotz aller Bemühungen nicht halten will, kommt doch auch wieder nur daher, daß der Geist uns fremder ist, als etwa der Shakespeares, und es bleiben wird, wenn sich auch die Übersetzungen noch so sehr vervollkommnen sollten. A tout seigneur tout honneur! Daß es übrigens Standpunkte giebt, von denen aus jemand den devoten Calderon lieber haben kann als den freien Shakespeare, ist ja ebenfalls geschichtlich vollkommen zu begreifen.

Soeben ist bei Herder noch ein sehr feines Bändchen herausgekommen: Jacinto Verdaguers Atlantis, deutsch von Clara Commer usw., aus dessen Vorrede wir lernen, daß Verdaguer ein berühmter, jetzt über fünfzig Jahr alter Geistlicher ist, der eine Anzahl von Werken im reinsten Katalanisch herausgegeben hat, die sich durch hohen Schwung der Gedanken und großen Wohllaut auszeichnen. Der Eindruck, den die sehr gute Übersetzung macht, bestätigt uns das. Wir haben das Gedicht mit seinen zehn Gesängen bis zum Schluß mit Interesse gelesen, aber wir glauben, man muß schon eine litterarisch einigermaßen trainirte Phantasie haben, wenn sie nicht müde werden soll, einer dichterischen Erfindung zu folgen, die uns, nüchtern gesagt, einen geologischen Prozeß beschreibt, die uns in zehn volltönenden Gesängen nur von Spaniens Entstehung nach dem Untergange der Atlantis erzählt, von Wasserfluten und vulkanischen Ausbrüchen, von neuen Küstenlinien und Felsbildungen, von Bergen und Thälern und himmlischen Gestirnen, während das menschliche Gebiet nur durch einige geographische Personifikationen und den alten Keulenträger Herkules mythologischen Andenkens vertreten ist. Wir können uns auch denken, daß der Wohllaut einer Sprache, die so viel vermag wie die spanische, einen Durchschnittsleser über die Langeweile eines Gegenstands bis zu einem gewissen Grade hinweghelfen kann. Daß aber ein solcher diese Atlantis selbst in dieser guten Übersetzung für etwas unterhaltendes oder gar genußreiches erklären wird, wenn er aufrichtig sein will, können wir uns nicht vorstellen. Historisch genommen aber haben wir für diesen Dichter und sein Werk die Teilnahme, die in uns erweckt wird, wenn ein zurückgebliebnes Volk in einem abgestorbnen Lande sich an dem Ruhm seiner Vergangenheit erfreut und an dem einzigen, was ihm noch davon geblieben ist, der schönen Sprache.

Digitized by Google

An unsre Leser

Wieder wenden wir uns am Jahresschluß an unsre Leser mit d
Bitte, die Grenzboten in ihren Bekanntenkreisen weiter zu empfeh
und wo sie können, auch in der Presse für sie zu wirken. Wir glauben
das mit einigem sachlichen Rechte thun zu dürfen. Die Grenzboten sin
nach jeder Richtung hin unabhängig, sie huldigen keiner Partei und keinem
Dogma, weder einem religiösen noch einem politischen noch einem sozialen.
Woran sie mitarbeiten wollen, das ist die Größe und das Glück
Vaterlandes. Diese aber sind unzertrennlich verbunden mit der nationa
monarchischen und christlichen Grundlage unsrer Zustände. Wir erken
es gegenwärtig als die wichtigste Aufgabe, den gewaltigen Kräften
deutschen Volkes einen erweiterten Wirkungskreis zu verschaffen, also W
politik im richtigen Sinne des Wortes zu betreiben. Wir treten für
mögliche Verbesserung in der Lage der handarbeitenden Klassen ein,
zu verkennen, daß eine Beseitigung aller Übelstände in unsrer nun
mal unvollkommnen Welt nicht möglich ist, und daß für die große
der Menschen die harte körperliche Arbeit notwendig ist, wenn
Kultur bestehen soll. Wir sehen in dem Staate nicht eine Zwangsan
sondern das zur Macht geeinte Volk, die ursprünglichste und umfasse
aller menschlichen Institutionen. Wir wollen in Kunst und Dichtung
gesunde Fortentwicklung, die den Eigentümlichkeiten unsrer Zeit ge
wird; aber die Neigung, alle alten Ideale aufzuheben und alle ästheti
Werte umzuwerten, lehnen wir als eine anspruchsvolle Verirrung
Wir halten fest an dem Stolze und an der frohen Zuversicht auf
große Zukunft unsers Volkes, aller jämmerlichen Reichsverdrossenheit
allem schwarzgalligen Pessimismus zum Trotze. Wer diese Ansichten
der schwöre zu unsrer Fahne.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

56. Jahrgang

Nr. 52

Ausgegeben am 30. Dezember 1897

Inhalt:

	Seite
Die Briefstatistik der deutschen Reichspost	609
Lehrkunst und Lehrhandwerk	614
Endlich den Beruf gefunden. (Schluß)	620
Volksbühne auf dem Lande. Von Theodor Dithmar	631
Karl Pfannschmidt	636
Zur Weihnachtszeit. Erzählung von Sophus Bauditz. Übersetzt von Mathilde Mann. (Schluß)	639
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Für das Flottengesetz — Eisenbahnunfälle und Alkoholmißbrauch	646
Litteratur	650

Hierzu 1 Beilage: 1 Prospekt von B. Bechholds Verlag in Frankfurt a. M., „Die Umschau" betreffend

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Deutschlands Seemacht

sonst und jetzt

Nebst einem Überblick über die Geschichte der Seefahrt aller Völker

von

Georg Wislicenus

Kapitänleutnant a. D.

Erläutert durch 65 Bilder vom Marinemaler Willy Stöwer

Fein kartonirt 10 Mark

Inhalt:

Erster Abschnitt: Seemacht entscheidet Völkergeschicke — Zweiter Abschnitt: Spuren deutscher Seemacht und deutscher Ohnmacht zur See — Dritter Abschnitt: Die Entwicklung der deutschen Kriegsflotte seit der Wiederherstellung des Reichs — Vierter Abschnitt: Die Schlachtflotte — Fünfter Abschnitt: Seekrieg und Küstenverteidigung — Sechster Abschnitt: Die Kreuzer — Siebenter Abschnitt: Friedensdienst der Kriegsflotte — Achter Abschnitt: Deutschlands Seemacht — Deutschlands Zukunft.

Klarheit in der Flottenfrage zu erhalten und sich ein begründetes Urteil über alle für Marinedinge in Betracht kommenden Punkte zu bilden, ist heute bei der Wichtigkeit des Gegenstandes für unser politisches und soziales Leben eine Pflicht jedes Bürgers. . . . Da ist denn das schöne Werk von Wislicenus mit besondrer Freude zu begrüßen. Hier ist ein Buch geschaffen, das vermöge der geringen Höhe seines Preises in weite Kreise der Gebildeten dringen kann, und das in einem so angenehm lesbaren Tone abgefaßt ist, daß jeder Laie es verstehen und aus seinen Ausführungen reiche Belehrung schöpfen wird. . . . Um das geschriebne Wort zu lebensvoller Anschaulichkeit zu bringen, hat Willy Stöwer, der Maler, der zuerst in der Marinemalerei technische Genauigkeit mit künstlerischer Auffassung zu vereinen verstanden hat, und von dessen Hand die farbigen Kunstbeilagen zu dem ersten großen Werk von Wislicenus herstammten, auch das neue Buch mit einer Reihe vortrefflicher Bilder geschmückt. Allerdings fehlt ihnen das belebende Element der Farbe, aber sie sind darum eine nicht minder dankenswerte und wertvolle Zierde des Werkes, dem der verdiente Erfolg ohne Zweifel bald zu teil werden wird. . . . (Münchner Allgemeine Zeitung)

Wir wünschen, daß das Buch die denkbar weiteste Verbreitung finden und überall hin Kunde tragen möge von der Geschichte der Schiffahrt und insbesondre unsrer deutschen Marine, für die noch immer nicht das genügende Verständnis im Volke herrscht. . . . In diesem gediegnen Prachtwerke spielt die Politik, spielen die Parteimeinungen keine Rolle, in knapper, schlichter Form wird uns eine Geschichte der Seeschiffahrt überhaupt und des Einflusses gegeben, den eine kräftige Seemacht auf die Entwicklung und die Selbstbestimmung der Völker durch alle Zeiten gehabt hat. Mit warmer patriotischer Begeisterung für unsre Marine wird ihre Entwicklung geschildert und Verständnis erweckt für ihre Aufgaben jetzt und in der Zukunft. . . . Die klaren Ausführungen werden überall mit Interesse gelesen werden. Ihr Verständnis wird wesentlich unterstützt durch den reichen Bilderschmuck. Stöwers Bilder erregten in größerm Format und in farbiger Ausführung im vorigen Jahre großes Aufsehen. Sie sind hier in schönen Lichtdrucken wiedergegeben, die den allgemeinsten Beifall finden werden. . . . (Bremer Nachrichten)

Digitized by Google

Die Briefstatistik der deutschen Reichspost

edes Jahr erscheint im Amtsblatt des Reichspostamts eine Statistik der deutschen Reichspost- und Telegraphenverwaltung; zehn bis zwölf Druckseiten sind mit Zahlen über den Briefverkehr bedeckt. Einen Blick auf die Entstehungsweise dieser Zahlen zu werfen, um ein Urteil über ihren Wert oder Unwert zu gewinnen, ist wohl von allgemeinem Interesse.

Vom zweiten bis zum dritten Donnerstag in den Monaten Februar und August sollen in sämtlichen Postanstalten des deutschen Reichspostgebiets die ankommenden und die abgehenden und in den Bahnpostwagen, die den Verkehr mit dem Auslande vermitteln, die transitirenden Briefsendungen gezählt werden. In den Bahnpostwagen stellt man nur die Anzahl der Briefe, Postkarten, Drucksachen, Warenproben und Geschäftspapiere in je einer Summe für jedes einzelne Land fest; die Postanstalten dagegen stellen für folgende Gattungen und Arten Einzelsummen fest: I. portopflichtige, gewöhnliche und eingeschriebne Briefsendungen a) Briefe (α. frankirte Briefe, 1. über, 2. unter 15 Gramm; β. unfrankirte Briefe, 1. über, 2. unter 15 Gramm; γ. portopflichtige Dienstbriefe 1. über, 2. unter 15 Gramm); b) Postkarten; c) Drucksachen; d) Warenproben; II. zurückgekommne Zustellungsurkunden; III. portofreie Briefsendungen. Für die von auswärts eingegangnen und für die im Orte aufgegebnen und für den Ort bestimmten Sendungen sind unter Beachtung obiger Einteilung gesonderte Summen festzustellen. Nach Entkartung jedes Kartenschlusses (oder mehrerer Kartenschlüsse, die gleichzeitig eingehen) werden die Summen in einen Zählbogen eingetragen. Die sich aus den zweimal sieben Zähltagen ergebende Gesamtsumme wird mit sechsundzwanzig multiplizirt. Das so gewonnene Produkt ist die in der Statistik erscheinende Jahressumme.

Digitized by Google

In der Statistik sind diese Summen auf die Hunderte abgerundet, soweit sie den inländischen Verkehr betreffen, auf die Zehner dagegen hinsichtlich des Briefverkehrs mit dem Auslande. Der Leser muß also zu dem Glauben kommen, daß die Ungenauigkeiten der Statistik die Hunderte und die Zehner nicht überschritten. Nun weiß aber jeder mit dem praktischen Dienst vertraute Postbeamte, daß insbesondre Postkarten und Drucksachen nicht mit solcher Gleichmäßigkeit eingeliefert werden, daß eine auf die angegebne Weise hergestellte Statistik ein nur einigermaßen richtiges Bild des Briefverkehrs geben könnte.

Die Masseneinlieferung von „Postkarten mit Ansicht" an schönen Tagen der Reisezeit kennt jeder Postbeamte, der einmal zu dieser Zeit am Rhein, im Harz oder an andern beliebten Touristenzielen Bahnpostdienst gethan hat. Ist nun das Wetter während der sieben Zähltage im August für Touristen günstig, so werden bedeutend mehr Karten eingeliefert als im andern Falle. Demgemäß wird das Endergebnis der Zählung nach der einen oder andern Seite natürlich um das Sechsundzwanzigfache vergrößert abweichen. Ferner läßt die Statistik Masseneinlieferungen von Drucksachen ganz außer acht; daß aber solche von 20 bis 30000 Stück nicht zu den größten Seltenheiten gehören, wissen alle an größern Industrieorten beschäftigten Beamten. Und wie steht es mit dem Briefverkehr an Neujahrs- und Konfirmationstagen? Aus folgendem Beispiele wird hervorgehen, in welcher Weise die Briefstatistik abgeändert werden würde, wenn der Briefverkehr dieser beiden Tage Beachtung fände. In einer mitteldeutschen Stadt von 15 bis 20000 Einwohnern befördert die dort bestehende Privatbriefbeförderungsanstalt täglich drei- bis vierhundert Briefe und Karten; am Konfirmationstage 1897 stieg die Zahl auf neunhundert, am Neujahrstage aber auf ziemlich achttausend. Wenn nun auch von den Privatgesellschaften in etwa achtzig größern Städten des deutschen Reichspostgebiets der größte Teil des Ortsverkehrs erledigt wird, so giebt es doch erstens noch viele andre Orte ohne solche Anstalten, wo der Ortsverkehr an diesen Tagen in ähnlichem Verhältnis anschwillt, und zweitens machen die Ortssendungen doch immer nur einen Bruchteil der an einem solchen Tage überhaupt versandten Briefe und Karten aus.

Das sind noch nicht alle Thatsachen, die gegen die Glaubwürdigkeit der Statistik beigebracht werden können; doch werden sie genügen, die Methode der Erhebung zu verurteilen. Ebenso unzuverlässig aber ist die Ausführung der Zählung selbst.

Die Zählung der Briefe ist eine Zugabe zu der Arbeit des entkartenden Beamten, nicht selten wird sie auch dem stempelnden Unterbeamten übertragen; nur die größten Postanstalten stellen besondre Zählbeamte ein. Und wie wird nun gezählt? Auf die bequemste Weise, nämlich — gar nicht, wenigstens bei den

Digitized by Google

mittlern und größern Postanstalten nicht, die doch die ausschlaggebenden sind. Postämter III und Postagenturen mögen ja die Zählung sorgfältig ausführen, denn sie haben die erforderliche Zeit dazu. Bei den andern Anstalten aber ist eine genaue Zählung aus Mangel an Zeit und wegen der großen Masse der eingehenden Sendungen einfach nicht möglich; dort findet höchstens eine Schätzung statt. Häufig aber werden auch Zahlen bloß aufs Geratewohl in den Zählbogen eingerückt. Ein Beispiel: während der letzten Zählung hörte ich in einem Postamt I den Entkartungsbeamten äußern, als er eben seinen Dienst angetreten hatte: „So — und damit legte er den Zählbogen beiseite —, meine Statistik für heute ist fertig"; von den fünfzehn während seines Dienstes eingehenden Kartenschlüssen war aber noch gar keiner eingegangen. Man halte mir nicht entgegen, die leichtfertige Auffassung dieses Beamten sei doch wohl eine Ausnahme; nein, sie ist die Regel, wie ich durch viele Beispiele belegen könnte. Das Bestreben des zählenden Beamten ist darauf gerichtet, für die Zeit seiner Dienstthätigkeit möglichst hohe Zahlen in dem Zählbogen erscheinen zu lassen, aus einem leicht begreiflichen Grunde. Ist nun die Zeit der Briefzählung vorüber, so nimmt sich der Stellen- oder Amtsvorsteher der Statistik an. Zunächst vergleicht er sie mit der vorjährigen; findet er bei dieser Vergleichung, daß sich die Summe für eine einzelne Gattung von Briefsendungen gegen das vorige Jahr um viel mehr als fünf Prozent vergrößert hat, so kürzt er die Summe in entsprechender Weise; im andern Falle erhöht er sie, denn der Briefverkehr muß sich im Laufe jedes Jahres immer um ungefähr fünf Prozent gehoben haben. Diese Steigerung liegt nicht etwa in unsern Verkehrsverhältnissen, sondern — unser gewiß hochverdienter früherer Staatssekretär war dieser Ansicht, und wir Postbeamten sind gefällige Leute.

Nach der Statistik von 1894 wurden innerhalb des Reichspostgebiets 1615004000 Briefsendungen nach Orten im Reichspostgebiete und 189403680 nach Orten im Auslande eingeliefert, zusammen also 1804407680 Stück. Eine Betrachtung der Statistik von einem andern Gesichtspunkte aus ergiebt, daß diese Zahl zu hoch gegriffen ist, zu hoch, obgleich die Masseneinlieferung von Drucksachen und „Karten mit Ansicht" und der ungeheure Neujahrsbriefverkehr bei Aufstellung der Statistik nicht beachtet werden. Fünf Millionen ist keine hohe Zahl, aber die Statistik irrt sich wohl um mehr als fünfhundert Millionen. Ich will diese Behauptung beweisen. Es liegt mir die Statistik vom Jahre 1894 vor; ich greife die Summen der Sendungen heraus, die nach Angabe der Statistik frankirt eingeliefert wurden, und derer, die nach der Postordnung frankirt eingeliefert werden mußten; dabei nehme ich den für die Statistik denkbar günstigsten Fall an, daß jede dieser Sendungen nur mit einer Marke beklebt war. Angeblich wurden befördert:

Digitized by Google

	1894
1. innerhalb des Reichspostgebiets	
1. frankirte Briefe	826026900
2. Postkarten	359753700
3. Drucksachen und Geschäftspapiere	333985900
4. Warenproben	18483400
2. Briefsendungen nach Baiern, Württemberg und dem Auslande	
1. frankirte Briefe	103346670
2. Postkarten	22479460
3. Drucksachen und Geschäftspapiere	57304610
4. Warenproben	4222000
3. portopflichtige (also frankirte) Postanweisungen	
1. im Inlande	78391019
2. nach dem Auslande	5079997
zusammen	1809073656 Stück

Wären im deutschen Reichspostgebiet wirklich im Jahre 1894 1809073656 mit mindestens je einer Marke frankirte Briefsendungen befördert worden, so müßte die Post doch mindestens eine entsprechende Stückzahl von Postwertzeichen (Freimarken, Postkarten, Rohrpostkarten, Rohrpostbriefumschläge und Postanweisungen) verkauft haben; sie verkaufte aber nur 1738081414*) Stück Postwertzeichen. Dasselbe läßt sich für jede andre Jahresstatistik nachweisen. Nun entspricht aber die Annahme, daß jede dieser frankirten Sendungen nur mit einer Marke beklebt gewesen sei, durchaus nicht den Thatsachen; man darf, ohne sich einer Übertreibung schuldig zu machen, behaupten, daß etwa der vierte Teil der Inlandsbriefe, die Hälfte der ins Ausland gerichteten Briefe und Drucksachen, außerdem mindestens der fünfte Teil der beförderten Postanweisungen mit zwei, drei und mehr Marken beklebt worden sind. Ferner reichen zur Frankirung der nach der Statistik beförderten Pakete mit und ohne Wertangabe und Geldbriefe in der Gesamtsumme von mehr als 110 Millionen Stück 70 Millionen Stück Fünfzigpfennigmarken und etwa 800000 Stück Zweimarkmarken nicht aus, selbst wenn ich zugebe, daß ein beträchtlicher Teil dieser Sendungen unfrankirt eingeliefert worden ist, sondern es sind eine sehr große Anzahl Fünfundzwanzigpfennig-, Zwanzigpfennig-, Zehnpfennig- und auch Fünfpfennigmarken zur Frankirung dieser Sendungen benutzt worden — nicht zu gedenken der großen Anzahl von Marken, die im innern Betriebe verbraucht wird, bei Zeitungsüberweisungen, Zeitungsnachlieferungen, Einlieferung von Einschreibebriefen nach Schalterschluß und in vielen andern Fällen.

Eine Schätzung läßt es ziemlich wahrscheinlich erscheinen, daß die Statistik

*) In diese Summen sind die Fünfzigpfennigmarken (70218042 Stück) und die Zweimarkmarken (789364 Stück) nicht mit aufgenommen, weil diese doch nur ganz selten zur Frankirung der hier in Betracht kommenden Sendungen verwendet werden.

Digitized by Google

die Zahl der beförderten Briefsendungen um mindestens 500 Millionen übertreibt. Besonders sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß den in der Statistik beigebrachten Zahlen über die beförderten Briefe im Gewichte von mehr als 15 Gramm und solche unter 15 Gramm nicht der geringste Wert beizulegen ist.

Nun wird mancher fragen, wie es denn möglich sei, daß dem Publikum Zahlen vorgeführt werden, die den thatsächlichen Verhältnissen in keiner Weise entsprechen. Das ist mir auch rätselhaft. Es giebt wohl kaum einen Postbeamten, der nicht von dem Unwerte des gewonnenen statistischen Materials überzeugt wäre, wenn er das Briefzählen mit durchgemacht hat. Ich habe mit einer großen Anzahl von Beamten im praktischen Dienste und von solchen im Aufsichts- und Verwaltungsdienste darüber gesprochen: von allen habe ich dasselbe vernichtende Urteil gehört. Und doch hat sich bisher keiner öffentlich oder auf dienstlichem Wege gegen diese Briefstatistik gewendet. Gewiß ist dies nur aus Pietät gegen unsern allverehrten frühern Staatssekretär geschehen, der es liebte, dem Reichstage Zahlen vorzulegen, und der diese Zahlen auch zweifellos für richtig hielt. Jetzt dürfte es aber doch wohl an der Zeit sein, mit dieser Briefzählungsweise zu brechen. Vielleicht ist unter der Flut von Verbesserungsvorschlägen, die über den jetzigen Staatssekretär hereingebrochen ist, und der er sehr geschickt durch Verweisung auf den Dienstweg einen Damm entgegengestellt hat, auch einer gewesen, der den hier gerügten Übelstand betraf, vielleicht hat man schon auf Abhilfe gesonnen und einen Weg dazu gefunden. Dann war mein Aufsatz überflüssig. Wenn nicht, dann regen vielleicht diese Zeilen den einen oder andern der Herren Postbeamten in den höhern Verwaltungsstellen dazu an, auf eine Verbesserung zu sinnen; ich halte mich nicht für berufen dazu. Damit man aber nicht sage, ich wolle nur kritisiren, so will ich einen Vorschlag machen. Kann man sich nicht entschließen, jene Summen anders als durch wirkliches Zählen festzustellen, so unterlasse man die Erhebung ganz; denn die Arbeit, die zu dem Zählen der Briefe nötig wäre (man dürfte es natürlich nicht auf zweimal sieben Tage im Jahre beschränken, sondern müßte es auf einen weit größern Zeitraum ausdehnen), steht in gar keinem Verhältnis zu dem Werte dieser statistischen Angaben. Auf andre Weise als durch Zählen würde sich die Summe der in jedem Jahre versandten Drucksachen, Briefe, Einschreibbriefe, Postaufträge am leichtesten dadurch ergeben, daß für jede dieser Arten von Sendungen besondre Marken (etwa durch Aufdruck von „Drucksache“ für solche von Drucksachensendungen) hergestellt würden und selbstverständlich in solchen Werten, daß zur Frankirung einer Sendung nur eine Marke verwendet zu werden brauchte. Neben der kleinen Unbequemlichkeit für das Publikum, für jede Art von Briefsendungen besondre Marken kaufen zu müssen, hätte ein solches Verfahren auch seine Vorteile: der Aufdruck oder die Aufschrift „Drucksache“ auf die Sendung, die Vermerke „einschreiben,“ „Postauftrag“ u. a. könnten wegfallen. Um die

Digitized by Google

Stückzahl der zur Versendung gekommnen Gegenstände festzustellen, hätte man dann nur nötig, die Postwertzeichenstatistik einzusehen. Ein ganz genaues Ergebnis würde freilich auch auf diese Weise nicht erreicht werden, aber es würden doch wenigstens brauchbare Zahlen sein.

Lehrkunst und Lehrhandwerk

Indem ich mich anschicke, in diesen Blättern über Oskar Jägers neuestes pädagogisches Buch zu berichten,*) verspüre ich etwas von jener Stimmung, in die wir zu geraten pflegen, wenn wir alten Freunden eine gute Neuigkeit erzählen. Den Lesern der Grenzboten ist der Altmeister der rheinischen Pädagogen, der in dem Kampf um die höhere Schule fast seit drei Jahrzehnten in der vordersten Reihe steht, kein Fremder. Ich wende mich deshalb ohne weitere Einleitung zur Sache. Jägers „Lehrkunst und Lehrhandwerk" bedeutet nicht nur für die pädagogische Welt in Deutschland ein Ereignis, sondern verdient auch außerhalb der Lehrzunft gelesen und beherzigt zu werden. Daß in der Oekonomie der deutschen Wissenschaft die Felder der Pädagogik und der Didaktik mit besondrer Gründlichkeit beackert werden, ist bekannt, und der Ertrag dieser Arbeit ist in langen Reihen dick- und dünnleibiger Bände aufgespeichert. Aber Überproduktion ist nicht nur der Landwirtschaft und der Industrie gefährlich, sondern auch in den Wissenschaften steht der Wert mitunter in einem umgekehrten Verhältnis zu der Menge der auf den Markt gebrachten Ware. Während die Bibliothekverwalter raumsuchend und ratlos vor der sich nimmer erschöpfenden Hochflut des pädagogischen Druckwerks stehen, droht dieses durch seine erstickende Massenhaftigkeit auch außerhalb der Büchersäle Schaden anzurichten. Vor allem bei denen, zu deren Nutz und Frommen es bestimmt ist, bei den Lehrern. Wenn diese auch nur den zehnten Teil von dem lesen wollten, was schreibselige Jünger der Pädagogik — auserwählte, berufne und ach! auch unberufne — drucken lassen, so bliebe ihnen keine Zeit für das, was dem Lehrer vor allem not thut, wenn er seinen Unterricht vor Verflachung und sich selbst vor Verknöcherung bewahren will. Die geheime Kraft, die nach einem von Jäger in Umlauf gesetzten Ausdruck den Lehrer vom Stundengeber unterscheidet, können ihm Pädagogik und Didaktik allein nicht verleihen, sondern dazu bedarf es

*) Lehrkunst und Lehrhandwerk, von Oskar Jäger (Verlag von Kunzes Nachfolger in Wiesbaden).

Digitized by Google

eines regen Verkehrs mit den sogenannten Fachwissenschaften, wobei es nicht schadet, sondern vielmehr erwünscht ist, wenn er nach redlichem Tagewerk über deren Hecken hinwegschaut.

Daß die meisten pädagogisch-didaktischen Schriften den Anspruch erheben, eine wichtige oder wenigstens interessante Frage zu fördern oder zu entscheiden, ist begreiflich; nicht wenige gehen weiter und erklären den „einzig richtigen" Weg entdeckt zu haben. Daß dieser „einzig richtige" Weg sich schon mit dieser Aufschrift als Holzweg verdächtigt, ist jedem nur halbwegs Kundigen bekannt; nur die klugen Leute, die das Gras wachsen hören, wissen es nicht, weil sie ihre Aufmerksamkeit auf die Lösung einer in tausendfacher Form sich erhebenden Aufgabe richten, nämlich der Aufgabe, wie man aus der einfachsten Sache von der Welt ein „Problem," oder noch besser, einen Rattenkönig von Problemen machen kann. Die Setzlinge der spintisirenden Unterrichtsmethodik sind unter dem Einfluß günstiger Witterungsverhältnisse — an Sonne und Regen von oben hat es nicht gefehlt — so stark ins Kraut geschossen, daß an manchen Orten der Natur und dem gesunden Menschenverstand Luft und Licht auszugehen drohen. Aber in dem Schatten jener Diftelweisheit sind unerfreuliche Dinge in die Höhe gekommen: Selbstüberschätzung, sei es, daß man sein Fach oder seine Methode überschätzt, Ablenkung auf Nebensachen und Äußerlichkeiten, orthodoxe Mißachtung und Verketzerung derer, die nicht auf das Evangelium der alleinseligmachenden Methode schwören, kurz eine Reihe von Erscheinungen, die in ihrer Gesamtheit dazu beitragen, das Ziel des höhern Unterrichts, wenigstens des Gymnasialunterrichts, worüber doch bei Fachmännern Klarheit und Übereinstimmung herrschen sollte, zu verdunkeln oder durch allerlei Irrlichter davon wegzulocken.

Der Methodenfanatismus hat nicht nur die Uneinigkeit und Zersplitterung der Lehrerschaft, sondern zum Teil auch die wenig befriedigende Haltung der Laien, des großen Publikums, auf dem Gewissen. Die öffentliche Meinung in Deutschland teilt sich gegenüber der sogenannten Schulfrage in zwei an Zahl sehr ungleiche Gruppen. Der großen Mehrheit ist die Sache im allgemeinen gleichgiltig, und der Streit zwischen den Vertretern der humanistischen und der realistischen Bildung, zwischen den Verteidigern dieser und jener Lehrmethode läßt sie jedenfalls kühler als die Frage, ob Dreyfus von der Teufelsinsel zurückgeholt werden wird, und hundert andre Dinge, die im Grunde ein deutsches Publikum weniger angehen als die Erziehung der deutschen Jünglinge. Kommt man gelegentlich einmal in die Lage, in unsrer Frage Farbe bekennen zu müssen, so kann man ja mit einem achselzuckenden Hinweis auf den leider nicht immer mit feinen Waffen geführten häuslichen Streit der Schulmänner sein geringes Interesse entschuldigen. Noch gefährlicher ist die kleinere Gruppe der alles wissenden Dilettanten, denen die Uneinigkeit der Fachmänner die verhängnisvolle Rolle von Schiedsrichtern in die Hände zu spielen droht.

Digitized by Google

Den hier in wenigen flüchtigen Strichen gezeichneten Mißständen tritt Jägers Buch mit der Entschlossenheit und der freimütigen Sprache eines Mannes entgegen, der eine gute und ihm teure Sache gefährdet sieht. Aber so sehr auch den Leser in den der Verteidigung und Notwehr gewidmeten Sätzen die meisterhaft geführte Klinge des Witzes entzückt, so liegt doch der Schwerpunkt des Buches keineswegs in der Kritik. In seinen wesentlichen Abschnitten ist es nämlich aus Vorträgen erwachsen, die der Verfasser in den letzten sieben Jahren in dem unter seiner Leitung stehenden Seminar gehalten hat. Wohl hält er es für seine Pflicht, die ihm anvertrauten Kandidaten nicht mit verbundnen Augen an den ihnen bevorstehenden Gefahren vorbeizuführen, sondern diese vorbeugend, „prophylaktisch," wie die Ärzte sagen, zu bekämpfen, aber seine Hauptaufgabe sieht er darin, die künftigen Lehrer über Wesen und Bedeutung des Gymnasialunterrichts aufzuklären und sie zu einer hohen Auffassung ihres Berufes, seiner Würde und seiner Pflichten zu führen.

Das Buch besteht aus drei Abschnitten, von denen der erste die Bedeutung, die Aufgaben und die Methode jedes Unterrichtsfaches in den Klassen Sexta bis Untersekunda erörtert. Ein besondrer Wert dieser Erörterungen liegt in der großen Zahl der packenden, aus dem Schulleben gegriffnen Beispiele, an denen der Verfasser seine Lehren veranschaulicht. Für die drei Oberklassen hat er eine andre Einteilung gewählt, indem er die verschiednen Lehrfächer nicht nach Klassen geschieden, sondern zusammenhängend für die ganze Oberstufe bespricht. Zwischen diese beiden Abschnitte des Buches schiebt sich als selbständiger dritter Teil die Erörterung einiger wichtiger Grundbegriffe der Pädagogik. Diese Anordnung rechtfertigt sich aus praktischen Erwägungen, weil sie einem natürlichen und zweckmäßigen Gang der Seminarunterweisungen am ehesten entsprechen dürfte. Überdies wollte Jäger zeigen, wie er selbst bei der Ausbildung der Kandidaten ans Werk geht, und aus diesem Grunde hat er auch die Form von Vorträgen beibehalten. Damit hat er einen Meistergriff gethan, nicht nur weil infolgedessen seinem Buche die Frische des gesprochnen Wortes geblieben ist, sondern auch deshalb, weil die Form der vertraulichen Aussprache inter parietes es dem Verfasser leichter gemacht hat, allerhand heikle Dinge, z. B. gewisse Irrungen und Schwächen der Schulbehörden, mit behaglichem Freimut zu erörtern.

In den vorwiegend didaktischen Abschnitten fließt auch dem erfahrnen Lehrer eine reiche Quelle der Anregung und Belehrung. Die Art, wie der aus einer ungewöhnlichen Fülle der Erfahrung und des Nachdenkens schöpfende Verfasser überall mit sicherm Griff den Kern der Sache heraushebt und das, worauf es ankommt, in durchsichtiger Klarheit vorträgt, ist ein weiterer Vorzug des Buches und unterscheidet es vorteilhaft von manchen andern, die es darauf anzulegen scheinen, die dem Lehrer gestellte Aufgabe immer schwieriger und verwickelter zu machen. Dagegen zieht sich durch Jägers Buch der Ge-

Digitized by Google

danke, daß die Kunst der Pädagogik, wie jede Kunst, im letzten Grunde natürlich und einfach sei. In den Bemerkungen über die in den einzelnen Fächern und auf den verschiednen Stufen anzuwendende Methode mag man hie und da andrer Meinung sein — Jäger selbst wäre gewiß der letzte, der seine Ansichten über diese Fragen als unfehlbar hinstellte —, aber in einem Punkte sollte volle Übereinstimmung herrschen: jeder Gymnasiallehrer, er möge ein Fach vertreten, welches er wolle, muß es mit Freuden begrüßen, daß ein Mann von Jägers Bedeutung gegenüber dem starken Zuge unsrer Zeit, alles von oben herab reglementiren zu wollen, seine Stimme für die Unabhängigkeit der einzelnen Anstalten und für die Selbstverantwortlichkeit der Lehrer erhoben hat. Über diesen Angelpunkt der ganzen Unterrichtsfrage, zu dem jeder Lehrer Stellung zu nehmen hat, äußert sich Jäger unverhohlen an mehrern Stellen des Buches. Seine Ansicht ist etwa die: Wenn ein Lehrerkollegium über einzelne Bestimmungen des Lehrplans zu einer von der amtlichen Erläuterung abweichenden Deutung gelangt, oder wenn ein Lehrer auf Grund seines pädagogischen Wissens und Gewissens eine andre Methode anwendet, als die „neue“ oder „neueste,“ so sollen sie das auf ihre Verantwortung nehmen, ohne sich von uniformirungslustigen Schulräten darin beirren zu lassen.

Jäger ist Optimist, aber sein Optimismus, der auf den Sieg des Wahren und Vernünftigen vertraut und sich durch gelegentliche Vorstöße der Gegenseite den Humor und die gute Laune nicht verderben läßt, denkt von dem Berufe des Gymnasiallehrers vornehmer und höher als jene stelzenwandelnde Methodik, deren Weisheit am letzten Ende darauf hinausläuft, den Unterricht zur Schablone, den Lehrer zum Automaten zu machen. Daß aber der Optimismus Jägers einen gesunden und in der Gegenwart sehr berechtigten Pessimismus nicht ausschließt, zeigt die scharfe Abfertigung, die er der vom pädagogischen Dilettantismus geforderten Großzüchterei des Patriotismus, der Religiosität und einiger andrer schöner Dinge angedeihen läßt. Aus den Reihen der Realschulmänner ist er mitunter getadelt worden, daß er als einseitiger Humanist den Bildungswert der alten Sprachen überschätze und in seiner Befangenheit den andern Fächern nicht gebe, was ihnen gebühre. Dieser Vorwurf hatte sich vor einigen Jahren aus Anlaß der Rede, womit Jäger die dreiundvierzigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner eröffnete, in der neusprachlichen, der mathematischen und naturwissenschaftlichen Sektion zu einer Angriffsbombe verdichtet, die zu nicht geringer Überraschung der Nichteingeweihten in der letzten öffentlichen Sitzung zum Platzen kam. Der in dieser Weise angegriffne erklärte, daß ihm jede Unterschätzung der sogenannten realen Fächer fern liege, und für diese Erklärung finden sich in seinem Buche die besten Belege. Wo er auf die Bedeutung der einzelnen Unterrichtsfächer zu sprechen kommt, thut er das in einer Weise, daß es meines Erachtens um den sogenannten realistischen Unterricht wohl bestellt wäre, wenn jeder Vertreter

Digitized by Google

eines solchen Faches von dessen Wert und Stellung, von dem, was darin geleistet werden kann und soll, ebenso dächte wie dieser als eingefleischter Stockphilologe verschriene Anwalt des humanistischen Gymnasiums. Eine dritte Gruppe endlich nennt Jäger einen Naturalisten, weil er, wie überhaupt, so namentlich in der Ausbildung des Lehrernachwuchses der Natürlichkeit das Wort zu reden pflegt. Aber die, die sich stellen, als ob damit dem Banausentum Thür und Thor geöffnet werde, haben die Hauptsache und das Wesen dieses Naturalismus übersehen. Jäger stellt nämlich an die Selbsterziehung und die Selbstzucht, an die Wissenschaftlichkeit und die Gewissenhaftigkeit des Lehrers hohe, ja die höchsten Anforderungen, wobei er es allerdings, um eins herauszugreifen, für wichtiger hält, daß der Geschichtslehrer Geschichtswerke studiere, als Abhandlungen über die Methodik des Geschichtsunterrichts. Ein solcher Naturalismus braucht, denke ich, den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit nicht zu fürchten.

Der Laie wird den mittlern Teil des Buches, der sich, wie schon bemerkt, mit einigen allgemeinen Fragen der Erziehungskunst befaßt, bevorzugen. Zur Kennzeichnung des Geistes, der in diesen Kapiteln umgeht, führe ich eine Stelle über Schülergespräche im Wortlaut an:

Daß in den Gesprächen der Schüler, durch alle Klassen, die Lehrer einschließlich den Direktor eine große Rolle spielen und dabei viel räsonnirt wird, gehört zu dem, was wir aus unsern Knaben- und Jünglingsjahren im Gedächtnis behalten sollten. Man erfährt selten etwas davon und immer erst aus zweiter Hand; das ist eigentlich schade, denn ein verständiger Lehrer könnte viel daraus lernen. Die Kritik, welche die Schüler üben, übertreibt natürlich in Lob und Tadel, geht aber selten ganz fehl. Zuweilen erfährt man den Spitznamen, dessen man sich bei den Schülern erfreut, womit nichts anzufangen ist, weil dabei selten viel Witz angewendet wird, oder man findet sein Konterfei an irgend einer Wand oder einem Bretterzaun, und das ist bisweilen mit Witz und Talent geschaffen. Ich habe nie begreifen können, warum manche Lehrer gegen diese im Grunde doch sehr harmlosen Dinge und selbst gegen das Räsonniren, wenn ihnen irgend ein Wind etwas davon zutrug, so empfindlich waren. Ist nicht auch uns, die wir darin nicht besser und nicht schlechter sind als unsre Nation im ganzen und die Jugend im besondern, das Räsonniren über unsre Vorgesetzten, unsern Direktor, unser Provinzialschulkollegium mitunter ein süßes Labsal? Und ist das so schlimm gemeint? In einer Instruktion oder einem Statut irgend eines Gymnasiums, das zum Glück keine große Tragweite hatte, habe ich die Blasphemie gelesen, daß die Lehrer den Schülern gewissermaßen an Gottes Statt sein sollten, in einem andern, daß dieser, der Schüler, vor jenem Ehrfurcht empfinden sollte — bitte, Achtung soll er vor ihm haben, und hat sie auch manchmal, sogar mehr als dieser und der unter uns verdient. Kommt aber einmal eine respektwidrige Abbildung (gemein darf sie freilich nicht sein) oder ein Pasquill zum Vorschein, so ist es eine große Thorheit, das mit Pathos und mit einem großen Aufwand moralischer Entrüstung zu behandeln. An der Art, wie ein Lehrer desgleichen aufnimmt, kann man den altgewordnen von dem junggebliebnen, den vergrillten von dem fröhlichen unterscheiden. Ich erinnere mich noch heute aus meiner Jugendzeit mit Vergnügen, wie einer

Digitized by Google

unsrer Lehrer sein wohlgetroffnes, mit witzigen Emblemen umgebnes, aber immerhin stark karrikirtes Bildnis bei einem Schüler — es war der Künstler selbst — vorfand, es ruhig betrachtete und mit einem „Nicht übel“ zu sich steckte. Wir erwarteten die Donner des jüngsten Gerichts, es erfolgte aber nichts, und der Lehrer konnte die ganze Klasse in den nächsten drei Wochen um den Finger wickeln.

Die Versuchung, noch mehr anzuführen, ist groß, aber der mir zur Verfügung stehende Raum ist beschränkt, und der Leser, der Erziehungs- und Unterrichtsfragen Teilnahme entgegenbringt, wird hoffentlich zu dem Buche selbst greifen. Nur die Schlußbetrachtung, die von einer in der pädagogischen Litteratur meines Wissens bisher nicht erreichten Höhe einen Blick auf die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Lehrerberufs wirft, soll hier noch einen Platz finden:

Lassen Sie mich, ehe wir scheiden, noch einen vergleichenden Blick werfen auf das Sonst und Jetzt, soweit ich jenes aus eignem Erfahren und Empfinden kenne: mit welchen Gedanken, Erwartungen und Empfindungen ist vor fünfzig Jahren meine Generation in das Lehramt getreten, mit welchen kann, darf und soll es die Ihrige? Ich rede nicht von äußern Dingen, obgleich die innern gar sehr mit diesen in Zusammenhang stehen. Daß die äußere, materielle, pekuniäre Lage, der Sie entgegensehen dürfen, außerordentlich viel günstiger sich gestaltet hat, liegt auf der Hand. . . . Zu unsrer, der Alten Zeit, war diese Lebenshaltung in der That eine gedrückte, unwürdige, am unwürdigsten dadurch, daß sie durch „außerordentliche Unterstützungen“ von seiten einer wohlwollenden Verwaltung zuweilen verbessert wurde. Das ist sie jetzt nicht mehr. Davon will ich aber nichts sagen; in andrer Hinsicht war meine Generation scheinbar etwas besser gestellt. Sie fühlte sich freier, auf unserm Unterrichten, auch seinen Anfängen lag noch nicht die Bergeslast pädagogischer und didaktischer Litteratur, und die Kraft der Persönlichkeit konnte sich ungehemmter von den Fesseln einer nachgerade sehr ins einzelne ausgeklügelten Technik entfalten: die gedruckten Lehrproben, die Theorie des Lehrplans, die ganze Tyrannei der Kunstausdrücke spielte noch keine Rolle. Auf der andern Seite hat Ihre Generation den Vorteil, in der That technisch besser ausgerüstet das Lehramt zu beginnen, mit gewissen Dingen, in denen wir uns noch mühsam in die Höhe tasteten, schon ins Reine gekommen zu sein. . . . In einem aber sind Sie vor allem glücklicher als diejenigen, die in den traurigen Jahren der Mitte unsers Jahrhunderts in den Dienst der vaterländischen Schule traten, nämlich darin, daß Sie einer solchen, einer vaterländischen deutschen Schule von Anfang an dienen dürfen, während unsre Generation nach dem Vaterlande, das die vaterländische Schule macht, erst zu suchen hatte. Unsre Thätigkeit hatte eine vielfach schwankende Grundlage und einen fast düstern Hintergrund: man mußte die traurige Lage des Vaterlands vor der großen Krisis, der man entgegentrieb, vergessen, wenn man seines Lehramts froh werden wollte. . . . Ihre Thätigkeit baut sich sehr im Gegenteil auf über dem Bewußtsein der wiedergewonnenen oder neugewonnenen politischen Form für die große Nation, der unser Leben gehört. Wir sahen, als wir ins Lehramt traten, nur Trümmer aus einer großen Niederlage, Verworrenheit und Uneinigkeit, wo Sie auf Kriegs- und Siegesruhm, schöpferische Thätigkeit beim Aufbau eines großen Staatswesens, Erfolge aller Art sehen dürfen. Freilich ist reichlich dafür gesorgt, daß auch Ihnen die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Digitized by Google

Wir haben neben vielen andern, um es kurz zu sagen, mit den Dämonen des allgemeinen Stimmrechts zu kämpfen, das auf unserm Gebiet bedeutet, daß jeder Unwissende oder Halbwissende, der die Feder zu führen weiß, uns ins Handwerk pfuschen zu dürfen meint, und daß jede Partei darauf aus ist, die Gymnasien ihren besondern Zwecken dienstbar zu machen. Demgegenüber wird die nächste Aufgabe sein, daß wir unserm Stande in höherm Maße, als es bisher gelungen, diejenige Unabhängigkeit erringen, die dem Arzt, dem Juristen und dem Ingenieur dem Publikum gegenüber sein Berufswissen, seine Sachkenntnis verleiht. Diese lassen sich nicht dreinreden, sondern berufen sich auf ihr Fachwissen, und das Publikum bescheidet sich; nur uns gegenüber glaubt jeder, der des Weges kommt, sofern er Vater von Söhnen ist, sich als Sachkenner geberden zu dürfen. Das wird sich bessern in demselben Maße, als wir uns des ganzen Umfangs unsers Gebiets, der ganzen Schwierigkeit unsrer Aufgaben und der besten Mittel zu ihrer Lösung, sowie der großen Verantwortung, die wir auf uns genommen haben, bewußt werden.

J. K.

Endlich den Beruf gefunden

(Schluß)

Die Kündigung war ein Glück für mich. Sie befreite mich von der Pflicht der Lokalberichterstattung, die meinen Neigungen und Lebensgewohnheiten wenig entsprach und mir überdies durch die Taubheit erschwert wurde; wo es sich um Reden und Debatten handelte, mußte ich gewöhnlich die Hilfe von Freunden in Anspruch nehmen, deren einer mich einmal gründlich hineinlegte, nicht aus bösem Willen, sondern weil er — es war bei einem Festmahl — ein wenig angeheitert mehr auf die Stimme seiner Dichterphantasie als auf den Redner hörte. Dann aber verhalf mir die Wendung zu einer gewissen Existenzsicherheit. Bei der prekären Lage des Blattes war mein Bleiben immer nur fürs nächste Vierteljahr gesichert, und ich wußte niemals, ob ich nach einem halben Jahre noch hier sein würde. Die Befreiung von der Redaktion ermöglichte mir die Anknüpfung einer größern Anzahl von Verbindungen, und da es nicht wahrscheinlich war, daß alle auf einmal abreißen könnten, und wenn man einigermaßen bekannt war, der Ersatz der verlornen durch neue nicht so gar schwierig war, so brauchte ein Ortswechsel nicht mehr in Erwägung gezogen zu werden. Gewiß ist ein Ort, der keine große öffentliche Bibliothek und keinen gut ausgestatteten öffentlichen Lesesaal hat, so ungeeignet wie möglich für litterarische Thätigkeit; soweit die Vollkommenheit litterarischer Leistungen von dem zur Verfügung stehenden Material abhängt, wird sie also unter diesen Umständen

Digitized by Google

immer vermißt werden. Aber an vollkommnen litterarischen Leistungen haben wir ja keinen Mangel, dagegen fehlt es desto mehr an Leuten, die dem Zuge zur Großstadt Widerstand leisteten. Alle Welt jammert über die Anhäufung der Bevölkerung in den großen Städten und fordert Dezentralisation, aber jedermann, vom höhern Verwaltungsbeamten und vom Gelehrten bis zur Kuhmagd und dem Handwerksgesellen, brennt vor Begierde nach dem großstädtischen Pflaster. Ich danke Gott, daß ich nicht gezwungen bin, in einer Großstadt zu leben. Prinzipientreue würde übrigens eine zu stolze Bezeichnung sein für meine Liebe zur Natur und zur Bequemlichkeit, die mich an die Kleinstadt fesselt. Dieser doppelten Liebe gesellt sich als Verstärkung der Umstand zu, daß ich seit meinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre zehnmal den Wohnort habe wechseln müssen, dabei mehreremale mein bischen Fahrhabe halb eingebüßt, und nur zweimal, wo es über hundert Meilen weit ging, eine Umzugsentschädigung bekommen habe, das einemal von 150, das andremal von 100 Mark, sodaß es wohl nicht zu verwundern ist, wenn ich kein Verlangen darnach trage, das Vergnügen ein elftes mal zu kosten.

Schon ehe ich Ende Dezember 1888 die Redaktion niederlegte, war ich für den Einnahmeausfall reichlich entschädigt. Einer meiner Freunde war von hier nach Schweidnitz übergesiedelt und vermittelte meine Verbindung mit dem dort erscheinenden Schlesischen Tageblatt, dem ich ein paar Jahre hindurch allwöchentlich sechs Leitartikel geliefert habe. Mit dem Herausgeber und damaligen Redakteur des hiesigen Zentrumsblattes, F. J. Neise, einem sehr tüchtigen und ehrlichen Mann und weit und breit gefürchteten Wahlstrategen, war ich auf dem Wege anständiger Polemik und dann teilweiser politischer Gesinnungsgenossenschaft in freundschaftlichen Verkehr gekommen. Ihm lieferte ich eine Reihe von Beiträgen meist lokalgeschichtlichen Inhalts; den Stoff dazu lieferte mir das Stadtarchiv, dessen nicht sehr anstrengende Verwaltung ich seit 1889 gegen eine kleine Entschädigung führe. Endlich schrieb ich Feuilletons für die Breslauer Morgenzeitung, der ich aus einem Gegner ein Bundesgenosse geworden war. Diese Verbindungen sind dann später durch andre ersetzt worden. Die wichtigste unter den neuen war die mit den Grenzboten, die im März 1889 ihren Anfang genommen hat. Sie ist mir nicht allein durch die Gewährung gleichmäßiger Beschäftigung wert geworden, sondern auch durch die Unterstützung mit litterarischen Hilfsmitteln und durch die persönliche Freundschaft mit dem Verleger, mit dem ich mich je nach der politischen Konstellation schlage und vertrage. Außerdem hat sie mir dazu verholfen, durch die Herausgabe von ein paar Büchern in weitern Kreisen bekannt zu werden; an und für sich ist mir daran nichts gelegen, denn ich huldige wie einigen andern Grundsätzen des Epikur auch seinem λάθε βιώσας. Damit scheint freilich die Herausgabe von Lebenserinnerungen im Widerspruch zu stehn, aber wenn man einmal das Bekanntwerden nicht vermeiden kann, so ist es besser,

Digitized by Google

man wird gleich vollständig bekannt. Und überdies ist ja in diesen Erinnerungen meine Person nur Nebensache; sie sollen ein Stück Zeitgeschichte erzählen, das sich fern von den Mittelpunkten des politischen und des Geisteslebens abgespielt hat.

Wenn man weder von seinem Vermögen noch von einem Amte leben kann, so ist unter den freien Erwerbsarten, unter denen man wählen muß, die Schriftstellerei wahrlich nicht die schlechteste. Ja sie bietet eine Anzahl von Vorteilen, die man nicht leicht in einer andern vereinigt finden wird. Zunächst gehört sie zu denen, deren Ausübung innere Befriedigung gewährt. Sich aussprechen ist ein Bedürfnis, sich vor einem größern Hörer- oder Leserkreise aussprechen ist ein Genuß, und was thut denn der Publizist oder Schriftsteller, der nicht rein als Fröhner schreibt, andres, als daß er sich ausspricht? Ein volles Menschenleben ist das des Zeitungschreibers freilich nicht; dazu gehört, daß man in die Natur und in die Menschenwelt körperlich gestaltend und umgestaltend eingreife, als Künstler, oder als Baumeister, oder als Ingenieur, oder als Landwirt, oder als Staatsmann, oder als alles dieses zusammengenommen. Ja eigentlich sollten nur solche schriftstellern, die dergleichen schöpferische Thätigkeit üben, weil nur sie aus eigner Erfahrung über alles wichtige zu berichten und in allen Fragen geeignete Ratschläge zu geben wissen — wenn nämlich ihre Theorie auf der Höhe ihrer Praxis steht. Wer nichts kann als schreiben, der ist ein halber Krüppel. Aber die Welt ist nun einmal leider so eingerichtet, daß auf je tausend Plätze für Stückmenschen kaum ein Platz für einen Vollmenschen kommt, und je mehr die Arbeitsteilung fortschreitet, in desto größerm Maße werden Menschen erfordert, die sich zu einer ganz einseitigen Thätigkeit verstehen, die darauf verzichten, ein Ganzes zu sein, und sich mit der Stellung von kleinen Rädchen in einer großen Maschine begnügen. Vielleicht geht die Hoffnung der Utopisten auf eine schließliche Redintegrirung dieser fortschreitenden Differenzirung nach Jahrhunderten einmal in Erfüllung, vorläufig scheint sich noch keine Aussicht darauf zu eröffnen. Wenn man also in solcher Zeit die Grenzen erkannt hat, die einem Begabung und Verhältnisse ziehen, so darf man sich glücklich schätzen, in einen Beruf geraten zu sein, der trotz seiner Einseitigkeit soviel Befriedigung gewährt wie die Schriftstellerei.

Ein zweiter Vorzug besteht darin, daß man alles, was man leistet, durch eigne Arbeit schafft, daher weder sich selbst noch andern verdächtig wird, ein Ausbeuter zu sein. Freilich bedarf der Schriftsteller des Verlegers und des Druckers, aber von diesen dreien verhält sich keiner zum andern wie der Unternehmer zum Lohnarbeiter, sondern sie betreiben ein genossenschaftliches Geschäft, dessen Ertrag sie ehrlich miteinander teilen. Ein weiterer, gar nicht hoch genug zu schätzender Vorzug ist es, daß man niemals zur Unthätigkeit gezwungen ist. Man kann stets arbeiten, und zwar stets für seinen Beruf

Digitized by Google

arbeiten; dient diesem doch alles, was man studirt, liest und erfährt. Nichts hindert einen, wenn man ein Gedankengewebe im Kopfe fertig hat, es in Papier und Tinte zu verkörpern und an irgend eine Redaktion zu schicken. Und bekommt man hie und da einmal ein Manuskript zurückgeschickt, so ist die Arbeit nicht verloren, sondern Vorarbeit für späteres. Ich kenne nichts entsetzlichers als erzwunge Passivität, als in einer unangenehmen Lage nichts zu ihrer Änderung thun zu können. Und wie viele befinden sich in dieser Lage! Wie mancher Droschkenkutscher sitzt von morgens bis abends auf seinem Bock, ohne daß ihn ein Fahrgast beglückt. Der arme Mann hätte Zeit, die schwierigsten philosophischen oder mathematischen Probleme, die soziale samt der orientalischen Frage zu lösen, aber das darf er nicht einmal, denn wenn er sich in schwierige Gedankenarbeit vertiefte, würde er den einen Fahrgast verpassen, den er zuletzt noch haben könnte, oder Polizeivorschriften übertreten und fortgejagt werden. Und was muß der kleine Händler empfinden, der den ganzen Tag in oder vor seiner Bude bald sitzt, bald steht, bald wie das grimme Pardel im Käfig auf- und abrennt und dabei sehen muß, wie alle Kunden in das Geschäft des billigen Mannes laufen, der sein neu eröffnetes Warenhaus mit haushohen Plakaten und Bemmchenmännern (so darf man wohl Sandwichmänner übersetzen?) angekündigt hat. Früher war wenigstens noch das „Anreißen“ erlaubt, aber das ist jetzt schon lange als unlauterer Wettbewerb verboten; was könnte also der arme Mann thun, um Kunden anzuziehn? Gar nichts, da er es in der Reklame, Schaufensterdekoration und reichen Auswahl doch nicht mit dem Konkurrenten aufnehmen kann. Armer Jürgen, wie leid thust du mir heute noch, wenn ich dein gedenke! Jürgen war der vollkommenste aller Apotheker, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe; nicht allein tüchtig in seinem Berufe, sondern auch ein stattlicher, schöner junger Mann, wirklich gebildet, angenehmer Gesellschafter und noch von keiner Spur von Verrücktheit angeflogen. Er war ein Hamburger, hatte mit seiner Braut zusammen so viel, daß es für den Ankauf einer kleinen Dorfapotheke reichte, und fand gerade zu rechter Zeit eine solche angezeigt. Sie war ein reizendes Häuschen mit einem reizenden Gärtchen in einer reizenden Gegend am Fuße des Gebirges, und Jürgen rief, als er zur Besichtigung hinkam, bei ihrem Anblick aus: Reizend schön! Der Besitzer hatte sich auf den Besuch vorbereitet; mit seinem Bruder im Alkohol, dem Arzte des Ortes, hatte er verabredet, daß dieser aller zehn Minuten seine Dienstmagd mit einem Scheinrezept schicken sollte. Das geschah. Der Apotheker wurde aller zehn Minuten aus dem Wohnzimmer in den Laden geklingelt. Wohl eine Epidemie? fragte der Hamburger, der diese Unterbrechungen der Zwiesprache reizend fand. O nein, erwiderte der alte Spitzbube gleichmütig, nur der gewöhnliche Geschäftsgang. Der Hamburger schloß ab, fuhr glückselig nach Hause, heiratete seine wirklich liebenswürdige Braut und zog mit ihr ein in das reizende Nest. Kein Gekreisch der

Digitized by Google

Ladenklingel störte ihn im traulichen Flitterwochen-tête-à-tête. Was in der Gegend epidemisch war, das war allein die Gesundheit. Die einzige Einnahme, erzählte er mir, habe ich Sonntags früh, da holen sich die Ochsenjungen jeder für einen Sechser Pomade. Was hätte der Ärmste zur Verbesserung seiner Lage thun sollen, da Brunnenvergiftung doch nicht ratsam war? Also da sind wir von der Feder besser dran: jeden Tag können wir durch Lesen und Schreiben unsern Beruf ausüben. In einem Stück freilich wird unsre Freiheit vielleicht mit der Zeit beschnitten werden. Da alles zünftelt, werden sich wohl zuletzt auch die ältern und angesehenern Zeitungsschreiber als Zunft organisiren, und zunächst wird das Hausiren mit Manuskripten als unlauterer Wettbewerb verboten, dann aber vielleicht den Nichtzünftigen das Schreiben oder wenigstens das Druckenlassen gar nicht mehr gestattet werden. Als letzten wahrlich nicht geringen Vorzug führe ich an, daß man Herr seiner Zeit ist, sich seine Tagesordnung selbst machen und durch den angemessenen Wechsel von Arbeit und Ruhe Gesundheitsschädigungen abwehren kann.

Der einzige Nachteil einer solchen Stellung oder Stellungslosigkeit besteht darin, daß man nicht heiraten kann. Wenn die Unsicherheit auch nicht so groß ist, daß sie die eigne Existenz gefährdete, so ist sie doch noch groß genug, um das Wagnis der Familiengründung zu verbieten. Und selbst wenn einem Publizisten sein Einkommen vollkommen gesichert wäre, so würde es doch, falls er weder Romane noch Operettentexte dichten kann, zu klein sein, um die Grundlage für eine standesgemäße Familienexistenz abzugeben. In der Zeit der Vorbereitung auf die Steuerreform wurde der Unterschied zwischen fundirtem und unfundirtem Einkommen sehr gründlich erörtert und dabei oft hervorgehoben, daß ein Arzt oder Publizist, um nicht allein standesgemäß zu leben, sondern auch Söhne erziehen, Töchter ausstatten, sich eine Altersrente und der Witwe den Unterhalt nach seinem Tode sichern zu können, etwa viertausend Thaler jährlich verdienen müsse. Wer das Publizistengewerbe kennt, der wird wissen, daß dabei auch in ausnahmsweise günstigen Jahren noch nicht die Hälfte verdient werden kann. Ich sage das nicht etwa, um Unzufriedenheit zu bekunden. Im Gegenteil, ich habe mich schon oft gefragt, ob der gesellschaftliche Wert meiner Leistungen das Einkommen wert sei, das ich beziehe. Ich pflege mich über solche Skrupel mit dem Gedanken an das Tabaksgeschäft hinwegzusetzen. Ich kalkulire: ein mittlerer Cigarrenkrämer verdient wahrscheinlich ebenso viel wie ich oder noch etwas mehr. Er liefert so wie ich ein nicht unbedingt notwendiges Genußmittel. Daß seine Arbeit vielleicht weder so anhaltend noch so anstrengend ist wie die meine, kommt nicht in Betracht, da sich die Bezahlung nicht darnach richtet, sondern allein nach der durch den gesellschaftlichen Zusammenhang erzeugten Nachfrage, und wird außerdem durch den Umstand aufgewogen, daß meine Arbeit angenehmer ist als seine. Auch braucht nicht untersucht zu werden, ob der Tabak oder die Zeitschrift das

Digitized by Google

wertvollere Genußmittel sei; das würde sich schwer ausmachen lassen, denn es könnte wohl sein, daß der Nutzen, den die einen Aufsätze stiften, durch den Schaden aufgehoben würde, den andre anrichten. In Mecklenburg z. B. schwärmt man für den Stand der Unschuld im Gebiete der Intelligenz, der ja doch durch Zeitschriften und Zeitungen erschüttert und leicht ganz aufgehoben wird. Außerdem soll auch dem Tabak die Wirkung inne wohnen, die Gedankenbewegung in Fluß zu bringen, und mir selbst ist es bei einer guten Cigarre schon manchmal so vorgekommen; etwas unmittelbarer und reichlicher wird diese Wirkung freilich wohl durchs Lesen erzielt, besonders in Köpfen, denen die Gedanken erst geliefert werden müssen, ehe sie fließen. Aber eines giebt es, was meiner Ansicht nach der Litteratur unbedingt einen höhern gesellschaftlichen Wert verleiht, als er dem Tabak zukommt: der Rauchende belästigt in neun von zehn Fällen einen oder einige seiner Nebenmenschen, sodaß er nach der jetzt beliebten Interpretation des Grobenunfugsparagraphen eigentlich bestraft werden müßte, dagegen belästigt der Lesende niemand.

Also ich finde das Einkommen eines Publizisten von meinem Schlage weder zu hoch noch zu niedrig und stelle nur fest, daß es zu gering zum Heiraten ist. Das mag von manchem der Betroffnen als ein Unglück empfunden werden, aber es liegt im Interesse des Gemeinwohls, weil die Familienbande den Publizisten meistens seiner Freiheit berauben, ihn zwingen, sich in den Dienst der Regierung oder einer Partei zu begeben. Plato glaubte dem Staate die vollkomme Hingebung der leitenden Männer dadurch sichern zu können, daß ihnen die Ehe verboten würde; der moderne Staat verfährt weit klüger, indem er die Verehelichung seiner Beamten auf alle Weise fördert und möglichst alle akademisch gebildeten Männer zu Staatsbeamten macht. Seine eigne Person riskirt der ehrliche und gebildete Mann wohl für seine Überzeugung; ist er aber verheiratet, so verwickelt ihn jeder Widerspruch gegen die Herrschenden in eine Pflichtenkollision, denn es ist nicht nur für den Beteiligten, sondern wirklich und an sich zweifelhaft, ob man das Schicksal der Gattin und die Zukunft der Kinder aufs Spiel setzen dürfe, um seine Meinung den Mächtigen gegenüber zu behaupten. So wird heute weit mehr noch als in irgend einer frühern Zeit der jedesmalige Zustand des Gesellschaftsorganismus das Hindernis seiner weitern Umbildung, da selbstverständlich die beati possidentes jeder Änderung abhold sind und alle Intelligenzen, d. h. alle die Veränderung fördernden Kräfte, dadurch für sich unschädlich machen, daß sie sie auf die oben beschriebne Weise in ihren Dienst zwingen. Die Fortbildung hemmen, heißt aber das Leben töten, denn das organische Leben besteht eben in der beständigen Umwandlung und Fortbildung, und der Gesellschaftsorganismus ist nicht geartet wie ein Baum, der die einmal durch das Wachstum erlangte Bildung ein paar hundert Jahre lang unverändert festhält, sondern er hat nur die Wahl, ob er sich in europäischer Weise un-

Digitized by Google

aufhörlich umbilden oder in asiatischer Weise erstarren und ohnmächtig werden will. Daher ist ihm nichts gefährlicher als die Verholzung, und diese Gefahr ist niemals größer gewesen als heute. Und deshalb wäre es ein Unglück, wenn es keine wilden Publizisten mehr gäbe, die frei vom Parteizwange und durch keinerlei Bande an die Staatsmaschine gefesselt Kritik übten. Kritik ist an sich nichts negatives. Gewiß, es giebt auch eine negative Kritik, die verwerflich ist, aber die echte und richtige Kritik ist das Mittel, die Lebenssäfte bei jeder Stockung wieder in Fluß zu bringen, sie ist daher das Positivste. Sie ist positiv wie Plato, der der schlechten Wirklichkeit seiner Zeit seinen Idealstaat gegenüberstellte, positiv wie der Geist des Christentums, der seit 1900 Jahren die Welt richtet und verdammt und dadurch die Lebenskräfte der Liebe, der Gerechtigkeit und des Strebens nach Vervollkommnung immer wieder aufs neue in ihr erweckt. Befriedigung gewährt die Publizistik natürlich nur dann, wenn man sie nicht rein handwerksmäßig bloß als Broterwerb betreibt, sondern aus der Not eine Tugend macht und dabei seine eignen Gedanken über das ausspricht, was gut, recht und erstrebenswert sei. Das wird dann der Natur der Sache nach gewöhnlich auf eine Kritik des Bestehenden hinauslaufen, und die liegt mir umso mehr nahe, als ich mit zwei Leidenschaften behaftet bin, die nicht allein mit meinem Epikureismus im Widerspruch stehen, sondern von denen sich auch die Stoa frei zu halten sucht, die ja jede Leidenschaft ohne Ausnahme für ein Übel erklärt. Ich leide an einer lebhaften Sympathie mit allen Leidenden, die sich aus meinen Lebenserfahrungen zur Genüge erklärt, und an einem so reizbaren Gerechtigkeitsgefühl, daß mich jede Ungerechtigkeit, die ich erfahre, halb rasend macht. Meine Neigung, mich bei jedem Streit auf die schwächere Seite zu stellen, steht mit diesem empfindlichen Gerechtigkeitsgefühl nicht im Widerspruch, sondern ist nur ein Ausfluß davon. Denn Übermacht erzeugt überall und immer mit Notwendigkeit Ungerechtigkeit, so notwendig, daß die Verfolgten und Unterdrückten, sobald sie die Macht erlangen, sich sofort in Verfolger und Unterdrücker verwandeln. Nur der Einzelne vermag sich von dieser Wirkung frei zu erhalten, niemals ein Stand, eine Partei, eine Klasse, ein Staat. Jede länger anhaltende Herrschaft einer Gesellschaftsschicht erzeugt ein fast unzerreißbares Geflecht ungerechter Gesetze und Einrichtungen und türmt ein Gebirge verübter Ungerechtigkeiten auf; und auch damit steht es heute schlimmer als in irgend einer frühern Zeit, weil die heutige Gesellschaftsordnung dem einzelnen Mitgliede der herrschenden Klassen die Verantwortung für das Schicksal der ihm dienenden abnimmt und sie entweder diesen, als vorgeblich freien Persönlichkeiten, aufbürdet oder sie irgend einer unpersönlichen Macht zuschiebt: der Staats- und Wirtschaftsordnung, dem gesellschaftlichen Zusammenhange, dem Naturgesetz, der Entwicklung. Der Schwache kann freilich auch ungerecht gegen den Starken sein und ist es thatsächlich oft, aber doch nur im Herzen und

Digitized by Google

mit Worten. Das mag sein Seelsorger rügen, den Publizisten geht es nichts an. Der hat es nur mit den ungerechten Thaten zu thun, und die können nur vom Starken gegen den Schwachen verübt werden. So bin ich denn jederzeit für die Jungen gegen die Alten, für die Kinder gegen die Erwachsenen, für die Unterthanen gegen die Regierungen, für die Armen gegen die Reichen, für die Lohnarbeiter gegen die Brotherren eingetreten, nur für das schwächere Geschlecht pflege ich, in Erinnerung an die Eisenfaust der Rehberger Elise und an manche andre muskel- und zungengewaltige Amazone, nicht von vornherein ohne genauere Prüfung des einzelnen Falles einzutreten, abgesehen von solchen Vorkommnissen, wo der Mißbrauch der Gewalt, den die männlichen Schöpfer und Vollstrecker des Gesetzes verüben, in die Augen springt, z. B. wenn sie den Lohnarbeiterinnen die Teilnahme an politischen Vereinen und am Lohnkampfe der Männer verbieten, zugleich aber das Weib, das sich auf eine vom Gesetze verbotne Weise den Lebensunterhalt verschafft, als Verbrecherin bestrafen. Die Gesinnung, der ein solches Verfahren entspringt, darf ich mit dem meiner Ansicht nach allein zutreffenden Worte nicht charakterisiren. Auch hierin haben die Alten das Vernünftige getroffen, indem sie Personen, denen sie die Bewegungsfreiheit versagten, mit keiner juristischer Verantwortung belasteten; für die Vergehungen der Unmündigen und der Sklaven wurden nicht diese, sondern wurde ihr pater familias verantwortlich gemacht. Daß ein unabhängiger Publizist von vornherein stets die Partei der Beherrschten und nicht die der Herrschenden ergreift, müßte ganz allgemein als selbstverständlich anerkannt werden. Die Herrschenden haben das Geld, die Soldaten, die Kanonen, die Gerichte, die Polizei, die gesellschaftlichen und Staatseinrichtungen, die besoldete Intelligenz, die den bei weitem größten Teil aller vorhandnen Intelligenz umfaßt; zu was in aller Welt sollten sie auch noch die paar Vertreter der freien Intelligenz nötig haben? Wehe, wenn es ihnen gelänge, auch die noch zu gewinnen! Eine so ungeheure Aufhäufung der Gewalt, eine so unerträgliche Störung des Gleichgewichts zu Gunsten der bewegungsunlustigen Schicht müßte unbedingt rasche Verholzung und Absterben des Gesellschaftskörpers zur Folge haben.

Das Gleichgewicht gehört zu den Dingen, die mir immer am meisten am Herzen gelegen haben, denn die Harmonie des Weltalls beruht auf dem Gleichgewicht der Teile, das sich nach jeder Störung von selbst wieder herstellt, in den Sonnensystemen des Fixsternhimmels wie im Luftzuge des Ofens, in der durch eine elektrische Batterie aufgeregten Kupferlösung wie in der durch einen Nagel gerissenen Wunde an der Hand und in zwei durch chemische Anziehung zur Scheidung veranlaßten Atomehen. Diese Harmonie ist das Vorbild, dem die Gesellschaft zuzustreben hat, ohne daß sie jemals zur ungestörten Harmonie gelangen dürfte, denn eben die Gleichgewichtsstörungen sind es, die das Leben des Gesellschaftsorganismus erhalten, indem sie zu

Digitized by Google

einer auf die Aufhebung der Störung gerichteten Thätigkeit zwingen. Diese Thätigkeit hat nun natürlicherweise jedesmal damit zu beginnen, daß eine Anzahl Atome von der Seite des Übergewichts auf die entgegengesetzte Seite eilen, und dieser Atompflicht komme ich nach, indem ich mich in jedem Falle auf die schwächere Seite stelle, nicht in der Meinung, daß das geringere Gewicht meiner unbedeutenden Person eine meßbare Wirkung auszuüben vermöchte, sondern in der Voraussetzung, daß die zur Hervorbringung der Wirkung erforderliche Anzahl von Atomen ihre Schuldigkeit thun werde. Aus dieser mir inwohnenden natürlichen Molekularbewegung allein schon erklärt es sich, daß ich gegen die Hierarchie auftreten mußte zu einer Zeit, wo sie einen Teil ihrer geistlichen Unterthanen vergewaltigte, daß ich es dagegen nicht allein für schimpflich, sondern auch für gemeinschädlich gehalten haben würde, auf die Hierarchie mit loszuhauen in einer Zeit, wo sie im deutschen Reiche verfolgt wurde; erklärt es sich ferner, daß ich auf der Seite der Regierung gewöhnlich nur in solchen Fällen gestanden habe, wo es sich um Fragen der auswärtigen Politik, um den Bestand oder die Machtstellung des Vaterlandes handelte, in innern Fragen aber nur, solange sie sich selber durch ihre Sozialpolitik auf die Seite der Schwachen stellte. Auf die Seite der gesetzlich anerkannten Autoritäten würde mich der beschriebne Naturtrieb dann führen, wenn diese Autoritäten einmal ernstlich bedroht wären, und die Gesellschaftsordnung in die Gefahr der Auflösung geriete. Ein solcher Augenblick ist aber seit 1848, wo ich noch ein Knabe war, noch nicht dagewesen, und auch im Jahee 1848 war nur der Schein einer Gefahr vorhanden; niemand konnte sich weniger nach dem Chaos sehnen als die Professoren, Justizräte, Kommerzienräte und sonstigen guten Revolutionäre jener Tage, und die paar Pöbelkrawalle, die dabei vorfielen, hatten wahrhaftig nichts Welthistorisches an sich. Überhaupt ist das Gesellschaftsgewebe in allen Gesellschaftsorganismen, denen die zur Fortdauer notwendige Lebenskraft innewohnt, viel zu fest, als daß es durch antisoziale Elemente, wie etwa durch Anarchisten oder Verbrecher aufgelöst werden könnte. Der Fall, daß ein Staat durch Pöbelrevolten untergegangen oder eine Gesellschaft durch eine Arbeiterbewegung aufgelöst worden wäre, ist in der Weltgeschichte noch nicht dagewesen. Alle untergegangnen Staaten sind entweder durch äußere Feinde oder durch die Zwietracht ihrer Herrschenden gestürzt worden. Die alten Despotien des Orients sind immer eine von der andern verschlungen worden. Den kleinen griechischen Staaten hat das übermächtige Mazedonien ihre Unabhängigkeit geraubt. Die römischen Bürgerkriege waren nicht Emanzipationskämpfe des Proletariats, sondern Kämpfe mächtiger Feldherren und Familien um die Herrschaft und um die Beute. Der Sklavenkrieg wurde nur durch den vorhergehenden Bürgerkrieg möglich und hat den Bestand des Staates nicht ernstlich gefährdet. Gefallen ist dann später das römische Reich durch die Barbaren; Arbeiteraufstände haben bei seinem Untergange gar

Digitized by Google

keine Rolle gespielt, sind überhaupt nicht vorgekommen. Die Zerrüttung der mittelalterlichen Staaten war nicht ein Werk von aufständischen hörigen Bauern oder Lohnarbeitern, sondern wurde durch die einander und den König bekämpfenden Feudalherren erzeugt. Die Verwüstung und Verödung Deutschlands im dreißigjährigen Kriege, die stellenweise zur völligen Auflösung aller gesellschaftlichen und sittlichen Bande führte, war das Werk der deutschen Fürsten, des deutschen Kaisers und der Könige von Schweden, Frankreich und Spanien, ein Werk, an dem die arbeitenden Stände nur als Schlachtvieh beteiligt waren. Die einzigen beiden Fälle eines Umsturzes von unten, die vorübergehend einige Lockerung und Zerrüttung der gesellschaftlichen Ordnung zur Folge gehabt haben, sind die erste englische und die große französische Revolution, wobei jedoch zu beachten ist, daß in der einen der Pöbel gar keine, in der andern nicht die führende Rolle gespielt hat. Eine Auflösung der bürgerlichen Ordnung und Schwächung der Nation und des Staates aber haben diese beiden Umwälzungen so wenig bedeutet, daß vielmehr beide die Größe der Völker begründet haben, in denen sie sich ereigneten, die englische Revolution allerdings in weit nachhaltiger Weise als die französische; immerhin war das revolutionäre Frankreich den legitimistischen Nachbarmächten im Kriege überlegen, schon ehe sich das militärische Genie Napoleons entfaltet hatte. Heute nun vollends ist das Gesellschaftsgewebe, dessen Knotenpunkte die Mitglieder der herrschenden Stände sind, von einer Festigkeit wie in keiner frühern Zeit, da sich die Technik in seinen Dienst gestellt hat; stehen doch die Verkehrsmittel wie die furchtbaren Schutz- und Trutzwaffen des Jahrhunderts den Herrschenden und nicht den Beherrschten zur Verfügung. Befehle, die Armeekorps herbeirufen oder die Polizei in Bewegung setzen, schießt der elektrische Draht im Nu bis an die entferntesten Grenzen des Staates und bis über den Ozean; für die Mitteilungen von Verschwornen ist er nicht zu haben; Bataillone, aber nicht Sensenmänner, befördert die Eisenbahn. Wenn sich der heutige Staat vor den Proletariern fürchtet, so heißt das, ein bewaffneter starker Mann fürchtet sich vor einem wehrlosen Kinde. Der vorige preußische Kriegsminister hat die Lage richtig beschrieben, indem er einmal sagte, gegen etwaige Pöbelaufstände bedürfe man keines Militärs, gegen die genüge die Feuerwehr. Wunderbare Phantasie, daß Proletarieraufstände, die keinen der frühern unbehilflichen, molluskenartig lockern, von selbst zerfallenden Staaten ernstlich zu schädigen vermocht haben, den modernen Staat umstürzen sollten, dessen Knochengerüst, die Büreaukratie, alle Teile fest zusammenhält, dessen Nerven, die Telegraphendrähte, im Bedarfsfalle jedes Glied mit jedem augenblicklich in Verbindung setzen, dessen Adern, die Eisenbahnen, jeden Nähr- und Wehrstoff in wenig Stunden dahin führen, wo ein Zellgewebe der Ergänzung oder des Schutzes bedarf, und dem als bazillenfressende Blutkörperchen Millionen Soldaten zur Verfügung stehen! So lächerlich erscheint mir die Phantasie,

Digitized by Google

daß es mir unmöglich ist, mich in die Gedankenwelt eines Massow zu versetzen, der den Umsturz fürchtet, und dem man als einen offenbar ehrlichen Manne nicht zutrauen kann, daß er gleich vielen andern die Besorgnis nur heuchle. Die Sozialdemokraten haben sich in die Unmöglichkeit des gewaltsamen Umsturzes schon lange gefunden und trösten sich mit ihrem wissenschaftlichen Marxismus, der da lehrt, daß kein Versuch, einen Gesellschaftszustand gewaltsam zu ändern, etwas nützt, wenn die natürlichen Bedingungen des neuen Zustands, den man wünscht, nicht schon vorhanden sind, und daß, wo diese Bedingungen vorhanden sind, die Gewalt überflüssig ist, weil sich der auf natürlichem Wege werdende Zustand von selbst durchsetzt; höchstens, daß das fertige Hühnchen ein wenig an der umschließenden Eierschale zu picken und dann die anklebenden Schalenstückchen abzuschütteln braucht. (Dieser Satz ist zweifellos richtig, nur daß unter den zukünftigen Gesellschaftszuständen keiner sein wird, der Proletarierherrschaft genannt werden könnte.) Nicht dem auflösenden, sondern dem bildenden und bauenden Stadium des Lebensprozesses gehört das Aufstreben der untern Schichten an. Überall, wo es sich mit Erfolg geltend macht, sehen wir neue Blüte- und Glanzperioden der Völker anbrechen; so haben gewirkt die Emanzipation der Plebejer in Rom, die Verwandlung der Sklaven in Kolonen, die Erhebung der Hörigen in den Stand freier Bauern, der Sieg der Zünfte über die Geschlechter, endlich die letzte große Umwälzung, die dem Bürger- und Bauernstande zur Teilnahme an der Staatsverwaltung verholfen hat. Also wenn ich es einmal erleben könnte, daß der Gesellschaftsbau von aufrührerischen Proletariern bedroht würde, so würde ich mich als pflichtgetreues Atom der Regierungsgewalt anschließen. Aber diesen Fall kann ich nicht erleben, denn er kann im laufenden Jahrtausend noch weniger eintreten als in einem frühern. Wird einer unsrer heutigen Staaten durch innere Unruhen aufgelöst, so werden es nicht Proletarieraufstände sein, sondern es wird entweder ein Nationalitätenstreit oder der Kampf der Grundbesitzer mit den Großindustriellen und den Großhändlern um die Macht und um die Beute sein, was den festen Bau zerstört.

Natürlich kann ich, als wilder Publizist, dem beschriebnen Atomdrange nur folgen, so weit es die publizistischen Verhältnisse gestatten; wer sich den Kampf für die Schwachen zur Lebensaufgabe machen will, der muß eine bestimmte Gruppe oder Schicht von Schwächern, etwa die Lohnarbeiterschaft, oder eine konfessionelle oder nationale Minderheit, auswählen, muß sich der Partei dieser Minderheit anschließen und büßt dadurch nicht bloß seine Freiheit im allgemeinen ein, sondern sieht sich auch zur Verübung von Ungerechtigkeiten gezwungen, indem, wie schon angedeutet wurde, jede Organisation von Unterdrückten selbst wiederum Unterdrückerin wird, so oft sich ihr durch einen Sieg über die Mehrheit oder gegenüber einer kleinen Gruppe, für die sie selbst Mehrheit ist, die Gelegenheit darbietet. So auf-

Digitized by Google

gefaßt, nähert sich der Beruf des Publizisten wiederum dem priesterlichen, von dem ich ausgegangen und nach Ansicht meiner frühern Amtsbrüder abgefallen bin. Der vermeintliche Abfall ist aber nur eine Rückkehr zur ursprünglichen Idee des Priestertums, wonach dieses nicht von einem Standesinteresse erfüllt, sondern, mit dem Propheten- und Apostelamt verschmolzen, nur der Verbreitung jener notwendigen Wahrheiten gewidmet sein soll, die die Menschen unter einander und mit dem die Weltgeschichte leitenden Geiste zu einer lebensvollen Einheit verbinden.

Volksbühne auf dem Lande

Eine wichtige Frage ist für jeden Geistlichen die, wie er Einfluß auf die Jugend gewinnen kann. Mit der Konfirmation entgleiten die jungen Leute oft jeder Zucht, sie geraten in ein wildes Treiben voll Sinnenlust und Ausschweifung und werden empfänglich für jede Art der Verführung. In frühern Zeiten konnte man ja schließlich ruhig warten, bis sie von selbst zur Vernunft kamen, denn der Gemeindegeist war stark genug, sie wieder zur Ordnung zu bringen. In unsrer Zeit aber, die jegliche Autorität ins Wanken gebracht hat und so unermüdlich im Niederreißen ist, ist ruhiges Zusehen und Abwarten nicht mehr am Platze. Es sind denn auch schon die allerverschiedensten Versuche gemacht worden, in der Jugend einen andern Geist zu pflegen. Aber wenn jemand alle die fehlgeschlagnen Versuche zusammenstellen könnte, es gäbe ein trauriges Bild. Als Neustes sind die christlichen Bestrebungsvereine*) auf dem Plan, aber nur wenig Geistliche und noch weniger Gemeinden können sich dafür erwärmen. So hoch man auch die Energie, die in diesen Vereinen zu Tage tritt, anerkennen muß, so ist doch für die große Masse davon kein Erfolg zu hoffen.

Die Jugend hat kein Verständnis für solche Bestrebungen. Die Jugend muß Jugend bleiben, voll Frohmut und Lebenslust. In ihr stürmt und drängt, gährt und treibt es. Wollen wir das Feuer schelten, daß es brennt? Was kann die Jugend dafür, wenn sie nicht geleitet wird und darum in falsche Bahnen gerät? oder wenn sie auf Wege gewiesen wird, die sie nicht gehen

*) Vereine amerikanischen Ursprungs, die „erweckte" oder „bekehrte" Jünglinge sammeln wollen.

Digitized by Google

will? Was haben denn auf dem Lande die jungen Leute, woran sie sich begeistern und in herzerfreuender Weise ihre Kraft bethätigen könnten? Nichts, gar nichts; es bleibt bloß das Altgewohnte: Tanz, Wirtshaus, Karten, Spinnstube. Daß damit keine Veredlung des Denkens und Wollens gewonnen werden kann, liegt auf der Hand. Aber es kann auch nichts Verkehrteres geben, als der Jugend diese Belustigungen verbieten oder ihr die Teilnahme daran als Sünde anrechnen zu wollen. Was sollen denn auch die jungen Leute anfangen, namentlich im Winter, wo die Beschäftigung zum großen Teile ruht? Womit sollen sie sich unterhalten?

Wer die Jugend gewinnen will, darf ihr nicht das Recht auf Freude nehmen wollen; sonst ist das Vertrauen sofort verschwunden. Die Jugend muß vor allem das Gefühl gewinnen, daß man es ihr gönnt, wenn sie fröhlich ist; dann versteht sie es auch recht wohl, daß man Ekel und Widerwillen gegen alle Ausschreitungen hat und dagegen ankämpfen muß; sie läßt sich dann auch strafen. Aber damit wird noch nichts gebessert, es bleibt alles beim alten, wenn es nicht gelingt, sie mit andern Gedanken zu füllen. Ihre ganze Denkweise muß allmählich umgestaltet werden, daß sie Interesse für höhere Gegenstände gewinnt, bis durch langsame Erziehungsarbeit ein neues Geschlecht heranwächst. Fortbildungsschulen können dazu viel nutzen, wenn sie in dem rechten Geiste geleitet werden. Ganz besonders aber ist es die Aufgabe des Geistlichen, hier mitzuhelfen und die träge Masse in Bewegung zu bringen. Was soll nun geschehen, damit die Jugend geistig lebendig werde?

Ich habe zunächst keinen Verein gegründet, sondern die konfirmirten Burschen eingeladen, mit mir regelmäßig am Sonntag nachmittag oder abend gemütlich zusammenzukommen, und zwar in einem besondern Zimmer des einen Wirtshauses. Gefährlich, nicht wahr? die Jugend ins Wirtshaus zu locken! Aber ich sagte mir mit Recht, sein Glas Bier trinkt doch jeder am Sonntag, und wenn sie der eigentlichen Wirtshausatmosphäre ferngehalten werden, umso besser! Außerdem aber lag nun für die Unbemittelten die Möglichkeit vor, mit ihren Kameraden zusammenzubleiben, ohne der Nötigung ausgesetzt zu sein, Geld auszugeben. Mit Erzählen, Vorlesen, Vorträgen, Spielen, Unterhaltung, Gesang flossen die Stunden dahin. Ich legte ein paar illustrirte Zeitungen aus, die stets gern betrachtet wurden. Namentlich aber suchte ich den einzelnen näherzutreten und ihr Vertrauen zu gewinnen. Für die, die Lust hatten, weiterzuarbeiten, richtete ich noch einen zweiten Abend in der Woche ein, bis eine Fortbildungsschule mir diesen Teil der Arbeit abnehmen könnte.

Wo bleibt aber die Volksbühne? Sie kommt schon: diese zwanglosen, durchaus freiwilligen Zusammenkünfte führten mich eben zu meiner Volksbühne. Sehr viele Jünglingsvereine sterben bekanntlich an der langen Weile. Deshalb bemühte ich mich, eine Beschäftigung herauszufinden, an der die jungen Leute

Digitized by Google

Gefallen hätten, und die zugleich allgemeinen Nutzen stiften könnte. Da nahte Kaisers Geburtstag, und ich beschloß, einen Familienabend zu veranstalten, wobei mir die Burschen helfen sollten. Damit hatte ich gefunden, was ich suchte. Die kleinen Deklamationen, die Dialoge und Festspielchen, die sie diesmal und später bei andern Gelegenheiten vortragen durften, bereiteten ihnen und der Gemeinde großes Vergnügen; und was mir sehr wichtig war: schon wochenlang vorher waren ihre Gedanken ganz darauf gerichtet und ebenso noch wochenlang nachher. Sie hatten doch einmal einen andern Gesprächsstoff, ein andres Interesse. Es ehrte sie auch, vor der Gemeinde aufgetreten zu sein; und hatten sie vorher einigen Spott erduldet, daß sie „zum Pastor gingen," so wurden sie nun stolz darauf und sehnten sich darnach, auch größeres zu leisten.

Die Gelegenheit sollte nicht ausbleiben. Das Jahr 1894 brachte die Gustav-Adolf-Gedenkfeier, und wir beschlossen, auch für unsre Gemeinde eine zu veranstalten. Festspiele, große und kleine, entstanden damals in Menge; aber für unsre Verhältnisse paßten sie alle nicht. Wie sollte ein Bauernbursche oder ein Schmiedegeselle den großen Glaubenshelden darstellen? Man kann von Leuten, deren ganzes Empfinden so völlig naturwüchsig ist, nicht erwarten, daß sie sich in würdiger Weise in eine große Leidenschaft hineinversetzen. Gustav Adolf selbst auf die Bühne zu bringen, war unmöglich. Aber gab es keinen Ausweg? Doch, ich fand ihn. Was die Leute wiedergeben konnten, war ihr eignes Fühlen, sie konnten sich auch recht wohl hineinversetzen in die Stimmung, die im dreißigjährigen Kriege etwa ihre Urgroßväter beseelt hatte. Darum machte ich mich an die Arbeit und schilderte in einem Festspiele die Zustände, die in unsrer Gemeinde zu jener Zeit geherrscht, und flocht die Wirkung hinein, die der Siegeslauf und der Tod des Schwedenkönigs ausgeübt haben mochten.

Das Interesse an dieser Aufführung war in der Gemeinde außerordentlich groß, fühlten sie sich doch lebhaft hineinversetzt in die Drangsale jener Zeit; zerfallne Burgen, verbrannte Dörfer entstanden vor ihren Augen und belebten sich wieder. Was aber auf der Bühne dargestellt wurde, konnten sie alle im Geiste miterleben, denn nicht eine fremde Welt redete zu ihnen, sondern die eigne Heimat, die Geschichte der Gemeinde. Es war kein großes Kunstwerk, das dargestellt wurde, und es waren nichts weniger als Künstler, die dabei auftraten, und doch bin ich noch heute der Überzeugung: die Bedeutung Gustav Adolfs ist den Leuten klarer geworden, und seine Person ist ihnen näher getreten, als wenn ich sie in eine großartige Theatervorstellung geführt hätte.

In ähnlicher Weise gab ich ihnen später die Einführung der Reformation, das erwachende Glaubensleben der Gemeinde selbst, dann führte ich sie in die Gründung einer benachbarten Hugenottengemeinde und in die Drangsale der Verfolgung hinein u. a. Wir erzählen unsern Gemeinden so viel von der Reformation, aber sich recht hineinversetzen in jene Zeit, das können sie doch

Digitized by Google

nicht. Erst wenn die Wirklichkeit einmal in lebendigen Bildern, in Fleisch und Blut vor sie hingestellt wird, erhalten sie einen bleibenden Eindruck.

Aber kann denn das wirklich Sache des Geistlichen sein? Nun, in den Augen der Gemeindeglieder hat mir diese Arbeit nicht geschadet; ich habe es lebhaft gefühlt, man war mir dafür dankbar, daß ich die jungen Leute zu geistiger Beschäftigung nötigte und ihre Gedanken von Schlechtem ablenkte. Durch das häufige ganz vertraute Zusammensein mit den Burschen gewann ich auch ihre Herzen, wie ich sie sonst nie gewonnen hätte; ich hatte Gelegenheit, mir alles vom Herzen herunterzureden, ich konnte Winke und Warnungen geben, Rat und Beistand gewähren. Vielleicht finden es andre schöner und heilsamer, wenn den Geistlichen ein heiliger Dunstkreis umgiebt, sodaß sich ihm niemand zu nahen wagt, daß in seiner Gegenwart jedes Wort erstirbt und nur der eine Wunsch da ist: Wäre er nur erst wieder draußen! Ich will auch gewiß niemand zumuten, es mir nachzumachen, es gehört Lust und Liebe dazu. Aber ich glaube doch, daß eine Volksbühne auf dem Lande viel Gutes stiften kann. Wie eigentümlich ist es doch: auf den Gymnasien muß der Schüler seine Bildung, seine ganze Gedankenwelt vorzugsweise an unsern Klassikern, besonders am Drama bereichern. Man setzt also doch voraus, daß das Schauspiel ganz besonders geeignet sei, den Menschen zu erheben und sein geistiges Leben zu fördern. Und nachher — welcher Gegensatz! Schweigend sieht man zu, wie zweifelhafte Lustspiele überall die Phantasie vergiften; man duldet, daß Tingeltangel und noch Schlimmeres auch die Landgemeinden überschwemmen. Aber daß durch Schau- und Festspiele sittliche Ideen verbreitet werden, dazu rührt sich kaum eine Hand. Das wäre nichts fürs Land? Warum denn nicht? Sind etwa zu viel Schwierigkeiten da? Die Hauptschwierigkeit besteht darin, daß es an geeigneten Stücken fehlt und es sehr schwer ist, Material zu finden, das sich verwerten ließe. Hie und da haben sich Lehrer die Mühe gemacht, den Kindern Weihnachtsspiele u. dergl. mit Deklamationen und Gesang einzuüben. Gar mancher Lehrer wird auch gern hilfreiche Hand bieten, daß öfter ein gutes Volksstück aufgeführt wird. Aber es müßten vor allem Männer dasein, die solche Stücke schreiben, die sich für Landgemeinden eignen.

Alle andern Schwierigkeiten lassen sich überwinden. Spieler sind in jeder Gemeinde genug, und je öfter die Volksbühne in Thätigkeit tritt, desto leistungsfähiger werden sie. Ich habe schließlich stets für zwanzig Personen Rollen schaffen müssen, denn jeder wollte mitspielen, und wenn es auch nur ein paar Worte waren, die er zu sprechen hatte. Oft merkte ich, wenn ich mit Ausarbeiten fertig war, noch bei so manchem das wehmütige Verlangen, auch mitzuthun, sodaß ich noch ein kleines Vor- oder Nachspiel hinzufügen mußte.

Die Spieler sind zunächst rohe, unbehauene Blöcke; Klötze von einer Schwerfälligkeit, daß man es für unmöglich hält, etwas mit ihnen anzufangen. Aber das „Komödiespielen“ liegt in der menschlichen Natur, und sie finden

Digitized by Google

sich oft überraschend schnell in ihre Aufgabe; es müssen nur auch Rollen sein, die für sie passen, und die ihrer Denkweise nahe liegen. Selbstverständlich darf man nicht zu hohe Erwartungen hegen. Übrigens trug ein Posaunenchor, der unter den Mitgliedern gegründet wurde, durch Begleitung der Lieder und Einzelvorträge prächtig zum Gelingen des Ganzen bei.

Aber woher eine Bühne bekommen? War unsre Einrichtung überhaupt eine Bühne zu nennen? Es kommt ja nicht selten vor, daß ein Gesang- oder auch Kriegerverein im Dorf eine Bühne hat, in meiner Gemeinde war das nicht der Fall. Da wir auch keine Geldmittel hatten, mußten wir uns anderweit helfen. Solange wir uns mit kleinen Aufführungen begnügten, that uns ein altes Scheunenthor, das über Böcke gelegt wurde, gute Dienste. Vorhang, Kulissen usw. gab es nicht. Die Spieler traten aus der Thür eines anstoßenden Zimmers vor die Zuschauer auf das Scheunenthor, dessen Verfertiger sich wohl nicht hat träumen lassen, zu welchem Kulturträger diese Bretter einmal werden sollten. Ebenso primitiv waren die Kostüme, aber die Begeisterung hob alle über die mangelhaften Einrichtungen hinweg. Als es sich aber um die Aufführung des „Schwedenkönigs" handelte, sah ich mich doch nach einer bessern Gelegenheit um. Da entdeckte ich im Saale eines andern Wirtshauses eine Musikantenbühne, die mir gewaltig imponirte. Sie bildete einen Anbau des Saales, und dahinter lag ein zur Garderobe sehr geeignetes Zimmer. Freilich, viel Raum war nicht da, die Bühne war etwa anderthalb Meter breit und kaum drei Meter lang, vorn war eine Brüstung, die die Spieler bis über die Kniee verdeckte, und die handelnden Personen hatten alle Ursache, in der Handhabung von Mordwaffen vorsichtig zu sein. Ich hatte einmal die Unvorsichtigkeit begangen, einen jungen Schmied von ansehnlicher Körperlänge auf einen Thron (es war ein Lehnstuhl) zu setzen; im Zorn mußte er heftig aufspringen, o weh! wie da der Kopf an die Decke krachte! Unangenehm war auch, daß nur ein Aufgang da war und also alle Spieler auf derselben Seite auf- und abtreten mußten. Darauf mußte natürlich bei der Abfassung des Stückes Rücksicht genommen werden. Trotzdem brachten wir es fertig, im Vorspiel zum Schwedenkönig sogar die „weiße Frau," die in der Gegend spukte, erscheinen zu lassen. Wir nahmen ein Brett aus dem Fußboden, in die Öffnung wurde eine kleine Treppe gestellt, und wie ein echter Spuk tauchte plötzlich die „weiße Frau" aus der Versenkung. Die Erscheinung wirkte auf das empfängliche Publikum großartig. Aber auch den Vorhang darf ich nicht vergessen. Anfangs war keiner da, nun aber brauchten wir doch einen. Als Notbehelf wurde ein großes weißes Laken an einer Stange befestigt, und diese an zwei starken Haken aufgehängt. Auf das Klingelzeichen nahm der eigens dazu angestellte längste Mann den Vorhang ab und enthüllte die Bühne. Aber das gefiel uns nicht. Bei einem Besuche in der Gemeinde blieb mein Auge an den großen Gardinen hängen, die die in der Wohnstube stehenden

Digitized by Google

breiten Betten umhüllten. Heureka! rief ich aus, und es ging an die Arbeit! Es wurde eine dünne Eisenstange beim Schlosser geborgt, die wurde über der Bühnenöffnung angebracht; dann wurden soviel Bettvorhänge, als nötig waren, in zwei Shawls zusammengenäht, durch die daran befindlichen Ringe Faden gezogen und durch die Eisenstange geleitet. An jedes Ende wurde ein Schulknabe gestellt (sie stritten sich um die Ehre), im entscheidenden Augenblick zogen sie die Schnuren an und teilten so den Vorhang.

Ich wollte mit diesen Kleinigkeiten nur zeigen, daß ich die Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, aus eigner Erfahrung kenne. Aber ich habe mich dieser Mühe gern unterzogen, weil ich der Überzeugung bin, daß durch eine Volksbühne auf dem Lande viel Gutes gestiftet werden kann. Geben wir dem Volke gute Speise, so greift es nicht nach giftigen Bissen. Hier liegt eine große Aufgabe. Wollte Gott, es fühlten sich viele berufen, thatkräftig mitzuarbeiten.

Schmalkalden — Theodor Dithmar

Karl Pfannschmidt

Karl Pfannschmidt lebte über vierzig Jahre bis an seinen Tod (1887) als geschätzter Maler von Kirchenbildern in Berlin, nebenbei bemerkt, immer in derselben Mietwohnung, während eines Zeitraums, der doch über die Stadt die größten Veränderungen gebracht hat, und mit einer Familie, aus der nicht weniger als neun Kinder selbständig und tüchtig ins Leben hinausgegangen sind. Die Mittel dazu mußten durch die Arbeit seiner Hand aufgebracht werden, denn er war einst völlig mittellos als fünfzehnjähriger Knabe aus seiner Heimatstadt, Mühlhausen in Thüringen, in Berlin eingezogen (1835), und nach längerm Wandern kehrte er 1846 als Meister dahin zurück, seit 1858 hatte er eine Professur an der Akademie inne. Die Aufgabe, die ihm das Leben gestellt hatte, war nicht leicht, aber sie wurde glücklich vollbracht. Für die Kraft, die das zu leisten hatte, bedeutet es umso mehr, als seine Kunst nicht mit der Zeit ging. Er wurde zu den Schülern von Cornelius gerechnet, unter dem er 1842 bis 1844 an den Freskomalereien in der Vorhalle des Alten Museums thätig gewesen war. Weniger herbe und kräftig als sein Meister, stand er mit seinem sanftern Schönheitsideal Overbeck näher und pflegte, als der geschmeidigere und vielseitige Kaulbach mit seinen bunten Historien schnell verrauschende Triumphe feierte, ausschließlich das religiöse Bild weiter, und zwar bis in sein letztes Jahr mit derselben Frische und einem auch äußerlich immer mehr steigenden Erfolg. Er sah sich im Gegensatz zu Cornelius als den Vertreter einer protestantischen Kirchenmalerei an, er wollte nur biblische Bilder in evangelischer Auffassung, keine Madonnen und Heiligengeschichten malen und trat öfter von Aufgaben zurück, weil sie etwas von ihm forderten, was er für katholisch hielt. So hat er viele

Digitized by Google

Altarbilder für protestantische Kirchen gemalt, und unzähligen Menschen, denen die Kunstbetrachtung eine Vorstufe zur Andacht war, hat er im vollsten Maße genügt. Für die freilich, die aus Beruf oder aus Neigung dem Studium der Kunst näher getreten waren, galt er schon in den sechziger Jahren, mitten in der Stadt, in der er im besten Mannesalter wirkte, für veraltet; in eine Geschichte der modernen Malerei schien er nicht mehr zu gehören.

Vor kurzem nun, etwa zehn Jahre nach seinem Tode, ist eine ausführliche Biographie von ihm, verfaßt von einem seiner Söhne, erschienen,*) worin nicht nur der edle, tüchtige Mann mit Recht gefeiert, sondern auch der Künstler sehr hoch gestellt wird. Der Sohn vertritt die Auffassung der geistlichen Freunde seines Vaters, Kögels, Emil Frommels, von der Goltz, geistreicher und feinsinniger Männer, die aber jedenfalls mehr über den Inhalt als über den Kunstwert der Pfannschmidtschen Bilder zu reden und zu schreiben berufen waren. Wie hätte sonst z. B. Frommel einen Satz drucken lassen können, wie diesen: „Pfannschmidt hat weder andre, noch sich selbst kopirt, trotz der vielen wiederholt bestellten Vorwürfe.“ Der Verfasser der Biographie hat ferner Ernst Förster auf seiner Seite, den aber heute kein Sachverständiger mehr einen „großen“ Kunsthistoriker nennen würde. Diese weit über ihr Ziel hinausgehende Schätzung des Künstlers Pfannschmidt halten wir natürlich der Liebe des Sohnes zu seinem Vater zu gute. Wir meinen auch nicht, daß alles, was er nach dieser Seite hin äußert, unrichtig oder unnütz sei. Wir haben uns im Gegenteil durch sein Buch zu einer Prüfung unsrer eignen Ansichten führen lassen und unsre Auffassung des Malers Pfannschmidt in manchen Punkten der seinen näher bringen können. Und da das Werk außer einigen wichtigen Nachrichten zur zeitgenössischen Kunstgeschichte eine vollständige Übersicht über Pfannschmidts Bilder und ein gutgewähltes Abbildungsmaterial enthält, so empfehlen wir es allen nachdenkenden Lesern und geben über unsre persönlichen Eindrücke noch einige Andeutungen.

Es hat vielleicht niemals einen Künstler gegeben, der mit solchem Vorbedacht einem Ziel entgegenstrebte und alles, was auf diesem Wege stören zu können schien, mit einer so strengen Beharrlichkeit von vornherein vermied. Was ihm einst in München Kaulbach geraten hatte, er solle die Bibel und Cornelius studiren, das führte er in jahrelanger Arbeit buchstäblich aus. Später in Italien ging er behutsam fremden Einflüssen aus dem Wege. Die Venezianer zogen ihn begreiflicherweise am wenigsten an, Fiesole stellte für ihn das Höchste dar, und den Landschafter Koch verehrte er aufs inbrünstigste. Mit dem größten Fleiße betrachtete er alle die alten Bilder seiner großen Vorgänger, er bewunderte ihre Eigenschaften, fühlte die Andacht, die Innigkeit der Empfindung, die sich in den religiösen Gegenständen ausspricht, aber sie können den Menschen nicht „umackern,“ besser und frömmer machen, als er ist. Das, meint er dann weiter, sei jetzt die Aufgabe der Kunst, auf das religiöse Leben der Menschen zu wirken. Aber wie das zu machen sei, möge der liebe Gott wissen, „dessen Sache ja doch siegen muß.“

Wirklich faßte Pfannschmidt seinen künstlerischen Beruf als einen Gottesdienst auf, und bei jeder einzelnen Arbeit hielt er sich das klar vor Augen. Hieraus ergiebt sich, daß er sich von allem, was auf die Sinne wirkte, ohne der Erweckung einer religiösen Stimmung zu dienen, mit Fleiß fern hielt: Darstellung von Luft,

*) D. C. G. Pfannschmidt. Ein deutsches Künstlerleben, dargestellt von Martin Pfannschmidt, Pastor usw. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Mit 12 Blättern Pfannschmidtscher Schöpfungen und mehreren Holzschnitten.

Digitized by Google

Licht, Raum durch perspektivische Mittel, selbst Landschaft als Hintergrund hatten für ihn keinen Wert; ganz gewiß hätte er mit seiner Energie vieles, was die andern darin leisteten, auch lernen können. Für seine Zwecke bleibt nur die menschliche Figur übrig, mit der er seine biblischen Bilder stellt, aber es ist nicht die Körperform, denn er bedeckt alles mit Kleidern, und in der Gewandung hat er seine Hauptstärke; er drapirt ausdrucksvoll und zugleich schön. Ebenso sicher wie er in der Zeichnung ist, so solide ist er in der Farbe. Er hätte noch mehr Glanz geben und manches Kunststück der um ihn her fortschreitenden Malerei mitmachen können. Aber er wollte nicht, denn er suchte die einfache, gereinigte Erscheinung für seine religiösen Gedanken; da durften die Farben nicht schreien und für sich etwas bedeuten wollen.

Wir haben nun aber auch ein Recht, zu fragen, wie weit er seine Absichten erreicht habe, und ob er wirklich der berufne protestantische Kirchenmaler gewesen sei, oder ob seine Bilder vom Standpunkte der Geschichte aus nicht viel anders zu beurteilen seien, wie die Machwerke der Beuroner Schule, die ja auch Tausende von katholischen Christen entzücken und erbauen.

Der Generalsuperintendent Büchsel, der berühmt war wegen seiner Taktlosigkeiten, und der außerdem das Glück hatte, daß man sie ihm gewöhnlich als Geistreichigkeiten anrechnete, sagte einmal ganz aus dem Stegreif zu Pfannschmidt, der Konsistorialpräsident Graf Voß habe gemeint, es wäre viel besser, wenn die alten guten Bilder kopirt, als wenn immer wieder neue gemalt würden. Und als ihm Pfannschmidt entgegnete, dann wäre es jedenfalls auch besser, es würden die alten guten Predigten von den Küstern vorgelesen, als daß immer wieder neue gehalten würden, antwortete er nach kurzem Nachdenken: „Ja, das wäre gewiß auch oft viel besser.“ Ob dieses „oft“ auch auf Pfannschmidts Kunst zu beziehen sei, wäre also zu fragen. Zur Vorsicht mahnt ein Urteil von Schnaase über eine Kreuzabnahme in der Kapelle des Krankenhauses Bethanien in Berlin: „Sie würde den Vergleich mit den berühmtesten Darstellungen dieses Gegenstandes ertragen und diese vielleicht an Schönheit oder Innigkeit übertreffen“ (1871), denn wo Schnaase lobt, da ist auch etwas zu loben. Wir verbinden damit die Erinnerung an ein Bild, das für unsern Geschmack das schönste ist, eine Anbetung der Könige, die auf Veranlassung Kaiser Wilhelms I. 1885 für die Domstiftskapelle gemalt worden ist, und meinen die Frage nach dem Werte des Pfannschmidtschen Kunstideals etwa so beantworten zu dürfen. Wir begegnen bei ihm überall dem Vorbilde der alten, namentlich der italienischen Maler, nicht nur im ganzen, sondern auch in lauter bestimmten einzelnen Erinnerungen, er ist also ein Eklektiker, aber seine Fähigkeit in der Ausführung ist ebenso groß wie seine Einsicht und seine Kenntnis, und das unterscheidet ihn von vielen andern Eklektikern. Von einer originellen Erfindung sollte man aber nicht reden. Aus den Mitteln einer frühern Zeit und auf dem Wege der Nachahmung hat seine tüchtige Kraft etwas geschaffen, was für seinen Zweck, die Kirche nicht nur zu schmücken, sondern auch in ihr auf die Andacht vorzubereiten, jetzt ebenso geeignet ist, wie es nur jemals irgend eine religiöse Malerei gewesen ist. Selbstverständlich sind die Kirchgänger nicht sämtlich Kunstkritiker oder Historiker. Denn historisch und als Glied in der Entwicklung der Kunst angesehen dürfte Pfannschmidts Malerei keine andre Stelle einnehmen, als die ihr nach der bisherigen allgemeinen Meinung zugesprochen worden ist. Sie ist keine selbständige, originelle Leistung der hohen Kunst. Auch wenn man sie als Abschluß und Höchstes der nazarenischen Richtung bezeichnen und dadurch für die Geschichte retten wollte, würde man ihr keine große Ehre anthun, da wir immer mehr erkennen lernen,

Digitized by Google

wie wenig jene ganze Episode für die Kunstgeschichte zu bedeuten hatte. Am besten wird man darum wohl bei Pfannschmidt von einer „angewandten" Kunst reden, aber sich dabei gegenwärtig halten müssen, daß sie ihrer ganzen Erscheinung nach eine auf die glücklichste Weise angewandte Kunst ist.

Wir wollten bei der Besprechung des schönen Buches auf den Kern der Sache eingehen; wir glauben ihm dadurch würdigere Leser zuzuführen, als wenn wir die Hauptfrage umgangen oder in einem allgemeinen Lobe erstickt hätten. Wir müssen uns versagen, einzelnes aus dem Jugendleben, über den Charakter des Mannes, über das wundervolle Familienleben in jener vierzig Jahre lang bewohnten dritten Etage mitzuteilen. Durch diesen Inhalt ist das Buch ein wahres Familienbuch, und von dieser Seite her wird den Mann ohne Frage auch mancher lieb gewinnen, der bisher an seinen Werken achtlos vorübergegangen ist. Auch die Reiseberichte enthalten einzelnes, was noch heute interessant ist. Wir selbst haben daraus z. B. gelernt, daß es Pfannschmidt war, der als Fünfundzwanzigjähriger auf seiner ersten italienischen Studienreise zusammen mit Bolte die Fresken Fiesoles und Luca Signorellis im Dom zu Orvieto zuerst durch Abreiben mit Brot und durch Abwaschen mit Wasser von vielhundertjährigem Staub und Ruß gereinigt hat.

Zur Weihnachtszeit

Erzählung von Sophus Bauditz. Übersetzt von Mathilde Mann

(Schluß)

Bei Tagesanbruch wurden wir geweckt. Der Baron war längst gestiefelt und gesporn, wir andern versammelten uns allmählich.

Wie schön war es draußen! In der Nacht war ein klein wenig Schnee gefallen, aber nur so viel, daß er als Reif auf den blaugrünen Wachholdersträuchen lag und die Nadeln der Tannen überpuderte. Klarer, blauer Himmel, stiller Frost, und nur drei Farben in der ganzen Landschaft; Weiß, Grün und Rot — alle Holzhäuser dunkelrot.

Die Treiber waren schlachtbereit aufgestellt, wurden von Holgersen gemustert und durch einen Morgenschnaps aufgemuntert; wir nahmen Abschied von den Damen — Rask sah Anna lange nach — und gingen dann an den See hinab, wo wir die beiden Aufseher, den schwedischen und den dänischen, treffen sollten.

Eine große Bucht des Sees schneidet hier ein; da liegt eine Insel neben der andern — für jeden Tag des Jahres eine, wie es heißt —, und eine Landzunge neben der andern. Alles waldbedeckt und wild wie die Verzweigungen des Isefjords. In weiter Ferne krächzt ein Rabe, ein Hase flüchtet über das Eis nach dem nächsten Werder — wo aber bleiben die beiden Waldhüter? Endlich erblickt man einen dunkeln Fleck jenseits des Sees, und als er näher herankommt, kann einer der Treiber erkennen, daß es Calle ist. Nach einer Weile bemerkt man, daß er einen Handschlitten zieht, dann kann man sehen, daß in diesem Schlitten jemand sitzt, und noch einen Augenblick später sind alle Sachverständigen darüber einig,

Digitized by Google

daß es Madsen sein muß, der dänische Aufseher, der übers Eis gezogen wird. Man ergeht sich in Vermutungen, ob er wohl ein Bein gebrochen habe oder auf andre Weise zu Schaden gekommen sei. Indessen sehe ich meinen Freund Calle näher und näher kommen. Er ist groß, mager und ein wenig krumm; eine Pelzmütze krönt das scharf geschnittne Gesicht mit der gekrümmten Nase und dem dünnen, hängenden Schnurrbart; die Strippen gucken aus den Stiefeln, die Jagdtasche trägt er ganz hoch unterm Arm, und die linke Hand hält er unablässig vor die Mündung des geladnen Gewehrs, obgleich er auf diese Weise schon vor zwanzig Jahren drei Finger verloren hat. Calles Leidenschaft ist die Auerhahnjagd; und Calle selber gleicht keinem Dinge auf der Welt so sehr wie einem blonden Auerhahn.

Jetzt hält er mit seinem Begleiter, und Holgersen fragt diesen besorgt, was ihm fehle, da er gefahren komme. Die Gestalt im Schlitten erhebt sich, grüßt bedächtig und antwortet ebenso bedächtig: Fröhliche Weihnacht, Herr Holgersen! Nein, mir fehlt nichts, aber ich fand es so beschwerlich, so weit zu gehen, deswegen habe ich Calle zwei Schnäpse gegeben und ihm eine Düte Tabak zu Neujahr versprochen, wenn er mich über den See ziehen wolle — ihm wird das nicht schwer!

Die Stimme kannte ich, und die Gestalt kannte ich auch; schon einmal in meinem Leben war mir etwas ähnliches von Faulheit vorgekommen, und sie nannten ihn ja Madsen — ja, es war Madsen!

Kennen Sie mich nicht mehr? fragte ich; ich kenne Sie noch sehr wohl aus alter Zeit, vom Forsthof her!

Freilich kenne ich Sie noch! antwortete Madsen. Ja, da war es pläsirlich!

Und dann gingen wir zusammen bis an den ersten Stand; das war eine ziemlich lange Strecke.

Aber Sie waren doch verheiratet, begann ich, wenn ich nicht irre, war es eine —

Ja, ganz recht, sie war Hebamme, unterbrach mich Madsen.

Ist Ihre Frau denn tot? sagte ich und sah entsprechend ernst dazu aus.

Nein, wenn sie nicht ganz kürzlich gestorben ist. Es geht ihr sicherlich ganz gut, sie hat ihr gutes Auskommen. Nein, wir leben, wie man es so nennt, getrennt.

Ach so!

Ja, sie wurde zu unverschämt!

So?

Ja, stellen Sie sich vor, sie verlangte von mir, daß ich frühmorgens aufstehen und Kaffee kochen sollte — dazu hat man sich doch nicht verheiratet, wie?

Nein, das gerade nicht, aber wenn es weiter nichts war, so —

Ja, es war noch eine ganze Menge andres. Sie verschaffte mir auch einen Platz.

Einen Platz?

Ja, sie ließ mich als Assistent bei einem Steuereinnehmer anstellen, denn sie wollte, daß ich selber etwas verdienen sollte — das war aber auch ganz und gar nicht der Zweck meiner Verheiratung.

Nein, das war es wohl auch nicht.

Nein, und es ist eine schreckliche Lauferei, wenn man Geld von den Leuten einfordern soll. Viele wohnen vier Treppen hoch — es ist eine fürchterliche Unsitte, diese hohen Häuser —, und Geld haben sie nie, wenn man kommt. Nein, mit der Anstellung war ich bald fertig; ich konnte ja auch gar nicht auf die Jagd

Digitized by Google

gehen, und so ein bischen leichte, bequeme Jagd kann ich nun einmal nicht entbehren — ich werde förmlich herzenskrank, wenn ich im September dasitzen und die Häuser anstarren soll.

Sind Sie denn hier oben zufrieden? fragte ich, um mich nicht weiter auf die Trennung und die ehelichen Verhältnisse einzulassen.

Ach ja, so einigermaßen, in gewisser Hinsicht. Aber es ist doch ein häßliches Land: es sind so viele Steine und so viele Hügel hier, ich habe am liebsten, was flach und eben ist. Na, wenn Herr Holgersen nicht hier ist, dann haben wir ja ein herrliches, bequemes Leben, das will ich nicht leugnen, und dann kann man hier mehr schlafen als in Dänemark.

So?

Ja, das kann man. Zu Hause habe ich es doch nie auf mehr als zwölf Stunden in einer Tour bringen können, aber hier bringe ich es leicht auf vierzehn!

Das ist ja ganz schön, aber wird Ihnen denn die Zeit niemals lang?

Nein, das kann ich nicht sagen. Hexe da verkürzt mir auch manche Stunde.

Ich sah auf seinen Hund herab, eine höchst sonderbare Mischung von Spürhund und Spitz.

Das ist ein seltner Hund, fuhr Madsen fort. Er ist mir zugelaufen, und er ist so klug, daß es ganz erstaunlich ist. Er muß auch bei Kunstreitern oder dergleichen Leuten gewesen sein, die was für seine Erziehung gethan haben, denn eines Tages, als ich ganz zufällig „hopp!“ zu ihm sage, schlägt er einen Purzelbaum, und das thut er, sobald ich nur „hopp!“ sage. Und an Winterabenden, wissen Sie, da sitze ich oft da und sage alle möglichen Wörter zu ihm, die mir gerade einfallen, denn es könnte doch sein, daß man zufällig ein Wort träfe, das er kennt, und wobei er ein neues Kunststück macht. Damit geht die Zeit ganz gut hin. Wissen Sie, was er auch kann? Sobald er etwas findet, was jemand verloren hat, ganz gleich, wer es ist, so bringt er es gleich, nicht zu mir, sondern zu dem, ders verloren hat, das kann er spüren. Ja, es ist ein seltner Hund!

Während dieser Unterhaltung sind wir an den Teil des Reviers gelangt, wo zuerst gejagt werden soll. Madsen geht mit den Treibern, und Holgersen stellt die Schützen auf.

Es rührt sich keine Tannennadel, und eine Zeit lang vernimmt man keinen Laut. Da wird die Stille durch ein fernes Knistern unterbrochen, das näher und näher kommt, hin und wieder klingt es, als wenn ein Kind jammerte — es ist ein Holzwagen mit Ochsen davor. In weiter, meilenweiter Ferne pfeift ein Zug, man kann hören, wie er bei einer Station bremst, und dann wird alles doppelt so still wie zuvor. Jetzt beginnt die lustige Xylophonmusik der Treiber, der erste Schuß kracht, und bald fährt ein großer Birkhahn, den Hals vorgestreckt wie eine wilde Ente, aus dem Dickicht heraus, bald segelt ein Auerhahn, majestätisch wie ein Raubvogel und schnell wie eine Schnepfe, über den Hochwald hin.

Sehen Sie wohl, ich bekam keinen Auerhahn auf dem ersten Stand zum Schuß, wie Sie mir versprochen hatten! sagte Rask mit einem melancholischen Lächeln — ich glaube beinahe, er hatte meine Worte als Omen betrachtet.

Dann gedulden Sie sich nur bis zum letzten Treiben, sagte ich, und da kam er denn auch wirklich zum Schuß, schoß aber vorbei. Er war sehr niedergeschlagen — am meisten ärgerte es ihn wohl, daß der Baron neben ihm gestanden und ihm zugesehen hatte —, aber Madsen verstand es, ihn zu trösten. Es war nur gut, daß Sie den nicht trafen, sagte er, denn die beiden Hähne, die wir bekommen

Digitized by Google

haben, die kann Calle bequem tragen — er ist daran gewöhnt —, hätten Sie aber den dritten getroffen, so hätte ich ihn tragen müssen, und so ein Tier ist schwer. Nein, das war sehr gut, daß Sie den vorbeigehen ließen.

Am Nachmittag kam ich ein paar Minuten vor den andern auf den Hof des Schulzen zurück. Anna kam gleich heraus. Guten Tag, du! sagte ich, ich habe einen herrlichen Birkhahn geschossen!

Was hat Rask geschossen? fragte sie und wurde dunkelrot.

Beim Mittagessen — es schmeckte großartig — saßen sie und Rask so weit wie möglich von einander entfernt, aber ich sah sehr wohl, daß er trotz Frau Holgersens Anstrengungen nahe daran gewesen war, sich neben sie zu setzen, und seine Absicht nur aufgegeben hatte, weil er, als es schließlich so weit kam, doch nicht den Mut dazu hatte. Es ging ihm wohl ähnlich wie dem Leutnant, der sich plötzlich erhob und zu seiner Dame sagte: Entschuldigen Sie gnädiges Fräulein, aber ich kann nicht länger neben Ihnen sitzen, denn ich bin nicht sicher, daß ich Sie nicht küsse.

Am Abend wurden selbstverständlich die Begebenheiten der Jagd besprochen; wir kamen auch auf Madsen, und ich erzählte, was ich von seiner Vergangenheit wußte, sowohl als Junggeselle wie als Ehemann, und berichtete, was ich von seinem Hund und dessen seltner Begabung gehört hatte.

Kannteſt du ihn gleich wieder? fragte Holgersen.

Nein, nicht gleich, ich erkannte ihn eigentlich erst an der Stimme wieder.

Ja, die Stimme, die ist echt, meinte der Major, das ist das Einzige, was man nicht verstellen kann, und das Einzige, was man niemals vergißt. Hat man Ohr dafür, so kann man auch gleich hören, was in bewegten Augenblicken durch die Stimme eines Menschen hindurchklingt: Trauer oder Freude, Liebe oder Zorn — die Worte sind ganz gleichgiltig, auf den Klang allein kommt es an —, und hat man eine Stimme einmal gehört und acht darauf gegeben, so kennt man sie noch nach fünfundzwanzig Jahren wieder, ohne den Sprecher jemals gesehen zu haben.

Das ist denn doch wohl zu viel behauptet, meinte Holgersen.

Das habe ich selber erfahren.

Wieso?

Ja, du weißt vielleicht, daß ich mit bei Sankelmark war. Am Abend, als der Kampf beendet war, wurde ich von meinem Oberst als Parlamentär zu den Österreichern gesandt, um zu erwirken, daß wir die Verwundeten auf dem Kampfplatz aufsuchen dürften. Ich kam zu den österreichischen Vorposten, man verband mir die Augen und führte mich zu dem Höchstkommandirenden. Wir mochten wohl eine halbe Stunde gegangen sein — es ist wunderlich, so blindlings zu gehen, man glaubt die ganze Zeit hindurch, daß man über Hecken und Gräben muß, selbst wenn der Weg noch so eben ist —, da kam ich in ein Haus, wurde in ein Zimmer eingelassen, und nun nahm man mir die Binde von den Augen. Ich war bei Gablenz. Er empfing mich äußerst ritterlich, pries in hohen Tönen den Widerstand, den wir geleistet hatten, und erklärte im übrigen, daß meine Bitte überflüssig sei, da alle unsre Verwundeten von ihrer Ambulanz fortgeschafft seien. Ich trank ein Glas Wein, man legte mir abermals die Binde vor die Augen und führte mich fort. Draußen auf der Diele aber legte sich mir eine Hand auf die Schulter, und eine tiefe, ernste Stimme sagte auf Dänisch: Gott sei mit Ihnen und den Ihren, lieber Leutnant; kein Wort weiter. Ich dachte seitdem oft darüber nach, wer das wohl gewesen sein könnte, der mir in jener Februarnacht den Gruß mit auf den Weg gab, schlug auch in dem Werk des österreichischen Generalstabs über den

Digitized by Google

Krieg 64 nach, um mir möglicherweise Klarheit darüber zu verschaffen, wo sich Gablenz in jener Nacht befunden hatte, aber vergebens. 1889, fünfundzwanzig Jahre später, als ich im Manöver war, kam ich eines Abends sehr spät in mein Quartier in einem Pfarrhof, und kaum hatte der Pfarrer draußen auf der dunkeln Diele die Worte: Willkommen, Herr Oberstleutnant! ausgesprochen, als ich in demselben Augenblick die Stimme erkannte — die Stimme von 64 —, und ohne mich zu besinnen, antwortete ich: Danke, Herr Pastor. Sie haben mir schon einmal einen Gruß zugerufen, damals gaben Sie ihn mir aber zum Abschied mit auf den Weg, das war in der Nähe von Sankelmark, wo Sie wahrscheinlich Geistlicher waren. Und so war es wirklich. Als er erst ein wenig genauer Bescheid erhalten hatte, konnte er sich natürlich sehr wohl besinnen und war so liebenswürdig zu sagen, daß ich mich seit 64 nicht sehr verändert hätte — ich fange auch erst seit den letzten drei, vier Jahren an, grau zu werden. Da erfuhr ich denn auch, wo Gablenz in jener Nacht in Quartier gelegen hat, und das hat ja ein gewisses historisches Interesse.

Nicht lange darauf krochen wir in unsre Bettbänke, und ich dachte schon, daß Rask schliefe, als er plötzlich ganz unmotivirt ausrief: Ich will gern glauben, daß der Major — oder Oberst ist er ja wohl eigentlich — Recht hat mit seiner Behauptung, daß man eine Stimme noch lange nachher wiedererkennen könne, aber das andre, was er sagte, daß man gleich hören könne, was durch eine Stimme hindurchklingt, darüber bin ich nicht so ganz mit ihm einig. Könnte man das, dann —

Nun, was dann?

Ach, nichts!

Nun, nichts weiter? Gute Nacht! —

Am nächsten Tage — es war der letzte — veranstalteten wir zuerst eine Suche. Die Spürhunde des Barons waren ein paar prächtige Tiere: rot und schwarz gefleckt, fein und doch kräftig gebaut, genau so, wie sie Otto Bache gemalt hat. Es war auch herzerfreuend, sie anschlagen und kläffen zu hören, bald dicht hinter einem, und einen Augenblick später so weit entfernt, daß man sie kaum hören konnte. Ein paar mal gelang es den unermüdlichen Tieren ja auch wirklich, dem einen der kleinen grauen Hasen den Weg abzuschneiden, sodaß er gerade auf die Schützen loskam und jedenfalls mit Salut begrüßt wurde. Auf die Dauer aber erschien uns Dänen doch diese Jagd etwas einförmig. Der Baron dagegen war so recht in seinem Element, und es war deutlich zu merken, daß ihm eine solche Suche die liebste Jagd war; er war ebenso unermüdlich wie die Hunde, lief, ohne jemals zu straucheln, über den dicht bewachsenen Waldboden, wo die Heidelbeersträuche eine Unzahl von Fallgruben verdeckten, und sprang so leicht und so elastisch wie eine Feder, die zurückschnellt, über die zahllosen, spitzen Zäune. Er erhielt denn auch einen Hasen für seine Mühe und war seelenfroh.

Die letzte Jagd den See entlang war eine Auerhahnjagd, wo die Treiber durch dichten Tannenwald hindurch mußten. Ich stand ganz unten am Ufer, Rask rechts von mir, am Ende des Waldes. Es war eine lange, lange Pause, ehe die Treiber ans Werk gingen. Ein Vogel kommt in kurzen, schnellen, wellenförmigen Schwingungen daher — das ist eine Schnepfe! Flieg in Frieden! Da ist ein Birkhuhn — ach, es ist eine Henne! Aber der Major versieht sich und schießt trotzdem — nein, er schießt zum Glück vorbei, also sind wir der Pflicht überhoben, ihn anzuzeigen. Die Treiber sind ungefähr in gleicher Linie mit uns, ich bin schon im Begriff, meine Hähne abzustellen, und kann sehen, daß Rask dasselbe thun will, als ganz unerwartet ein mächtiger Auerhahn aus dem Dickicht herausbraust,

Digitized by Google

gerade über seinem Kopf. Er legt die Flinte an die Wange, der Schuß kracht, und der große Vogel, ein prächtiger Hahn, steigt schräg auf, klappt dann plötzlich die Flügel zusammen und fällt auf das Dach der kleinen Hütte am Wege nieder.

Das war ein schöner Beschluß der Jagd, und auf dem Heimwege hielt ich denn auch Rask einen kleinen beweglichen Vortrag, daß er froh und dankbar sein und dem Glück vertrauen müsse. Er hörte mich sehr artig an — es wäre Unrecht, etwas andres behaupten zu wollen —, aber plötzlich griff er sich an die Brust, suchte in einer innern Tasche, suchte dann in einer Außentasche und fragte mich endlich ganz erregt, ob ich nicht etwa gesehen hätte, daß er etwas verloren habe.

Was denn? fragte ich natürlich.

Ach, nichts Bestimmtes, ich weiß nicht — antwortet er und will umkehren. In demselben Augenblick höre ich Madsens Stimme hinter mir rufen: Hexe! Willst du wohl kommen. Hierher, Hexe! Und als ich mich umdrehe, sehe ich den Köter herbeieilen und Madsen hinterdreintrotteln. Er rief und rief, aber es half nicht. Der Hund stürzte auf uns zu, setzte sich vor Rask auf die Hinterpfoten und präsentirte ihm äußerst galant einen braunen Damenhandschuh, den er im Maule hielt.

Ist das nicht ein eigentümlicher Hund! rief Madsen ganz begeistert aus. Er hat gespürt, daß Herr Rask etwas verloren hat, und da kann ich rufen, so viel ich will, er bringt das, was er gefunden hat, nur dem Besitzer zurück.

Diesmal hat sich Hexe aber doch geirrt, sagte ich.

Wieso? fragte Madsen ganz erstaunt.

Ja; denn das ist Fräulein Annas Handschuh, ich weiß zufällig, daß sie ihn verloren hat, fügte ich hinzu und nahm Rask das corpus delicti aus der Hand. Er sah aus wie ein Dieb, der zum erstenmal auf frischer That ertappt wird.

Ich wollte gleich, als wir nach Hause kamen, heimlich mit Anna sprechen und ihr den Handschuh mit ein paar wohlgewählten Worten wiedergeben, aber es dauerte lange, bis ich eine passende Gelegenheit finden konnte. Zuerst hieß es, sie mache Toilette, und ins Zimmer kam sie nicht, bis wir zu Tische gingen, und als wir uns endlich erhoben, war sie verschwunden — sie hatte offenbar das consilium maternum abeundi erhalten. Erst um die Schlafenszeit — der Major und Rask hatten eben Gute Nacht gesagt und waren in ihre Zimmer gegangen — holte ich sie mir in eine Ecke, gab ihr den Handschuh und sagte: Du hast ihn vor zwei Tagen auf der Station verloren, und heute hat ihn Rask unten am Runnarsee verloren, nun kannst du dir selbst einen Vers darauf machen, mein liebes Kind. Dann sagte auch ich Gute Nacht.

Drinnen im Schlafzimmer saß Rask auf dem Rande seiner Bettbank und sah ganz verzweifelt aus — das war nun einmal seine Spezialität geworden. Plötzlich aber erhob er den Kopf, machte eine unwillkürliche Bewegung mit der Hand, als wollte er mich zum Schweigen bringen, und lauschte.

Aus dem Wohnzimmer erklang Musik; auf dem kleinen Harmonium wurde präludirt, und plötzlich ertönte Annas Stimme, es war das „Lenzlied im Herbst“:

Draußen kalte Stürme gehen,
Flatternd fiel des Laubes Gold,
Doch in meinem Herzen wehen
Frühlingslüfte mild und hold.
Lenzesglanz hat sich ergossen,
Lieblich ist die Flur erblüht;
Ja, die Rose steht erschlossen,
Und die Rose weckt mein Lied.

Digitized by Google

Jetzt konnte sie singen! Es war eine Menschenseele, die ihre Wonne hinausjubelte, hinausjubelte in Tönen, die von Herzen kamen und zu Herzen drangen, und der, dem das Lied eine Botschaft bringen sollte, verstand sie auch gleich. Rask sprang auf, als der letzte Ton verstummt war, stürzte ins Wohnzimmer hinein, zu Anna!

Was ist denn eigentlich nun noch zu erzählen? Am nächsten Morgen brachen wir auf, eine Gesellschaft von glücklichen Menschen, und die Ausbeute unsers Jagdausflugs waren: vier Birkhähne, drei Auerhähne, zwei Hasen und ein Brautpaar.

Vor der Abreise schenkte Rask Madsen ein blankes Zwanzigkronenstück, wofür dieser sehr dankbar war; er hatte aber doch auch seine Bedenken. Hier ist niemand, der es mir wechseln könnte, sagte er zu mir, ich muß ganz bis an die Station hinunter, um es zu wechseln, und das sind zwei Meilen — noch dazu schwedische Meilen — das wird ein saures Stück Arbeit. Nein, in Dänemark ist es doch besser. Das ist doch auch mein Vaterland, und da sind keine Berge, und eine Meile ist nicht so lang wie hier in Schweden. Ich hab mir die Sache auch überlegt, und wenn mir Herr Holgersen kündigt, was er voraussichtlich thun wird, dann will ich zu meiner Frau zurück und bei ihr bleiben, wenigstens bis die Hühnerjagd anfängt; ich glaube, ich will ihr doch lieber den Kaffee ans Bett bringen, als hier in den Wäldern herumzutrampeln. Adieu, lassen Sie sichs gut gehen, und wenn Sie zufällig meine Frau sehen sollten, dann grüßen Sie sie, bitte, von mir.

In der Hafenstraße traf der Major bei der Rückkehr seinen Freund, den Zollassistenten.

Haben Sie denn einen Wolf mitgebracht? fragte dieser.

Nein, aber es ist nicht meine Schuld. Denken Sie nur, ich stehe in einem Hohlweg Posten, als ich die Zweige vor mir knacken hörte; ich wußte sofort, daß das Meister Isegrim war, und stand parat, die Flinte an der Wange, den Finger am Hahn. Im nächsten Augenblick kam die Bestie an mir vorbei, nicht zehn Ellen von mir entfernt, und da mußte ich sie vorbeigehen lassen.

Aber warum denn? Hatten Sie denn vergessen, mit Wolfspatronen zu laden?

Nein, aber es war eine Wölfin, und nach dem 23. Dezember ist bekanntlich Schonzeit.

Das war doch ein Jammer!

Freilich war es das, aber das sind nun einmal Schickungen, in die man sich fügen muß! Adieu!

Einen Augenblick später hatte sich die Jagdgesellschaft aufgelöst.

Rask und Anna sind so glücklich, wie es den Menschenkindern hier auf Erden nur vergönnt ist, und er ist ein tüchtiger Kerl geworden. Nur eins kann ich ihm noch immer nicht verzeihen, daß er nämlich Anna damals nicht Zeit ließ, auch die beiden andern Verse zu singen, denn so, wie sie an jenem Abend in Schweden sang, singt man nur einmal in seinem Leben.

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Für das Flottengesetz. In einem Aufruf mit mehr als zweihundertfünfzig Unterschriften werden alle „Angehörigen von Handel und Industrie, von Groß- und Kleingewerbe, die gewillt sind, für die Zwecke der Flottenvorlage einzutreten," zu einer Versammlung im Hotel Kaiserhof in Berlin für Donnerstag den 13. Januar 1898 eingeladen. Ein solcher Aufruf mit solchen Unterschriften ist an sich schon eine erfreuliche Kundgebung und wird den „Ältesten der Berliner Kaufmannschaft" ein Licht darüber aufstecken, wie kläglich sie sich und die Reichshauptstadt durch ihren ablehnenden Beschluß blamirt haben. Der kurze Text des Aufrufs, der es verdient, als gewichtiges Aktenstück den Annalen unsrer neuen Handelspolitik eingereiht zu werden, lautet wie folgt: „Mit dem Entwurf eines Gesetzes, betreffend die deutsche Flotte, haben die verbündeten Regierungen den ernsten Willen kundgegeben, eine den überseeischen, politischen und wirtschaftlichen Interessen des Reiches entsprechende, seinen Gesamtverhältnissen angepaßte stärkere Kriegsmacht zur See zu schaffen und deren Bestand zu sichern. Mit weiten Kreisen des deutschen Volkes teilen wir die Ueberzeugung, daß die Ehre, das Ansehen und die Machtstellung unsers Vaterlands wesentlich abhängig ist nicht nur von der Kraft, seine Küsten gegen feindliche Angriffe zu sichern, sondern auch von einem wirksamen Schutze des deutschen Handels und der deutschen Staatsangehörigen im Auslande. Der deutsche Ausfuhrhandel und die von demselben abhängige Gütererzeugung im deutschen Vaterlande wachsen von Jahr zu Jahr. Millionen unsrer Staatsangehörigen sind in ihrem Lebensunterhalte, in ihrer ganzen Existenz davon abhängig, daß unsrer Nation auch in der Pflege und dem Schutze dieser Interessen ihre Pflicht thue. Deshalb ist die Frage der Verstärkung und Ausgestaltung unsrer Kriegsflotte für uns nicht bloß eine politische, sondern in noch höherm Grade eine wirtschaftliche Notwendigkeit, und wir halten es für die Pflicht von Handel und Industrie, von Groß- und Kleingewerbe, in diesem Sinne öffentlich Zeugnis abzulegen."

Klar und bestimmt ist hier die handelspolitische Bedeutung der kaiserlichen Flottenpläne von den kompetentesten Sachverständigen anerkannt und ausgesprochen, und kein Hinterthürchen bleibt für das unverständige Verhalten der zur Fahne Richters und Singers schwörenden christlichen und jüdischen Vertreter von Handel und Gewerbe in Deutschland mehr offen. Auch nicht die Hinterthür, an der man mit der bekannten Taktik der parteipolitischen Klopffechterei sofort zu rütteln und zu schütteln versuchen wird: die Parteistellung der Unterzeichner. Die Unterzeichner hängen nicht von dem Ringe der mit den Agrariern paktirenden Hochschutzzöllner oder den zünftlerischen Mittelstandsagitatoren ab, von dem auch wir für die gedeihliche Entwicklung unsrer Handelspolitik nichts Gutes hoffen. Die wenigen, die diesem Lager angehören, bedeuten nichts gegenüber den mehr als zweihundert Männern, die der deutsche Handels- und Gewerbestand hinreichend als bewährte Vertreter einer weitsichtigen, freiheitlichen und arbeiterfreundlichen Handels-, Gewerbe- und Sozialpolitik kennt. Es ist vor allem darauf hinzuweisen, daß schon etwa achtzig Handelskammern des deutschen Reichs durch ihre Vorsitzenden dem Aufruf beigetreten sind. Allein über fünfzig Vorsitzende und Mitglieder süddeutscher Handels- und Gewerbekammern sind unter den Unterzeichnern vertreten, auch die sächsischen und thüringischen Kammern fast vollzählig. Aus Preußen neben Rheinland-Westfalen namentlich die Provinzen Sachsen, Schlesien, Hannover. Zu neun Zehnteln überhaupt das Binnenland, dessen gewaltige Export- und Seeinteressenten dadurch deutlich zum Ausdruck gebracht

Digitized by Google

werden. Auch Berlins Handelswelt protestirt durch eine Anzahl bedeutender Namen gegen die Befangenheit der „Ältesten“ und der hinter ihnen stehenden demokratischen und sozialdemokratischen Wähler. Es soll den Herren von Mendelssohn-Bartholdy, Caro, Rathenau, Schwabach, Winterfeldt usw. nicht vergessen werden, daß sie unabhängig genug denken, dem unpatriotischen Philisterium der Berliner Großhändler und Großindustriellen und des ganzen Krämertums an der Spree offen die Gefolgschaft zu kündigen und sich für die neue Handelspolitik des deutschen Reichs zu erklären. Möge ihr Beispiel bald kräftig wirken. Die Versammlung am 13. Januar wird eine ganz andre Bedeutung haben, als die einer Tageskundgebung, die einen augenblicklichen Druck auf parlamentarische Verhandlungen ausüben soll. Deutschlands Handelspolitik steht vor einer epochemachenden Wendung. Wir können nicht mehr zurück zu der nationalen Selbstgenügsamkeit des alten Agrarstaats. Der Kaiser, den die Pflicht seines hohen Amts zwingt, des Reiches Mehrer zu werden, sieht sich auf das Verständnis, den Beistand, den Patriotismus des deutschen Kaufmanns angewiesen. Dem Handelsstande muß seine Bedeutung für die deutsche Politik endlich klar gemacht werden, er muß zu der politischen Reife erzogen werden, die den Engländer, mag er im übrigen Freund oder Gegner seiner jeweiligen Regierung sein, überall zum zuverlässigen Helfer der Staatsgewalt macht, wo es gilt, weit ausblickend für den nationalen Handel zu sorgen. Diese Erkenntnis ist noch wichtiger, noch unerläßlicher als das heutige Flottengesetz selbst, und dazu kann am 13. Januar viel gethan werden, wenn die Veranstalter der Versammlung den großen Zweck nicht über kleinen Augenblickserfolgen aus den Augen verlieren. Die Herren Hochschutzzöllner und Zünftler sollten einmal bescheidentlich auf die erste Geige verzichten.

Eisenbahnunfälle und Alkoholmißbrauch. Der letzte Sommer hat uns eine erschreckende Anzahl von Eisenbahnunfällen gebracht, und auch jetzt, wo die Reisezeit vorüber ist, vergeht kaum ein Tag, wo nicht der Telegraph einen oder mehrere Eisenbahnunfälle aus den verschiedensten Teilen des Reichs meldete. Das Publikum ist von einer großen Beunruhigung ergriffen, und mit Recht fragt man nach den Ursachen solcher Häufungen und sucht den verschiedenartigen Mißständen, die ohne Frage bestehen, auf die Spur zu kommen, um auf Abstellung zu dringen. Solche Mißstände sind in den meisten Zeitungen von den verschiedensten Seiten mehr oder weniger eingehend erörtert worden. Ich fühle mich nicht dazu berufen, sie hier alle kritisch zu beleuchten, ich will mich darauf beschränken auf einen hinzuweisen, der höchstens hie und da einmal andeutungsweise erwähnt worden ist, aber im allgemeinen nicht die verdiente Beachtung gefunden hat, obgleich er erfahrungsgemäß bei Unfällen eine wesentliche Rolle spielt. Ich meine den Alkoholmißbrauch.

Es ist bekannt, daß angetrunkne oder betrunkne Personen häufig Unglücksfälle verursachen, die nicht nur ihnen selbst, sondern manchmal auch Unbeteiligten verhängnisvoll werden. Wie die Statistik lehrt, ist die Zahl der durch Alkoholmißbrauch veranlaßten tötlichen Unfälle nicht unbedeutend. Im Königreich Preußen sind in den fünf Jahren von 1869 bis 1873 durch Verunglückungen 33321 Personen ums Leben gekommen; und von diesen war bei 1554 = 4,65 Prozent der tötliche Unfall auf Alkoholmißbrauch der Betroffnen zurückzuführen. Im Königreich Sachsen sind in den dreißig Jahren von 1847 bis 1876 17739 Personen durch Unfälle zu Grunde gegangen, von denen sich bei 1111 = 6,2 Prozent Trunkenheit und Trunksucht als Ursache ermitteln ließ. Nach einer den Statistischen Jahrbüchern

Digitized by Google

der Schweiz entnommnen Zusammenstellung sind dort im Jahre 1895 von 1342 tötlichen Verunglückungen bei Männern 75 = 6,5 Prozent im Rausch oder im Säuferwahnsinn vorgekommen. Bei allen diesen Statistiken ist aber zu bedenken, daß sich unter den Verunglückten zahlreiche Kinder unter fünfzehn Jahren befinden; wenn man nur die Erwachsenen berücksichtigte, so würden sich wesentlich höhere Prozentzahlen ergeben. Ferner sind dabei die durch Schuld von Betrunknen herbeigeführten Verunglückungen andrer gar nicht berücksichtigt.

In welchen engen Beziehungen der Alkohol zu den Unfällen steht, geht auch daraus hervor, welche Rolle der Sonntag und der Montag in der Unfallstatistik spielen. In der Düsseldorfer Werkmeisterzeitung wurde vor einigen Jahren der statistische Nachweis geliefert, daß auf den Montag die meisten Verunglückungen fallen. Auch nach den Nachrichten des deutschen Reichsversicherungsamts vom Jahre 1890 wird die Durchschnittszahl der Unfälle am Montag bedeutend überschritten, z. B. bei der Fuhrwerksgenossenschaft um 69 Prozent, bei den Brauern um 60 Prozent, bei den Steinhauern um 50 Prozent; die meisten Verunglückungen fallen charakteristischerweise in die Zeit zwischen 6 und 9 Uhr morgens, dann kommt die Zeit zwischen 9 und 12 Uhr. Nach den Erfahrungen der Unfallversicherungsgesellschaften hat sich herausgestellt, daß sich die Unfälle am Sonntag Abend von 7 bis 12, besonders aber von 10 bis 11 in erschreckender Weise häufen, und daß sich in dieser kurzen Zeit beinahe ebenso viel Unfälle ereignen wie durchschnittlich an jedem Tag der Woche; am Montag tritt dann noch eine wesentliche Vermehrung der Unfälle ein. Ebenso erfordert nach den Berichten der Münchner freiwilligen Rettungsgesellschaft vom Jahre 1894 bis 1896 der Montag den größten Prozentsatz der Hilfeleistungen. In den Jahren 1894 und 1895 fielen auf den Montag 17,38 Prozent (1896 : 16,53 Prozent) Hilfeleistungen, dann kommen die Sonn- und Feiertage mit beinahe 16 Prozent (1896 : 16,09 Prozent) und dann der Dienstag mit 15,63 Prozent (1896 : 14,27 Prozent). Auch die Spitäler weisen am Montag eine bedeutende Steigerung der Aufnahmezahl der Verunglückten auf.

Die Erfahrung, daß der Trunk die Unfallwahrscheinlichkeit steigert, hat die Schweizer Unfallversicherungsgesellschaft veranlaßt, „Totalabstinenten“ einen Rabatt von 10 Prozent zu gewähren. In der Erwägung, daß die Sicherheit des Eisenbahnbetriebes, der wie kaum ein andrer die volle Aufmerksamkeit, Geistesgegenwart und Leistungsfähigkeit des Personals erfordert, durch das Trinken gefährdet wird, da kleine Versehen die größten Gefahren für Hunderte von Menschenleben herbeiführen können, haben große englische und amerikanische Eisenbahngesellschaften ihren Angestellten den Alkohol ganz verboten. Auf der Linie der englischen Great Western Railway dürfen den Beamten und Arbeitern (2000 an der Zahl) keine alkoholischen Getränke verabreicht werden, weil man die Erfahrung gemacht hat, daß die meisten auf ein Verschulden von Beamten zurückzuführenden Betriebsunfälle in angetrunknem Zustande herbeigeführt worden waren. Unter den englischen Eisenbahnbeamten giebt es nicht weniger als 50000 „Abstinenten.“ Die Angestellten der Great Western Railway bilden einen besondern Abstinentenverein mit 700 Mitgliedern. Diese Eisenbahnlinie wird vom Publikum besonders bevorzugt, weil es dort sichrer zu fahren glaubt.

Die praktischen Amerikaner haben längst die Notwendigkeit eingesehen, daß zu dem verantwortungsvollen Eisenbahndienst nur nüchterne Leute passen. Eine an die Direktionen von fünfundzwanzig amerikanischen Eisenbahngesellschaften (mit 200000 Angestellten) gerichtete Anfrage hat vollständige Übereinstimmung darüber ergeben, daß gewohnheitsmäßiges Trinken die Leute für ihren Dienst untauglich

Digitized by Google

macht. Achtzehn Direktionen verlangen gänzliche Enthaltsamkeit im Zugdienst, manche sogar in allen Dienstzweigen; alle fünfundzwanzig aber geben „Abstinenten“ bei der Anstellung den Vorzug. Der Direktor der Seabored Aire Line schreibt: „Auf keiner unsrer Linien lassen wir jemanden, der Alkohol trinkt, eine verantwortliche Stellung bekleiden. Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß man sich auf solche Leute nicht verlassen kann, und wir wollen nicht das Leben des Publikums, das unsre Züge benutzt, aufs Spiel setzen.“ Die Gesellschaft Canadian Pacific Railroad hat das Land neben ihren Stationen nur unter der Bedingung verkauft, daß keine geistigen Getränke dort ausgeschenkt würden, widrigenfalls der Verkauf als ungiltig betrachtet werden und das Land an die Gesellschaft zurückfallen soll. Die Eisenbahngesellschaft Chicago and Northwestern Railway hat bekannt gemacht, daß jeder Angestellte, der beim Betreten oder Verlassen einer Wirtschaft betroffen wird oder nach Alkohol riecht, entlassen wird. Ebenso energisch verfährt der Pittsburgh and Western Railroad, er läßt seine Angestellten scharf überwachen und entläßt jeden, der der Übertretung des Verbots, Spirituosen zu trinken, überführt wird. „Die Phrase von der persönlichen Freiheit, so schließt der Bericht über die Enquete, gilt nicht für einen Dienst, zu dem nüchterne Leute und helle Köpfe nötig sind.“

In Belgien hat sich der Minister der Eisenbahnen, Posten und Telegraphen vor einiger Zeit veranlaßt gesehen, allen Angestellten seines Ressorts den Verkauf geistiger Getränke zu verbieten. Er rechtfertigte die Maßregel vor der Kammer mit den Worten: „1400 Angestellte meines Ressorts betreiben Wirtschaften, und da wundert man sich, daß so oft Angestellte wegen Trunkenheit im Dienst bestraft werden müssen! Das Übel liegt in den 1400 Wirtschaften. Man wundert sich, daß 800 Arbeiter jährlich verunglücken. Die Hälfte dieser Unfälle ist eine Folge des Alkoholmißbrauchs, und dieser Mißbrauch wird in den Kneipen unsrer Angestellten getrieben.“

Wie steht es nun bei uns in Deutschland? Es soll nicht behauptet werden, daß unsre Eisenbahnbediensteten mehr als andre Berufsstände dem Alkoholgenusse fröhnten, aber Temperenzler sind sie alle mit einander nicht. Besonders unter den Stationsvorstehern und andern Angestellten der kleinern Stationen giebt es viele, die aus langer Weile oder aus andrer Ursache dem Alkohol mehr huldigen, als es für die Sicherheit des Betriebes und des Publikums dienlich ist. Und wie oft kann man beobachten, daß Zugführer fast auf jeder Station ein Gläschen (oder auch mehrere) „genehmigen.“ Besondre Beachtung verdienen die Ausführungen eines höhern Eisenbahnbeamten, des Eisenbahndirektors de Terra in Guben, aus Anlaß einer soeben veranstalteten Enquete über den Alkoholmißbrauch auf Arbeitsplätzen. Da heißt es: „Es ist nicht zu leugnen, daß die vielen Bahnhofswirtschaften, an denen es in Norddeutschland selbst an den unbedeutenden Haltestellen kaum irgendwo fehlt, eine höchst unheilvolle Wirkung ausüben. Gerade auf den Bahnhöfen, die verhältnismäßig schwachen Verkehr haben, und wo der Dienst infolge dessen das Personal nicht in gleich angestrengter und fortdauernder Thätigkeit erhält wie an größern Verkehrsplätzen, bieten sie den Eisenbahnbediensteten willkommne Gelegenheit zum Trinken. Von dem Publikum, das ein Interesse daran hat, sich mit dem Eisenbahnpersonal auf guten Fuß zu stellen, weil es vielfach auf seine Gefälligkeiten angewiesen ist, werden die Bediensteten häufig mit einem Glase Bier oder auch mit einem Schnäpschen bewirtet, nur weil die Gelegenheit dazu bei der Hand ist. Daß solche Libationen namentlich, wenn sie sich während der Dienstdauer mehrfach wiederholen, die Klarheit des Denkens, Handelns und

Digitized by Google

Disponirens bei dem betreffenden Personal beeinträchtigen, seine Leistungen nach Umfang und Beschaffenheit vermindern, liegt auf der Hand. Aber auch außerhalb der Dienststunden sind diese Bahnhofswirtschaften für das auf den Bahnhöfen oder in ihrer Nähe wohnende (übernachtende) Personal ein steter Anreiz zum Trinken, dem sich namentlich dort schwer widerstehen läßt, wo es an andern Gelegenheiten zu geselliger Vereinigung fehlt. Der nachteilige Einfluß eines solchen fortgesetzten Wirtshausbesuches auch auf die von Haus aus nicht zur Unmäßigkeit neigenden Bediensteten braucht wohl kaum besonders hervorgehoben zu werden."

So liegen die Verhältnisse. Nun ist ja wohl anzunehmen, daß offenkundige Trunkenheit im Dienste bestraft wird — ob sie, wie es im Interesse der allgemeinen Sicherheit der Fall sein müßte, zur sofortigen Dienstentlassung führt, erscheint sehr zweifelhaft, da man ja gerade bezüglich dieses Punktes sehr nachsichtig zu sein pflegt —, aber wieviele Fälle von Trunkenheit entgehen den Augen der Vorgesetzten, wieviele bleiben ihnen unbekannt, und welche Mengen gehören oft dazu, um bei „trinkfesten" Naturen deutliche Trunkenheit herbeizuführen, während doch nachgewiesen ist, daß schon geringe Mengen Alkohol, wie sie in ein bis zwei Gläsern Bier enthalten sind, die geistigen Fähigkeiten, besonders das Denken und Kombiniren, herabsetzen. Es wird sich schwer feststellen lassen, einen wie großen Anteil der Alkohol an den Eisenbahnunfällen des letzten Jahres gehabt hat. Daß er aber überhaupt einen Anteil daran gehabt hat, erscheint nach dem konstanten Verhältnis, in dem sich bei Unfällen Alkoholmißbrauch als Ursache nachweisen läßt, unzweifelhaft.

Die Eisenbahnbehörden haben die Pflicht, alles zu beseitigen, was die Sicherheit des Publikums, von dem sich täglich vielleicht Hunderttausende ihrem Betriebe anvertrauen, nur irgendwie gefährden könnte, und das Publikum hat das Recht, das nachdrücklich zu fordern. Es wird daher auch verlangen dürfen, daß im Eisenbahndienst nur nüchterne Leute angestellt und geduldet werden, und daß das Trinken wenigstens während der Dienstzeit gänzlich verboten wird. „Die Phrase von der persönlichen Freiheit gilt nicht für einen Dienst, wo nüchterne Leute und helle Köpfe nötig sind."

Litteratur

Ostasiatisches. Wie vorauseilende Wolken sind seit einigen Jahren in wachsender Zahl an unserm litterarischen Horizont Werke über China, Japan und Korea aufgetaucht, die die Stürme verkündeten, die dort aus dem Eindringen der westeuropäischen Kultur in die altgewordne ostasiatische Welt entstehen. Japan hat sich nach heftigen innern Kämpfen verjüngt nach außen gewandt und das große China in einem kurzen, an raschen, unerwarteten Entscheidungen reichen Kriege besiegt, so wie ein wohlgerüsteter, junger Ringer einen Greis niederwirft, der einst weise war, jetzt aber nur schwach ist. Japan hat sein Inselreich um das herrliche Formosa vergrößert, aber in Korea, wo es neuen Boden für seinen Volksüberfluß zu finden hoffte, tritt ihm Rußland entgegen, und die beiden stehen sich nun in Soeul wie zwei Kampfbereite gegenüber, von denen jeder die Bewegungen des andern argwöhnisch überwacht. Für die übrige Welt hat das den Vorteil

Digitized by Google

daß Korea, das bis vor zehn Jahren das verschlossenste Land der Erde war, geöffnet wird und uns manche anziehende Variation über das Thema der altchinesischen Kultur zeigt. Wird sich China von dem Schlag erholen, den es empfangen hat? Es scheint nicht so. Rußland hat sich die Mandschurei so gut wie angeeignet: es baut mit seinen Arbeitern und seinem Geld und neuerdings auch unter der Bedeckung seiner Kosaken die mandschurische Bahn und erachtet das Land bis zum Busen von Petschili als unter seinem Schutz stehend. Auf die vortrefflichen Häfen Port Arthur und Talienwau hat es 1896 in einem Geheimvertrag zu Peking eine Art von Vorrecht erworben. Unterdessen läßt sich England in Südchina den Westfluß öffnen und erwirbt Grenzstriche und Wegerechte von Birma her, während Frankreich seinen Besitzstand in Tonkin sicherstellt und sich das Recht auf Eisenbahnbauten in Jünnan gesichert hat. Offenbar hat die Teilung von China begonnen, und die letzten Ereignisse auf der Halbinsel Schantung zeigen, daß auch Deutschland zur Stelle ist, nachdem es wirtschaftlich und wissenschaftlich mit in erster Linie gearbeitet hat, um uns Ostasien so nahe zu bringen. Es wäre gerade jetzt eine schöne Aufgabe für ruhigere Stunden oder vielmehr Tage, besonders den geistigen Anteil der Deutschen an der Hervorhebung Ostasiens aus der Tiefe der fast völligen Entrücktheit zu schildern von Engelbert Kämpfer und den Jesuitenvätern an, die China im siebzehnten Jahrhundert geodätisch aufgenommen und musterhaft kartographisch dargestellt haben, bis zu den deutschen Gelehrten, die in den letzten Jahren die Wissenschaft in Japan heimisch gemacht haben. Für heute mag es genügen, auf einige Erscheinungen hinzuweisen, wie sie der Tag dem Drange nach unterhaltender Belehrung bietet. Wir nennen zunächst:

China und Japan. Erlebnisse, Studien, Beobachtungen auf einer Reise um die Welt, von E. von Hesse-Wartegg. (Mit 44 Vollbildern, 132 in den Text gedruckten Abbildungen, Beilagen und einer Generalkarte von Ostasien. Leipzig, J. J. Weber, 1897.) Das erste, wodurch dieses Buch auffällt, ist der japanisirende Einband in Lederpapier, auf den der Titel in etwas plumpen, keilschriftartigen Buchstaben gedruckt ist. Auch das Innere zeigt neben Nachbildungen zahlreicher meist recht guter Photographien eine große Auswahl von Arabesken und Ornamenten im japanischen Geschmacke, denen freilich nicht immer die japanische Grazie und Stimmung eigen ist. In den Text wird man bestens eingeführt durch das Vorwort des Verfassers, der sich rühmt, daß frühere große Weltreisen und ihre Schilderung ihm vielleicht zu größerer Fertigkeit, geübterm, schärferm Blick für das verholfen hätten, was für den europäischen Leser von besonderm Wert ist. Wir erinnern uns nun zwar, daß gerade auch die frühern Schilderungen, aus denen dieses Buch zum Teil erwachsen ist, bei ihrer ersten Veröffentlichung in Zeitschriften Widerspruch fanden, lassen uns aber dadurch nicht abhalten, den Reichtum an Thatsachen und die gefällige, wenn auch manchmal banale Erzählungsweise des Buches anzuerkennen. Es will nicht eine flüchtige Reiseschilderung sein, sondern in die Natur und das Leben Chinas und Japans einführen. Es scheut nicht vor statistischen Zahlen zurück. Dazu hat der Verfasser auch einen Teil der vorhandnen Litteratur benutzt. Das Verzeichnis freilich, das er davon am Ende giebt, ist sehr lückenhaft. Es fehlen darin alle deutschen Werke, während sehr unbedeutende englische genannt sind. Es wird da wohl ein Versehen vorliegen. Im allgemeinen kann das Buch als eine zeitgemäße Gabe bezeichnet werden.

Nicht halb so groß wie Hesses Buch und doch von viel größerm Gewicht ist das Buch von M. von Brandt: Drei Jahre ostasiatischer Politik. 1894 bis 1897. (Stuttgart, Strecker und Moser.) Der Verfasser ist der einstige deutsche Gesandte

Digitized by Google

in China, ein Mann von unzweifelhaft großem Wissen und reicher Erfahrung in ostasiatischen Dingen, wohl der beste praktische Kenner Ostasiens in Deutschland. Die Leser der Grenzboten haben seinen Namen schon öfter rühmen hören. Dem vorliegenden Buche bestimmt er den Zweck, über die ostasiatischen Entwicklungen seit dem Kriege von 1894/95, da sie auch die europäischen Interessen stark in Mitleidenschaft ziehen, das Material zu selbständiger Beurteilung vorzulegen. Es besteht aus diplomatischen Schriftstücken und aus klaren, fesselnden Darstellungen über die chinesisch-japanischen Beziehungen, über die Stellung der fremden Mächte zu den Kriegführenden und über die japanische und die russische Politik in Korea. Ohne gerade dem, der die unübertrefflichen ostasiatischen Berichte der Times und die Hauptorgane der europäischen Presse in Ostasien kennt, neues zu bringen, ist das Buch doch eine treffliche Einführung in die plötzlich auch für uns brennend gewordne Frage der ostasiatisch-europäischen Beziehungen, außerdem anziehend durch die überlegen ruhige Beurteilung der Sachlage. Wir werden Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen.

Robert Graf Keyserling bringt in seinen Reiseskizzen Vom Japanischen Meer bis zum Ural (Breslau, Schlettersche Buchhandlung, 1898) einen sehr annehmbaren Beitrag zur Kenntnis von Sibirien. Gerade die durch die sibirische Eisenbahn und die Übernahme des Baues der mandschurischen Bahn durch Rußland uns jetzt näher gerückten südöstlichen Teile von Sibirien treten in diesen sehr lebhaften Schilderungen des mit Rußland und der russischen Litteratur nicht bloß obenhin bekannten, wahrheitsliebenden und sorgfältig beobachtenden Reisenden näher. Die Reise von Wladiwostok nach Irkutsk nimmt den größten Teil des Buches ein. Die Schilderung der Gesellschaft von Wladiwostok, der Sträflinge und Beamten von Sachalin, des Baues der Ussuribahn, des militärisch-politischen Mittelpunktes Chabarowsk, der an ein römisches Standlager im Barbarenland erinnert, der Dampfschiffahrt auf dem Amur, der Goldwäschereien an der Dschilinda und des noch immer belebten russisch-chinesisch-mongolischen Grenzmarktes Kiachta sind besonders lehrreich. Wer eine unterhaltende Schilderung sibirischer Zustände an der Schwelle der Umwälzungen gewinnen will, die die Eisenbahn bringen wird, dem kann man dieses Buch empfehlen. Wir wollen auch nicht vergessen, auf die zahlreichen Beiträge zur Kenntnis des wirtschaftlichen Einflusses der Deutschen hinzuweisen, die es bringt. Die Illustrationen sind anspruchslos, aber sie genügen.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 1. Vierteljahr des 57. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Leipzig, im Dezember 1897

Die Verlagshandlung

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410

Digitized by Google

Digitized by Google